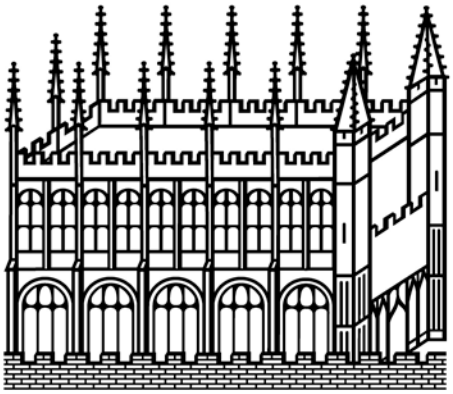


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

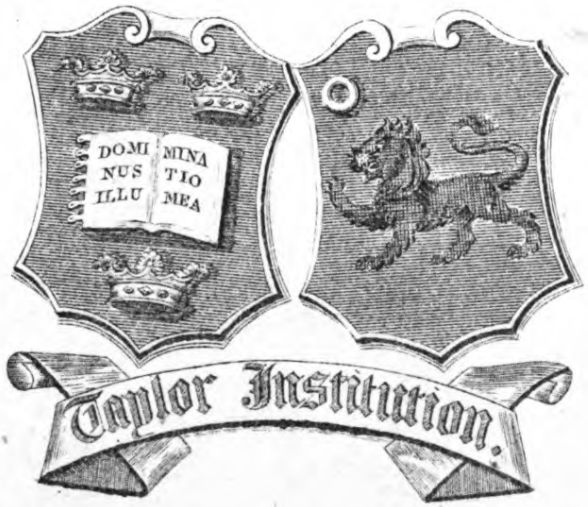
http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



163. a. 18.





Moritz Hartmann's

Gesammelte Werke.

Siebenter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1873.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Die Ausgeſtoßenen	3
Roſtet nicht	61
Die Gipsfigur	94
Eine Modeneſiſche Geſchichte	127
Der Flüchtling	153
Eine Stunde im Leuchtthurm	214
Nein	233
Deutſch, Franzöſiſch und Engliſch	257
Die letzte Montanini	281
Der goldene Schlüſſel	309
Das Schloß im Gebirge	348
Eine Entführung in Böhmen	374
Die Brüder Mathieu	401
Der alte Richter	464

Nach der Natur.

(Novellen.)

Die Ausgeſtoßenen.

Zu Anfang der Vierziger Jahre hielt ich mich in einer berühmten deutſchen Univerſitätsſtadt auf. Ich war mit allerlei Arbeiten überhäuft und bedurfte eines Abſchreibers, dem ich im Nothfalle auch in lateiniſcher Sprache diktiren konnte. Demgemäß ſetzte ich eine Anzeige in das Tageblatt, und ſchon am nächſten Morgen wurde meine Stube, trotz der geringen Bezahlung, die ich für ſtundenlange Arbeit anbot, von ſolchen Schaaren alter Studenten, Kandidaten, Magiſter und Doktoren geſtürmt, daß ich über das Elend, auf das ich aus dieſem Umſtand als in der gelehrten Welt herrſchend ſchließen durfte, entſetzt war. Freilich waren unter den Bewerbern um dieſe kümmerliche Stelle Viele, denen man es anſah, daß ſie ganz oder zum Theil ihr Elend ſelbſt verſchuldet hatten, aber auch Andere, die offenbar ein trübes Loos unverſchuldet trugen. Unter dieſen Letzteren fiel mir beſonders Einer auf, der mit keinem Titel eines Kandidaten oder Doktors prahlte, den jedoch ein Ausdruck voll Wehmuth im ganzen Geſichte, eine tiefgefurchte, ſehr intelligente und eben ſo kummervolle Stirne empfahl. Er nannte ſich einfach Karl Möbius, und ſobald man ſeinen Namen wußte, bildete man ſich auch ein, daß man die lateiniſche Endung hätte errathen können; denn er ſah ganz ſo aus wie Einer, der von jenen Gelehrten früherer Jahrhunderte abſtammt, denen ihr deutſcher Name zu profan klang. Indeſſen trug er von ſeiner

Gelehrſamkeit nichts zur Schau. Beſcheiden ſetzte er ſich hin, kopirte oder ſchrieb, was man ihm diktirte, ohne irgend welche Bemerkung zu machen.

Erſt nach einigen Tagen entdeckte ich, daß ich einen wahrhaften Gelehrten engagirt hatte, und zwar einen, der bei Weitem mehr wußte, als ich ſelber. Er erſparte mir manches Nachſchlagen und Suchen in den Büchern, denn er war ein lebendiges lateiniſches und griechiſches Lexikon und außerdem auf hiſtoriſchem, philologiſchem und archäologiſchem Felde eine wahrhafte Enzyklopädie. Jeden Tag machte ich eine neue Entdeckung, fand ich in ihm eine neue Fundgrube des Wiſſens. Jeden Tag mußte ich neu erſtaunen, und bald war ich ſo weit gekommen, daß ich mich vor ihm meiner Arbeiten und meines verhältnißmäßig geringen Wiſſens geſchämt haben würde, wenn ich ihn nicht ſchon nach zwei Wochen gemeinſchaftlicher Arbeit halb und halb als meinen Lehrer und ganz als meinen Mitarbeiter und Vertrauten betrachtet hätte. Ich legte jede falſche Scham bei Seite, berathſchlagte und beſprach mich mit ihm über den Gegenſtand meiner Arbeit, und es ſtellte ſich, trotz ſeiner Zurückhaltung, zwiſchen uns Beiden ein ziemlich vertrautes Verhältniß her. Dieſes wurde ſeinerſeits durch Dankbarkeit genährt, da es mir in Folge meiner Verbindungen mit Buchhändlern gelang, ihm allerlei Erwerbsquellen zu eröffnen, die, wie er mir offenherzig ſagte, ſeine Einkünfte auf einen von ihm bisher unerreichten Grad erhoben und ſeine Sorgen bedeutend verminderten. Ich erfuhr bei dieſer Gelegenheit, daß er Vater von drei Kindern war, und er machte mir kein Hehl daraus, daß er ſeit Jahren mit dem grauſamſten Mangel zu kämpfen hatte. Das fiel mir auf, denn Herr Möbius hatte nichts von jener Unbeholfenheit vieler deutſcher Gelehrten, welche ſie an Ausbeutung und Benützung ihres Wiſſens verhindert; er ſah im Gegentheil trotz ſeines melancholiſchen und gedrückten Weſens wie ein Mann aus, der, ausgerüſtet mit ſo reichen Kenntniſſen, wie er war, überall in der Welt ſein Glück machen müßte. Sein beſcheidenes Weſen, ſein formvolles Be-

nehmen, der wohlwollende Blick ſeiner Augen, ſelbſt ſchon der klangvolle Ton ſeiner Stimme mußten für ihn einnehmen und Jeden, an den er ſich wandte, zu näherer Prüfung ſeiner Verdienſte auffordern. Wie viel unverdientes Unglück es auch in der Welt geben möge, wie viel Verdienſt auch nicht anerkannt wird, ſo gibt es doch auch immer viele Menſchen, von denen man ſich ſagen muß, daß ſie, trotz der Bereitwilligkeit der Welt, ungerecht zu ſein, nothwendig ihren Weg machen müſſen, wenn auch manchmal etwas ſpäter, als ſie es verdienen — und zu dieſen Menſchen gehörte unſtreitig Herr Karl Möbius. Es war mir deßhalb doppelt auffallend, daß er, der bereits tief in den Dreißigen ſtand, ſich noch immer nicht eine Stellung gemacht hatte, die ihn vor dem Mangel, über den er klagte, geſchützt haben würde.

Das Räthſel konnte in dem Umſtande, daß er Theologie ſtudirt hatte, einige Erklärung finden. Er war ein liberaler Geiſt, alſo ſchwerlich mit der im Lande herrſchenden Richtung der Theologie einverſtanden, vielleicht in ſeinen Anſichten über Religion ſo weit vorgeſchritten, daß er als ein Mann, der nicht zu heucheln verſtand, mit gutem Gewiſſen auf der theologiſchen Laufbahn überhaupt nicht beharren konnte.

Aber dieſe Erklärung ſeines elenden Zuſtandes war ungenügend. Er war in ſo vielen Fächern des Wiſſens heimiſch, daß er mit Erfolg verſchiedene andere Laufbahnen hätte einſchlagen können, wenn ſich ihm nicht irgend ein unbekanntes Hinderniß entgegenſtellte. Ein ſolches unbekanntes Hinderniß mußte vorhanden ſein; hinter dem Weſen dieſes Mannes — er ſah ganz darnach aus — mußte irgend ein Geheimniß verborgen ſein, das ihn auf dem Wege des Lebens bei jedem Schritte hemmte. Fiel es mir doch gleich zu Anfang auf, daß er zögerte, mir ſeine Wohnung anzugeben, und ſpäter, als wir ſchon ſehr vertraut mit einander waren, daß er mir nie von ſeiner Vergangenheit, von ſeinen perſönlichen Verhältniſſen und von den Urſachen, warum er die begonnene Laufbahn aufgegeben, erzählen wollte,

und endlich, daß er mir auf meine Bitte, ihn in seiner Wohnung besuchen zu dürfen, die Erlaubniß rundweg abschlug.

Nach diesem erkannte ich, daß ich mich trotz aller Theilnahme, die ich für ihn empfand, eben so wenig in seine Freundschaft als in sein Geheimniß drängen dürfe; ich schrieb mir genaue Verhaltungsregeln für unsern Verkehr vor, besprach nur noch unsere Arbeiten mit ihm und hielt meine Fragen wie meine Theilnahme zurück, selbst wo er mir mit größerer Offenheit entgegenkam. Es war ein Verhältniß, eine Freundschaft, wie sie unter Männern nicht selten vorkommt; man kennt und achtet einander, losgelöst von allen Familienangelegenheiten, von jeder familienhaften Umgebung. Einer ist dem Andern ein Bild ohne Hintergrund.

So verging uns ein ganzer Winter in gemeinschaftlicher Arbeit und in solcher, so zu sagen, abstrakten Freundschaft. Mit Anbruch des Frühlings machte ich eine Fußwanderung von mehreren Tagen in das nur wenige Meilen entfernte Gebirge. Meine Arbeiten waren für jetzt vollendet, und ich wußte nicht, wie lange ich noch in der Universitätsstadt bleiben werde. Möbius hatte zu meiner großen Genugthuung in Folge meiner Bemühungen eine Beschäftigung gefunden, die, wie er versicherte, bei seinen geringen Bedürfnissen vollkommen hinreichte, alle Sorgen zu entfernen. Unser äußerliches Verhältniß war dadurch gelöst, und als ich mein Bedauern ausdrückte, daß er mir jetzt wieder ganz aus den Augen verschwinden solle, versprach er mir gerne, mich von Zeit zu Zeit zu besuchen, verschwieg aber noch immer, wo er wohnte, und es schien ihm auch nicht im Entferntesten einzufallen, daß er mich zu einem Besuche einladen könnte. Aber bei meiner Rückkehr aus dem Gebirge sollte ich seine Wohnung auf die zufälligste Weise entdecken.

Es war an einem Sonntag Nachmittag, und ich näherte mich bereits dem Dorfe, das nur noch durch einen kleinen Spaziergang von der Universitätsstadt getrennt ist. Auf einem Fußpfade stieg ich vom Walde einen Abhang hinab und gelangte an ein einsam stehendes Haus, das einige hundert Schritte weit vor

dem Dorfe lag, im Ganzen etwas über eine halbe Stunde von der Stadt entfernt. Es war ein altes, hölzernes Haus, deſſen Balken durch ein Gemiſch von Lehm und Kalk zuſammenhingen. Ein hohes Strohdach bedeckte es, auf deſſen Firſt allerlei Pflanzen wuchſen, und deſſen Abhänge von grün und gelbem Mooſe bedeckt waren. Man hätte es eine Hütte nennen können, wenn es nicht ein oberes Stockwerk gehabt hätte. Vorn hing das Dach mit breitem Schirme weit herab und bildete, von mehreren Balken geſtützt, eine Veranda, die es angenehm beſchattete, und unmittelbar an dieſe Veranda ſchloß ſich ein kleiner Garten mit alten Bäumen und gut bearbeiteten Beeten, in denen allerlei Küchenpflanzen ſproßten. Wie alt und arm auch das Material des Hauſes war, ſo machte es doch einen warmen und gemüthlichen Eindruck. Es war in allen ſeinen Theilen ſehr reinlich gehalten, und der Garten daran war mit vieler Liebe und Sorgfalt gepflegt. Ich konnte Alles bequem überſchauen, da der Fußpfad an der einen Seite des niedrigen Gartenzaunes in einiger Höhe dahin lief, ſo daß ich von einer gewiſſen Stelle durch die hintere Thüre auch in das Innere zu blicken vermochte. Etwas müde, wie ich von der Wanderung war, blieb ich um ſo lieber ſtehen, um dieſe Idylle ein wenig länger zu betrachten, als aus dem ärmlichen Hauſe ein ſchönes Konzert zweier Violinen erſcholl, von denen die erſte mit großer Meiſterſchaft gehandhabt wurde. Um das Bild zu vollenden, ſaß unter der Veranda eine ſchöne Frau von ungefähr dreißig Jahren, welche im Gegenſatz zu der höchſt ländlichen Umgebung ſtädtiſche Tracht trug und zwei hübſche Kinder, die ſich im Garten herumtrieben, von Zeit zu Zeit, wenn ſie zu laut wurden, offenbar mit Rückſicht auf die Muſik zu beruhigen ſuchte.

Was hatte ich mit dieſem Reſte eines Sonntag Nachmittags Beſſeres anzufangen, als ein ſolches Konzert und ein ſolches Bild zu belauſchen? Und ſo legte ich meinen kleinen Reiſeſack auf den Boden und ſetzte mich auf eine ſchadhafte Stelle des Gartenzaunes und ſah und horchte.

Das Konzert ging zu Ende, und gleich darauf erſchien ein kleiner Junge mit einer Violine in der Hand und mit hochgerötheten Wangen unter der Veranda, um ſich von ſeiner Mutter für ſeine Leiſtungen loben zu laſſen. Die Frau ſtreichelte ihm die rothen Backen auf das Zärtlichſte und ertheilte ihm, wie mir aus ihren Geberden hervorging, reichliche Lobſprüche. Indeſſen erſchien auch ein Mann in der Thüre, der ebenfalls eine Violine in der Hand hatte und in dieſe Lobſprüche mit einzuſtimmen ſchien. Der Knabe war ganz glücklich, ſetzte die Violine wieder an und forderte den Vater dringend auf, ein Gleiches zu thun. Die Mutter ſtimmte mit ein, und die beiden Muſiker begannen nunmehr unter der Veranda das Konzert aufs Neue. Die Kinder, die ſich im Garten herumgetrieben hatten, ſtellten ſich jetzt ruhig vor die beiden Spielenden hin, legten die Hände auf den Rücken und hörten aufmerkſam zu. Es war eine ſchöne Gruppe und eine ſchöne Szene: ein veredelter Adrian Oſtade. Die Landſchaft ringsherum war von ſchönem Sonntagsfrieden bedeckt; eine milde Frühlingsſonne tauchte die ganze Welt in feinſtes Gold; die Gruppe der muſizirenden und horchenden Familie ſtand mir faſt im Schatten; nur der blonde Kopf der Mutter, die an einer der Säulen ſaß, wurde von einem Sonnenſtrahle erreicht und war wie von einem Nimbus umgeben. Nichts war zu hören, als hie und da in den Bäumen Vogelſang und der Klang der beiden Violinen. Ich glaubte, mitten in eine holde Idylle, an die Gränze einer glücklichen Oaſe gelangt zu ſein; ſelten hatte mir ein Bild, eine Gruppe oder irgend welche Erſcheinung ſo ſehr wie dieſe den Eindruck ſtillen Glückes gemacht. Begierig, die Beſitzer und Vertreter dieſes Glückes genauer zu ſehen, übertrug ich mich an eine andere Stelle, die mir eine nähere Einſicht in die Veranda geſtattete, und ſuchte von da aus, nachdem ich mich noch einmal an dem ſchönen, ernſten und bedeutenden Geſichte der Frau erfreut hatte, das Geſicht des glücklichen Hausvaters auf, das ich, da er ganz im Hintergrunde der Veranda ſtand, bis jetzt nicht hatte ſehen können. Wie groß war mein Erſtaunen,

als ich meinen Freund Karl Möbius erkannte. Es war kein Zweifel, daß er hier zu Hauſe und in der Mitte ſeiner Familie war, denn er hatte einen alten Hausrock an, trug den Hals ganz bloß und an den Füßen eine Art von Sandalen, kurz, ſah ganz ſo aus wie Einer, der es ſich am Sonntag Nachmittage zu Hauſe im Kreiſe der Seinen ſo bequem und behaglich als möglich macht.

Die erſte Abſicht, die in mir auftauchte, war, ihn grüßend anzurufen, aber ich beſann mich raſch, daß ihm damit, nach allen gemachten Erfahrungen, nicht gedient ſein würde, und ich beſchloß, mich, wenn ich ihn in ſeinem Familienleben noch einige Zeit belauſcht haben würde, leiſe davon zu ſchleichen. Ich hielt mich alſo ſo ruhig als möglich und hörte und ſah mit großer Aufmerkſamkeit zu.

Ich geſtehe, daß mich in dieſem Augenblicke das Geſicht der ſchönen Frau, die mir gerade gegenüber ſaß, am Meiſten intereſſirte. Je länger ich ſie betrachtete, deſto größer erſchien mir ihre, wenn auch verblühte, wenn auch durch Sorgen und Kummer offenbar traurig verhüllte Schönheit — und plötzlich tauchte der Gedanke in mir auf, ob ſich mein Freund Möbius nicht vielleicht aus Eiferſucht ſo ſehr vor der Welt abſchließe? Warum nicht? Madame Möbius war in der That ſo ſchön, daß ein ängſtliches Hüten eines ſolchen Schatzes bis zu einem gewiſſen Grade gerechtfertigt erſchien. Außerdem hatte ich längſt die Erfahrung gemacht, daß die deutſchen Gelehrten mit zu den eiferſüchtigſten Kreaturen der Welt gehören. Wie man immer geneigt iſt, die Eiferſucht zu verſpotten, ſie, die ſchrecklichſte Qual des Menſchen, nicht ernſt zu nehmen und mit ihr zu ſpielen, ſo hatte ich auch in demſelben Augenblicke den Gedanken, mich durch ein Geräuſch bemerkbar zu machen und meinen Freund Möbius auf dieſe Weiſe zu zwingen, mich zum Eintritt in ſein Haus einzuladen und ſeiner ſchönen Frau vorzuſtellen. Doch gab ich dieſen Gedanken raſch wieder auf. Wie leicht konnte ich meinem Freunde Unrecht thun, wie leicht ihn durch ſo frivoles Benehmen in ernſt-

hafte Verlegenheit bringen. Das tief ernſte und ausdrucksvolle Geſicht ſeiner Frau ſagte mir, was mir ſein eigenes ſchon geſagt hatte, daß hinter ihrer Abgeſchloſſenheit ernſthafte Motive verborgen liegen müſſen, die ich achten ſolle. Ich warf noch einen Blick auf das Geſicht dieſer Frau, um mir zu ſagen, daß ſelbſt dieſes Lauſchen, ſo weit ich mir es erlaubt hatte, vielleicht ſchon unberechtigt ſei, und ich erhob mich, um meine Wanderung fortzuſetzen.

Aber ich hatte meinen Reiſeſack an der Stelle, wo ich zuerſt gelauſcht hatte, liegen laſſen, und ich mußte, um ihn zu holen, dahin zurückkehren. Ich kam zu ſpät. Den zwei kleinen Kindern hatte das Konzert zu lange gedauert. Sie liefen, während ich dort lauſchte, wieder durch den Garten, hatten meine Reiſetaſche jenſeits des Zaunes entdeckt und ſie eben herüber geholt, als ich an dieſe Stelle zurückkehrte. Die Kinder merkten wohl, daß die Taſche mir gehörte, hatten aber, ſcheu wie ſie waren, trotz aller Aufmunterung, die ich ihnen zukommen ließ, nicht den Muth, zu mir zurückzukehren. Der Umſtand, daß ich nicht laut ſprechen wollte, daß ich ihnen nur zuflüſterte und mich durch Zeichen verſtändlich zu machen ſuchte, machte ſie noch ängſtlicher, und ſie thaten, was Kinder in ſolchem Falle zu thun pflegen — ſie kehrten mir den Rücken und liefen, ſo ſchnell ſie konnten, ihren Eltern zu. Die Taſche ließen ſie auf halbem Wege fallen und liegen. Um ſie zu holen, hätte ich über den Zaun ſteigen und ſo weit in den Garten hineingehen müſſen, daß mich Möbius jedenfalls zu Geſichte bekommen hätte. Da ich das vermeiden, aber auch die Taſche, in der ich Mancherlei hatte, was mir von Wichtigkeit war, nicht fahren laſſen wollte, wußte ich nicht, was zu beginnen — überlegte — zögerte — bis mit einem Male Möbius, von den Kindern geführt, heraufkam und an ein Entrinnen nicht mehr zu denken war.

Er ſtutzte einen Augenblick, als er mich erkannte, und blieb ſtille ſtehen. Mein Reiſeanzug und meine Reiſetaſche, die er in Händen hielt, ſagten ihm wohl, daß ich ſeinen Aufenthalt nur

durch Zufall entdeckt, und daß an Zudringlichkeit meinerſeits nicht zu denken war — raſch entſchloſſen ging er denn mit großen Schritten auf mich zu, ſtreckte mir die Hand entgegen und ſagte, indem er mich ſanft in den Garten hineinzog: „Der Zufall thut, was ich längſt hätte thun ſollen, und gibt mir eine gute Lehre. Niemand ſähe ich ſo gerne bei mir, wie Sie, lieber Doktor, doch hatte ich nie den Muth, Sie in meine Häuslichkeit einzuführen. Es iſt das eine wahre Feigheit und Undankbarkeit.“

„Ich verſtehe Sie nicht,“ erwiderte ich.

„Sie können mich nicht verſtehen,“ fiel er mir ins Wort, „und noch habe ich nicht den Muth, Sie ganz aufzuklären, wie groß auch das Recht iſt, das Sie auf mein Vertrauen beſitzen. Ich kann Sie nur verſichern, daß ich nichts ſo ſehr wünſche, als endlich ſtark genug zu ſein, um Ihnen Alles mitzutheilen, was ich Ihnen längſt gerne mitgetheilt hätte. Der Zufall, der Sie zu mir geführt, gibt mir die Hoffnung, daß ich zu Dem, was ich wünſche, mit der Zeit gezwungen ſein werde.“

„Lieber Freund,“ ſagte ich, „Sie werden mir immer unverſtändlicher. Ihr Haus, Ihr Garten, Ihre Kinder, und, wie die Orientalen ſagen, ‚die Schwelle Ihres Hauſes,‘ nämlich Ihre Frau und Ihr ganzes Leben, wie ich es in dieſer halben Stunde belauſcht habe — Das alles zuſammengenommen, bildet eine Welt, von der ich vollkommen begreife, daß man ſich gerne in ihr abſchließt, und in der man, wie die Helden in den Wahlverwandtſchaften, von jedem fremden Elemente nur Störung fürchten muß.“

„Das iſt es nicht,“ erwiderte Möbius, „ich denke nicht wie Eduard und Charlotte; ich meine, daß die Gegenwart eines Freundes nur zur Vervollſtändigung eines Hausweſens dienen kann. Auch meine Armuth iſt es nicht, die mich zu dieſer Abgeſchloſſenheit bewog, zu dieſer Zurückhaltung ſelbſt Freunden gegenüber, denen ich Dank ſchulde — ich habe andere Urſachen — aber davon wollen wir, wie ich hoffe, ein andermal ſprechen, heute ſollen Sie meine Familie kennen lernen.“

So ſprechend, kamen wir an der Veranda an. Frau Möbius empfing mich mit großer Freundlichkeit und mit einnehmenden Worten, obwohl mit einer gewiſſen Zurückhaltung, die zu dieſen Worten nicht ganz paßte. In ihren Blicken wie in ihrem Benehmen drückte ſich dieſelbe Scheu aus, die mir in der erſten Zeit unſerer Bekanntſchaft an ihrem Manne ſo peinlich geweſen; ja es ſchien mir, als wäre dieſe Scheu, ohne mit zu großer weiblicher Schüchternheit verbunden zu ſein, an ihr in noch weit höherem Grade vorhanden. Das war um ſo auffallender, als weder ihre äußere Erſcheinung, die, wie ſchon geſagt, zu den einnehmendſten gehörte, noch ihr Benehmen und ihre Bildung es erklärten. Dieſe letztere war gewiß ungewöhnlicher Art; ihr Wiſſen machte ſie würdig, die Frau des gelehrten Möbius zu ſein. Man konnte nach kurzem Geſpräche erkennen, daß ſie ſeine vortreffliche Schülerin war, daß ſie an Allem, was er ſtudirte und arbeitete, ihr Theil hatte, und daß Beide ihre Einſamkeit auf die gebildetſte Weiſe mit Lektüre und Geſprächen über die bedeutendſten Gegenſtände ausfüllten. Sagte ich mir früher, daß Möbius der Mann ſei, um in den verſchiedenſten Verhältniſſen ſein Glück zu machen, ſo mußte ich mir jetzt ſagen, daß ſchon eine ſolche Frau hinreichen würde, um einer Familie in der Welt eine ſchöne Stellung zu machen. Der Mangel, den ſie durch ſo viele Jahre getragen, die Einſamkeit, in der ſie lebten, das ſcheue Weſen, das ſie Beide bezeichnete — alles Das erſchien mir aufs Neue räthſelhaft, und ich fing, während ich mit ihnen Beiden ſprach, wieder an, nach Erklärungen zu ſuchen. Plötzlich flog mir die Erinnerung an eine mir bekannte Familie durch den Sinn — ich fragte mich, ob hier vielleicht ein gleiches Schickſal walte und ob nicht etwa Frau Möbius wahnſinnig ſei? Aber ſie hatte in Blick, Worten und Benehmen nicht die geringſte Spur des geringſten Symptomes, das auf ein ſolches Unglück hätte ſchließen laſſen. Eben ſo wenig erlaubte die Ordnung und Reinlichkeit in der Wohnſtube, in die ich von ihr geführt wurde, auf irgend eine Störung oder Unordnung ihres Geiſtes zu

ſchließen, wenn es wahr iſt, daß ein Blick in die Häuslichkeit zugleich ein Blick in die Seele der Hausfrau iſt. In dieſer Stube ſah es durchaus wohnlich und heimlich aus; obwohl ſie zugleich die Arbeitsſtube des Hausherrn war und viele Bücher und Papiere in ſich ſchloß, ſo waren dieſe doch ſo geordnet, daß ſie mit den wenigen unbedeutenden Bildern an der Wand, mit den Gartentöpfen in den Fenſtern noch einen Schmuck des Zimmers bildeten. Ueberhaupt ſah es hier, trotz der Armuth, die ſich nicht verbergen konnte, in Allem und Jedem ſo aus, als wäre man auf dem Schauplatze eines Stilllebens, das durch die Armuth mehr gehoben als beeinträchtigt wurde. In noch weit höherem Grade war Dieß der Fall, als die Sonne ſank und die Ruhe des Abends ſich noch zu der Ruhe dieſer Abgeſchiedenheit geſellte.

Frau Möbius war in die Küche gegangen, um das Abendeſſen zu bereiten. Ich ging mit ihrem Manne, von den Kindern umſchwärmt, im Garten auf und ab. Es gefiel mir hier ſo ſehr, daß ich ihn um dieſen Aufenthalt beneidete, in die ihn doch ſeine Armuth verbannt hatte. Auf einem kleinen Hügel im Hintergrunde des Gartens ſah ich mich um und pries ſein Tuskulum in begeiſterten Worten. Rechts von mir, ferne genug, daß kein Laut ihres Geräuſches zu uns dringen konnte, lag die Stadt, deren Thürme noch von der untergehenden Sonne vergoldet waren; vor ihr das Dorf, von einer reichen Pflanzenwelt verdeckt und hinter einem Gehege junger Blüthen verſteckt. Einen beſonderen Reiz, beſondere Poeſie hatte dieſes Dorf außerdem in den Augen eines jeden Gebildeten, da es in der Geſchichte der deutſchen Dichtung als Aufenthalt eines unſerer edelſten Geiſter eine Rolle ſpielt. Unmittelbar vor mir lag ein Thal, das ein kleines Bächlein durchfloß, und in das, ungefähr eine Viertelſtunde aufwärts, ein Seitenthal mündete, das durch ein Buchenwäldchen geſchloſſen war. Vor dieſem Buchenwäldchen, bereits von den Schatten der niedrigen Berge bedeckt wie von ſichtbarer Stille, lag ein einſames Haus, dem die Stille und Einſamkeit, die ihm das kleine Thal gewährte, noch nicht zu genügen ſchienen,

denn es kehrte ſich mit Thüren und Fenſtern dem Walde und wandte der Welt den Rücken zu. Trotzdem hatte der Anblick dieſes Hauſes etwas ſehr Einladendes, und ich konnte kaum meine Blicke davon abwenden. Zwiſchen zwei Abhängen, vor dem Wäldchen liegend, und außerdem von blühenden Gehegen eingerahmt, war es ein vollendetes Landſchaftsbildchen, das Ruhe und Frieden athmete.

„Wer iſt der Glückliche, der dieſen holden Winkel bewohnt?“ fragte ich meinen Wirth.

Er hörte nicht, und ich mußte meine Frage wiederholen. Er räuſperte ſich, ſah ſich verlegen um und antwortete endlich, nachdem er ſich überzeugt, daß ihn die Kinder nicht hören konnten, mit gedämpfter Stimme: „Dort wohnt der Scharfrichter.“

Ich wäre ſehr überraſcht geweſen, wenn mir die ſonderbare Art und Weiſe meines Freundes bei dieſer Antwort nicht aufgefallen wäre. Warum wollte er meine erſte Frage nicht hören? Warum ſah er ſich, bevor er ſie beantwortete, ſo ängſtlich um, und warum endlich ſtieg er gleich darauf vom Hügel hinab und entfernte er ſich von mir, als ob er weitere Erörterungen verhindern wollte? Ich ging ihm nach, aber ich war zerſtreut. Wie ich mir vorhin die Frage geſtellt hatte, ob ſeine Frau nicht vielleicht wahnſinnig ſei, ſo flog mir jetzt der Gedanke durch den Kopf, daß auf Möbius vielleicht irgend ein ſchweres Verbrechen laſte. Es war mir nicht mehr möglich, ein ordentliches Geſpräch fortzuführen, und eben ſo wenig ſchien es Möbius leicht zu ſein. Schweigend gingen wir endlich neben einander auf dem Sandwege hin und her. In meinem Kopfe arbeitete ein ganzer Verbrecher-Roman mit einem mehr oder weniger edlen und unglücklichen Helden, der der Verbrecher war. Nach wenigen Minuten war ich beinahe überzeugt, daß in Karl Möbius eine Art von Eugen Aram an meiner Seite gehe. Daß er ſich in der Nähe des Henkers angeſiedelt, hätte mir allerdings ein Beweis vom Gegentheil ſein ſollen, denn warum ſollte ein Verbrecher abſichtlich den beſtändigen Anblick des drohenden Richtbeiles auf-

ſuchen? Aber, fragte ich mich wieder: iſt die menſchliche Seele nicht ſo eigenthümlich geartet, daß ſie, beſonders wenn eine Schuld auf ihr laſtet, ſelber die Qual aufſucht? und ſpielen, beſonders Verbrecher, nicht gerne mit der Gefahr, die zugleich mit der Schuld, der Ate, fortwährend über ihren Häuptern ſchwebt?

Während ich mich ſelbſt mit dergleichen Gedanken quälte, kamen die Kinder herbeigelaufen und verkündeten dem Vater, daß der Großvater komme. Aber ſie thaten es nicht mit jener Freudigkeit, mit welcher ſonſt Enkelchen die Ankunft eines Großpapa's ankündigen und erwarten. Auch machten ſie nicht die geringſte Anſtalt, dieſem Großpapa entgegen zu eilen, ſondern hielten ſich im Gegentheile von nun an, und zwar mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit, in der Nähe des Vaters, den ſie an Rockſchößen und Händen faßten. Möbius hielt bei der Nachricht, die ihm die Kinder brachten, plötzlich in ſeinem Gange inne, runzelte die Stirne und ſah nach allen Seiten, bis ſein Blick auf einem Manne haftete, der rüſtig von einem Berge herab und dem Hauſe entgegenkam. Mein Wirth war offenbar beſtürzt, murmelte einige unverſtändliche Worte und ſagte endlich, nachdem er einen Entſchluß gefaßt hatte: „Es iſt zu ſpät, lieber Herr Doktor — wenn Sie nicht bald aufbrechen, kommen Sie bei dunkler Nacht in die Stadt."

Ich ſah ihn erſtaunt an. War es doch, als ob er mir die Thüre wieſe. Er ſchlug die Augen nieder, faßte meine Hand und ſagte mit zitternder Stimme: „Verzeihen Sie mir. Ja, ich ſchicke Sie fort — ich will nicht, daß Sie mit dem Manne hier zuſammentreffen — ich weiß nicht, ob Sie mir dieſes Zuſammentreffen vergeben würden — nunmehr aber bin ich Ihnen eine Erklärung ſchuldig; ich werde ſie Ihnen geben, ſo bald ich den Muth dazu finde. Seien Sie indeſſen damit zufrieden; grollen Sie mir nicht und leben Sie wohl."

Ich nahm meinen Reiſeſack und eilte davon, ohne mich der Hausfrau zu empfehlen. Es war mir in dieſem idylliſchen Hauſe plötzlich unheimlich geworden, und ich wollte den armen Möbius

von der Angſt, die ihn bedrückte, befreien. Ungefähr zwanzig Schritte vom Hauſe begegnete ich dem Manne, mit dem ich nicht zuſammentreffen ſollte. Es war eine große, kräftige Geſtalt, mit langem, grauen Haare, das maleriſch auf die Schultern herabfiel und ein ruhevolles, wenn auch vielfach durchfurchtes, großes Geſicht einrahmte, das mit offenen, blauen Augen gerade vor ſich hinblickte. Wie der Mann, mit dem großen, ſpaniſchen Rohr in der Hand, in ſeinem langen, breitſchößigen braunen Rocke dahin ging, hatte er etwas ſehr Würdevolles und erinnerte an die Schulzen Niederdeutſchlands, die ſich im Bewußtſein ihres Reichthums und ihrer amtlichen Macht hohen Würdenträgern gleich fühlen.

Schon am Abend des nächſten Tages gab mir Möbius meinen Beſuch zurück. Er trat mit einer gewiſſen Feierlichkeit in meine Stube, beantwortete meine Fragen nach dem Befinden ſeiner liebenswürdigen Frau und der anmuthigen Kinder auf kurze Weiſe und ſagte dann, indem er ſich zu mir aufs Sopha ſetzte, daß er heute ſeine Geſchäfte in der Stadt etwas abgekürzt, weil er mir gewiſſe und lange Mittheilungen zu machen habe. Er griff nach einer Cigarre, und während er ſie mechaniſch anſteckte und das ausgebrannte Zündhölzchen betrachtete, fuhr er fort: „Der Zufall, lieber Doktor, hat Sie zu mir geführt. Da ich Sie nie eingeladen habe, da ich Ihnen ſogar abſichtlich meine Wohnung verheimlichte, iſt die Verſicherung nothwendig, daß es mich ſehr beglücken würde, wenn ich Sie öfter bei mir ſähe — — das ſollte ſich, nach Allem, was Sie für mich gethan haben, von ſelbſt verſtehen.“

Möbius zog mit Anſtrengung an ſeiner Cigarre und ſtieß gewaltige Rauchwolken aus, als ob er ſich in ihre Schleier hüllen wollte. Dann, mit ſichtlicher Anſtrengung, ſprach er weiter: „Ich kann nicht ſagen, beſuchen Sie mich wieder; es iſt meine Pflicht, Ihnen vorher zu ſagen, daß eine ſolche Einladung unter gewiſſen Umſtänden gewiſſermaßen eine Falle, eine Hinterliſt wäre. Ich weiß ja nicht, wie weit bei Ihnen im praktiſchen Leben

Theorieen und anerzogene Vorurtheile auseinander, oder wie nahe ſie neben einander gehen."

„In dieſer Beziehung," erwiderte ich, „glaube ich Sie verſichern zu können, daß ſich in mir nur wenige Widerſprüche finden, und daß Dasjenige, was ich einmal als Vorurtheil erkannt habe, auch nicht die geringſte Gewalt über mich und meine Anſichten —"

„Ich habe mich ſchlecht ausgedrückt," fiel mir Möbius ins Wort, „es iſt hier vielleicht von Vorurtheil gar nicht die Rede — aber ich merke, daß ich in Räthſeln ſpreche, daß ich noch lange ſo fortſprechen und Sie ungeduldig machen könnte, während ich nichts Anderes zu thun habe, als aufrichtig zu erzählen. Es iſt das eine Pflicht, die ich längſt hätte erfüllen ſollen. Unterlaſſe ich es länger, ſo werde ich Ihnen mit Recht verdächtig. Wie Vieles muß Ihnen an mir, gelinde geſagt, ſchon als ſonderbar aufgefallen ſein!"

Möbius unterbrach ſich wieder und fragte dann: „Iſt es Ihnen z. B. geſtern nicht aufgefallen, daß ich Ihnen nach Ihrem langen Marſche auch nicht die geringſte Erfriſchung angeboten habe?"

„Aufrichtig geſtanden, ja," ſagte ich lächelnd.

„Nun, ſehen Sie, ſo würde Ihnen bei mir jeden Augenblick etwas auffallen müſſen, was Sie glauben machen könnte, daß ich die elementarſten Grundregeln der Lebensart, der gewöhnlichſten Menſchlichkeit oder Höflichkeit nicht kenne. Und doch habe ich Ihnen nur deßhalb nichts angeboten, weil ich befürchtete, daß Sie es mir möglicherweiſe nie verzeihen würden, aus der Hand meiner Frau einen Trunk Wein angenommen zu haben."

„Aber, lieber Möbius," rief ich erſtaunt — „Ihre Frau, die mir den Eindruck einer ausgezeichneten Perſon machte — ich verſtehe Sie nicht."

„Sie werden mich bald verſtehen," verſicherte Möbius, „haben Sie nur die Güte, mich anzuhören."

„Ich ſtamme aus einer Paſtorfamilie, in welcher eine gewiſſe

ſehr gute, wenn auch nicht ſehr einträgliche Stelle ſeit beinahe zweihundert Jahren ſo zu ſagen erblich iſt. Es iſt das die Stelle an der St. Martinskirche zu G., und ſie wird von dem ehemals reichsunmittelbaren Fürſten v. S.... vergeben, da das Stadtviertel, in welchem die Pfarre liegt, ehemals zu ſeinem ſouveränen Gebiete gehörte. Die älteſten Söhne der Prediger an der Martinskirche waren zu einer geſicherten Exiſtenz geboren. Es iſt natürlich, daß ich, der einzige Sohn meines Vaters, unter ſolchen Umſtänden der Theologie beſtimmt wurde, und ich nahm dieſe Beſtimmung, abgeſehen von allen weltlichen Vortheilen, ſehr gerne auf mich, da der Fürſt, unſer Patronatsherr, ein Mann des vorigen Jahrhunderts, mit Vorliebe die Stellen, über die er verfügte, mit freiſinnigen Geiſtlichen beſetzte. Ja, als ich ſpäter auf der Univerſität, der Schleiermacher'ſchen Richtung folgend und dabei mancherlei Philoſophieen kennen lernend, Ideen in mich aufnahm, die ſonſt mit dem geiſtlichen Stande, wie er einmal iſt, ſchwer zu vereinigen ſind, konnte ich mir doch noch ſagen, daß ich mit gutem Gewiſſen auf dieſer Laufbahn verharren dürfe, da mir mein Vater als aufmunterndes Muſter diente, indem er, beinahe eben ſo denkend wie ich, anerkanntermaßen in ſeinem Berufe eine höchſt wohlthätige, ſegensreiche Wirkſamkeit entfaltete. Nachdem ich das Gymnaſium meiner Vaterſtadt beſucht, wurde ich im neunzehnten Jahre hierher auf dieſe unſere Landesuniverſität geſchickt. Ich machte meine Semeſter mit größter Regelmäßigkeit durch, benützte meine Jugend mit ebenſo großer Heiterkeit als Gewiſſenhaftigkeit und ſtand bereits nicht mehr ferne vom Ziele. Mein alter Vater freute ſich ſchon, daß ich, nach einem Jahre ungefähr, bei ihm einziehen und von ſeinen müden Schultern auf meine jugendlichen einen Theil der Laſt nehmen würde. Ebenſo ſehr freute ich mich, dem guten alten Manne bald zu Hülfe kommen zu können, als plötzlich ein Ereigniß eintrat, das mich zerſtreut machte und mir die nicht unbegründete Beſorgniß einflößte, daß die Vollendung meiner Studien verzögert werden könnte.

„Eines Sonntags durchſtreifte ich, wie Das meine Gewohnheit war, mit einem Kollegen und nähern Landsmann die Umgegend dieſer Stadt. Mein Freund gehörte der etwas orthodoxen Richtung an, und wir hatten während des ganzen Tages genug zu ſtreiten und zu diskutiren. Gegen Abend in die Stadt heimkehrend und vom Weine, den wir in einer Dorfſchenke einnahmen, friſch aufgeregt, erhitzten wir uns aufs Neue ſo ſehr, daß wir für die luſtige Muſik, die uns von einem der Tanzböden entgegenſchallte, kein Ohr hatten. Sie kennen wohl den hübſchen, luftigen Pavillon, Tivoli genannt, der ſich ungefähr eine halbe Stunde weſtwärts von der Stadt, nahe an der Landſtraße, erhebt? Dort war es. Wir wollten eben daran vorüber, als eine empörende Szene über uns vermochte, was die luſtige Muſik nicht vermocht hatte, als wir plötzlich in der Kontroverſe inne hielten und aufmerkſam wurden.

„Ein junges Mädchen lief fliehend die wenigen Treppen hinab, welche vom Pavillon gegen die Landſtraße führen. Sie drückte beide Hände vors Geſicht und eilte ſo ſchnell davon, daß ſie jeden Augenblick hätte fallen können. Nach der Art und Weiſe, wie ſie aus der Thüre ſtürzte, hätte man ſchließen dürfen, daß ſie hinausgeſtoßen worden. Hinter ihr, mit erhitzten Geſichtern, erſchienen mehrere junge Männer aus dem Volke, die ihr allerlei Schimpfwörter und Schmähungen nachriefen; die Fenſter füllten ſich mit jungen, männlichen und weiblichen Köpfen, die der Fliehenden ein höhniſches Gelächter nachſchickten, und dieſes Gelächter wurde noch ſtärker, als ihr einer der jungen Leute ein ‚Geh zum Henker!‘ nachrief. Es war, als ſollte dieſer rohe Ausruf ein guter Witz ſein. Bei all Dem hatte die Geſchmähte und ſo Verfolgte nichts in ihrem Weſen, was eine ſolche Ausſtoßung aus der Geſellſchaft gerechtfertigt hätte; im Gegentheile hatte ihre Erſcheinung etwas mehr als Beſcheidenes. Sie ſah furchtſam und gedrückt aus, und wie ſie ſo mit den Händen vor dem Geſichte, ohne auf den Weg zu ſehen, dahinlief, war ſie ein rührendes Bild der Beſchämung, der verfolgten Unſchuld,

ja des Unglücks. Trotzdem hatte es den Anſchein, als wollten ihre Widerſacher von der Verfolgung nicht ablaſſen, und ohne lange zu überlegen, liefen wir Beide heran, nahmen die Fliehende in unſere Mitte und redeten ihr Worte der Beruhigung zu. Sie that die Hände vom Geſichte und ſah uns durch die Thränen, die ſtromweiſe aus ihren Augen brachen, mit unendlich dankbaren Blicken an.

„Ich fühlte großes Mitleid mit dem ſchönen und verſtoßenen Geſchöpfe, und ich empfand die Wahrheit, daß Mitleid die breiteſte jener Pforten iſt, durch welche gerne die Liebe einzieht. Wie viele ſchöne und große Eigenſchaften ich auch ſpäter an Pauline kennen lernte, ſo ſehe ich doch ein, daß ich nicht in Folge dieſer Erkenntniß ſie lieben gelernt, daß, um mich proſaiſch auszudrücken, ſchon in jenem Momente vier Fünftheile meiner Liebe ſich entwickelt hatten. Es war mir, als könnte ich von dem ſchluchzenden Geſchöpfe, das neben mir einherging, nicht mehr laſſen, als müßte ich immer ſo an ihrer Seite bleiben, um ſie zu ſchützen und in ihrem Leid zu tröſten. Doch war ich es nicht, der in der That tröſtete. Mein Kollege ſprach ihr in ſalbungsreichen Worten zu, während ich ſchweigend neben ihr einherging. Ich konnte ſie nur betrachten und immer wieder betrachten und beobachten, wie jedesmal ihr Schluchzen in meinem Herzen ſo wiederhallte, daß ich es mit meinen Seufzern begleitete.

„Indeſſen näherten wir uns der Stadt, und mein Kollege wurde mit ſeinen Troſtreden ſparſamer und auffallend unruhig und beſorgt. Er gehörte, wie geſagt, zu der orthodoxen Richtung und zugleich zu den muſterhafteſten Jünglingen der Univerſität. Es konnte uns irgend ein Prediger unſerer Bekanntſchaft, ein Profeſſor der Theologie, oder die Frau eines dieſer Prediger oder dieſer Profeſſoren begegnen, in Geſellſchaft eines jungen Mädchens — man konnte ihn fragen, wie er in dieſe Geſellſchaft gekommen, — er hätte antworten müſſen, daß ſie von jenem populären Tanzboden verjagt worden. Er war in Gefahr, ſeinen guten Ruf zu verlieren, ſich bei ſeinen Beſchützern und Meinungs-

genoſſen verdächtig zu machen, und ſeine Unruhe wuchs in dem Maße, als wir uns der Stadt näherten. Ich aber, vertieft wie ich war in die Betrachtung des ſchönen, jungen Mädchens, welches, nachdem es ſich von ſeinem Schmerze erholt hatte, plötzlich mit auffallendem Stolze, ja mit großer Würde neben uns einherging, bemerkte nichts von dem Zuſtande meines Freundes, nichts von den Zeichen, die er mir machte, und verſtand auch nicht, was es zu ſagen hatte, als er, nach vielen fruchtloſen Bemühungen, die Wendung eines Weges benützend, auf meine Seite herüber ſchlüpfte und mich am Rocke zu zupfen anfing. Erſt nachdem ich neben der ſchönen Unbekannten ſchon mehrere Straßen der Stadt durchwandert hatte, fiel es mir auf, daß mein Begleiter verſchwunden war. Ich zerbrach mir über dieſes ſein Benehmen nicht lange den Kopf, da mein ganzes Gedankenleben mit meiner Schutzbefohlenen beſchäftigt war. Je länger ich ſie anſah, deſto weniger gerechtfertigt erſchien mir das rohe Benehmen, deſſen Opfer ſie geweſen, und wie ſie jetzt ſo ſtolz, ſo würdevoll dahinging, ſagte ich mir, daß ſie aus jener Geſellſchaft nur als ein fremdes, hoch über ihr ſtehendes Element ausgewieſen worden, daß die Gemeinheit ſich gegen ſie empörte, weil ſie neben dieſer ihr als ein auffallender Vorwurf und Gegenſatz erſcheinen mußte. Ich war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß das Mädchen jene Behandlung nicht verdient hatte, und ich fühlte mich gedrängt, ihr mein Vertrauen zu beweiſen, indem ich auch nicht mit der geringſten Anſpielung nach den Urſachen jener Szene fragte, und ihr in Wort und Geberde die Achtung zu zeigen, die ſie mir einflößte. Meinem Freunde war ich für ſeine Flucht ſehr dankbar; denn als die Unbekannte außerhalb der Stadt ſeine Abweſenheit bemerkte, lächelte ſie erſt vor ſich hin, dann aber wandte ſich dieſes Lächeln mit dem Ausdruck innigſter Dankbarkeit zu mir. Meine Ausdauer, mein Ausharren bei ihr trat mit Hülfe jenes Abfalls ſprechender hervor. Dieſes Lächeln ermuthigte mich, ein allerdings gleichgültiges Geſpräch anzuknüpfen, das mich aber trotzdem beglückte; denn

die ſchöne Altſtimme, wie die gebildete Sprache und Ausdrucksweiſe thaten mir ſehr wohl. Letztere ſtimmte viel mehr mit ihrer ſtädtiſchen Kleidung und mit dem Geſchmack ihres Anzuges, als mit der Geſellſchaft und mit der Oertlichkeit zuſammen, von der ich ſie kommen ſah. Es flog mir der Gedanke durch den Kopf, ſie könnte die Tochter höherer gebildeter Stände ſein, die ſich einmal den Scherz gemacht, ſich in eine Geſellſchaft der unterſten Klaſſen zu miſchen, und die, unbekannt mit den Sitten dieſer Klaſſe, einen Verſtoß begangen, der ihr jene Behandlung zugezogen.

„Leider dauerte das Geſpräch, deſſen Anknüpfung mich ſo viel Muth und Selbſtüberwindung gekoſtet, nicht lange. Auf jenem Hügel, der die Stadt von meinem Dorfe trennt, und den Sie geſtern überſchreiten mußten, am Rande des Wäldchens, das dieſen Hügel krönt, machte ſie plötzlich Halt, ergriff meine Hand, drückte ſie und dankte mir mit wenigen Worten für den Dienſt, den ich ihr geleiſtet, verſicherte, daß ſie von da aus ungefährdet ihre Wohnung erreichen könne, und bat mich, mich nicht weiter zu bemühen. Die Plötzlichkeit dieſes Abſchieds überraſchte mich, ich kann wohl ſagen, betäubte mich ſo ſehr, daß ſie hinter den Bäumen verſchwunden war, bevor ich noch wußte, was zu ſagen, und bevor ich mit meiner Abſicht, ſie um ein Wiederſehen zu bitten, im Reinen war. Ich ſtand da wie ein Träumender. Ihre Bitte, mich nicht weiter zu bemühen, nahm ich als Verbot, ihr zu folgen, und hatte nicht den Muth, ſoweit in die Baumreihen vorzudringen, daß ich ihr hätte nachſehen können. Als ich es endlich doch that, ohne zu wiſſen, daß ich ihr nachlief, und jenſeits des Wäldchens ankam, ſah ich in ein tiefes Thal und über mehrere Hügel und über einzelne zerſtreut liegende Hütten, welche bereits in Abendſchatten gehüllt waren — aber von dem ſchönen Mädchen, das mein ganzes Herz mit fortgenommen, war keine Spur mehr zu entdecken.

„Und Tage und Wochen vergingen, und ſie blieb verſchwunden. Hätte ich ſie einen oder auch mehrere Tage nach dem erſten

Zusammentreffen wieder gesehen, oder hätte ich nur etwas Näheres über sie gewußt, mein Leben wäre auf die gewohnte Weise mit Arbeit und Vergnügen, vielleicht mit erhöhter Thätigkeit und ernsterem Lebensgenusse, aber im Ganzen doch in derselben Weise wie vorher weiter geflossen. Wie aber die Dinge standen, war ich in beständiger Unruhe; natürlich, denn ich war ein Suchender. Ich war, was die Schweizer so bezeichnend mit ‚entwegt' ausdrücken. Sie müssen wissen, daß dieß die erste Liebe war, die ich empfand, und das Geheimnißvolle an meiner unbekannten Geliebten war nur geeignet, die Heftigkeit eines solchen zum ersten Male auftretenden Gefühles zu steigern. Anstatt der Kirchenväter las ich Gedichte, und anstatt die Kollegien zu besuchen, durchstreifte ich, immer suchend und in jedes weibliche Gesicht sehend, Stadt und Umgegend. Jener Nachmittag schwebte mir bereits in vollendeter Verklärung vor, und es schien mir, als hätte ich in jenen wenigen Stunden und nur damals erfahren, was Glück sei. Es war mir zur Gewohnheit geworden, fortwährend den Lenau'schen Vers vor mich hinzusagen:

‚O Menschenherz, was ist dein Glück?
Ein räthselhaft geborner
Und, kaum gegrüßt, verlorner,
Unwiederholter Augenblick.'

„Dieser Vers konnte mich manchmal zum Weinen bringen, und sein Inhalt erschien mir endlich wie ein trauriges Dogma der Wissenschaft des Lebens.

„In Erinnerung an jene Zeit begreife ich, wie das Unglück, vorzugsweise aber ein vergebliches Streben den Menschen in Zerstreuungen und endlich in allerlei betäubende Ausschweifungen treiben kann. Ich war nahe daran, ein ganz lüderlicher Student zu werden, und diesem Umstande danke ich die Wiederentdeckung meiner Verschwundenen.

„Da ich allen Vergnügungen nachjagte, besuchte ich auch einen Maskenball, welcher zum Vortheile einer Stiftung zur

Unterſtützung armer Studirenden von Studirenden ſelbſt im Theater veranſtaltet wurde. Natürlich nahmen an dieſem Maskenballe alle Fakultäten Theil, ebenſo wie die angeſehenſten Einwohner der ganzen Stadt, und die weiten Räume des Theaters waren von maskirten und unmaskirten Gäſten überfüllt. Nachdem ich zwei-, dreimal getanzt hatte, überfiel mich mitten in dieſem Strudel und Gedränge jene Langeweile, die ich damals ſo oft empfand, wenn ich mich zur Freude zwingen wollte. Gleichgültig ließ ich mich von der Menge hin- und herdrängen. Es fiel mir nicht ein, auch hier in dieſer glänzenden Geſellſchaft, welche die Honoratioren der Stadt vereinigte und in die man nur vermittelſt eines hohen Eintrittsgeldes gelangen konnte, nach meiner Unbekannten, die ich von einem ländlichen Tanzboden kommen geſehen, zu ſuchen, und es kam mir ſelbſt beinahe wie Wahnſinn vor, als ich mir plötzlich ſagte: ‚Dieſe Maske hier vor mir im Koſtüme der Maria Stuart iſt meine Unbekannte.‘ Die Maria Stuart in dem prachtvollen Sammt- und Atlaskoſtüm ging hart vor mir am Arme einer andern, ebenfalls in die Tracht des ſechzehnten Jahrhunderts gekleideten Perſon einher. Sie ſprach nicht, ſie bewegte ſich kaum, und doch war ich überzeugt, daß *ſie* es war. Fragen Sie mich, woran ich ſie erkannte? Ich weiß es nicht. Ich ſah ſie verkleidet und nur von rückwärts, aber ich ſagte mir, daß dieſer ſo anmuthsvoll gebogene Nacken und dieſer ſo ſtolz getragene Kopf nur ihr angehören konnten. Ich drängte mich vor, ich ſah ihr in die Augen und war meiner Sache gewiß. Mit Glück bemerkte ich, daß auch ſie bei meinem Anblick nicht unangenehm überraſcht war, und mit noch größerem Glück, daß ſie bereitwillig die Hand ergriff, die ich ihr zum Gruße entgegenſtreckte.

„Eine Minute darauf wirbelten wir zuſammen im Tanze. Ich konnte nicht umhin, ich mußte mir ſagen, daß auch ſie mit mehr als der gewöhnlichen Jugendluſt ſich dieſem Vergnügen hingab. Ich war wie berauſcht, und in dieſem Rauſche geſtand ich ihr mit begeiſterten Worten, wie glücklich ich mich über dieſes

Wiederfinden fühlte, und erzählte ihr in vorwurfsvollen und zärtlichen Ausdrücken, wie ich diese ganze Zeit hindurch nach ihrer Spur suchte. Daß ich sie so ohne alle äußeren Anzeichen, unter der Maske, in dem unerwarteten Kostüme auf so unerklärliche Weise wieder erkannte, mußte sie als Beweis annehmen, daß mich eine geheimnißvolle Macht unwiderstehlich zu ihr hinzog.

„Ich will kurz sein. Wir verließen einander nicht mehr. Meine Maria Stuart wies alle Tänzer ab und blieb fortwährend an meiner Seite. Ich schwelgte in Freuden, die jeden Augenblick einen andern Grund hatten. Bald war es die Erfahrung, daß sie gerne in meiner Gesellschaft blieb, bald die andere, daß sie seit jenem Sonntage manchmal meiner gedacht hatte; dann wieder beobachtete ich, mit welcher Frische sie am Leben hing, und dann wieder, wie vielfach ihr Geist gebildet war. Ihr eigenes Kostüm und andere historische Kostüme, die an uns vorüberzogen, gaben zu allerlei Bemerkungen Veranlassung, die eine große Belesenheit verriethen. Auffallend war mir während der ganzen Zeit nur Eines, daß sie, als auch ein Karl I., ein Egmont und eine Marie Antoinette an uns vorübergegangen waren und ich die Bemerkung machte, daß wir uns in einer Gesellschaft von Enthaupteten befänden, plötzlich schweigsam wurde und es meinerseits einer gewissen Anstrengung bedurfte, um sie einem langen Nachdenken zu entreißen und wieder gesprächig zu machen. Während dieses Nachdenkens, das ich mit meiner Bemerkung verursacht hatte, erhob sie sich auch zu wiederholten Malen und wollte, wie es schien, obwohl mit Widerstreben, mich und den Saal verlassen. Aber ein rauschender Walzer, zu dem ich sie einlud, und schüchterne Liebesworte, an deren Aufrichtigkeit sie nicht zweifeln konnte, verscheuchten wieder jene Störung. Es war die einzige während dieser ganzen, glücklichen Nacht; der Schmerz, daß sie mir trotz aller Bitten ihr Gesicht auch nicht eine Sekunde lang entlarven wollte, wurde reichlich aufgewogen durch das Versprechen, daß ich sie am nächsten Abend an derselben Stelle wiedersehen solle, wo sie mich bei unserer ersten Bekanntschaft verlassen hatte.

„Der Morgen graute ſchon, als ich überglücklich meiner Wohnung zueilte und dießmal anſtatt jenes Verſes immer den Namen ‚Pauline‘ vor mich hinmurmelte. Dieſer Name war eigentlich das Einzige, was ich, trotz aller Innigkeit, die ſich in dieſer Nacht zwiſchen uns ausbildete, oder vielmehr, die ſich vom erſten Augenblicke unſeres Wiederfindens zwiſchen uns einſtellte, über ſie, von ihr und ihrer Perſon erfuhr. Aber bei meiner Liebe war alles Andere unbedeutende Nebenſache, und ich fühlte Paulinen gegenüber ein ſo unbegränztes Vertrauen, daß mir alles Geheimnißvolle, alle Widerſprüche und der Umſtand, daß ſie mir gleich beim zweiten Zuſammentreffen ein Rendezvous unter vier Augen geſtattete, ohne mir mit einem Worte von Vater und Mutter geſprochen zu haben, nicht die geringſte Bedenklichkeit erweckte.

„Sie kennen den ſogenannten Poetenweg, der ſich unfern der Stadt längs der Hügel, dann am Saume des Waldes dahinſchlängelt, und endlich in jene von Buchen und Erlen umſchattete, von ſanften Abhängen umfriedete Bucht mündet? Dieſen Weg wandelte, wallfahrtete ich nun oft, und wahrlich, meine Gedanken auf dieſem Wege rechtfertigten ſeinen Namen, und in jener Bucht landete ich wie in einem glückſeligen Golfe. Dort in ſpäten Abendſtunden mit und ohne Mondſchein verfloſſen in Geſellſchaft Paulinens die ſchönſten, reinſten und glücklichſten Stunden meines Lebens, ſo tief glückliche und ſo reine, daß ſie ſelbſt durch die Ungewißheit, in der ich über ihre Verhältniſſe, ihre Familie, ihren Familiennamen, ihre Vergangenheit und über alle Urſachen ihres ſtreng bewahrten Inkognito's verblieb, nicht getrübt werden konnten. Pauline bat mich, nicht zu forſchen, und ich unterließ es gerne und freute mich, ihr dieſen Beweis meines Vertrauens zu geben, weil Vertrauen der beſte Beweis der Liebe iſt. Sie verſicherte mich, daß die Urſachen ihrer Schweigſamkeit trauriger Art ſeien, und Das konnte mich nur betrüben und meine Liebe zu ihr vertiefen. Wie ſollte ich auch neugierig ſein, da nach Paulinens Verſicherung die Lüftung des

Schleiers höchſt wahrſcheinlich der Anfang unſerer Trennung wäre. Ich kam mir wie der Ritter von Luſignan vor, der eine holde Fee im Arme hielt, ſo lange er nicht neugierig war, und ich beſchloß, klüger und ſtärker zu ſein als er, um mich durch Neugierde nicht um mein Glück bringen zu laſſen. Daß Pauline in einer ausgezeichneten Erziehungsanſtalt (einer entfernten Stadt Deutſchlands) aufgewachſen, hätte ich mir ſelbſt ſagen können, ſelbſt wenn ſie es mir nicht erzählt hätte; denn ihr Geiſt war zu einem ungewöhnlich hohen Grade gebildet, ihr Urtheil fein und unabhängig, ihr Gedächtniß eine Schatzkammer von Wiſſen. Und ſo verfloßen unſere Stunden nicht in bloßen Liebeständeleien und Liebesverſicherungen, deren wir Beide, wie wir einmal geartet waren, bald hätten müde werden müſſen, ſondern meiſt in ernſten, ich darf wohl ſagen inhaltsreichen Geſprächen, und das Verhältniß von Lehrer und Schülerin, das ſich bald zwiſchen uns einſtellte, machte unſere Verbindung nur noch inniger. Dieſes Verhältniß machte mir die Lücken ihrer Bildung und ihres Wiſſens eben ſo lieb wie ihr Wiſſen, denn ich konnte ja etwas für ſie thun, ich leiſtete ihr etwas, und ich hatte das Gefühl, das dem Manne dem Weibe gegenüber ſo nothwendig iſt, ich hatte es wenigſtens durch Minuten, daß ich auf gewiſſem Felde über ihr ſtand, während ich mich ſonſt in vielen Beziehungen als tief unter ihr ſtehend anerkennen mußte. Meine ganze Vergangenheit ſchien mir leer, unbedeutend, mein Charakter leicht und eitel neben ihr, die mir den Eindruck machte, als hätte ihre Geſchichte ein Schickſal und ihre Seele den Ernſt und die Tiefe, ohne die kein Schickſal zur Einkehr bewogen wird. Alles an ihr war mir theuer und machte mir einen außergewöhnlichen, ja einen großen und geheimnißvollen Eindruck, bis auf Melac, den gewaltigen weißen Hund, der ſie zu unſeren Zuſammenkünften begleitete, zu unſeren Füßen lag und uns mit verſtändnißvollen Augen anblickte. Es war Paulinens einziger Begleiter, oder er kam ihr nach, wenn er zur Zeit, da ſie das Haus verließ, mit ihrem Vater über Feld geweſen. Da ich einmal bei ſolcher Gelegenheit

die Beſorgniß ausſprach, daß ihre Wanderungen und unſer Zuſammenkunftsort durch den treuen Wächter verrathen werden könnten, erfuhr ich zu meinem Staunen, daß Paulinens Vater um unſere Zuſammenkünfte, wie um die ganze Geſchichte unſerer Bekanntſchaft wußte. Doch ſtaunte ich nicht lange; ich hatte, wie das Fragen und Forſchen, auch das Verwundern in dieſem ganzen Erlebniß vergeſſen, aufgegeben, und wie ich Pauline jetzt kannte, das reine, ſtarke, auf ſich ſelbſt beruhende Mädchen, fand ich das Vertrauen ihres Vaters nur natürlich, und ich gewann den mir unbekannten Mann gewiſſermaßen lieb dafür, daß er ſein Kind ſo beurtheilte und daß er meiner Geliebten ſolches Vertrauen ſchenkte, wie der Geliebte ſelber.

„Unter dieſen Umſtänden, die ich Ihnen hier nur andeute, konnte unſere Verbindung immer inniger werden; aber äußerlich ſich weiter entwickeln, einem Ziele entgegenwachſen konnte ſie nicht. Pauline ſagte es mir auch zu wiederholten Malen, daß unſere Liebe, unſer Glück nur wie ein Gedicht ſein könne, das ſeinen Zweck in ſich habe, das ſich in ſeiner eigenen Schönheit genügen müſſe, und daß wir an nichts denken dürften, was man gewöhnlich als „Zweck“ bezeichnet. Mit welcher Trauer ſie das auch ausſprach, ſo verſicherte ſie doch mit dankbarem Gefühle, daß ihr mehr Glück geworden, als ſie in ihrer Lage jemals zu hoffen gewagt hätte. Was mich betraf, ſo war ich im waltenden Augenblicke ſo tief befriedigt, fühlte ich mich ſo reich, daß es mir beinahe an der Kraft gebrach, daß mir nicht mehr die Fähigkeit übrig blieb, an die Zukunft zu denken. Geſchah dieß doch zuweilen auf der Rückkehr vom Poetenwege, ſo tröſtete ich mich damit, daß Pauline ein Mädchen von achtzehn Jahren ſei und als ſolches das Tragiſche ihrer Lage vielleicht tragiſcher anſehe, als ſie es verdiene. Und dann — war ich nicht ein Mann? War ich nicht dazu da, für ſie den Kampf mit dem Schickſal aufzunehmen? Wenn ſie mir auch ihre Geſchichte nicht erzählte, wenn ſie ſich auch ſo ſehr vor mir verhüllte, daß ich ſie des Abends von unſerm Plätzchen aus auf ihrem Heimwege nicht zwei Schritte weit in

den Wald begleiten durfte, ſo hatte ſie mir doch ſchon ſo viel verrathen, daß zwiſchen uns Beiden das „Vorurtheil“ ſtehe, daß uns das Vorurtheil auf ewig trenne. Dachte ich an dieſe Aeußerung, war ich vollends getröſtet. Ich fühlte mich ebenſo über alles Vorurtheil, wie über allen Aberglauben erhaben. Was konnte es ſein? War ſie eine Jüdin? Ich wollte mit ihr in ein Land ziehen, wo der Ehe zwiſchen Chriſten und Juden kein Hinderniß im Wege ſteht. Oder ein natürliches Kind? Das machte mich lachen. Oder die Tochter eines Verbrechers? Doppelt theuer ſollte mir die unſchuldig Leidende ſein; ich will gut machen, was die Ungerechtigkeit der Menſchen an ihr verbrochen, und ſie mit meinem Leben gegen jede Anſpielung vertheidigen.

„Indeſſen, wie geſagt, dachte ich jetzt wenig an dergleichen. Zur gegebenen Zeit ſoll mich Pauline kennen lernen und erfahren, was ich für ſie auf mich zu nehmen bereit ſei. Um aber bald dahin zu gelangen, nahm ich meine unterbrochenen Studien aufs Neue und mit friſchem Eifer auf. Mein ganzes Leben, meine ganze Welt war jetzt auf meine Bücher, die mich dem Ziele näher bringen ſollten, und auf jene Abendſtunde zuſammengedrängt. Der Tag wurde mit Vorbereitungen zum Staatsexamen verbracht, der Abend auf jener Bank, ſelbſt wenn Pauline dahin zu kommen verhindert war. So ging es in holdeſter und glücklichſter Monotonie fort durch viele Wochen.

„Eines Abends, da ich wieder allein auf der Bank am Saume des Waldes ſaß und vergebens meine Geliebte erwartet hatte, wollte ich mich eben erheben, um in die Stadt zurückzukehren, als ich mich eines ſonderbaren Auftrages erinnerte, der mir heute Morgen in einem Briefe meines Vaters zugekommen. Die Schweſter des mediatiſirten Fürſten, unſeres Patronatsherrn, eine alte Jungfrau, die auf dem Schloſſe in der Nähe meines Vaters lebte, litt ſeit vielen Jahren, vielleicht ſchon ihr Leben lang, an gewiſſen Krämpfen und Nervenanfällen. Sie hatte bereits alle wiſſenſchaftlichen Sommitäten der mediziniſchen Welt erſchöpft und war längſt bei den Wunderdoktoren und ſympathiſchen

Mitteln angekommen. Sie hatte in den Zeitungen geleſen, daß hier in dieſer Stadt in nächſter Zeit ein arger Mörder hingerichtet werden ſolle, und nun wurde mir der Auftrag, ihr um jeden Preis das Hemd des Hingerichteten, das er bei der Hinrichtung am Leibe haben werde, zu verſchaffen. Ein ſolches Hemd ſollte ſolche Krämpfe, wie ſie das alte Fräulein plagten, unfehlbar zu heilen im Stande ſein. Da Kleider und Wäſche des Patienten Eigenthum des Scharfrichters werden, ſo ſollte ich ſo bald als möglich mich mit dieſem verſtändigen, um, da ſich immer viele Käufer eines ſolchen Hemdes vorfänden, mir daſſelbe auf alle Fälle zu ſichern. Mein Vater, der wohl wußte, wie unangenehm mir ein ſolcher Auftrag ſein werde, erſuchte mich in ſeinem eigenen Namen, jeden Aerger über den Aberglauben und jeden Widerwillen gegen die Unterhandlung mit dem Henker zu überwinden und mich der Grille der guten, ſonſt ſo vortrefflichen, aber jetzt nicht mehr ganz zurechnungsfähigen Dame zu fügen. Dieſe Vorſicht meines Vaters war höchſt überflüſſig; die alte Fürſtin hatte mir von jeher viel Güte gezeigt, und ich hätte ſelbſt unangenehmere Aufträge für ſie übernommen. Ich erinnerte mich alſo an jenem Abende des Briefes meines Vaters, und da ich nicht ſehr ferne von der einſam gelegenen Wohnung des Scharfrichters ſein konnte, beſchloß ich, ſogleich an Vollführung meines Auftrages zu gehen, oder wenigſtens die Unterhandlungen mit dem Scharfrichter zu beginnen. Man hatte mir, als ich mich in der Stadt nach ſeiner Wohnung erkundigte, im Allgemeinen die Gegend hinter jener Hügelreihe, an welcher der Poetenweg hinlief, bezeichnet und meinte, daß ich, dort angekommen, das einſam ſtehende Haus leicht auffinden werde. So ging ich denn den Poetenweg zurück und in langer Biegung um die Hügel. Ich kam mir auf dieſem Wege zum Scharfrichter, wie ich ſo einſam und bei ſpätem Abend dahinging, ziemlich romantiſch vor und ſuchte mich mit Humor in meine Rolle zu finden. Dabei machte ich allerlei philoſophiſche Betrachtungen über die Gegenſätze des Lebens, und wie ſich trotz aller Grundſätze und Ueberzeugungen

in einem Menſchenleben die ſonderbarſten Widerſprüche zuſammenfinden können, da ich, der rationaliſtiſche Theolog, ein Schüler Schleiermachers, ſelbſt Hegels, dahinging, um im Namen eines Aberglaubens mit einem Manne zu unterhandeln, welcher die Perſonifikation der Todesſtrafe war, die ich grundſätzlich und inſtinktiv verwarf. Ich befand mich alſo in einer Lage, die weder mit dem Rationaliſten, noch mit dem Theologen, noch mit dem Menſchen übereinſtimmte. Zugleich erinnerte ich mich an die verſchiedenſten und romantiſchſten Henker-Geſtalten und Geſchichten, an Jaques Katch, an Sanſon, an den intimen Freund König Wenzels des Faulen, den dieſer König ſeinen Gevatter nannte; an den Triſtan Ludwigs XI.; an den Nachrichter, den die Berner Armeen immer in ihrem Gefolge mit ſich führten, um ſich nach der Schlacht, bei ruhigem Gemüthe, noch einige blutige Schauſpiele aufführen zu laſſen; an das breite Schwert des Brentano'ſchen Henkers, das ſich in ſeinem Schranke unruhig bewegte, als das ſchöne Annerl an der Seite ihrer Großmutter eintrat, und an viele andere ähnliche Geſtalten und Geſchichten. Dabei verſenkte ich mich ſo tief in dieſe Romantik, daß ich unwillkürlich einen ganz in rothes Tuch gekleideten Mann, umgeben von ähnlich gekleideten Knechten, vorzufinden erwartete.

Nach einer Wanderung von ungefähr zwanzig Minuten kam ich in eine ziemlich einſame Gegend, und ſah ich im Hintergrunde eines kleinen Seitenthales eine Art von Gehöfte, das ſich mit ſeinen Bäumen und Dächern im Mondſcheine ganz deutlich auf einem der Abhänge abſilhouettirte. Dahin richtete ich meine Schritte. In der Nähe des Hauſes angekommen, glaubte ich nicht ohne Kampf hineingelangen zu können, denn ein ungewöhnlich großer Hund ſprang mir mit wildem Gebell entgegen. Ich hielt inne, war aber nicht wenig erſtaunt, als der Hund plötzlich ſeinen wilden Gruß in die zärtlichſten Liebkoſungen verwandelte und ich in ihm unſern treuen Freund und Wächter Melac erkannte. Hat dir deine Herrin zu meinem Nachtheile heute Ferien gegeben, ſagte ich, indem ich ihm den Kopf ſtreichelte, und die

benützeſt du, um die Gegend zu durchſtreifen und auf Abenteuer auszugehen? Ich fühlte mich ganz wohl in dieſer befreundeten Geſellſchaft, und mein Weg zum Henker verlor durch die Gegenwart Melacs für mich den letzten Reſt von Unheimlichkeit. Er drückte ſich an meine Seite, und ſo, indem ich ihn fortwährend ſtreichelte, zogen wir, faſt hätte ich geſagt Arm in Arm in den Hof ein.

„Der Anblick dieſes Hofes erweckte den ſtärkſten Zweifel in mir, ob ich auch recht gegangen. Hier ſah es ganz und gar nicht aus, wie ich mir den Aufenthalt eines Scharfrichters vorſtellte; hier lachte oder vielmehr lächelte Alles aufs Freundlichſte. Das ganze Gehöft, wie es im Mondſcheine vor mir lag, ſchien die Heimat der behaglichſten Gemüthlichkeit; wohin man ſich immer wandte, jeder Winkel, jeder einzelne Theil, jede Anordnung ſprach von Sauberkeit, ſorgfältiger Pflege, ja von Schönheitsſinn, obwohl von Luxus und abſichtlichem Aufputz nirgends eine Spur war. Das Gebäude, das mir bei meiner Ankunft den Rücken kehrte und nach Außen nur eine graue, einförmige, fenſterloſe Mauer ſehen ließ, war das eigentliche Wohnhaus, und ſeine dem Hofe zugekehrte Seite zeigte, ganz im Gegenſatze zu der äußern, eine Reihe ſchön eingerahmter Fenſter, die im Style des vorigen Jahrhunderts mit allerlei vorſpringenden Steinmetzarbeiten eingefaßt waren, und zwiſchen denen an die Wand befeſtigte Fruchtbäume wie an einem Spalier ihre Zweige bis hinauf an das Dach erſtreckten. Dieſem Hauſe gegenüber befanden ſich aus Ziegelſteinen aufgeführte Nebengebäude mit vorſpringenden Schweizerdächern und allerlei Holzſchnitzereien an denſelben. Rechts und links zwiſchen dieſen Häuſern wurde der Hof auf der einen Seite von einem zum Theil mit Waldbäumen bepflanzten Garten, auf der andern von einem Kohl- und Blumengärtchen geſchloſſen, welches letztere durch weiße Staketen mit grünen Spitzen vom Hofe getrennt war. Den Mittelpunkt des Hofes bildete eine Pumpe, welche wie ein Thürmchen hoch in die Luft eine Wetterfahne erhob, und in der Nähe derſelben war eine

große Hundehütte aufgeführt, in die ſich Melac bei meinem Eintritte ſogleich begab, aber nur, um ſie in demſelben Augenblicke wieder zu verlaſſen, als ob er mir nur hätte zeigen wollen, daß er hier zu Hauſe war. Ich erſchrak vor Freude bei dem Gedanken, daß ich mich in der Heimat meiner Geliebten befand. Der Zufall oder Irrthum hatte mich ja hierher geführt, und ich hatte mir keinen Vorwurf der Neugierde, der Zudringlichkeit oder des Ungehorſams gegen ihre Befehle zu machen. Ja, hier in dieſer Idylle mußte ſie wohnen, dieſe ganze Umgebung, dieſe ſinnige Einſamkeit vervollſtändigte mir ihr Bild und ſchloß es ab wie ein Rahmen. Ja, hier mußte ſie wohnen, nur ſie paßte in dieſe Welt, und ich hatte meine Schritte anderswo hinzulenken, wenn ich noch heute den Scharfrichter aufſuchen wollte. Ich empfand eine gewiſſe Genugthuung in dem Gedanken, noch nach Möglichkeit ihrem Willen zu gehorchen und mich raſch wieder von ihrer Wohnung, in die ich nicht eindringen ſollte, zu entfernen, und wandte mich in der That, um den Hof ſofort wieder zu verlaſſen. Aber ich mußte über einen Lichtſtreifen, der aus einem der Fenſter fiel, und im Bereiche dieſes Lichtſtreifens angekommen, war ich wie gebannt. Wenn ich ihm folgte, kam ich an das Fenſter und konnte vielleicht einen Augenblick lang in das theure Geſicht ſehen, konnte vielleicht das mir verſagte Glück genießen, ſie einen Moment in ihrem häuslichen Walten zu beobachten. Die Verſuchung war zu groß; ich erlag ihr, und nach drei Schritten ſtand ich an dem Gelände, das die Bäume an der Wand beſchützte und mich ungefähr eine halbe Elle weit vom Fenſter ferne hielt.

„Ein überraſchender Anblick bot ſich mir dar, ein Anblick, der mich überzeugte, daß ich doch recht gegangen und mich bei Meiſter Vogt, dem Henker, befand. In der Mitte der Stube drehte ein vorgebückter Mann in einem Leinwandkittel einen großen Schleifſtein. Ein anderer Mann mit langen grauen Haaren, in Hemdärmeln und großer Sammetweſte mit langen Schößen, in faltigen Stiefeln, die über die Knie reichten, ſtand, ebenfalls gebückt, an der andern Seite des Schleifſteines und

drückte ein kurzes, eigenthümlich geformtes Schwert, das an seinem äußersten Ende beinahe so breit wie ein Beil war und sich gegen den Griff zu bis zur Schmalheit eines gewöhnlichen Schwertes verjüngte, auf den Stein nieder, von welchem zugleich mit einzelnen Wassertropfen ganze Büschel von Feuerfunken sprühten, die bei der nur dämmerigen Beleuchtung der Stube deutlich sichtbar waren. Weder der Knecht noch der Herr sprachen ein Wort, sie schienen ihr Geschäft mit großer Andacht zu betreiben. Von Zeit zu Zeit erhob der Mann mit den langen Haaren das Schwert, prüfte seine Breite mit den Augen und seine Schärfe mit den Fingerspitzen; manchmal sogar fuhr er längs der Schärfe mit der Zunge hin, um deren Unebenheiten mit den empfindlicheren Nerven zu erkennen. Er schüttelte dann den Kopf, legte das Schwert der Länge nach wieder auf den Stein, und der Knecht begann wieder bald schneller, bald langsamer zu drehen. Tiefe Stille herrschte rings umher, so daß ich das Pfeifen des Steines und manchmal das metallische Summen des Schwertes hören konnte, des Schwertes, das binnen zweimal vierundzwanzig Stunden einen Menschen vom Leben zum Tode bringen sollte. Es war mir eigenthümlich, unsäglich zu Muthe; es war mir, als sähe ich einem Verbrechen zu, und ich war wie gebannt, regungslos und starr, und trotzdem fühlte ich, wie es nach und nach fieberisch in allen meinen Adern zu pochen begann. Und Das kam daher, daß sich meiner eine unendliche und ahnungsvolle Begierde bemächtigte, noch eine dritte Person genauer zu sehen, welche sich ebenfalls in der Stube befand und zu dem unheimlichen Beginnen der beiden Männer die Kerze hielt. Es war ein Mädchen, das mir aber den Rücken zukehrte und dessen Kopf von dem Vorhange des Fensters verhüllt blieb. Doch konnte ich erkennen, daß sie bei ihrem Geschäfte mit derselben Ruhe und Andacht verweilte, wie die beiden Männer. Ach, ich konnte mehr erkennen! Der kleine Fuß, den ich sah, das Kleid und die Konturen des Schattens auf dem Vorhange waren mir zu wohl bekannt, aber ich wollte nicht glauben, was ich mit leibhaftigen Augen sah. Ich

träumte, ich täuſchte mich — der ſchauerliche Anblick des Schleifens des Richtſchwertes, das Bewußtſein, mich beim Henker zu befinden, alles Das weckte Halluzinationen, verwirrte mein Gehirn und hüllte mich in böſe Träume, die das Entfernteſte in einander wirrten und das Lieblichſte verzerrten. Aber der Henker ſprach ein Wort, er wollte das Schwert genau betrachten, die Perſon mit dem Leuchter in der Hand beugte ſich vor, das volle Licht fiel auf ihre ruhigen Züge, und ich konnte leider nicht mehr an Träume glauben — ſie war es, es war Pauline!"

* * *

Möbius brach plötzlich in ſeiner Erzählung ab und ſah mit traurig erſtauntem Auge vor ſich hin, als ob er die Entdeckung jenes Abends noch einmal machte. Auch ich war keines Wortes mächtig. Dieſe Löſung überraſchte mich. Während der ganzen Erzählung glaubte ich, der unſchuldige Studiosus theologiae ſei, trotz aller Verſicherungen von der Unſchuld und Reinheit ſeiner Geliebten, ein klein wenig myſtifizirt worden; nun aber, da ich in ſeiner jetzigen Frau, die ich kannte, jene Henkerstochter vermuthen mußte, glaubte ich wohl Allem, was er von ihrer Bildung, Schönheit und Würde geſagt hatte — aber ich ſah mit einigem Schrecken ein Schickſal heraufziehen. Möbius, nachdem er ſich wieder gefaßt, blickte mir prüfend ins Auge und beobachtete mich mit einem gewiſſen ängſtlichen Lauern, was ich etwa ſagen möchte, ja, wie er mir ſpäter geſtand, mit der Beſorgniß, ich könnte mich plötzlich erheben und ihm ſagen, daß ich genug wiſſe und nichts mehr zu hören wünſchte. Da er aber auf meinem Geſichte den Ausdruck eines Zuſchauers im Trauerſpiele entdeckte, nahm er ſeine Erzählung mit Sicherheit wieder auf und fuhr fort:

„Was glauben Sie," fragte er, „welches Gefühl mich vor Allem beherrſchte, als ich nach, der Himmel weiß, wie langem Starren wieder zu mir ſelber kam? Die Verzweiflung hatte ihren Tribut bereits dahin genommen in der Lethargie, in der ich regungs- und gedankenlos durch die Fenſter geſtarrt hatte. Der Schmerz,

die Liebe hatten ſich in dieſem furchtbaren Momente erſchöpft, und als ich wieder zu mir kam, fühlte ich mich kalt bis ans Herz hinan, und die Kraft, mich zu bewegen, zu handeln, überhaupt etwas zu thun und zu fühlen, erhielt ich nur von einer Art von Entrüſtung, von der ich ſelber nicht weiß, ob ſie gegen Pauline, oder gegen Schickſal und Vorſehung gerichtet war. Mein Fieber hatte mich gänzlich verlaſſen, und mit unglaublicher Ruhe beſchloß ich, meinen Auftrag auszuführen.

„Ich klopfte an, ich trat ein. ‚Karl!‘ rief Pauline, indem ſie die Hände zuſammenſchlug, um ſich in demſelben Momente an die Wand zu lehnen, denn ihr ſchwindelte, und ſie wußte nicht, was von meinem Kommen zu halten und was von der nächſten Sekunde zu erwarten. Ich ſelbſt ſtand eine Zeitlang ſprachlos da. Während dieſer Zeit raffte ſich Pauline wieder auf und ſagte, zu ihrem Vater gewendet, freilich mit bebender Stimme, aber mit heldenmüthiger Selbſtüberwindung: ‚Herr Kandidat Karl Möbius!‘

„Ihre Stimme drang mir durchs Herz, und ich fühlte jene Kälte wieder daraus entweichen. Nur der Ton dieſer Stimme machte es, daß ich ohne alles Zögern in die Hand einſchlug, die mir Meiſter Vogt entgegenſtreckte. Ich hörte, wie Pauline in dieſem Moment tief Athem holte, aber ich hatte noch nicht den Muth, ſie anzuſehen. Der Scharfrichter ſchüttelte meine Hand und drückte mir ſeinen herzlichſten Dank aus für den Schutz, den ich einmal ſeiner Tochter angedeihen laſſen, für die Geſellſchaft, die ich ihr leiſtete, für alles Gute, das ſie gewiß aus dieſem Umgange ſchöpfte, und verſicherte mich, daß wir alte Bekannte ſeien. Er ſagte all Das mit der Ruhe und Sicherheit eines Mannes, der ſich jedem andern Sterblichen gleich fühlt, und mit Formen und in einer Ausdrucksweiſe, die den gebildeten Mann verriethen. Ich antwortete auf alles Das mit der Beſtellung meines Auftrages. Der Scharfrichter lächelte, wie ein gebildeter Mann über Dergleichen zu lächeln pflegt, und verſicherte mich, daß mir das gewünſchte Hemd zugeſtellt werden ſolle, obwohl es in den letzten Tagen von

den verſchiedenſten Seiten her und aus allen Weltgegenden verlangt worden. Ich aber ſollte als Derjenige, dem er Dank ſchulde, den Vorzug haben. Bei dieſer Gelegenheit machte Meiſter Vogt noch allerlei Bemerkungen über den Aberglauben, über den er in ſeiner Stellung mehr Erfahrungen machen könne als jeder Andere, und der, wie er verſicherte, noch weit mehr verbreitet ſei, als ſich die Philoſophie des neunzehnten Jahrhunderts träumen laſſe — und wieder daran knüpfte er mit Beziehung auf die Fürſtin, für die das Hemd des Gerichteten beſtimmt war, die andere Bemerkung, daß der kraſſeſte Aberglaube im Verhältniß zur Anzahl der Individuen in den höchſten Ständen weit mehr verbreitet und heimiſch ſei, als in den niedrigſten Klaſſen. Meiſter Vogt ſprach ſo ziemlich lange fort und ſetzte mit offenbarem Behagen ſeine philoſophiſchen Anſichten, die Reſultate ſeiner Beobachtungen und ſeiner Erfahrungen, auseinander, während ich ſtehend die Lehne des Stuhles hielt, den er mir hingeſtellt hatte, wie im Traume zuhörte und immer nach dem Richtſchwert blickte, das auf dem Tiſche lag und zu mir herüberblinzelte. Der Knecht hatte ſich entfernt und den Schleifſtein fortgetragen. Die Reden des Scharfrichters hatten für mich das Gute, daß ich mich, während ihre Worte wie todt an meinem Ohre abfielen, bis zu einem gewiſſen Grade wieder ſammeln konnte und mich ſelbſt wieder zu fühlen begann. Aber ſobald ich ſo weit gekommen war, war es mir auch gewiſſermaßen, als wäre ich ein für alle Mal in dieſe Welt gebannt und durch den Händedruck, den ich nachträglich deutlicher fühlte, als in dem Momente, in dem ich ihn empfangen hatte, dem Scharfrichter verfallen. Ich empfand Mitleid mit mir ſelber, ich wurde weich und hatte jetzt erſt den Muth, meine Augen nach Paulinen zu wenden, die, noch immer traurig vor ſich hinblickend, ſich an die Wand lehnte, die Arme herabhängen ließ und mich mit liebevollen Augen betrachtete, die Abſchied zu nehmen ſchienen. Ich brachte kein Wort hervor, das ich an ſie hätte richten können, und in der Angſt, daß mir doch eines entſchlüpfen könnte, das ihr wehe thäte, nahm ich raſchen Abſchied vom Scharfrichter,

und wieder, um ſeinem zweiten Händedruck zu entgehen, aber auch, um nicht ohne ein Zeichen der Liebe von ihr zu ſcheiden, ſtreckte ich ihr die Hand entgegen. Sie ergriff ſie raſch, hielt ſie feſt und trat ſo mit mir aus der Stube und aus dem Hauſe. Ich wollte ihr gute Nacht ſagen, aber ſie ſchüttelte den Kopf und ging, immer meine Hand haltend, mit mir fort. Sie führte mich einen andern Weg als den, auf dem ich gekommen war, den Hügel hinauf, durch den Wald, und nach kurzer und ſchweigſamer Wanderung befanden wir uns zu meiner Ueberraſchung vor der Bank auf unſerem ſtillen Plätzchen am Ende des Poetenweges. Wir ſetzten uns hin, wie wir geſtern da geſeſſen hatten, aber wie anders war uns heut zu Muthe! Wie anders ſah mir die Welt in demſelben Mondſchein, in derſelben Beleuchtung, von demſelben Standpunkte aus!

„Pauline blieb ſo lange bei mir, als ſie ſonſt zu bleiben pflegte. Sie ſah mich oft an, ſprach aber kein Wort. Ich hatte hundert Fragen an ſie zu richten und fand nicht für eine einzige den richtigen Ausdruck, um ſie nicht zu kränken. So ſchwiegen wir, bis Pauline ſich mit einem Male erhob, mich in ihre Arme ſchloß, mit unſäglicher Herzlichkeit küßte und ſagte: ‚Lebe wohl! Du wirſt mich ja doch nicht wieder ſehen wollen!‘

„Mit dieſen Worten lief ſie den Hügel hinauf; ich ſank ſchluchzend auf die Bank zurück und drückte das Geſicht in die Hände. Als ich wieder aufſah, ſtand ſie über mir auf dem Hügel und horchte mit vorgebeugtem Leibe nach mir hinunter; dann erhob ſie ſich und ſtreckte beide Arme hadernd gen Himmel. Ihr Hund heulte in die Nacht hinaus. ‚Ich werde immer wieder kommen, Karl,‘ rief ſie endlich, ‚ich werde immer wieder kommen und hier warten. Immer, immer wieder, bis du vielleicht nach Jahren zurückkehrſt.‘ Dann lief ſie in den Wald zurück.

„Ich kam in jener Nacht nicht ins Bett und nicht ins Haus. Unglückſelig irrte ich in der Nacht umher, den Poetenweg herauf und herunter, nach langen Irrwegen immer wieder nach jener Bank zurückkehrend, wo ich ſo glückliche Stunden verlebt hatte,

die nun dahin ſein ſollten für immer. Zu wiederholten Malen näherte ich mich der Scharfrichterei. Jetzt wollte ich Paulinen wecken, um ihr zu ſagen, daß uns nichts in der Welt trennen ſolle; jetzt hatte ich die Abſicht, ſie mit Vorwürfen zu überhäufen, daß ſie mir ſo große Liebe eingeflößt, um mich ſo elend zu machen. Aber ich floh vor dem Hauſe immer wieder, wie vor einem Orte des Entſetzens. Der Henker und Alles, was zu ihm gehört, war mir nie in ſo abſtoßender Geſtalt erſchienen, wie in dieſer Nacht. Ich war mir Deſſen bewußt, daß mich nicht ein Vorurtheil, ſondern ein tief begründetes, menſchliches Gefühl von Paulinen trennte. Dann vertiefte ich mich wieder in den Seelenzuſtand Paulinens, vergegenwärtigte mir die Qualen, in denen ſie dieſe Nacht zubringen mußte, und überhaupt die Pein ihres ganzen Daſeins, und ich vergaß mein Elend über dem ihren, und ihr galten die Thränen, die ich weinte, ſo lange ich weinen konnte. Aber Sie erlaſſen mir die Schilderung aller der Qualen jener einzigen Nacht. Genug, ſie war ſo reich an Leiden, daß ſie unglückliche Jahre hätte ausſtatten können mit ihren traurigen Schätzen, an ſo gewaltigen Leiden, daß ihre Schatten noch helle Glückstage ferner Jahre verdunkeln können. Der Tag fand mich ferne von hier; denn gegen Morgen lief ich verwirrt und wie ein Menſch, der ſich ausgeſtoßen fühlt, als wäre ich ein flüchtiger Verbrecher, ins Land hinaus, die Landſtraße und gebahnte Wege meidend, über die Felder hin. Erſt die große Ermattung des Leibes und des Geiſtes brachte mich wieder zur Beſinnung; ich ſchleppte mich in die Stadt und in meine Wohnung zurück; wo ich erſt ſpät am Nachmittage ankam. Meine Hausleute hielten mich für krank und brachten mich ins Bett. Ich ſank in einen tiefen, der Erſtarrung ähnlichen Schlaf, aus dem ich erſt ſpät gegen Mittag des folgenden Tages erwachte.

„Das war ein Glück; denn damit hatte ich die Stunde der Hinrichtung, den ganzen Lärm, den ſie in der Stadt verurſachte und alle Pein verſchlafen, die ich während dieſer Zeit empfunden haben würde. Ich kleidete mich an und ging aus. Ueberall hörte

ich vom Ereigniß des Tages, von der Hinrichtung ſprechen, am Meiſten aber an meinem Mittagstiſch, an dem ſich über vierzig Studenten aller Fakultäten verſammelten. Ein Augenzeuge unter dieſen rühmte die Meiſterſchaft, mit der der Henker ſein Amt verrichtete; auf Einen Streich fiel der Kopf, eh man ſich deſſen verſah. Ich weiß, wer zum Schliffe des Schwertes das Licht gehalten, dachte ich. Ein Mediziner meinte, dieſe Geſchicklichkeit des Meiſter Vogt komme daher, daß er, wie bekannt, Anatomie ſtudirt habe. Er iſt ſogar Doctor medicinae, behauptete ein Juriſt, dagegen aber proteſtirten ſämmtliche anweſende Studenten der Medizin und verſicherten, das ſei nur eine Sage. Man fing dann an, allerlei Geſchichten von Meiſter Vogt zu erzählen, und ein junger Juriſt, der bereits bei einem Advokaten arbeitete, verſicherte, daß dieſer ſonderbare Henker ſein Amt mit Ueberzeugung und nach Grundſätzen verwalte, er ſtudire jeden Prozeß, in deſſen letztem Akte er aufzutreten habe, um ſich von der Gerechtigkeit des Richterſpruches zu überzeugen. Einmal habe er ein Todesurtheil für ungerecht erklärt und ſich geweigert, es zu vollſtrecken, und in Folge des nothwendigen Aufſchubes ſei der Verbrecher auch begnadigt worden und zwar mit Recht. Nach dieſer Geſchichte hieß es, daß Meiſter Vogt, wie die Sage gehe, eine ſehr ſchöne Tochter habe, und es wurde die Frage aufgeworfen, ob man des Scharfrichters Tochter lieben könne. In Romanen Ja, in der Wirklichkeit müſſe man ſich trotz aller Schönheit abgeſtoßen fühlen, ſo hieß der Schlußſatz, in dem man ſich ohne Diskuſſion einigte. ‚Ah, bah!‘ — rief nur Einer, ein Mediziner — ‚wenn ſie ſchön und liebenswürdig iſt!‘ — ‚Du biſt ein Cyniker, das iſt bekannt!‘ lautete die Antwort, mit der man den Mediziner abfertigte. — Dann wurde die Todesſtrafe verhandelt, ein in jener Zeit überhaupt ſehr beliebter Gegenſtand der Diskuſſion. Die Theologen waren für Beibehaltung der Todesſtrafe, weil ſie in der Bibel geboten ſei, die Juriſten waren getheilter Meinung, Mediziner und Philoſophen ſprachen ſich entſchieden für Abſchaffung aus. Das gab lange Verhandlungen,

und ich hörte mit einer Spannung zu, als ob eine mich perſönlich betreffende Angelegenheit hier verhandelt würde; darum aber war es mir nicht minder peinlich, jetzt dieſe Verhandlungen, wie vorhin die Erzählungen vom Scharfrichter, anzuhören, weckte doch jedes Wort nothwendigerweiſe traurige Gefühle der verſchiedenſten Art in mir und einen Nachklang alles Deſſen, was ich in den letzten zwei Tagen durchgemacht hatte. Man mochte meinem Geſichte Manches angeſehen haben, und man legte mir dieſes, wie mein Schweigen, an das man bei ſolchen Gelegenheiten nicht gewohnt war, falſch aus, nannte mich übertrieben human, ſentimental und ſpottete gutmüthig über einen Menſchen, der ſich in dieſem Augenblicke ſo unſäglich elend fühlte. Trotzdem hielt ich in der Geſellſchaft beinahe den ganzen Nachmittag aus, weil daſelbſt doch manches Wort geſprochen wurde, das mir wohl that.

„Den Abend verbrachte ich auf meiner Stube, obwohl ich die Gewißheit hatte, daß Pauline auf unſerer Bank ſaß, freilich ohne mich zu erwarten. Es ſchien mir, daß es gerade darum geboten geweſen wäre, dahin zu gehen, aber ich war feſt entſchloſſen, es wenigſtens an dem Tage nicht zu thun, an dem ſie mehr als ſonſt die Tochter des Scharfrichters war, an dem ſie vielleicht von dem Schwerte, das ſie ſchleifen half, die letzten Blutflecken abgewiſcht hatte. Was ich morgen, was ich übermorgen thun werde? — wer wußte es? Ich am Allerwenigſten, ich glaubte aber zu wiſſen, daß es meinem Berufe, meinem Vater und meinem eigenen Leben gegenüber Pflicht ſei, ſelbſt auf Koſten meines Glücks und meiner innigſten Gefühle, mich von Paulinen auf immer loszureißen und mit der Vergangenheit, die mir ſo viel Glück gegeben hatte, undankbar und charakterſtark zu brechen.

„Dieſer Gedanke gab mir einige Kraft und in Folge deſſen einige Ruhe wieder. Gefaßt, wie ich es ſeit achtundvierzig Stunden nicht geweſen, ging ich in meiner Stube auf und nieder, als es ſchüchtern an meine Thür klopfte und ich in dem Eintretenden den Knecht erkenne, der den Schleifſtein gedreht hatte. Unter dem Arme trug er ein kleines Paket, das er mir im Namen

ſeines Herrn, des Meiſter Vogt, auf das Höflichſte übergab. Es enthalte dieſes Paket das verlangte Hemd des Hingerichteten. Er legte es, da ich es anzugreifen zögerte, auf den Tiſch und ſchlich ſich wieder, ſo ſtill als er gekommen war, zur Thüre hinaus. Da ſollte ich nun die Nacht in derſelben Stube mit dem Geſchenke des Henkers, mit dem blutbefleckten Hemde des Hingerichteten, zubringen — morgen es neu verpacken, auf die Poſt bringen und mich noch eine Stunde ſo damit beſchäftigen. Es war mir, als wäre ich in dieſe Henkerwelt durch einen Zauber, durch ein Verhängniß gebannt, um nie wieder loszukommen. Es war mir, als müßte ich dieſes Verhängniß walten laſſen, als wäre jeder Widerſtand vergebens. Im Grunde war nur das Eine wahr, daß jeder Widerſtand gegen meine Liebe vergeblich war.

„Ich habe es redlich verſucht, Widerſtand zu leiſten. Den nächſtfolgenden und dann noch den zweiten und dritten Tag verbrachte ich auf meiner Stube, umgeben von Büchern und vom beſten Willen beſeelt, meine Studien für das letzte Examen aufzunehmen, aber am Abend des dritten Tages wanderte ich wieder hinaus auf den Poetenweg, und da ſaß Pauline in der That, wie ſie geſagt hatte, und ich ſchämte mich, daß ich ſie alle dieſe Tage ſo da hatte ſitzen laſſen. Sie ſprang auf, als ſie mich kommen ſah, und brach dann, auf die Bank zurückſinkend, in Weinen aus. Es war Glück und Freude in dieſem Weinen, und der Vorwurf, den es enthielt, war um ſo heftiger. Sie war die Erſte, die zu ſprechen anfing, indem ſie mir mit flehentlicher Stimme eine Art von Vertrag anbot. Sie wollte mich, ſo lange ich noch hier in dieſer Stadt verweilte, nur von Zeit zu Zeit wiederſehen; ich ſollte ihr nur den Reſt des alten Glückes gönnen, der noch möglich war, ſie beſuchen und mit ihr ſprechen wie in alter Zeit. Mehr wollte ſie nicht, mehr hatte ſie nicht erwartet; denn, wenn die Zeit gekommen, werde ich ſie verlaſſen und vergeſſen, und ſie werde ſo viel des Glückes gekoſtet haben, als ihr Schickſal geſtatte. Ich antwortete darauf, indem ich wie ehemals regelmäßig jeden Abend wiederkehrte und meinen Geiſt daran

gewöhnte, ſich raſch abzukehren, ſobald ſich der Gedanke der Zukunft zuwenden wollte, und ſo gelang es mir in der That, einen Theil des vergangenen Glückes wieder herzuſtellen. Ja, das neue Verhältniß hatte vor dem frühern ſogar Manches voraus, indem ſich jetzt das Weſen Paulinens reicher vor mir entfalten, und indem ich mich ihrer ſo zu ſagen mit mehr Behagen erfreuen konnte — allerdings immer abgeſehen von dem Dämon, der ſeine ſchwarzen Fittiche über uns ausbreitete und ſich manchmal drückend auf unſere Scheitel herabſenkte.

„In dieſer zweiten Periode meiner Liebe, da kein Geheimniß mehr zwiſchen uns war und da ich, bei den häufigen Abweſenheiten des Scharfrichters, oft ganze Stunden ſogar in ſeinem Hauſe zubrachte, erfuhr ich Manches, was mir den Blick in eine eigenthümliche Welt eröffnete, und Manches, was mir das Geſchick Paulinens noch tragiſcher erſcheinen ließ als bisher.

„Meiſter Johannes Vogt ſtammte aus einer Familie, in welcher ſich das Amt des Scharfrichters ſeit mehr als zweihundert Jahren von Vater auf Sohn forterbte, und er ſah wie ein Adeliger mit Stolz auf die Reihen ſeiner Ahnen zurück und mit gleichem Stolz auf ſein Amt, das er als die letzte Spitze des Rechtes betrachtete, wie er ſich ſelbſt als eine wichtige Stütze der menſchlichen Geſellſchaft anſah. Dieſes Alles trotz ſeiner Bildung oder vielmehr, beſſer geſagt, mit Hülfe ſeiner Bildung; denn die Sage, welche jener Student erzählt hatte, beruhte auf Wahrheit: Johannes Vogt war von ſeinem Vater in ſeiner Jugend in die Ferne nach Leyden geſchickt worden und hatte an dieſer Univerſität in der That Medizin ſtudirt und den Doktorgrad erworben. Niemand in der Gegend ahnte, welche ausgebreitete ärztliche Praxis er ausübte. Die Kranken, die ihm der Aberglauben zuführte und die Wundermittel von ihm erwarteten, behandelte er auf eine wiſſenſchaftliche Weiſe, ohne darum in ſeinen eigenen, wie in den Augen ſeiner Tochter, den Nimbus eines Zauberers oder Magiers ganz zu verlieren. Vater und Tochter hingen mit der Liebe zweier Ausgeſtoßenen an einander,

zweier Unglücklichen, die daſſelbe Schickſal theilen, das ſie für ungerecht halten, die einander gegenſeitig bedauern und ſonſt Niemand in der Welt haben, als ſich. Meiſter Vogt benahm ſich gegen ſeine Tochter, wie ſich ſein Vater gegen ihn benommen hatte. Er ſchickte ſie frühzeitig in ein entferntes, ausgezeichnetes Mädcheninſtitut, wo man ihre Herkunft nicht kannte und wo ſie bis in ihr achtzehntes Jahr verweilte und jenes Wiſſen erwarb, das ich ſo ſehr an ihr bewunderte. Aber dort, wo ſie geliebt war, hatte ſie auch das Bedürfniß nach Liebe und menſchlicher Geſellſchaft kennen gelernt, und der Durſt nach dem Umgange mit andern Menſchen war es, der ſie einige Monate nach ihrer Heimkehr, die ſie in der Einſamkeit verbrachte, eines Sonntags bewog, ſich halb und halb zu verkleiden, ſich für ein Dienſtmädchen auszugeben und in jenem Tivoli, vor dem ich ſie zum erſten Male geſehen, unter die Menſchen zu miſchen. Sie wiſſen, wie ſie dieſen Verſuch büßen mußte. Ein Bauernſohn aus ihrer Nachbarſchaft erkannte ſie, und man ſtieß ſie mit Hohn und Spott aus der Geſellſchaft, die ſich durch ihre Gegenwart verunehrt fühlte. Derſelbe Durſt nach Geſellſchaft, zugleich aber auch die Hoffnung, mich wieder zu finden, war es, der ſie nach jenem von Studenten veranſtalteten Maskenballe lockte. Das Modell ihres damaligen Maria-Stuart-Koſtüms fand ich in der Wohnſtube des Scharfrichters, welche mit zahlreichen Bildern, hiſtoriſchen Kompoſitionen oder Porträts ausgeſchmückt war, die ſämmtlich berühmte Hinrichtungen oder Hingerichtete darſtellten, Notabene nur ſolche Hingerichtete, die mit dem Beil, dem Fallbeil oder dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht worden. Auf Hinrichtungen mit Strick und Galgen, ſowie auf die Henker, die ſich zu dergleichen hergaben, ſah Meiſter Johannes Vogt mit ariſtokratiſcher Verachtung herab. Da prangten an den Wänden neben jener genannten Königin die Königinnen Anna Boleyn, Jane Gray, Marie Antoinette, die Könige Karl und Ludwig, dann Monmouth, William Ruſſell, Algernon Sidney, die Girondiſten, Madame Roland, Charlotte Corday, Camille Desmoulins, Danton,

Padilla, Egmont und Horn, Barneveld, Struenſee, Moltke, Patkul, Sand und viele andere Enthauptete der verſchiedenſten Länder und Zeiten in bunter Reihe. Ich halte es für nothwendig, Ihnen dieſe Einzelheiten zu erzählen, weil es mir ſonſt nicht möglich wäre, Manches an Paulinen zu entſchuldigen, was Ihnen unmenſchlich oder unweiblich erſcheinen müßte. Sie begriff den Abſcheu nicht, den die Welt vor dem Henker, vor ſeinem Amte und vor Allem, was zu ihm gehört, empfindet; ihr galt dieſer Abſcheu für ein unberechtigtes Vorurtheil und der Scharfrichter in ſeiner Stellung für einen Märtyrer dieſes Vorurtheils. Auch brauchte ſie, wenn ſie von dergleichen ſprach, immer nur die edelſten Ausdrücke; ſie ſprach nur vom Hochgericht, und im Franzöſiſchen gefiel ihr vorzugsweiſe der Ausdruck: ‚Executeur des hautes oeuvres.‘ Den Scharfrichter betrachtete ſie, wie ihr Vater ſelbſt, als einen Vertreter der Gerechtigkeit, als einen Vorfechter der Geſellſchaft und Vertheidiger gegen die Angreifer des ſittlichen Zuſtandes. Ich wünſchte, ich könnte es Ihnen begreiflich machen, wie weit ſich die Macht der Gewohnheit des Umganges und des Standes erſtreckte. Es iſt unglaublich —“

„O,“ fiel ich hier meinem Freunde Möbius ins Wort, den es offenbar beängſtigte, daß er das Weſen und die Anſichten ſeiner Geliebten nicht hinreichend erklären und entſchuldigen könne — „o, das kenne ich — geben Sie ſich keine Mühe — ich habe in dieſer Beziehung die merkwürdigſten Erfahrungen gemacht. Im Oriente hatte ich einen Bedienten, einen Dalmatiner, Namens Steffano, der mir die beſten und treueſten Dienſte leiſtete, das Ideal eines Bedienten. In den Einſamkeiten jener Reiſen werden Herr und Diener vertrauter als in anderen Verhältniſſen. So kam es, daß wir ganze Stunden mit einander verplauderten, und eines Abends, da ich ihn nach ſeiner Geſchichte fragte, erzählte er mir dieſelbe, und da erfuhr ich, daß ich einen ganz gemeinen Banditen, einen Bravo aus dem Malteſergäßchen zu Galata im Solde hatte, und daß dieſer mein Diener fünf Morde auf dem Gewiſſen oder vielmehr nur

in seiner Vergangenheit hatte. Von diesen Morden, wie sie bestellt, bezahlt und ausgeführt worden, erzählte er mir mit der größten Unbefangenheit, ungefähr wie ein Kaufmann von seinen Geschäften, ein Handwerker von seinen Arbeiten erzählen würde. Der Mann hatte eben seine Jugend im Malteſergäßchen, dem Aufenthalte der verrufenſten Bevölkerung Konſtantinopels, zugebracht. Aber auch in der gebildeten Welt habe ich ähnliche Erfahrungen gemacht. Ein Kriminalrichter in einer großen deutſchen Stadt, den ich kannte, fühlte ſich nur dann glücklich, wenn ſeine Gefängniſſe überfüllt waren. Er betrachtete das Kriminalgebäude ungefähr wie eine alte Jungfer ihren Vogelbauer, und nichts widerſtrebte ihm ſo ſehr, als die Freilaſſung eines Sträflings, der ſeine Zeit abgeſeſſen hatte, zu unterſchreiben. Er erfand dann alle möglichen Vorwände, um dieſer Unannehmlichkeit zu entgehen, ja er begab ſich manchmal aufs Land, um, da die Freilaſſung von ſeiner Unterſchrift abhing, die Haft des Unglücklichen um einen oder mehrere Tage zu vermehren. Dieſer Mann war ein vortrefflicher Familienvater, ein begeiſterter Muſik- und zarter Blumenfreund. Bei einem anderen Richter war ich einmal zum Mittageſſen. Es war um ein Uhr. Man fragte ihn, was ihn heute im Amte beſchäftigt habe? Er konnte ſich nicht erinnern, und doch hatte er eine Stunde vorher ein Todesurtheil unterſchrieben. Allerdings war der Mann ſeit mehr als dreißig Jahren Richter. Sie ſehen nach dieſen Beiſpielen, denen ich noch andere hinzufügen könnte, ein, daß mich nichts überraſcht, was mir von der Macht der Gewohnheit und des Standes des Außerordentlichen geſagt werden kann. Stand und Gewohnheit ſind das Klima, das auf Entfaltung, Farbe und Früchte unſeres Gemüthes den größten Einfluß hat."

„Sie werden alſo begreifen," fuhr Möbius fort, „daß Pauline Vieles, das mich mit Entſetzen erfüllte, das mich abſtieß, als natürlich, Manches ſogar als ehrwürdig anſah, ohne daß dieſer Umſtand der Weiblichkeit und Zartheit ihres Weſens irgendwie Eintrag gethan hätte. Und ſollte ich, der ich ſie liebte,

ihr vor ihr ſelbſt, vor ihrer Stellung, in der ſie durch die Geburt gebannt war, und vor dem Henker, der ihr Vater war und an dem ſie auf das Kindlichſte und mit Verehrung hing, Abſcheu einflößen? Hätte ich ihre unglückliche Lage damit nicht noch unglücklicher gemacht? Aber wie klar ich auch erkannte, daß hier nichts zu ändern war, ſo wurde darum der Abgrund, der zwiſchen uns klaffte, nicht enger und wurde der Kampf, den ich in mir kämpfte, nicht friedlicher. Im Gegentheile, je öfter und länger ich Paulinen jetzt ſah, je näher ich ſie kennen lernte, deſto inniger liebte ich ſie, und je inniger ich ſie liebte und je klarer es mir wurde, wie ſchwer, ja wie unmöglich mir die Trennung von ihr ſein würde, die ich doch für nothwendig hielt, deſto klaffender und ſchmerzlicher wurde der Zwieſpalt in mir. Ich hütete mich vor jedem Entſchluſſe und brachte ſo meine Tage in zerrüttender Ungewißheit hin, in jener Unbeſtimmtheit des Wollens und Könnens, die ſo ſehr geeignet iſt, den Charakter zu untergraben, Schwächlinge zu machen, und die mit ihrer Angſt vor jedem Entſchluſſe oft größeres Unglück anſtiftet, als es ſelbſt ein poſitiver verbrecheriſcher Entſchluß vermöchte. Das fühlte ich ganz deutlich, ohne mich nach einer Seite hin aufraffen zu können, und damit empfand ich auch, wie dieſer Zuſtand, indem er alle inneren moraliſchen Stützen verwittern machte, meine körperliche Geſundheit untergrub. Es war kein Wunder, daß ich mich nach langen Wochen eines ſolchen inneren Kampfes nur noch mit Mühe zu Paulinen hinausſchleppte und daß ich endlich zuſammenbrach. Den letzten Stoß verſetzte mir die ohne alle Vorbereitung hereinbrechende Nachricht vom Tode meines Vaters.

„Ich weiß nicht, wie meine Krankheit begann, und es iſt übrigens auch gleichgültig; ich erfuhr nur ſpäter, daß man beim Ausbruch derſelben nicht gleich wußte, ob es irgend ein hitziges Fieber oder eine Geiſteskrankheit ſei. Als ich zum erſten Male nach drei Tagen auf kurze Zeit zur Beſinnung kam, erkannte ich wie durch Nebelſchleier, in meiner Stube hin- und hergehend und allerlei beſorgend, Paulinen. Mein Ausſehen hatte ihr

während unſerer letzten Zuſammenkünfte Beſorgniß eingeflößt, und als ich endlich ausblieb, eilte ſie herbei, überzeugt, mich auf dem Krankenlager zu finden. Meine Hausleute, denen ich ferne ſtand, ſahen ſich mit Vergnügen die Mühen der Pflege von ihr abgenommen, die ſich für eine entfernte Verwandte von mir ausgab. Man lächelte zwar über dieſe Angabe und vermuthete ein zärtlicheres Verhältniß, man nahm ſie aber gerne hin, da ſie bequem war, und Pauline kümmerte ſich um dieſes Lächeln am Wenigſten. Im Hauſe war ſie von Niemand gekannt, und einer Entdeckung von anderer Seite beugte ſie dadurch vor, daß ſie alle Beſuche des Kranken abweiſen ließ.

„Ich erkannte ſie zu wiederholten Malen in den lichten Momenten, die mir das Fieber geſtattete; ich fühlte mich wohl bei ihrem Anblick, redete ſie aber ſelten an, aus Angſt, dieſe Erſcheinung könnte vor einem geſprochenen Worte verſchwinden, oder ſich als bloße Ausgeburt meiner kranken Phantaſie herausſtellen. Nach und nach zu mehr dauernder Beſinnung kommend, lag ich durch Stunden ſchweigend da und betrachtete ſie, wie ſie geduldig und ruhig daſaß, oder auf den Fußſpitzen ohne das geringſte Geräuſch hin- und herging und für mich ſorgte, wie es nur die Liebe vermag. So war es bei Tage, ſo war es lange Nächte hindurch. Aber jeden Abend trat noch eine zweite Perſon in das Zimmer, warf einen tief über die Stirne herabgedrückten, breitkrämpigen Hut und einen verhüllenden Mantel ab, beſprach ſich leiſe mit meiner Krankenwärterin und trat dann an mein Bett, um meinen Puls zu fühlen. Es war der Arzt, zu dem allein Pauline Vertrauen hatte, den ſie gleich zu Anfang meiner Krankheit herbeigerufen und nach deſſen Vorſchriften ſie mich behandelte, obwohl unter Tages mich noch ein anderer Arzt beſuchte. Sie errathen, daß es ihr Vater war. Nachdem ich ihn erkannt und wieder ſchwachen Nachdenkens fähig war, verſetzte mich ſeine Beihülfe in einige Unruhe; verſchwommen, nur halb faßbar, tauchten wieder jene Gefühle der Beängſtigung in mir auf, die mir ſchon ehemals geiſterhaft und unheimlich zugeflüſtert

hatten, daß ich dieſem Lebenskreiſe verfallen ſei und mich nicht mehr loszuwinden vermöge. Sah ich doch jetzt Niemand mehr um mich, als den Scharfrichter und ſeine Tochter, in einer Lage, in der man nur von den Perſonen umgeben zu ſein pflegt, die einem am Nächſten ſtehen und denen man angehört. Aber ich begann, je mehr ich zu Kräften kam, mich dieſer Grübeleien beim Anblicke Paulinens, die blaß und erſchöpft an meinem Bette ſaß, zu ſchämen. Dieſer Liebe, dieſer Aufopferung gegenüber erſchienen mir alle Bedenklichkeiten im höchſten Grade kleinlich, ja erbärmlich. Durch die Abgeſchiedenheit, die Krankheit, und in der, ich möchte ſagen, abſtrakten Exiſtenz, in der man ſich nach einer ſchweren Krankheit befindet, fühlte ich mich von der Welt ſo ſehr losgelöst, daß alle Rückſichten auf dieſelbe ſich beinahe in nichts auflösten. Ich erfuhr, daß Pauline volle fünf Wochen an meinem Bette gewacht, geſorgt, ſich gequält und geängſtigt habe. Nun ſaß ſie, glücklich, mich geneſen zu ſehen, vor meinen Augen, nun konnte ich ihre mütterliche Sorgfalt ſelbſt beobachten, aber auch die tiefen Spuren erkennen, welche Angſt, Sorgen und Nachtwachen auf ihrem ſchönen Geſichte zurückgelaſſen und es noch verſchönert und veredelt hatten. Mehr als des wiedergewonnenen Lebens freute ich mich dieſer wiedergewonnenen Liebe, und mit meinem Körper erſtarkte der Entſchluß, Paulinen nicht zu verlaſſen. Doch gebrauche ich einen ſchlechten Ausdruck, indem ich von einem Entſchluſſe ſpreche — deſſen bedurfte es jetzt gar nicht mehr, der Wunſch und der Wille, mich mit Paulinen auf ewig zu verbinden und mit ihr zu tragen, was eine ſolche Verbindung mit ſich bringt, machten jetzt nur einen natürlichen Beſtandtheil, einen unzertrennlichen meiner Liebe aus und verſtand ſich gewiſſermaßen von ſelbſt. Meine früheren Bedenklichkeiten und Aengſtigungen kamen mir feige vor, und ich machte mir Vorwürfe, daß es erſt der Krankheit bedurfte, um mich ſo umzugeſtalten, und der Aufopferung Paulinens, um meine Liebe bis zu dieſem Grade zu ſteigern.

„Vernehmen Sie die Entwickelung in kurzen Worten. Ich

erklärte ihr, ſie nie verlaſſen, ſie zu meinem Weibe machen zu wollen, und kaum hergeſtellt, ging ich an meine Arbeiten, um die Stelle meines Vaters, die mir offen gehalten wurde, ſo bald als möglich anzutreten. Meiſter Vogt ſchwur, ſich zum Glücke ſeiner Tochter von ihr ſo ferne als möglich zu halten; mit Thränen in den Augen ſagte er ſich gewiſſermaßen los von ihr, damit ſie, die künftige Frau des Predigers, aufhöre, die Tochter des Henkers zu ſein. Nie wollte er die Schwelle des Hauſes betreten, das ſein einziges und geliebtes Kind bewohnte, niemals ſie in Gegenwart eines Dritten auch nur kennen, und er zwang ſie zu dem Verſprechen, demgemäß ihr Leben und ihr Verhältniß zu ihm einzurichten. Ein Univerſitätsfreund, der bereits eine Pfarre einige Meilen von hier inne hatte, ſah mir zu Gefallen über mancherlei Förmlichkeiten hin, glaubte einem kleinen Romane, den ich ihm erzählte, und traute uns in der Stille ſeiner Dorfkirche vor zwei Zeugen, die er ſelber geladen, und in Abweſenheit des Vaters der Braut. Mein Staatsexamen war gemacht, das Vikariatsjahr wurde mir erlaſſen, und ich kündigte meinem Patronatsherrn und meinen Pfarrkindern meine Ankunft an, zugleich die Ankunft meiner Frau, einer geborenen Vogt, Tochter eines Doktors der Medizin. Sie wiſſen, daß der Name Vogt in dieſem Lande wie in den benachbarten Provinzen ſehr verbreitet iſt; ich konnte es wagen, den Familiennamen meiner Frau zu verrathen und wenigſtens in dieſer Beziehung wahr zu ſein. Einmal getraut und ganz im Beſitze dieſes geliebten Weibes, fielen die letzten Bedenklichkeiten wie Zunder oder Spinneweben von meiner Seele und kam es mir in der That vor, als wäre es nur ein leeres Vorurtheil geweſen, das mich ſo lange ängſtigte und unglücklich machte. Jetzt war ich glücklich.

* * *

„In der alten, geliebten Umgebung, in dem Wirkungskreiſe meines Vaters, deſſen humaner und milder Geiſt mich umſchwebte, an den ich durch jedes Buch, jedes Bild, durch den

ganzen Hausrath erinnert wurde; in dem Hauſe, das eine ganze Reihe meiner Voreltern bewohnt hatte, fühlte ich mich mit meiner Frau ſo heimiſch, ſo eingewurzelt, daß es mir war, als könnte ich eben ſo wenig wie meine Voreltern dieſer Heimat wieder entriſſen werden, trotzdem mein Schickſal ſo verſchieden war von jenen ruhigen und wohlgeordneten Exiſtenzen. Meine Frau gefiel allgemein und wurde in allen Familien, denen ich ſie pflichtgemäß vorſtellen mußte, auf das Freundlichſte empfangen. Indeſſen begnügte ich mich mit dieſen vorgeſchriebenen Vorſtellungen und mit einigen ebenſo nothwendigen Beſuchen und Gegenbeſuchen, und wir zogen uns bald von der Geſellſchaft zurück. Meiner Frau ſchien es hinterliſtig, ſich bei Leuten einzuführen, von denen ſie wußte, daß ſie ſie bei näherer Kenntniß ihrer Herkunft von ſich ſtoßen würden: die, wenn ſie je erführen, daß ſie mit einer Scharfrichterstochter umgegangen, ſich ſelbſt verabſcheuen würden. Außerdem empfand ſie jetzt in ihrem häuslichen Glücke nicht mehr jenen Durſt nach Geſellſchaft, der ſie ehemals auf den Tanzboden gelockt hatte. Dazu kamen bald ſchöne Familienhoffnungen und von Anfang an ſehr ſtrebſame Studien unter meiner Anleitung, welche mir die größten Freuden bereiteten und Paulinens Geiſt und Gemüth in wahrhaft erſtaunlich ſchneller Weiſe weiter bildeten. Ich hatte bald eine Gefährtin an ihr, die ſelbſt in den ernſteſten Fächern mehr meine Studiengenoſſin als meine Schülerin war, und endlich hatten wir die Muſik, eine mir ebenſo wie Paulinen geliebte und vertraute Freundin, und — mehr als alles Dieſes — unſer erſtes Kind, einen Knaben, jenen kleinen Virtuoſen, den Sie in meinem Hauſe belauſcht haben. Er hat wohl ſchon im Mutterleibe die Liebe zur Kunſt eingeſogen, während ſeine Mutter, als ſie ihn unter dem Herzen trug, mit ſeinem Vater Mozarts und Beethovens Sonaten für Violine und Klavier ausführte. Wir waren glücklich, ſo glücklich, als ſich ein Idyllendichter ein Pfarrerleben denken kann, ſo glücklich, wie Pfarrer ſelten ſind. Allerdings nahm man uns unſere Zurückgezogenheit übel; meine Frau machte keine Beſuche und

keine Einladungen, ſie nahm nicht Theil an den beliebten Kaffeegeſellſchaften, auch nicht an den Leſezirkeln einiger äſthetiſirender Frauen, zu denen man ſie eingeladen hatte, als man uns zufälliger Weiſe einmal in unſerem Garten bei der Lektüre der göttlichen Komödie belauſcht hatte. Die Frau Pfarrerin wollte alſo eine Ausnahme machen, und eine Ausnahme von der Regel iſt in unſeren deutſchen Städten ein großes Verbrechen, und ein noch größeres Verbrechen iſt es, ſich für beſſer oder gebildeter zu halten, als die Honoratioren der Stadt, und dieſes mußte wohl bei meiner Frau der Fall ſein. Sie hätte ſich ja ſonſt eine Ehre daraus machen müſſen, in jene Geſellſchaften und Zirkel geladen zu werden und jene Damen bei ſich zu ſehen. Die Stimmung und öffentliche Meinung werden in einer kleinen Stadt von den Frauen gemacht; ſie waren uns alſo um ſo weniger günſtig, als Pauline in der That die ſchönſte Frau der Stadt war, obwohl man ſonſt zugeben mußte, daß ſie in ihrem Bereiche, z. B. im Armenweſen und als Aufſeherin der Mädchenſchule, ihre Pflichten als Pfarrerin auf das Glänzendſte erfüllte, und daß ſie auf den Feldern der Wirkſamkeit, welche die Ueberlieferung den Pfarrerinnen anwies, weit mehr und Beſſeres leiſtete, als man gerechter Weiſe verlangen durfte. Mit einem Worte: ſie war im höchſten Grade geachtet, dem Neid und der Verleumdung unzugänglich, aber ſie war wenig beliebt. Darum wurde die Entdeckung, daß ſie von niederer Herkunft ſei, mit wahrem Jubel begrüßt. Dieſe Entdeckung wurde bei Gelegenheit einer Art von Synode gemacht, zu welcher ſich die Pfarrer des ganzen Kreiſes verſammelten. Jener Theologe, mit dem ich jenen Sonntag, an welchem ich Pauline kennen gelernt, wandernd und diſputirend verbrachte, war jetzt auch Pfarrer in unſerem Lande und gehörte mit zu den zur Synode Verſammelten. Er beſuchte mich, ſeinen alten Univerſitätsfreund, und erkannte in meiner Frau jenes aus dem Tivoli ausgeſtoßene Mädchen, an deſſen Seite er nicht die Stadt zu durchwandern wagte. Er gehörte, wie ich Ihnen ſchon ſagte, der orthodoxen Richtung

an und war, ſeitdem er auf ſeiner Pfarre ſaß, noch orthodoxer geworden. Ich war gezwungen, ihm bei der Verſammlung Oppoſition und manche ſeiner, ſich auf Teufel und Hölle beziehenden Anträge zu nichte zu machen. Er war gereizt, und am Abend deſſelben Tages wußten ſämmtliche Predigersfrauen und ihre Freundinnen, daß ich meine Frau kennen gelernt, als ſie vom Tanzboden der Dienſt- und Nähmädchen der Univerſitätsſtadt gewieſen worden. Der Lärm, der ſich erhob, war groß; der vermeintliche Stolz, den meine Frau gezeigt haben ſollte, erfüllte die Gemüther nachträglich mit noch größerer Entrüſtung als vorher. Man zeigte ihr von da an, wie hoch man über ihr ſtand. Aber was bedeutete uns Das? Wir wußten ja, daß wir ſozial noch viel tiefer ſtanden, als die Stadt nur im Entfernteſten ahnte! Wir konnten reden laſſen, ſo lange unſere Häuslichkeit unangetaſtet und ſo lange unſer wahres Geheimniß unenthüllt blieb. Pauline war beſtimmt, ſelbſt den Schleier zu lüften, oder vielmehr wegzureißen.

„Von ihrem Vater bekamen wir nur ſelten Nachrichten; die Bedingungen, die er ſich ſelber auferlegt hatte, erfüllte er mit wahrhaft heldenmüthiger Gewiſſenhaftigkeit. Er widerſtand den Einladungen ſeiner einzigen Tochter, ſie einmal, wenn auch nur auf eine Stunde, geheim zu beſuchen, und ihren Bitten, ihn einmal beſuchen zu dürfen. Sie ſollte mit der Gefahr nicht ſpielen, ſie ſollte um ihres Glückes willen ihn gänzlich aufgeben, ſie ſollte ihn, er beſchwor ſie darum, verleugnen, denn nur ſo ſei die Möglichkeit gegeben, daß ſie, die von ſo wenigen Menſchen gekannt war, unerkannt als Tochter des Henkers ihr Leben vollende. Je mehr Aufopferung und Liebe er ihr ſo bewies — (in der That die größte Aufopferung, da er auf der weiten Welt Niemand hatte und noch weniger beſaß zur Befriedigung menſchlich-gemüthlicher Bedürfniſſe als irgend ein Einſamer) — deſto größer wurde die Sehnſucht Paulinens nach ihrem Vater. Sie unterdrückte ſie aus Rückſicht für mich, aber die Qual, die Sorge um den fernen, einſamen alten Mann wurde darum nicht geringer.

Da — es war im zweiten Jahr unſerer Ehe — wurde in unſerer Gegend ein Mord begangen, ein ganz gemeiner Raubmord. Der Thäter wurde ergriffen, die Sache war ſehr klar, der Prozeß kurz, und der Mörder wurde zum Tode verurtheilt. Er ſollte in unſerer Stadt hingerichtet werden, und unſere Stadt gehörte mit zum Scharfrichtergebiete meines Schwiegervaters. Er mußte nun zu uns kommen, und zwar in ſeinem ſchauerlichen Amte. Ich bebte der Zeit entgegen; Pauline vergaß das blutige Amt ihres Vaters, die traurige Veranlaſſung, und jubelte. Zum erſten Male ſeit zwei Jahren wurde ich wieder an das blutige Geſpenſt erinnert, das zwiſchen uns ſtand; fühlte ich mich von ihrer Fühlloſigkeit dem Amte ihres Vaters gegenüber wieder beleidigt, wieder in dieſe Welt verſetzt, in die ich mich ſo ſehr einzutreten ſträubte, und wieder hinein gebannt. Ich ſagte mir, daß Pauline, da ſie ein Kind hatte, jetzt anders fühlen, dieſe Dinge anders betrachten müßte. Ich dachte mit Schauer daran, daß ſie an demſelben Tage den Henker, der eben ſein Amt verrichtet, umarmen und mein Kind küſſen werde.

„Es war mir noch Anderes aufbewahrt. Nach alter Sitte traf die Pflicht, den armen Sünder auf den Tod vorzubereiten und auf den Richtplatz zu begleiten, die drei Pfarrer der Stadt der Reihe nach, einen nach dem andern. Zwei Tage vor der Hinrichtung überraſchte mich die Mittheilung, daß die Reihe an mir ſei. Schwiegervater und Schwiegerſohn ſollten ſich alſo auf dem Richtplatze wiederſehen! Wahrlich, ich war nicht in der Stimmung, einem ſolchen Unglücklichen Troſt zuzuſprechen, als ich mich, auf jene Mittheilung hin, ins Gefängniß begab. Alle Möglichkeiten ſchwebten mir vor und beinahe die Gewißheit, daß dieſe Zuſammenkunft Verrath meines Geheimniſſes und Zertrümmerung meines Glückes herbeiführen werde.

„Am zweiten Tage Abends traf ich meinen Schwiegervater vor dem Gefängniſſe. Er benahm ſich muſterhaft. Er grüßte mich achtungsvoll, hielt ſich aber ſo ferne von mir, daß keiner der anweſenden Beamten unſer Bekanntſein ahnen konnte. Es

kommt vor,' daß der Scharfrichter ſich mit dem Prediger zu beſprechen wünſcht, und dieß benützte Meiſter Vogt, ließ mich durch einen der Beamten um eine Unterredung bitten und folgte mir dann in einen Winkel des Gefängnißhofes.

„‚Ich wollte nur wiſſen, wie es euch gehe,' ſagte er traurig — ‚was macht Pauline und ihr Kindchen?'

„‚Sie werden uns beſuchen,' ſagte ich leiſe, ‚heute Abend könnten Sie kommen. Ich habe es Paulinen verſprochen, Sie darum zu bitten — ſie ſehnt ſich nach Ihnen — ſie würde es nicht verſchmerzen, Sie nicht geſehen zu haben.'

„Der Scharfrichter ſchüttelte den Kopf in ſo betrübter Weiſe, daß mir beinahe die Thränen in die Augen traten. ‚Nein, lieber Möbius,' ſagte er mit feſter Stimme, ‚ich werde nicht zu Ihnen kommen, ich werde halten, was ich mir verſprochen habe. Spielen Sie nicht mit der Gefahr. Die unbedeutendſte Kleinigkeit kann einen Anhaltspunkt zur Entdeckung bieten. Grüßen Sie mir Pauline und tröſten Sie ſie. Ich bin feſt entſchloſſen, Ihre Schwelle nicht zu überſchreiten und mir das Glück, ſie zu ſehen, zu verſagen.'

„Ich beſtellte Paulinen ſeine Botſchaft. Sie gerieth außer ſich, ſie machte mir Vorwürfe, daß ich ihm nicht genug zugeredet, und brachte die halbe Nacht mit Weinen zu. Als ich mich gegen Morgengrauen erhob, um meine traurige Pflicht zu erfüllen, fand ich ſie in fieberhafter Aufregung. Sie trug mir die heißeſten Grüße an ihren Vater auf und beneidete mich, daß ich ſo ſehr in ſeine Nähe komme. Wahrlich, ich war darum nicht zu beneiden. War mir das Handwerk meines Schwiegervaters von jeher verabſcheuungswürdig, wie mußte es mir erſt jetzt werden, da ich es in der Ausübung ſehen ſollte. Es war ſchon genug, daß ich den armen Sünder auf das Gerüſte begleiten und zum erſten Mal in meinem Leben den unmenſchlichen Akt mit eigenen Augen anſehen ſollte. Meine Pflicht gebot mir, den Unglücklichen bis zum allerletzten Augenblicke nicht zu verlaſſen, ihm noch zuzureden, wenn ſchon das Schwert nach ſeinem Nacken fährt.

„Während ich auf dem Karren an der Seite des Delinquenten auf den Richtplatz fuhr, mußte ich, trotz aller Theilnahme, die ich für ihn empfand, trotzdem ich mich mit Grauen in seinen Zustand versetzte, trotzdem mich die lebende Todesangst in seinem Gesichte beinahe ansteckte und mit gleicher Angst erfüllte — trotz all Dem mußte ich manchmal denken: Was würde diese versammelte Menge sagen, wenn sie wüßte, daß diese zwei Männer, die auf dem Blutgerüste ihr Amt verrichten, daß Prediger und Henker Eidam und Schwiegervater sind. Dieser Gedanke trat allerdings in den Hintergrund, als ich wirklich neben meinem Schwiegervater auf dem Gerüste stand und der Verurtheilte mich bat, ihm ein Gebet vorzusagen. Ich that es mit Inbrunst, während mein Schwiegervater hinter mir stand und, das Schwert in der Hand, die Menge betrachtete. Plötzlich fühlte ich meine Schulter leise berührt — ich glaubte, er wolle mich mahnen, kurz zu sein, aber er neigte sich zu mir herab und flüsterte mir ins Ohr: ‚Ich sehe Paulinen!‘ Er sagte das mit einem glücklichen Ausdrucke im Gesichte, der am Allerwenigsten zu dem Momente paßte — aber er schien auch den Moment und sein Amt ganz vergessen zu haben. Er starrte immer vor sich hin in die Menge hinein, nach einem Punkte, und ich Unglückseliger war es, der ihn wieder zu sich bringen mußte. Er streckte sich, schob mich zur Seite und trat vor. Aber er zitterte am ganzen Leibe und machte eine Bewegung mit dem Kopfe und mit den Augen, die mir verrieth, daß es vor seinen Augen schwamm. Trotzdem schwang er das Schwert und that, was seines Amtes, aber er that es schlecht. —

„Erlauben Sie mir, daß ich über eine gräuliche, blutige Szene rasch hinweggehe — ich will Ihnen ja keine Hinrichtungsgeschichte erzählen. Erlassen Sie mir die Beschreibung des Schrecklichen, deß nächster Zeuge ich gewesen. Meister Vogt kam mit seiner Verrichtung nicht zu Ende, das Volk wurde wüthend, ein Hagel von Steinen flog gegen das Gerüst, und den Steinen folgte rasch die Masse, welche die Treppe heraufstürmte. Ich

war eben daran, mich vor den Scharfrichter hinzuſtellen, um ihn mit meinem Leibe zu ſchützen, als die Maſſe dem Andrängen einer Frau weichen mußte, die mit unglaublicher Schnelligkeit und Kraft das Gedränge theilte, die Treppe herauf eilte und ſich wie ein Schild auf den bedrohten Scharfrichter warf. Es war Pauline. Sie umklammerte ihren Vater, nannte ihn, der allerdings in der höchſten Lebensgefahr ſchwebte, mit den zärtlichſten Namen und wandte ſich dann raſch gegen einige Leute aus dem Volke, die ihn bereits an Armen und Beinen gefaßt hatten, und rief ihnen mit lauter Stimme zu: ‚Es iſt mein Vater!‘ Ein Schrei der Ueberraſchung ging durch die Menge, in welcher unzählige der Zuſchauer meine Frau kannten. Die nächſten Anſtürmer wichen zurück, und die Soldaten, die ſich hatten zurückdrängen laſſen, konnten wieder das Gerüſt umgeben. Der gedeckte Wagen des Scharfrichters, beſchützt von reitender Gendarmerie, näherte ſich, und von Paulinen an der Hand gefaßt, ſtieg der Scharfrichter mit ihr und mir in den geſchloſſenen Raum, und wir flogen davon und verbargen uns hinter den Mauern des feſtungsartigen Gefängnißgebäudes.“

* * *

Nach einigem Schweigen fuhr Möbius fort: „Den Reſt können Sie ſich wohl ſelber erzählen. Es iſt natürlich, daß die Gemeinde nicht eine Henkerstochter zur Pfarrerin haben wollte. Ich machte nur einen Verſuch: ich ging nächſten Sonntag in meine Kirche und fand ſie leer. Ich kehrte in mein Haus zurück und ſchrieb mein Entlaſſungsgeſuch. In der Nacht darauf verließ ich mit Weib und Kind, und zwar, um ſo unbemerkt als möglich fortzukommen, zu Fuße, die Stadt. Wir erwarteten den Morgen in einem Dorfe der Umgegend, mietheten dann einen Wagen und fuhren hierher in dieſe Stadt. Unſere Habſeligkeiten ließen wir nachfolgen. Die Geſchichte hatte großes Aufſehen gemacht und fand ihren lauteſten Wiederhall gerade hier in der Heimat des Scharfrichters und Paulinens. Es war uns

unmöglich, in der Stadt ſelbſt eine Wohnung zu finden, und ich war gezwungen, das kleine Haus zu beziehen, das meinem Schwiegervater gehört, das beinahe ſo einſam liegt wie eine Scharfrichterwohnung, und in dem Sie mich geſtern entdeckt haben. Es iſt dieſe Wohnung bisher das Einzige, was ich von meinem Schwiegervater angenommen habe. Trotz allem Elend, in das ich verſank, konnte ich mich nicht überwinden, mich mit Geldern nähren zu laſſen, die zum Theil Hinrichtungshonorare ſind. Mein Schwiegervater iſt übrigens nicht ſo wohlhabend, als man nach der Gemächlichkeit ſeiner Wohnung glauben könnte. Den größten Theil ſeines angeerbten Vermögens verwandte er auf die Erziehung ſeiner Tochter. Den Aberglauben, eine große Quelle der Einkünfte für andere Scharfrichter, beutete er nicht aus, und ſeine ärztliche Praxis, die zum großen Theil eine Armenpraxis war, koſtete ihn mehr, als ſie ihm einbrachte. Dieſer Henker war nämlich der Wohlthäter vieler Kranken und Armen, mit denen ihn ſeine Praxis in Berührung brachte.

„Ich wollte mich Anfangs als Lehrer und Stundengeber ernähren — aber die Eltern ſcheuten ſich, ihre Kinder dem Eidam des Scharfrichters anzuvertrauen. Ich klage Niemand an; in gleichem Falle hätte ich dieſelben Bedenken gehabt. Kurz, ich verſank in Mangel und Elend, aus denen ich mich nun ſeit Jahren nicht herauszuarbeiten vermag. Ich wäre längſt verfallen und verſunken, wenn nicht eine Frau an meiner Seite ſtünde, die mich mit ihrer Stärke noch Härteres ertragen lehrte. Sie, lieber Freund, haben mir auf einige Zeit aus der Noth geholfen, aber glauben Sie ja nicht, daß ich in meiner jetzigen Stellung mit Sicherheit der Zukunft entgegenſehe. Ich weiß es aus jahrelanger Erfahrung, daß der geringſte Vorwand, ein ſcheinbarer Grund zur Unzufriedenheit hinreichen werden, um ſich des Eidams des Scharfrichters wieder zu entledigen. Doch ich wollte nicht klagen, ich wollte Ihnen nur meine Geſchichte erzählen, damit Sie wiſſen, ob Sie das Haus der Ausgeſtoßenen, das Sie zufällig entdeckt, wieder aufſuchen wollen; ob Sie

es vermögen, ſich an unſeren Tiſch zu ſetzen, meine Kinder zu küſſen und ſich nicht zu entſetzen, wenn zufällig der Vater der Hausfrau eintritt."

* * *

Um nachdrücklich zu antworten, wanderte ich ſchon am nächſten Tage nach dem ſtillen, friedlichen Hauſe hinaus. Und ich kam oft und verbrachte daſelbſt ſchöne Stunden in Geſellſchaft dieſer gebildeten und mit den Künſten und Wiſſenſchaften vertrauten Familie. Doch dauerte dieſer Umgang nicht lange; Manches, was ich in dieſer Univerſitätsſtadt gewollt, war erreicht, Anderes verfehlt, und ich ergriff den Wanderſtab, den ich durch viele Jahre nicht wieder aus der Hand legen ſollte. Ich durchreiste die meiſten Länder Europa's und einen Theil Aſiens, neue Eindrücke verdrängten die alten, und neue Freundſchaften ließen mich alte Bekanntſchaften vergeſſen. Es waren ſeit jener Nacht, in welcher mir Möbius ſeine Geſchichte erzählt hatte, nahe an fünfzehn Jahre vergangen, als ich eines Tages auf dem Markte von Beaucaire in Languedoc unter den großen Platanen, welche die glänzendſten und größten Meßbuden beſchatten, von den Tönen einer Muſik angezogen wurde, die ich ſogleich als deutſche Muſik erkannte, und die nichts mit dem gewohnten Muſiklärm der Märkte und Meſſen gemein hatte. Ich näherte mich und ſah unter der großen Platane einen älteren Mann, der mit vielem Ausdruck die Violine ſpielte und dabei von zwei Jünglingen, deren jüngſter wohl ſechzehn Jahre alt ſein mochte, auf einer zweiten Violine und der Bratſche begleitet wurde. Ich wollte nur hören, aber bald wurde meine Aufmerkſamkeit durch das Geſicht des Alten ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß ich von der Muſik nichts mehr vernahm. Ich erkannte hinter dem beinahe ganz grauen Barte meinen alten Karl Möbius. Eine Viertelſtunde darauf ſaßen wir in einer Herberge zuſammen, in welcher Pauline unſere Geſellſchaft vergrößerte. Ich erfuhr, daß der älteſte Sohn, jener Knabe, den

ich damals im Garten belauſcht hatte, ſich zu einem bedeutenden Künſtler herangebildet, daß er vor drei Jahren auf Reiſen gegangen, und daß er endlich in Barcelona eine angenehme und dauernde Stellung gefunden habe. Er lud die Seinen ein, ihm zu folgen und die Heimat zu verlaſſen, wo ſie noch immer die Ausgeſtoßenen waren. Die Eltern überlegten es ſich nicht lange und folgten dem Rufe ihres lieben Sohnes; die Koſten der weiten Reiſe wurden mit Hülfe der Violinen herausgeſchlagen, indem Vater und Söhne als fahrende Muſikanten dahinzogen und ſich bei dieſer Gelegenheit die Welt im Einzelnen anſahen.

Ein Jahr darauf ſah ich die Familie wieder im Theater zu Barcelona, wo der älteſte Sohn im Orcheſter den Kapellmeiſterſtab wie einen Szepter ſchwang, und der Vater und die zwei jüngeren Brüder als ſeine Untergebenen dieſem Szepter gehorchten. Sämmtliche Möbius gehörten zu den beliebteſten Muſiklehrern der Stadt.

Roſtet nicht.

Die Laufbahn meines Vaters war, ſo weit ſie vom eigenen Können und Wollen und von den Beziehungen zu anderen Menſchen abhing, eine glückliche geweſen; er gehörte in ſeinen alten Tagen zu den geachtetſten und geliebteſten, wenn auch nicht zu den berühmteſten Mitgliedern der Univerſität; daß ihn die neue Wiſſenſchaft überflügelte, darüber tröſtete er ſich leicht, denn ihr Triumph ſtand ihm höher als ſein Ehrgeiz, und ich, ſein einziger Sohn, gehörte ja mit zu der jungen Generation, welche die ſeinige in den Hintergrund drängte. Es freute ihn, daß der Anfang meiner Laufbahn mit der ſeinigen ſo viel Aehnlichkeit hatte; er nahm das als ein Vorzeichen, daß ich ſo glücklich ſein werde, wie er es geweſen. Ich hatte eben meine Studien vollendet an derſelben Univerſität, an der er ſeine Jugend verbracht und an der er als Profeſſor der Geſchichte und der Staatswiſſenſchaften angeſtellt war, fühlte mich aber noch zu jung und mein Wiſſen zu lückenhaft, um mich ſogleich zu habilitiren. Ich ſollte eine Hauslehrerſtelle antreten, die mir durch einige Jahre Muße genug zu fernerer Ausbildung gewähre und Geld genug einbringe, um dann, vor Rückkehr auf die Univerſität, noch einige Reiſen machen zu können. Gerade ſo war es bei meinem Vater geweſen, als er ſich in meinem Alter befand, und um die Aehnlichkeit unſeres Jugendlebens möglichſt weit zu treiben, richtete es der Zufall ſo ein, daß ich in derſelben Gegend Thüringens eine Hauslehrer-

ſtelle fand, in welcher mein Vater in gleicher Eigenſchaft drei Jahre ſeiner Jugend verlebt, und die nun halb und halb zu meiner Heimat gehörte, da er dort ſeine Frau, meine Mutter, gefunden. „Bringe dir eine Aehnliche mit," ſagte er gerührt, als es beſchloſſen war, daß ich dahin abgehen ſolle, „aber," fügte er mit der Andacht eines Segensſpruches hinzu, „möge ſie an deiner Seite länger verweilen, als das Schickſal deiner Mutter bei mir zu verweilen geſtattete."

Ich ſollte zu Michaelis abgehen, aber ich erhielt im Herbſte einen Brief des Gutsbeſitzers, der mein Brodherr werden ſollte, in welchem mich dieſer bat, meine Abreiſe bis zu Oſtern zu verſchieben, da er, wegen der ſchwachen Geſundheit ſeiner Frau, eine Reiſe nach dem Süden und ſeine ganze Familie mitzunehmen vorhabe. Es machte mir nicht den geringſten Verdruß, einige Monate länger bei meinem Vater und bei meinen Freunden bleiben zu können, und bis auf den heutigen Tag ſegne ich den Umſtand, der mich zu Hauſe zurückgehalten, denn ihm danke ich es, daß ich bei meinem guten Vater bis zu ſeinem letzten Momente ausharren und ihm die Augen zudrücken konnte. Wenige Wochen ſpäter ſchloß ich das Häuschen, das mir gehörte, ließ Alles darinnen ſo ſtehen und liegen, wie es mein Vater verlaſſen hatte, um mir für die Zukunft das Glück zu wahren, in liebe, erinnerungsvolle, alte Umgebungen zurückzukehren, da ich nicht mehr in liebende Arme zurückkehren konnte, und wanderte nun getroſt mit dem gemiſchten Gefühle der Melancholie, welche der herbe Verluſt in mir hinterlaſſen, und des heiteren Jugendmuthes meinem Beſtimmungsorte und meiner Zukunft entgegen. Wie in mir war es überall auf meinen Wegen in der Natur: überall noch die Spuren des Winters und ſchon die Vorboten des Frühlings, — kühle Lüfte durch die warmen Sonnenſtrahlen dringend, Nebel und Dünſte vom Oſtergolde verklärt, — kahle Bäume mit Knoſpen und treibendem Grün an den Spitzen der Zweige und Aeſte, — Vogelgeſang über noch ſchwarzen Schollen der Felder. Alles ſtimmte mit mir, mit Allem ſtimmte mein Gemüth, und

in wohlthuender, ruhiger Harmonie kam ich nach achttägiger Reiſe in der Stadt an, in deren Nähe das Schloß lag, in welchem ich meine Hofmeiſter-Funktionen beginnen ſollte. Manches Haus, mancher Hügel, hundert verſchiedene Gegenſtände erinnerten hier an die Erzählungen meines Vaters und an ihn ſelber; jedes ſeiner Worte kam mir aufs Lebhafteſte in die Erinnerung, und es war mir eine Herzensangelegenheit, ſeinen Spuren zu folgen und jeder ſeiner Anweiſungen zu gehorchen. Ich ſuchte das Gaſthaus auf, in welchem er abgeſtiegen war, und nachdem ich die Stadt durchwandert und mir beim Anblick der Häuſer und Straßen ſeine Erzählungen vor den dazu gehörigen Dekorationen, ganz wie ich mir einbildete, der Wahrheit getreu vergegenwärtigt, fiel es mir ein, daß er mir vor Monaten von einem guten Fräulein Eliſe Emmerich, einer Freundin meiner Mutter, geſprochen, mit dem Bemerken, daß ich ſie beſuchen und ihm dann über das jetzige Leben der ſonderbaren, aber vortrefflichen Perſon ſchreiben müſſe. Konnte ich letzteres leider nicht mehr thun, ſo wollte ich doch wenigſtens dem erſten Theile des Auftrages nachkommen und eine Perſon aufſuchen, die er die Freundin meiner Mutter nannte und von der er mit ſo viel Wohlwollen geſprochen.

Als ich mich am nächſten Morgen bei der Dienerſchaft des Gaſthauſes nach der Adreſſe des Fräuleins Eliſe Emmerich erkundigte, glaubte ich ſchon zu ſpät gekommen zu ſein, um die alte Jungfer kennen zu lernen, und mußte ich vorausſetzen, daß ſie ihrer Freundin bereits gefolgt ſei, denn keiner der Kellner wollte je von einem Fräulein Emmerich in hieſiger Stadt etwas gehört haben. Glücklicher Weiſe kam der Wirth dazu, als die Kellner noch über Sein und Nicht-Sein eines Fräuleins Emmerich diſputirten, lachte und rief: „Der Herr meint das Fräulein Oberforſtmeiſter —"

„Ja," rief es im Chorus dagegen, „das Fräulein Oberforſtmeiſter, das exiſtirt allerdings!" — und nun begann Jeder zu erklären, wie beſagtes Fräulein nur unter beſagtem Titel bekannt ſei, daß ſie unter dieſem Titel jedes Kind in der Stadt kenne,

und das ſei ſehr natürlich, denn ſolcher Fräulein Oberforſtmeiſter gebe es nicht zwei in der Stadt, vielleicht nicht in der Welt. Der Wirth erläuterte dieſe Mittheilungen. Das Fräulein Oberforſtmeiſter ſei eine der populärſten, ja die populärſte Geſtalt der Stadt und Umgebung, und das danke ſie ebenſowohl ihrem guten Herzen, das von einem großen Vermögen den wohlthätigſten Gebrauch zu machen wiſſe, wie ihrer auffallenden Erſcheinung, — denn ſie ſei, wie ſie der Volkswitz nennt, der größte Mann der Stadt. „Gehen Sie," fügte er hinzu, „nur zum Thüringer Thore hinaus, und wenn Sie dort wo zwiſchen den Landhäuſern einer recht anſehnlichen Rieſin begegnen, ſo ſprechen Sie ſie nur getroſt als Fräulein Oberforſtmeiſter an, — ragt ſie Ihnen aber nirgends entgegen, ſo ſuchen Sie nur unter den Landhäuſern das ſauberſte und ſchmuckeſte aus, Sie werden nicht fehl gehen, — da haust und waltet ſie in der angenehmſten Einſamkeit, einen Theil des Tages in Garten und Haushalt, einen andern Theil mit Büchern beſchäftigt oder von fröhlicher Jugend umgeben, wie eine luſtige Gluckhenne. Eine treffliche Perſon, Herr Volker, ich verſichere Sie, eine ganz vortreffliche Perſon, und reſpektirt in Stadt und Land wie kein anderer Mann und keine andere Frau."

Der Wirth, der mir beim Frühſtück Geſellſchaft leiſtete, fuhr fort, mir in dieſem Tone von der Unbekannten zu ſprechen und allerlei Beiſpiele ihres guten Herzens zu erzählen, daß ich mich in der That auf den Gang in das Landhaus herzlich freute. Es war mir, als ſollte ich in dieſer mir fremden Gegend eine gemüthliche Freundin finden, und ich wünſchte mich deſſen zu verſichern, bevor ich mich auf das Schloß in das immerhin untergeordnete Verhältniß eines Hauslehrers und unter die mir wildfremden Menſchen begab.

Es war noch zu früh für einen erſten Beſuch, und ſo wanderte ich in der Umgebung des Landhauſes, das ich nach der Beſchreibung des Wirthes ſogleich erkannt hatte, einige Zeit hin und her und ſuchte mich alles Deſſen zu erinnern, was ich von

Vater und Mutter über Fräulein Emmerich gehört hatte, und trat endlich mit ſolchen Erinnerungen wohl ausgerüſtet durch das kleine Gärtchen, das eine Art Vorhof bildete, in das Haus. Eine Dienerin führte mich in die erſte Stube und bat mich, einen Augenblick zu warten, ſie wolle Fräulein Emmerich, die im Garten beſchäftigt war, herbeirufen. Sie ging, ohne mich nur nach meinem Namen gefragt zu haben. Die Stube, in der ich wartete, hatte nichts Eigenthümliches, wenn es nicht die alten Rokokomöbel waren, welche durch Erbſchaft in der Familie und nicht durch die neue Mode herein gekommen ſchienen, denn ſie ſtanden auf ihrem Platze, als ob ſie ſeit einem Jahrhunderte ſo da ſtänden. An den Wänden hingen Kupferſtiche und Paſtelle, offenbar Zeitgenoſſen der übrigen Einrichtung. Durch eine offene Thüre ſah ich in zwei andere Stuben, die bereits viel moderner waren, elegant und hübſch eingerichtet, ohne luxuriös zu ſein. Es hatte Alles etwas Ländliches, Behagliches; nichts, was ausgeſprochen männlich oder weiblich, groß oder kleinſtädtiſch geweſen wäre, am Allerwenigſten aber wurde man bei aller Sauberkeit an altjüngferliche Pedanterie und dergleichen Liebhabereien erinnert, wie auch von der Menagerie alter Jungfern nicht ein einziges Thier vorhanden war: kein Papagei, kein Schooßhund, kein Kanarienvogel und keine Katze. Ein alter Hühnerhund, der vor der Thüre lag, war im Gegentheile geeignet, dieſer Häuslichkeit einen ganz anderen als altjungferlichen Charakter zu geben. Mit einem Worte, es athmete hier Alles Heimlichkeit und Behagen.

Wie gut ich auch durch die Schilderungen des Wirthes auf die Erſcheinung der Beſitzerin dieſes Hauſes vorbereitet war, ſo war ich doch etwas erſtaunt, als ſich die Thüre öffnete und eine Dame vor mir ſtand, die mich um die Höhe wenigſtens eines halben Kopfes überragte und deren Oberlippe von einem feinen, bereits in das Graue ſpielenden Schnurrbärtchen beſchattet war. Das wohlwollende Lächeln dieſes männlichen Mundes und der überaus ſanfte Blick der braunen Augen bildeten mit der ganzen, faſt möchte ich ſagen, übergewaltig erſcheinenden Geſtalt einen ſo

auffallenden Kontraſt, daß ich mich von meinem Erſtaunen nicht raſch genug erholen konnte, um mich ihr auf ſchickliche Weiſe vorzuſtellen. Mein Erſtaunen wuchs noch, als ich bemerkte, wie ſie gleich beim Eintritte erſchrocken zurückfuhr, erblaßte und vergebens etwas zu ſagen ſtrebte. Ich ſtotterte, und ſie ſchwieg. Endlich machte ſie mir zwei Schritte entgegen, faßte meine beiden Hände und ſagte, noch ehe ich mich genannt hatte: „Sie ſind Oskar Volker! Seien Sie mir herzlich willkommen.“

„Sie erkennen mich, mein Fräulein —“

„Wie ſollte ich nicht,“ ſagte ſie mit zitternder Stimme, „Sie ſind ja ſein leibhaftiges Ebenbild, — ſo wie Sie hier vor mir ſtehen, ſo war er, als er gerade ſo alt wie Sie jetzt, — gerade ſo ſah ich ihn hier in dieſem ſelben Hauſe, in dieſer ſelben Stube. — Setzen Sie ſich,“ ſagte ſie noch immer aufgeregt, indem ſie mich auf das Sopha niederzog und ſich neben mir niederließ. „Erzählen Sie mir, wie geht es ihm? wie lebt er? mit welcher Arbeit iſt er jetzt beſchäftigt? — Erzählen Sie Alles und ausführlich.“

Ich ſah ſie erſchrocken an. Bei der Freundſchaft für meinen Vater, die aus jedem ihrer Worte, aus jeder Geberde ſprach, war es mir höchſt peinlich, ihr von ſeinem Tode, von dem ſie offenbar nichts wußte, zu ſprechen. Ich ſchlug die Augen nieder und ſagte leiſe: „Sie wiſſen alſo nicht —“

„Was?“ rief ſie erſchrocken.

„Mein armer Vater —“

„Er iſt todt!“ rief ſie wieder und ſprang vom Stuhle auf.

Da ich ſchwieg und der Ausdruck meines Geſichtes ihre Frage wohl deutlich genug bejahte, drückte ſie beide Hände vor die Augen, wandte ſich plötzlich um und eilte in die zweite Stube, deren Thüre ſie hinter ſich zuſchlug. Ich war überraſcht, ja erſchüttert. Der Anblick dieſer Fremden, welche dieſen Tod ſo lebhaft empfand, vergegenwärtigte mir aufs Neue den Verluſt, den ich erlitten, und ohne viel darüber nachzudenken, wie auffallend es war, daß eine Fremde, die meinen Vater eigentlich nur in

ſeiner Jugend gekannt und die ihn ſeit mehr als zwanzig Jahren nicht geſehen hatte, — daß eine Perſon von ſo männlich kräftigem, beinahe derbem Weſen von der Todesnachricht ſo gerührt wurde: verſenkte ich mich in das Unglück eines ſo herben Verluſtes, und ſeit vielen Tagen zum erſten Male traten wieder Thränen der innigſten kindlichen Trauer in meine Augen. Nach ungefähr einer halben Stunde ſah ich Fräulein Emmerich in einer ſchattigen Allee ihres Gartens langſam auf und ab gehen, mit einem Taſchentuche in der Hand, das ſie manchmal auf die Augen drückte. Bei einer Biegung bemerkte ſie, daß ich ſie vom Fenſter aus beobachtete, erhob den Kopf und machte eine Bewegung, als ob ſie etwas abſchüttelte, und trat dann entſchiedenen Schrittes wieder in das Haus und in das Zimmer.

Ich konnte es ihren Augen anſehen, daß ſie heftiger geweint hatte, als ich ſelbſt. Doch ſetzte ſie ſich ruhig zu mir und ſagte mit einer Stimme, in welcher das überwundene Weinen nur noch leiſe nachzitterte: „Erzählen Sie mir von ſeinen letzten Tagen, von ſeiner Krankheit, — wie er geſtorben — Alles.“

Ich erzählte, und zwar mit der größten Ausführlichkeit, und ohne meinen Gefühlen den geringſten Zwang anzuthun. Nach dem ſo eben Erlebten fühlte ich es deutlich genug, daß ſie Alles und Jedes, was meinen Vater betraf, aufs Herzlichſte intereſſirte, und daß ich zu ihr ſprechen konnte, wie zu einer nahen Anverwandten. In der That war es mir jetzt ſchon, als ſtünde ich zu ihr in einem ſolchen blutsverwandtſchaftlichen Verhältniſſe, denn was vermag zwei Menſchen inniger zu verbinden, als gemeinſchaftliche, aufrichtige Trauer um dieſelbe geliebte Perſon? Während ich ohne Rückhalt erzählte, ſaß ſie ruhig da, aufmerkſam jedem Worte, faſt möchte ich ſagen, jeder Silbe folgend, und es war ein eigenthümlich rührender Kontraſt, wie bei dieſer ihrer äußerlichen Ruhe von Zeit zu Zeit aus ihren Augen, die bald auf mich, bald auf irgend einen Punkt im Zimmer gerichtet waren, langſam eine einzelne Thräne niederfloß, — und noch auffallender war der Kontraſt zwiſchen dieſer ächten weiblichen

Trauer und dieſem, die milden Augen abgerechnet, ſo männlichen Geſichte, dieſer ganzen, beinahe rieſigen Geſtalt. Der alte Hühnerhund war ihr ins Zimmer gefolgt und ſah ſie fragend an, während ſie ſeinen Kopf, der auf ihrem Knie ruhte, langſam ſtreichelte. Es war ein inniges Todtenfeſt, das wir zwei da zuſammen feierten in der Abgeſchiedenheit des ſtillen Landhauſes, während die erſten Frühlingsblumen ihren Duft und die Vögel ihren Geſang durchs offene Fenſter hereinſandten und das treue Thier, mitfühlend, mit verſtändnißvollen Augen zu ſeiner Herrin empor und manchmal zu mir herüber blickte. Es war trotz aller Trauer eine Stunde, an die ich ſtets als eine der ſchönſten Stunden des Lebens zurückdenke.

Als ich geendet hatte, ſtand Fräulein Emmerich auf, ergriff meine Hand und führte mich in das dritte Zimmer, wo ſie mit dem Finger auf ein kleines Paſtellbildchen deutete. Es war das Porträt meines Vaters. Ich erkannte es augenblicklich, und ſogleich mußte ich mir auch ſagen, daß man es für mein eigenes Porträt, wie ich jetzt war, nehmen konnte. Es ſtellte meinen Vater in ſeinem vierundzwanzigſten Jahre dar.

„Sie haben es von ihm?“ fragte ich.

Sie ſchüttelte den Kopf. „Sie wiſſen,“ ſagte ſie, „daß ſein Schüler, der letzte Erbe des Schloſſes Schwangau, wo er Hofmeiſter geweſen, im Kriege fiel. Die Anverwandten verkauften Schloß und Möbel, — ich brachte das Bildchen bei der Auktion an mich.“

„Dürfte ich es mir nicht kopiren laſſen?“ fragte ich bittend, „ich wäre Ihnen außerordentlich dankbar.“

„Nein,“ ſagte ſie entſchieden, „aber ich bin alt, — Sie ſollen es erben.“

So fühlte ich mich dieſer Dame, die mir dieſen Morgen noch unbekannt und beinahe ganz fremd war, von Minute zu Minute näher gerückt: ich hatte mit ihr den Tod meines Vaters beweint; ſie machte mich durch das Porträt mit ihm in eine Vergangenheit zurück bekannt, da ich noch nicht exiſtirte, und jetzt machte ſie

mich zu ihrem Erben, zum Erben eines Beſitzthums, das ihr offenbar ſehr theuer war. Ich blieb gerne, als ſie mich zum Eſſen einlud, und nach dem Eſſen verbrachte ich noch den ganzen Nachmittag und Abend mit ihr in ihrem Garten, vollkommen ungeſtört, da ſie heute keinen Beſuch annahm; ſo war ſie denn auch bald in alle meine perſönlichen Verhältniſſe eingeweiht. Sie erſtaunte, daß ich nach einem langen, arbeitſamen Leben meines Vaters, als ſein einziges Kind, noch gezwungen ſein ſollte, durch eine Hauslehrerſtelle mein Leben zu friſten, bis ich eine geſicherte Anſtellung fände; „aber," fügte ſie lächelnd hinzu, „daran erkenne ich wieder meinen alten Freund, der weder die Eigenſchaften, mit denen ihn die Natur ausgeſtattet, noch ſeine Gelehrſamkeit auszubeuten verſtand."

Zu meiner Verbindung mit dem Hauſe des Rittergutsbeſitzers v. F., bei dem ich morgen als Hauslehrer eintreten ſollte, ſchüttelte ſie bedenklich den Kopf. Das ſeien, meinte ſie, keine Leute für mich, und ich werde mich in ihrer Geſellſchaft nicht wohl fühlen. Es ſeien Menſchen, bei denen nur Geld und Titel Werth hätten, und denen meine Anſchauungs- und Erziehungsweiſe ſchwerlich zuſagen werde. Sie rieth mir, wo möglich das Verhältniß noch vor Beginn zu löſen. Als ich ihr das Schwierige eines ſolchen Schrittes darſtellte und mit meinen Vermögensverhältniſſen motivirte, wollte ſie etwas erwidern, hatte aber augenſcheinlich nicht den Muth, auszuſprechen, was ſie ausſprechen wollte. „Nun," ſagte ſie nach einiger Zögerung, „treten Sie in Gottes Namen ein, thun Sie das Ihrige, und das Uebrige wird die Zeit lehren. Es thäte mir nur leid, wenn Sie einen Theil der ſchönen Jugendzeit unfruchtbar und auf unerquickliche Weiſe verlieren ſollten. Indeſſen, um Ihnen den Eintritt in das Haus nicht ganz zu verleiden, ſo will ich Ihnen doch gleich verrathen, daß Sie daſelbſt einem Weſen begegnen, das allerdings geeignet iſt, auch einen unangenehmen Aufenthalt annehmbar zu machen. Ich meine Fräulein Sabine, das Aſchenbrödel des Hauſes, eine arme Anverwandte, die beinahe den

ganzen Haushalt zu überwachen hat. Es ist das ein überaus liebenswürdiges Geschöpf, ein gutes Kind, das mich oft besucht und das zu der kleinen Welt von Jugend und Güte gehört, die ich gerne um mich versammle. Es sei Ihnen das, je nach Umständen, als Trost oder auch als Warnung gesagt. Jedenfalls seien Sie gut gegen sie und nehmen Sie sich, wenn Sie können, ihrer an. Das gute Kind bedarf in seiner Einsamkeit einiger Theilnahme. Ich hätte sie längst zu mir ins Haus genommen, wenn sie sich entschließen könnte, ihre Anverwandten durch einen solchen Schritt vor der Welt anzuklagen."

So und noch ausführlicher in die Verhältnisse der v. F.'schen Familie eingeweiht und mit gutem Rath ausgerüstet, trat ich am folgenden Tage meine Stelle an. Da es ganz und gar nicht zum Zwecke dieser Erzählung gehört, diese Familie näher zu schildern, so sage ich nur, daß ich Alles bewahrheitet gefunden, und daß Alles so eintraf, wie es mir meine verehrte Freundin vorausgesagt. Der Geist, der in diesem Kreise herrschte, war, wie man sich heute ausdrücken würde, ein durch und durch realistischer; in der Erziehung sollte auf nichts Anderes gesehen werden, als auf das positiv Nützliche; Alles, was den Gemüthern der Kinder einen höheren Schwung, ihren Seelen eine edlere Stimmung geben konnte, wurde als idealistisch, als sentimental, als verderblich verurtheilt. Vater und Mutter überwachten mich in dieser Beziehung mit der größten Aengstlichkeit als einen gefährlichen Menschen, der ihre Kinder in moralische Schwächlinge oder Narren zu verwandeln drohte. Meine Zöglinge, schon von Natur ziemlich trockene Seelen, wurden förmlich vor mir gewarnt, und die Mutter hielt es für nothwendig, ihnen von Zeit zu Zeit in ihrer Stube und auf Spaziergängen Vorträge zu halten, welche ein Gegengift gegen meine Gifte sein sollten. Die Kinder, denen ihrer Natur und bisherigen Erziehung gemäß die im Hause herrschenden Ansichten mehr zusagten, als die meinigen, hielten sich mir gegenüber fortwährend in der Defensive, und es ward mir nicht einmal der Trost, der unglücklichen Erziehern manchmal zu

Theil wird, mich durch das Vertrauen oder die Liebe meiner Schüler ermuthigt zu ſehen. Dieſe Zuſtände bildeten ſich zwar erſt im Laufe mehrerer Wochen zu dieſem ausgeſprochenen Charakter aus, aber ich empfand die Keime derſelben ſchon in den erſten Tagen und fand mich von Anfang an unbehaglich im Hauſe. Von dem Troſte, den mir Fräulein Emmerich verſprochen hatte, ward mir ſehr wenig zu Theil, denn ich bekam Sabine nur ſelten zu ſehen, und von einer Unterhaltung, einem Geſpräche mit ihr war noch weniger die Rede. Sie aß zwar, als Anverwandte, mit uns an demſelben Tiſche, aber ſie hatte ihren Platz am unterſten Ende der Tafel, ſprach nur, wenn ſie, was ſelten genug geſchah, angeredet wurde, und ſpielte übrigens mehr die Rolle einer Dienenden, als einer Tiſchgenoſſin. Es iſt natürlich, daß ich mich, nach den Mittheilungen meiner alten Freundin, gleich von Anfang an mit Theilnahme nach ihr umſah. Schon ihr Aeußeres beſtätigte alles Gute, was mir über ſie geſagt worden; ſie war in der That überaus lieblich und anmuthig, und ihre Schönheit wurde nur noch erhöht durch den Dämpfer, den ihre untergeordnete Stellung ihrem Glanze auferlegte. Ich glaube, daß ſie als Fräulein vom Hauſe oder als herrſchende Dame des Schloſſes bei Weitem nicht ſo ſchön geweſen wäre, wie ſie es jetzt war in ihrem einfachen, braunen Merinokleidchen und als Dienerin aller Welt. Auf einem Balle, im Kranz und in Seide, hätte man ſie vielleicht überſehen können. In ihrer jetzigen Stellung, in der Einfachheit und Beſcheidenheit ihres Auftretens mußte ihre Schönheit und edle Anmuth nothwendig jede Aufmerkſamkeit auf ſich lenken. Mein Leben, meine Wirkſamkeit im Schloſſe gewährte mir ſo wenig Genugthuung, daß bald meine einzige Freude in der Beobachtung ihres Schaltens und Waltens beſtand, daß ich in dieſem Schauſpiele bald die einzige Befriedigung empfand und daß ich Sabinen kannte, noch bevor ich hundert Worte mit ihr gewechſelt hatte. Vielleicht, daß ſie mit weiblichem Inſtinkt und Mitleid das Oede meiner Stellung ebenſo erkannte, wie ich das Traurige in der ihrigen, und daß ſie ſich

durch die Aehnlichkeit unſerer Lage zu mir hingezogen fühlte, — wenigſtens redete ich mir ein, daß ſich zwiſchen uns Zweien ein ſtillſchweigender Rapport, ein geheimes Einverſtändniß bildete. Sonderbarer Weiſe ſollte ich die eigentliche Bekanntſchaft dieſer meiner Hausgenoſſin, die mich von Tag zu Tag mehr intereſſirte, eigentlich erſt in dem Hauſe machen, in dem mir zuerſt von ihr geſprochen worden.

Fräulein Emmerich verſammelte ſeit Jahren jeden Mittwoch Abend die beſte Jugend der Stadt und Umgegend in ihrem Hauſe. Die gute alte Jungfer mit dem jugendlichen Herzen liebte es, friſche Gemüther um ſich zu haben, freute ſich an den aufeinanderfolgenden Lenzen der Generationen, wie ſie ſich freute, all dieſen jungen Leuten, die ſie in ihren Kreis zog, mit Rath und That zur Seite zu ſtehen. Sie ging bei Herbeiziehung der jungen Männer wie der Mädchen mit ſtrenger Auswahl zu Werke, ſo daß es in der Gegend als ein gutes Zeugniß, als eine wahre Empfehlung galt, zu ihrer Mittwochsgeſellſchaft zu gehören. Man bewarb ſich um dieſe Ehre wie um etwas, das Anſehen und Stellung gibt, und die Mütter ſagten ſich im Stillen, daß die Mittwochsgeſellſchaft Fräulein Emmerichs die vortrefflichſte Verheirathungsanſtalt ſei, da wenigſtens gegen Charakter und Ruf der Töchter, die zu dieſem Kreiſe gehörten, kein Zweifel erhoben werden durfte. Ich fühlte mich zwar am Wohlſten, wenn ich mit meiner alten Freundin allein ſein konnte, doch kam ich, wie ſie es wünſchte, auch gerne in ihre Geſellſchaften, in welchen in der That ein herzlicher und edler Ton herrſchte, und in denen man ſich bald heimiſch machen konnte. Auch Sabine gehörte, wie ſchon geſagt, zu dieſer Geſellſchaft, und zwar war ſie eine der Bevorzugten der Dame des Hauſes. Dieſe, die ſo Vieles errieth, ſtellte uns mit Lächeln einander vor, vorausſetzend, daß wir, obwohl Hausgenoſſen, einander nur aus der Ferne kannten. Ein Abend in Haus und Garten von Fräulein Emmerich förderte unſere Bekanntſchaft mehr, als der Reſt der Woche und der gemeinſchaftliche Aufenthalt im Schloſſe,

das wir bewohnten. Und zu dieſen Abenden gehörte auch noch die gemeinſchaftliche Heimkehr aus der Stadt in das mehr als eine halbe Stunde entfernte Schloß durch eine duftige Lindenallee und oft durch „mondbeglänzte Zaubernacht“. An ſolchen Abenden fand ich in Sabinens Geiſt und Herzen wirklich und wahrhaftig, was ich im Laufe der Woche und aus der Ferne mit meinem Idealismus, der im Hauſe ſo verrufen war, mit meinen Wünſchen, die man glücklicherweiſe nicht kannte, hineingelegt hatte. Aber je näher ich Sabinen auf dieſe Weiſe kennen und würdigen lernte, deſto ſchmerzlicher war es mir, ſie in ihrer untergeordneten Stellung zu ſehen, in der ſie, wie ich mir einbildete, mehr leiden mußte, ſeit ſie ſich in derſelben von mir beobachtet fühlte. Und je mehr durch die Liebe alle beſſeren Gefühle in mir aufgeregt wurden, deſto fremder fühlte ich mich in dem Hauſe, deſto kälter wehte mich ſeine Atmoſphäre an. Es ſchien mir Pflicht, mich aus dieſer Atmoſphäre und Sabinen aus ihrer demüthigen Stellung ſo bald als möglich zu retten. Und — um kurz zu ſein, da ich nicht die ausführliche Geſchichte meiner Liebe zu erzählen beabſichtige — auf einem Heimwege durch die duftige Lindenallee, als glücklicher Weiſe der Diener, der trotz meiner Begleitung Sabinen abzuholen pflegte, weinſchweren Hauptes unter dem Dache einer Linde ausruhend, zurückgeblieben war, kam es zu Geſtändniß, Abſchluß, Verlobung, dazu gehörigen Verſprechen, Küſſen, Gelübden und glückſeligen Zukunftsträumen. Von dem Augenblick an aber war mir Alles, was ich im Hauſe mit anſehen mußte, noch unerträglicher als zuvor, da ich mich berechtigt fühlte, immer zur Vertheidigung Sabinens aufzutreten, und trotzdem ſchweigen und an mich halten mußte. So eilte ich ſchon zwei Tage nach unſerer Verlobung zu ungewohnter Stunde in die Stadt und in größter Aufregung in das Haus meiner mütterlichen Freundin.

Sie empfing mich mit einem halb ernſten, halb lachenden Geſichte, das ſagen wollte, daß ſie Alles, daß ſie die Urſache meiner Aufregung errathe. „Um Gotteswillen, lieber Oskar, was

geht vor, was iſt geſchehen?" rief ſie, während ich mich in einen Lehnſtuhl warf.

„Es geht nicht länger," erwiderte ich in einem Tone, als ob ich mit der Freundin und nicht mit dem Schickſal zanken wollte, „es geht nicht länger, ich muß ein Ende machen, — ich muß Sabinen entführen."

„Aha, ſind wir ſchon ſo weit, da habe ich Sie erwartet," lachte Fräulein Emmerich, fügte aber ſogleich in ernſterem, ja in gerührtem Tone hinzu, indem ſie ſich mir näherte und die Hand wie zum Segen auf meinen Kopf legte: „Seien Sie glücklich, — Sie haben ein kluges Herz, es hat vortrefflich gewählt: — Sie können unmöglich eine beſſere Frau finden als Sabine."

Aufgemuntert durch dieſen Zuſpruch, durch die Worte dieſer Matrone, deren Geiſt wie deren Herzen ich das ſicherſte Urtheil zutraute, fing ich ſogleich an, allerlei Pläne zu entwickeln und Luftſchlöſſer zu bauen. Ich wollte, wie ſchmerzlich es mir auch war, mich von Sabinen zu trennen, ſofort mein Verhältniß zu der Familie löſen, auf die Univerſität zurückkehren und mich als Dozent habilitiren, um ſo bald als möglich zu einer Profeſſur zu gelangen; während dieſer Zeit ſollten mich ſchriftſtelleriſche Arbeiten ernähren und vielleicht ſo weit bringen, daß ich Sabinen noch vor Erlangung einer feſten Stelle heimführen konnte.

Fräulein Emmerich hörte mir ruhig und lächelnd zu, endlich nachdem ich noch manche andere Pläne auseinander geſetzt, ſagte ſie kopfſchüttelnd: „Das iſt Alles ſchön und gut, lieber Oskar, Das alles zeugt von viel Muth und beſtem Willen, aber wie die Sachen einmal ſtehen und wie die Welt beſchaffen iſt, verbirgt ſich hinter all Dem eine jener unglückſeligen Brautſchaften von vielen Jahren, während welcher die friſcheſten Herzen verwelken, um endlich müde eines ermüdeten Glückes theilhaftig zu werden. Gott bewahre Sie vor dieſem Verhängniß ſo vieler deutſcher Dozenten und Beamten. Auch ſollen Sie mir nicht auf die Univerſität zurück ohne die Wiſſenſchaft und die Weltkenntniß, die

Ihnen Ihr Vater für dieſe Rückkehr gewiſſermaßen teſtamentariſch verordnet hat. Mir iſt der Wille Ihres Vaters heilig, und er ſoll in allen ſeinen Theilen erfüllt werden. Sie ſollen noch einige Jahre mit Muße ſtudiren und auch die gewünſchten Reiſen machen, wenn auch an der Seite einer jungen Frau."

„Liebe Freundin, Sie behandeln meine Pläne als Luftſchlöſſer, und nun kommen Sie mit Vorſchlägen, die doch weit mehr in der Luft ſchweben als —"

„Stille!" unterbrach mich Fräulein Emmerich, „ich bin reich —"

„Sie kennen mich und wiſſen, daß ich nie —"

„Noch einmal ſtille. Ich liebe Sabine, als wäre ſie meine Tochter, und Ihnen will ich eine Geſchichte erzählen, die hoffentlich alle noblen Skrupel und Bedenklichkeiten verſcheuchen wird. Sie werden durch die Geſchichte erſt erfahren, was Sie mir ſind, und wenn Sie nur im Entfernteſten zu begreifen vermögen, wie innig Menſchen an Menſchen geknüpft werden können, wie äußeres Schickſal und innere Erlebniſſe unauflösliche Bande flechten, wenn Sie einer ſolchen Einſicht, eines ſolchen Gefühles fähig ſind, dann, mein lieber Oskar, werden Sie mir — wirſt du mir wie einer Mutter die Hand küſſen und mich ohne die geringſte falſche Scham, ja mit Freude und Liebe für deine Zukunft ſorgen laſſen."

Die Art und Weiſe, in der ſie dieſe Worte zu mir ſprach, erinnerte mich, ich wußte ſelbſt nicht warum, an den Empfang, der mir vor nun beinahe vier Monaten von ihr zu Theil wurde, und an die tiefe Erſchütterung, mit der ſie die Nachricht vom Tode meines Vaters empfing. Ich ſagte mir, was ich mir ſchon oft geſagt hatte, daß zwiſchen ihr und unſerer Familie ein innigeres als ein gewöhnliches Freundſchaftsverhältniß beſtanden, ja, daß ſie mit uns durch irgend ein Schickſal verbunden ſein müſſe. Doch hatte mir mein Vater nie von Dergleichen geſprochen, er, der ſonſt keine Geheimniſſe vor mir hatte und mich in jeden Tag ſeines Lebens einweihte. Auch wurde dieſes Fräulein Emmerich,

welches ſich mir und uns ſo nahe fühlte, von ihm ſehr ſelten genannt, — eigentlich erinnerte er ſich ihrer erſt etwas lebhafter, als ich in dieſe Gegend kommen ſollte und er in ſeinem Gedächtniſſe nach altbefreundeten Perſonen ſuchte, an die er mich weiſen konnte. Deſto räthſelhafter waren mir die Worte, die ſie eben zu mir geſprochen. Vielleicht bezog ſich Das alles mehr auf meine Mutter, ihre Jugendfreundin, die ich ſo früh verloren hatte. Ich wurde nur deſto begieriger, und ich wollte ſie eben um eine Erklärung bitten, als ſie ſagte: „Ich bedarf einiger Sammlung, um dir zu erzählen, was ich dir zu erzählen habe. Auch iſt es heute zu ſpät. Mache dich für den ganzen morgigen Abend frei; ich werde mich vor Beſuchen zu ſchützen wiſſen, um dir ausführlich den kurzen Roman meines Lebens zu erzählen und dir zu erklären, was du mir biſt.“

Als ich, wie ſie es wünſchte, am nächſten Tage wieder kam, fand ich ſie in ihrem Gartenpavillon ſitzend und vor ihr auf dem Tiſche einige Cigarren, eine Flaſche Rüdesheimer nebſt dem dazu gehörigen Römer.

„Setzen Sie ſich,“ ſagte ſie, „und machen Sie es ſich ſo gemüthlich und bequem als möglich. Wir wollen uns einbilden, wir ſäßen gleich zwei luſtigen Studenten und alten Freunden irgendwo am Rheine und weihten einander in unſere jugendlichen Geheimniſſe ein. Je behaglicher Sie es ſich machen, je ungezwungener Sie auf meinen Wunſch eingehen, deſto mehr erleichtern Sie mir meine Aufgabe. Ich bedarf dieſer Komödie, die ich mir hier in Szene ſetze, um heiter zu bleiben und nicht in einen niedergeſchlagenen Ton zu verfallen, während ich Ihnen erzähle, was ich noch keiner menſchlichen Seele mitgetheilt habe. Sie ſollen den kurzen Roman meines Lebens erfahren, — ja Roman, das iſt das Wort, obwohl ich gar nicht darnach ausſehe, und in dieſem Roman ein Abenteuer, das mit dem guten Rufe, deſſen ich mich bis in meine alten Tage erfreue, nicht im Geringſten übereinſtimmt. Aber kurz und ohne alle Abſchweifungen und Moralitäten.

„Wenn Sie eines Tages das O.'ſche Muſeum beſuchen, werden Sie dort das aus der alten Originalrüſtung zuſammengeſtellte Bild des Herzogs Erich ſehen, der auf einem ausgeſtopften Pferde ſitzt. Neben ihm, mit einer gewaltigen Lanze in der Hand, läuft ein Rieſe daher, der, obwohl zu Fuß, ſo hoch in die Luft emporragt, wie der herzogliche Reiter. Dieſer Rieſe iſt das Porträt des Waffenträgers und beſtändigen Begleiters des Herzogs, und dieſer Rieſe, ein frieſiſcher Bauer, iſt der Ahnherr, auf den wir bis ins fünfzehnte Jahrhundert hinein unſern Stammbaum zurückführen können. Daß das Körpermaß in unſerer Familie auch im achtzehnten Jahrhundert noch nicht abgenommen, beweist der Umſtand, daß der preußiſche König Friedrich Wilhelm I. Jahre lang mit Gewalt und glänzenden Verſprechungen um einen andern meiner Ahnen geworben, den er um jeden Preis in ſeine Potsdamer Garde einreihen wollte. Als es dem ſonderbaren König endlich gelang, war mein edler Urgroßvater einer der Längſten unter den Langen. Daß wir auch in dieſem Jahrhundert an Körpermaß nicht abgenommen, beweiſe ich Ihnen ſelber. Ich war das einzige Kind meines Vaters, der ſich über das Unglück, keinen Sohn zu haben, damit tröſtete, mich bei meiner früh entwickelten Körpergröße mit einiger Illuſion wenigſtens als Knaben betrachten zu können. Er erzog mich auch, wie er einen Sohn erzogen haben würde. Ich beritt mit ihm, dem Oberforſtmeiſter dieſes Landes, die Wälder, trug eine Büchſe auf der Schulter, gab meiner weiblichen Kleidung einen möglichſt jägerhaften Zuſchnitt und ſchoß trotz einem wohlkonditionirten Jägerburſchen. Ich ging auf meines Vaters Illuſionen und Erziehungsweiſe um ſo lieber ein, als ich ihm, dem guten alten Manne, damit Freude machte, und als mich, bei meiner ſtarken Körperlichkeit und bei meiner Freude an der Natur, dieſes Leben nicht die geringſte Ueberwindung koſtete. So ſehr wurde ich zum Manne, daß man mir ſchon frühzeitig den Titel Fräulein Oberforſtmeiſter gab, der mir bis auf den heutigen Tag geblieben iſt. Mit einem gewiſſen Stolze freute ich mich an meiner Männlich-

keit, an meiner ausnahmsweiſe hohen Geſtalt, ohne zu ahnen, daß jede Ausnahme von der Regel, beſonders beim Weibe, früher oder ſpäter übel ausſchlagen muß. Daß ich eine ſolche Ausnahme bildete, wurde ich erſt gewahr, als ich mit meinen Freundinnen in das Alter trat, in welchem ſich Mädchen eben als Mädchen zu fühlen beginnen. Sie hatten alles mögliche Vertrauen zu mir, ja mehr als das gewöhnliche, da ſie ſich bei mir wie unter einem beſonderen und kräftigen Schutz befanden und unter meiner Hut Manches unternahmen und wagten, wozu ihnen ohne mich der Muth gefehlt hätte; aber wenn von rein mädchenhaften Dingen, z. B. von Toilette, von Tanzſtunden und dergleichen die Rede war, wurde ich plötzlich zu einer Nebenperſon, die zu Rathe zu ziehen Niemand eingefallen wäre. Da fing ich an, mich heranzudrängen, aber nur, um die Erfahrung zu machen, daß ich etwas Anderes als meine Freundinnen war und blieb. Bei der Tanzſtunde mußte ich immer den Herrn machen, und wenn man über die Toilette der Anderen ſtundenlange Berathungen hielt, ſo war man mit den Anſichten über die meinige ſogleich fertig, als ob es im höchſten Grade gleichgültig wäre, welche Farbe oder welchen Schnitt ich wählte. Doch war ich nicht häßlich, aber ich war kein Mädchen, ich war ein Junge, und die Süßigkeit, ſich als Schönheit geprieſen zu hören, empfand ich nur einmal, als ich, um meinen Freundinnen einen Scherz zu machen, die Kleider eines Vetters, der uns beſuchte, anlegte. Damals brach man in große Lobeserhebungen aus, und die Freundinnen ſprachen noch lange von dem reizenden Studenten, den ſie in mir kennen gelernt hatten. Schlimmer wurden die Dinge, als wir in das Alter traten, in welchem Mädchenherzen ſchon um ſich blicken und nach ihren Idealen zu ſuchen anfangen. Mit einem Male ſah ich mich zur Vertrauten jedes geheimen Wunſches, jedes vorübergehenden Gefühles gemacht, wie eine Perſon, von der man keine Nebenbuhlerſchaft fürchtet, die von jeder Konkurrenz ausgeſchloſſen iſt. Raſch nach einander machte ich unzählige Erfahrungen, die mir alle zu ſagen ſchienen,

daß ich eigentlich ein ganz anderes Weſen ſei und ſehr verſchieden von meinen Freundinnen, daß meine ausnahmsweiſe Geſtalt in ihren Wirkungen eigentlich Daſſelbe bedeute wie Häßlichkeit. Obwohl es mir noch kein beſonderer Fall wünſchenswerth machte, anmuthig, ſchön, liebenswürdig zu erſcheinen, ſo drängte mich doch ein allgemeines weibliches Gefühl, mir das Recht zu erwerben, als ein Mädchen mit allen mädchenhaften Anſprüchen auftreten zu können. Ich überwachte mich; ich ſuchte Alles abzuſtreifen, was meine Erziehung des Männlichen noch meiner männlichen Geſtalt hinzugefügt hatte; in der Angſt, unweiblich zu erſcheinen, wurde ich in Allem und Jedem noch ſchüchterner, als es das Alter mit ſich brachte, und in der mehr oder weniger bewußten Beſorgniß, von dem Glücke, zu gefallen und geliebt zu werden, überhaupt vom Glücke des Weibes ausgeſchloſſen zu ſein, wurde meine Sehnſucht nach Allem, was junge Herzen anſtreben, nur um ſo lebhafter und tiefer. Die Freundinnen fanden, daß ich mit einem Male ſentimental wurde, und ich konnte ſehr wohl bemerken, daß ihnen das einen komiſchen Eindruck machte: eine Mahnung mehr, was in mir vorging, ſorglich zu verbergen, um zu meiner außergewöhnlichen Erſcheinung nicht auch noch die Lächerlichkeit hinzuzufügen. Ja, ich fing zu glauben an, und dieſer Glaube wurde mehr und mehr in mir befeſtigt, daß ich mich nur lächerlich machen würde, wenn ich wie andere Mädchen denken und fühlen, träumen, hoffen und lieben wollte. Gekräftigt wurde dieſe Ueberzeugung in mir, als in meinem achtzehnten Jahre dieſes Schnurrbärtchen zu ſproſſen anfing, das mir den Eindruck einer zwiſchen mir und meinem Geſchlechte ſich erhebenden Scheidewand machen mußte. Der Tag, an dem ich es mit Aufmerkſamkeit im Spiegel betrachtete, zum zehnten Male betrachtete, ohne es wegleugnen zu können, dieſer Tag war ein Tag großer Entſchlüſſe und ſchmerzlichſter Entſagung. Ich nahm die Rolle an, die mir die Freundinnen anwieſen: ich war die Freundin, die Vertraute, nicht mehr die Gleichberechtigte. Ich fügte mich der „göttlichen Ungerechtigkeit der

Natur" und glaubte, indem ich mich unterwarf, ein für allemal geſiegt zu haben. Ich wußte nicht, daß ich ein liebebedürftiges Herz hatte, wie nur irgend ein gefühlvolles Mädchen, und ich bedachte nicht, daß ich meine Entſchlüſſe und Entſagungen nur erſt mit dem Gedanken, in der Theorie durchgemacht und daß ich in der Wirklichkeit noch nicht auf die Probe geſtellt worden.

„Dieſe Probe ließ ſo lange auf ſich warten, daß ich ganz und gar in Sicherheit gewiegt wurde, bis ich durch einen Mann, von dem man es am Wenigſten hätte erwarten ſollen, aus meiner Ruhe und dem armen Frieden der Entſagung herausgeriſſen wurde. Dieſer Mann, lieber Oskar, — dieſer Mann war Ihr Vater. Ich war bereits zwanzig Jahre alt, als er in das Haus des Gutsbeſitzers von Senneberg eintrat, und ich lernte ihn gleich in den erſten Tagen nach ſeiner Ankunft kennen, da wir mit der Senneberg'ſchen Familie innig befreundet waren und mehrere Nachmittage und Abende jeder Woche draußen auf ihrem Gute verbrachten. Die genannte Familie war überhaupt ein Mittelpunkt für die Alten wie für die Jungen der beſten Häuſer der Stadt wie der Umgegend. Ich ſah Ihren Vater, der damals kaum die Univerſität verlaſſen hatte, und ich war von ſeinem ſanften, milden Weſen gerührt; faſt beneidete ich ihn darum, wie um ſeine zarte und ſchmächtige Geſtalt, die mir weiblicher ſchien, als meine eigene. Bei ſeinem Anblick und je länger ich ihn beobachtete, ſagte ich mir, daß ich entſchieden mehr Mann als Weib ſein müſſe, da mir dieſe weibliche Erſcheinung von Anfang an ſo viel Sympathie einflößte. Aber ich konnte bemerken, daß dieſes bei allen Anderen ebenſo der Fall war, wie bei mir, daß er nach wenigen Tagen der Anweſenheit ſchon im ganzen Hauſe von jedem Gliede der Familie herzlich geliebt war, und daß er bei ſämmtlichen Beſuchern, männlichen wie weiblichen, alten wie jungen, denſelben günſtigen, herzgewinnenden Eindruck machte.

„Lieber Oskar, es bedarf Ihnen gegenüber keiner Erklärung dieſes Phänomens und keiner Schilderung ſeiner Erſcheinung,

doch muß ich ſagen, daß Sie ſich, um ſich von Ihrem Vater in ſeinem vierundzwanzigſten Jahre eine richtige Vorſtellung zu machen, zu ſeiner Liebenswürdigkeit, die er ſich gewiß bis in ſeine letzte Stunde bewahrte, noch jenen Duft der Jugend hinzudenken müſſen, jenen Blüthenſtaub, der, indem er die ſchönſten Eigenſchaften verhüllt, ſie nur noch erhöht. Jedermann mußte er als das Ideal eines Gelehrten erſcheinen, als die Verkörperung, als der Vertreter jener ſchönen, durch Bildung und Wiſſen geadelten Menſchlichkeit. Aus jedem ſeiner Worte, ja aus jeder Bewegung ſprach die Milde des künftigen Weiſen, die jede Rohheit entwaffnet und von Pedanterie, wie von eingebildetem Bewußtſein des eigenen Werthes, gleich ſehr entfernt war. Auffallend war es, wie ſämmtliche Männer des Kreiſes, bei aller Schüchternheit ſeines Weſens, bei aller Zartheit ſeiner äußeren Erſcheinung, doch von Anfang an an die vollkommene Männlichkeit ſeines Charakters, an Muth, Kraft und Energie ſeiner Seele glaubten.

„Er war bald der Mittelpunkt des ganzen Kreiſes, als ein lebendiger Beweis, wie höhere Intelligenz, eine höhere Natur ohne die geringſten Anſprüche bei aller Beſcheidenheit und unwillkürlich auf den Schild gehoben wird, wenn ſich nicht gerade Rohheit oder Gemeinheit abſichtlich widerſetzt. Und dieſes war in unſerem Kreiſe nicht der Fall. Beſonders war es die jüngere Welt, die ſich gerne um ihn ſchaarte, ſeinen Worten horchte, ſeine milde Atmoſphäre auf ſich wirken ließ. Zu den Freunden des Senneberg'ſchen Hauſes gehörte auch der Superintendent und mit ihm ſeine Tochter, meine Freundin Karoline, Ihre Mutter, die um zwei Jahre jünger war als ich, und der gegenüber ich beſonders gerne die Beſchützerin und vertraute ältere Freundin machte. Sie vertraute mir Alles an, und ich hatte vor ihr kein anderes Geheimniß, als jenes große meiner Reſignation und meiner Entſchlüſſe, die ich in Bezug auf Lieben und Geliebtwerden gefaßt hatte, Entſchlüſſe, die ich in jener Zeit nach und nach zu vergeſſen begann.

„Wilhelm Volker, ſo ſagte ich mir, ſei ein Mann wie für mich geſchaffen; zu fein, um ſich mit den rauhen Nothwendigkeiten des Lebens zu ſchlagen, bedürfe er einer Frau von härterem Stoffe, die dieſen Kampf übernehme und jeden rauhen Anprall des Lebens von ihm fern halte. Aber kaum hatte ich mir Das geſagt, als ich mir jedesmal ſelber hinzufügen mußte, wie komiſch ich, die Rieſin, mich gerade neben einem ſolchen Manne ausnehmen müßte, wie ich geradezu eine gewiſſe Lächerlichkeit auf ihn, den geliebten Mann, werfen würde. Solche hoffnungsreiche und entmuthigende Reflexionen hatten ſich längſt in mir eingebürgert, ja, ich ſtand zu dem jungen Hofmeiſter in gewiſſen bedeutenderen Beziehungen, als noch kein Menſch ahnte, was in mir vorging, wahrſcheinlich, weil es nie Jemandem einfiel, daß ich überhaupt wie ein anderes Mädchen lieben könne, und weil gerade meine Liebe zu Wilhelm Volker Jedermann zu unnatürlich geſchienen hätte, um überhaupt als möglich vorausgeſetzt oder errathen werden zu können. Dieſe bedeutenderen Beziehungen waren weder in einem Geſtändniß Volkers, noch in einer Ahnung meiner Gefühle für ihn oder in etwas Dergleichen begründet, ſondern in einem Ereigniß, das ihm ganz unbekannt war, alſo nur für mich Bedeutung hatte.

„Herr von Senneberg veranſtaltete eines Tages auf ſeinem Gute eine große Jagd; es verſtand ſich von ſelbſt, daß mein Vater Theil nahm, und ich ging mit, weil ich wußte, daß Volker dabei war. Er war kein Jäger und hatte, wie er ſich ausdrückte, nie ein armes Wild getödtet, und er fühlte auch nicht das Bedürfniß, dergleichen zu thun; aber er ließ ſich zur Theilnahme an der Jagd überreden, weil die Männer ihn in ihrer Geſellſchaft haben wollten, und weil er ſelbſt dergleichen mit anzuſehen wünſchte. Ich, die ich mit dem Gedanken an Jagd niemals den Gedanken an Gefahr verbunden, konnte jetzt, da Volker ſeinen erſten Jagdausflug machte, an nichts Anderes denken, als an alle traurigen Möglichkeiten eines ſolchen Vergnügens, und mehr noch, um für alle Fälle in der Nähe, als

um in ſeiner Geſellſchaft zu ſein, nahm ich wieder an einem Vergnügen Theil, von dem ich mich ſeit lange zurückgezogen hatte. Es war eine Treibjagd. Der alte Förſter ſtellte Volker an einer Stelle des Waldesrandes auf, wo, wie er verſicherte, der Hirſch gewiß nicht hervorbrechen werde. Ich wählte mir meinen Standort ſelber und ſtellte mich hinter einer Hecke auf, von der aus ich Volker immer im Auge behalten konnte. Ich ſah, wie er an den Baum gelehnt in den Wald hinein blickte, ſich mehr und mehr in den Anblick verſenkte und offenbar nach kurzer Zeit an alles Andere, nur nicht an die Jagd dachte. Er ſtand kaum zwanzig Minuten, als er ſchon die Büchſe an den Baum lehnte und die Mooſe und Flechten am Fuße deſſelben zu betrachten anfing, und bald ſaß er wie ein beſchaulicher Spaziergänger oder nachdenklicher Naturforſcher da. Mein Waidmannsgefühl war bei dieſem Anblick nicht im Geringſten empört; dieſe ruhige Beſchaulichkeit, dieſe Freude an der Natur paßte zu ſeinem ganzen Weſen viel beſſer, als das „ſtill und wilde" Lauern des Jägers. Er erwachte erſt, als am Ende der Lichtung, die ihm zur Seite lag, ſich ein plötzliches Krachen und Brechen hören ließ. Trotz der Vorherſagung des alten Förſters kam ein Reh gerade an dieſer Stelle hervor, und Volker, in der Erinnerung an ſein heutiges Geſchäft, griff zur Büchſe und legte an; das Reh kam an ihn heran, und zwar ſo nahe an ihn heran, daß ich mich ſchon freute, ihn, den Novizen, als Sieger mit reicher Beute heimkehren zu ſehen. Aber er drückte nicht los, er ſtellte die Büchſe wieder hin und freute ſich offenbar an dem Anblick des Thieres. Er ſchüttelte den Kopf, als ob er ſagen wollte, es ſei nicht ſeine Sache, ein ſolches Thier zu tödten. Das Reh hielt auch in ſeiner Flucht inne und betrachtete ihn verwundert. Da mochte in Volker die Beſorgniß aufgeſtiegen ſein, daß irgend ein anderer Jäger auf das Thier feuern könnte, und er that einige Schritte vorwärts und ſcheuchte es mit Rufen und Armbewegungen weiter, bis er es zu ſeiner Genugthuung außer der Schußweite der anderen Jäger und in Sicherheit ſah. Während

dieſer Beſchäftigung, die ihn ganz einzunehmen ſchien, bemerkte er nicht, daß beinahe an derſelben Stelle, an der das Reh hervorgekommen war, jetzt ein gewaltiger Vierzehnender hervorbrach, der denſelben Weg verfolgte und nur einen Augenblick ſtutzte, als er einen Jäger vor ſich ſah. Entſchloſſen, ſich ſeinen Weg zu bahnen, neigte er ſein Geweih und ſtürzte, wie mit eingelegter Lanze, auf Volker los, der erſt im letzten Augenblicke und da der Hirſch unmittelbar vor ihm zuſammenſtürzte, die große Gefahr bemerkte, in der er geſchwebt hatte. Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, lieber Oskar, wie glücklich ich mich fühlte, ihn gerettet zu haben. Daß ich es war, die den rettenden Schuß gethan, hat er und Niemand je erfahren. Ich bewog einen Jägerburſchen meines Vaters, der nicht ferne von mir ſtand, ſich für den Urheber jenes Schuſſes gelten zu laſſen und die zahlreichen Trinkgelder einzukaſſiren, die ihm am Abend jenes Tages von ſämmtlichen Herren für die rettende That geſpendet wurden. Um wie viel näher fühlte ich mich dem geliebten Menſchen, ſeit ich wußte, daß ich etwas für ihn gethan, daß ich in ſeinem Leben etwas zu bedeuten hatte. Er freilich, der weder von meinen Gefühlen für ihn, noch von meiner That eine Ahnung hatte, empfand ſich mir nicht um einen Schritt näher gebracht, und ich verſchmähte es, ihn durch eine Verpflichtung an mich zu knüpfen.

„Ich ſah ein, daß ich mich mit jenem Bewußtſein begnügen mußte, als eines Tages meine Freundin Karoline bei mir eintrat, ſich an mein Herz warf und mir geſtand, daß ſie Volker liebe und alle Hoffnung habe, von ihm wieder geliebt zu werden. Ich war alſo wieder die Vertraute, und ich konnte es bei dem Gedanken nicht über ein bitteres Lächeln hinausbringen trotz aller Freundſchaft, die ich für Karoline hatte. Ich liebte das holde, ſinnige Geſchöpf, wie man nur eine jüngere Schweſter lieben kann, ich hätte, um ſie glücklich zu machen, gerne manche Mühen übernommen und manches Opfer gebracht: nunmehr aber war ſie meine Rivalin, und zwar eine Rivalin, von der ich mir

alles Ernſtes ſagen mußte: daß ſie gefährlich war, daß ſie für meinen Geliebten wie geſchaffen war. Der ewige Richter wird es mir verzeihen, daß ſich damals mein Herz mit Bitterkeit füllte, daß ich neidiſch wurde, daß ich das liebe, gute, unſchuldige Mädchen, während ſie mir ihr Herz öffnete, manchmal mit Blicken des Haſſes betrachtete; daß ich manches Mal vor Ingrimm hätte aufſchreien können, wenn ſie mit Eiferſucht, mit Beſorgniß von dieſer oder jener Freundin ſprach und es ihr niemals einfiel, auf mich auch nur einen Augenblick lang eiferſüchtig zu ſein. ‚Sieh,‘ ſagte ſie einmal, ‚ich habe keinen Bruder; wenn ich mit dir ſpreche, denke ich mir, daß ich ſo mit einem geliebten Bruder ſprechen würde.‘ Damit war ich gerichtet, aber auch gerettet. Karoline brachte mich mit dieſem Worte wieder zu mir ſelber. Freilich ſagte ich mir, daß ein Menſch, unausgeſtattet mit den Mitteln, ſeine Beſtimmung zu erfüllen, eigentlich nicht lebe und ebenſowenig Urſache als Recht zum Leben habe; daß ein Weib ohne weiblichen Reiz ſich ganz und gar in dieſem Falle befinde, — und mein Leben ſchien mir eitel und öde, und es wegzuwerfen hätte mich damals keine große Ueberwindung gekoſtet. Ja, ich trug mich ſogar eine Zeit lang mit ſolchen Gedanken; aber ich war das einzige Kind eines guten Vaters und im Grunde weit entfernt von jeder wertheriſchen Weichheit und Empfindſamkeit.

„Gewiß, ich konnte herzlich lieben und auch herzlich unglücklich ſein; aber jedes Gefühl, ſelbſt das traurigſte, trägt bei geſunden Naturen mehr zur Erhebung, als zur Minderung der Lebenskraft bei, und je länger jener Kampf in mir dauerte, je inniger meine Liebe zu Volker wurde, deſto kräftiger, ja deſto heiterer fühlte ich mich werden. Ich brachte es dahin, daß ich am Glücke meiner Freundin, wie es ſich in dem Maße, als ſie ſich der Neigung Volkers verſicherte, vor mir entfaltete, endlich eine gewiſſe Freude empfand, wie beim Anblick eines ſchönen Schauſpieles. Meine Entſagung, meine Selbſtverleugnung gedieh ſo weit, daß ich mit Aufrichtigkeit ihre beiden Hände in einander

gelegt hätte, wenn es mir nur gegönnt geweſen wäre, ein kleines Stückchen, einen vorübergehenden Moment von Glück für mich zu retten, zu rauben oder zu ſtehlen, je nachdem es das Schickſal geſtattete.

„Das ſollte mir werden, und daß es mir wurde, das danke ich meinem Muthe; und daß ich, um es zu erreichen, ſo Vieles gewagt und eingeſetzt habe, das gereicht mir noch heute zur Genugthuung, als hätte ich eine große Pflicht gegen mich ſelber erfüllt. Und wenn ich es recht bedenke, ſo habe ich das auch gethan, indem ich in der That meinem Leben eine ſchöne Epiſode und auf Jahre hinaus einen reichen geiſtigen Inhalt erobert habe."

Fräulein Emmerich unterbrach ſich hier, ſtützte den Kopf in die Hand und ſchien ſich in alte Erinnerungen zu verſenken. Nach einiger Zeit blickte ſie wieder auf, legte beide Arme auf den Tiſch, neigte ſich zu mir herüber und fragte in etwas leiſerem Tone: „Hat Ihnen Ihr Vater jemals von einem Oskar Emmerich geſprochen?"

„Gewiß," ſagte ich, „und immer mit großer Herzlichkeit, und oft hörte ich ihn ſein Bedauern ausſprechen, daß ihm dieſer vortreffliche Freund in Amerika verſchollen ſei. Noch in ſeiner letzten Lebenszeit äußerte er den Wunſch, vor ſeinem Tode etwas über Oskar Emmerichs Schickſale zu erfahren."

Fräulein Emmerich lächelte gerührt und ſagte dann, indem ſie meine Hand faßte und drückte: „Dieſer Oskar Emmerich bin ich."

„Sind Sie?"

„Bin ich ſelber, — hören Sie. Ihr Vater war bereits zwei Jahre im Senneberg'ſchen Hauſe, das Verhältniß zwiſchen ihm und Ihrer Mutter war kein Geheimniß mehr, ſie liebten einander herzlich und wurden von dem ganzen Kreiſe als Verlobte betrachtet. Die öffentliche Erklärung ſollte in nächſter Zeit ſtattfinden, wenn Volker das Haus verlaſſen und auf die Univerſität zurückkehren würde. Ich hatte Eile, wenn ich das Stückchen Glück, das ich für mich träumte, noch erhaſchen wollte. Meine

Ideale waren bereits zu dem Wunſche zuſammengeſchrumpft, nur kurze Zeit, und wären es nur wenige Tage, in einem intimen, innigen Umgang mit ihm leben zu können; ich wollte dann zufrieden ſein; ich nahm mir mit feſteſtem Willen vor, dann nicht mehr mit dem Schickſal zu hadern und das Glück, das mir das Leben ſchuldete, als für immer abgetragen zu betrachten. Mein Entſchluß war bald gefaßt, denn in dem Drang der Umſtände ſchreckte mich ſelbſt das abenteuerlichſte Unternehmen nicht zurück.

„Volker ſollte, bevor er das Senneberg'ſche Haus verließ, ſeine beiden Zöglinge zu Anverwandten in die Gegend von Bonn begleiten und dann, die jungen Leute dort zurücklaſſend, eine Rheinreiſe machen, bevor er ſich auf die Univerſität begab und aufs Neue feſſelte. Meines Vaters Bruder wohnte im Naſſauiſchen, und es war längſt verabredet, daß ich einen Theil des Sommers daſelbſt zubringen ſollte. Dahin eilte ich ungefähr einen Monat vor Volkers Abreiſe, und als dieſe endlich ſtattgefunden, wurde ich von Ihrer Mutter, die mit ihm briefwechſelte, und deren Vertraute ich war, aufs Genaueſte unterrichtet, wo er ſich eben befand und wohin er ſeine Schritte lenkte. Wie er ſich nun, am Rheine hinwandernd, meinem Aufenthalte näherte, nahm ich Abſchied von den Anverwandten unter dem Vorwande, jenſeits des Rheines gewiſſe gute Freunde meines Vaters beſuchen zu wollen. Man war nicht gewohnt, mich wie ein Mädchen zu behandeln. Wie ich allein gekommen war, ſo ließ man mich auch allein abreiſen, und ich reiste nicht ab, ohne meinem Vetter, der eben auf Ferien zu Hauſe war, einen ganzen Studentenanzug entwendet zu haben. In einer geſchloſſenen Poſtchaiſe, nachdem ſchon die Nacht angebrochen war, brachte ich die Metamorphoſe zu Stande, wechſelte ich die Kleider, und als Student ſtieg ich in der Dunkelheit der Nacht im Gaſthofe eines kleinen rheiniſchen Städtchens ab. Es gelang mir, mit Hülfe eines umgeſchlagenen Mantels, ſo raſch aus dem Wagen in das Gaſthaus zu ſpringen, daß es ſelbſt der Kutſcher nicht bemerkte, daß er ein Fräulein eingenommen und einen Studenten

ausſetzte. Meine Haare hatte ich unter dem Vorwande, die damalige Mode mitmachen zu wollen, ſchon im Hauſe meiner Anverwandten ziemlich kurz geſchnitten, und kaum auf der Stube angekommen, half ich noch mit der Scheere nach, ſo daß ich ihnen eine beinahe unſtudentiſche Kürze gab. Wahrlich, es war kein kleines Opfer, und es gehörte Muth dazu, ſich als ein Mädchen, dem ſein unweibliches Ausſehen den größten Kummer bereitete, des einzigen Schmuckes zu berauben, den mir die Natur reichlich und in weiblicher Fülle gewährt hatte. Wie ich mich im Spiegel betrachtete, erſchrak ich vor der Männlichkeit meines Ausſehens, wie ſehr ſie mir auch unter den gegebenen Verhältniſſen dienlich war. Keinem Menſchen wäre es eingefallen, daß ich nicht ein ächter zwanzigjähriger Student war. Dennoch ſuchte und forſchte ich, wie ich mich vor Volker noch unkenntlicher machen konnte, und ich fand, daß mein Schnurrbärtchen ein gar charakteriſtiſches Merkmal meines Geſichtes war und, ſonderbar genug, erkannte ich es als Nothwendigkeit, um ganz und gar zu täuſchen, dieſes männliche Abzeichen von meiner Lippe zu entfernen. Wahrlich, das war nicht das geringſte Opfer, das ich meiner Liebe brachte, da ich wohl wußte, daß dieſer männliche Schmuck nach der Operation viel ſtärker zum Vorſchein kommen müſſe.

„Mit dem Früheſten machte ich mich zu Fuß auf den Weg. Ich bemerkte zu meiner größten Genugthuung, daß ich von allen Begegnenden, ſelbſt von ſolchen, die mich länger beobachten konnten, für einen wirklichen und wahrhaftigen Studenten gehalten wurde. So ging ich denn muthig beinahe den ganzen Tag am Ufer des Rheines auf jener Strecke hin und her, auf welcher ich Volker an dieſem Tage begegnen ſollte. Endlich ſah ich ihn mit ſeinem ruhigen, gelaſſenen Schritte aus der Ferne einherkommen. Mir pochte das Herz, und ein Schwindel ergriff mich, daß ich mich an einen Baum lehnen mußte und unfähig war, einen Schritt weiter zu thun. Wie groß mein Muth bis zu dieſem Augenblick geweſen, ſo wäre ich doch jetzt, da der

entſcheidende Augenblick nahte, am Liebſten weit fortgeflohen, wenn ich nur meine Füße hätte regen können. Mit Zittern, ja mit Entſetzen ſah ich ihn immer näher kommen, und als er auf mich zutrat, wandte ich das Geſicht ab, entſchloſſen, ihn vorüber-gehen zu laſſen und das ganze Abenteuer aufzugeben. Er aber hatte bemerkt, wie ich am ganzen Leibe zitterte und wie ich mich, um nicht zu fallen, am Baume feſthielt.

„‚Sind Sie unwohl?‘ fragte er, indem er bei mir ſtehen blieb. Ich antwortete nicht. Er verſuchte, mir ins Geſicht zu ſehen; ich wandte es nach einer anderen Seite, während meine Angſt und mein Zittern zunahmen. Mitleidig warf er Stock und Reiſeſack bei Seite und faßte mich unter den Arm, um mich einer nicht fernen Bank an der Chauſſee entgegenzuführen. Auf dem Wege dahin bemerkte ich ſehr wohl, wie er, als er mir mitleidig und beſorgt ins Geſicht ſah, überraſcht zuſammenfuhr. Doch ſagte er nichts und ſetzte ſich ruhig neben mich auf die Bank und fragte mich theilnehmend: ‚Sind Sie unwohl?‘

„Neben ihm auf der Bank ſitzend, fühlte ich mich überaus glücklich und kam mir der Muth wieder zurück, um meine Unter-nehmung zu Ende zu führen. ‚Es iſt nichts,‘ ſagte ich mit ent-ſchiedener Stimme: ‚ich habe geſtern Abend mit einigen Kommili-tonen des Guten etwas zu viel gethan, und heute Morgen bin ich zu früh aufgebrochen; Das iſt Alles.‘

„Ihr Vater lachte laut auf und ſagte, immer lachend: ‚Verzeihen Sie, daß ich Ihren Worten ſo antworte, es iſt mir aber ſehr komiſch, Sie ſo ſprechen zu hören, da ich ein gewiſſes Fräulein meiner Bekanntſchaft zu hören glaube, mit der Sie eine ganz erſtaunliche, eine wahrhaft doppelgängeriſche Aehnlich-keit haben.‘

„‚O,‘ rief ich, ihn unterbrechend, ‚Sie meinen gewiß meine Kouſine, Fräulein Emmerich aus ...‘

„‚Richtig,‘ beſtätigte er. — ‚Sie ſind alſo der Vetter, von dem ſie mir geſprochen und von deſſen erſtaunlicher Aehnlichkeit mit ihr ſie mir ebenfalls erzählt hat.‘

„Darauf theilte er mir mit, daß er Fräulein Emmerich ſehr wohl kenne, ja, daß er zu ihr durch eine andere ihm theure Perſon in einem gewiſſen nahen Verhältniſſe ſtehe, und ſo ſprechend wanderten wir ſchon neben einander wie alte Bekannte einher, und bald war es ausgemacht, daß wir zuſammen bleiben wollten, da wir beide denſelben Zweck hatten, eben nur durch die Schönheiten des Rheinthales und ſeiner Nebenthäler hinzuſchlendern. Volker verſicherte mich, daß er ſich in meiner Geſellſchaft ſo wohl fühle, als wäre er mit einem alten Bekannten, denn meine Aehnlichkeit mit Fräulein Emmerich erſtrecke ſich bis auf meine Stimme, und er glaube manches Mal, das gute Mädchen ſelbſt zu hören, nur ſei ich etwas kleiner als ſie. Er ſagte Das alles ſo treuherzig und wahrhaftig, daß ich mich ganz beruhigt und in meiner Rolle ſicher fühlte. Schon der erſte Vormittag brachte mir manche ſüße Empfindung, denn Volker vergaß es nicht, daß er mich unwohl angetroffen hatte, und war durch mehrere Stunden immer voll Aufmerkſamkeit um mich beſchäftigt, bis er ſich von meiner gänzlichen Wiedergeneſung überzeugt hatte. Aber damit, daß er mich ſo treuherzig für meinen Vetter Oskar Emmerich annahm, waren meine Beſorgniſſe doch noch nicht ganz zerſtreut. Mußte er, wenn ich länger in ſeiner Geſellſchaft blieb, im Laufe eines ungeſtörten Dialogs zweier Wanderer nicht merken, wie ſchlecht es mit dem Wiſſen des jungen Studenten beſtellt war? In der That entging es ihm nicht, wie oft mich manche ſeiner Reden, die ich nicht beantworten konnte, in Verlegenheit brachte. In ſolchen Fällen aber kam mir ſeine Güte und Nachſicht zu Hülfe, und anſtatt mißtrauiſch zu werden, wurde er deſto mittheilſamer und freundlicher und hatte offenbar Mitleid mit dem jungen Menſchen, der ſeine Zeit bis hieher ſo wenig benützt hatte, und aus dem beſorgten Krankenpfleger der erſten Stunden wurde er mein Lehrer, aber auf eine Weiſe, welche die Abſicht verbergen ſollte. Wie gerne hörte ich ihm zu und lauſchte ich den Rathſchlägen, die er mir für meine künftigen Studienjahre mitgab. Meine Aufmerk-

ſamkeit rührte ihn; er mochte ſich ſagen, daß er vielleicht nicht ohne guten Einfluß auf das bisher leichtſinnige junge Blut ſein könnte, und er lud mich ein, ſo lange als möglich in ſeiner Geſellſchaft zu bleiben. Wie gerne folgte ich dieſer Einladung, und ſo, mit einem Worte, wanderten wir fünf Tage lang mit einander am Rhein hinauf.

„Erwarten Sie keine Abenteuer, keine Verwicklungen, keine Verlegenheiten, wie ſie ſich bei einer ſolchen Wanderung allerdings mit Wahrſcheinlichkeit erwarten laſſen. Das eben iſt das Schöne dieſer Erinnerung, daß dieſe wenigen Tage ſo rein, ſo klar, ſo einfach dahinfloſſen — ſo abenteuerlos, als eine Wanderung zwiſchen einem lieben, guten Lehrer und einem aufmerkſamen, hingebenden Zögling dahinfließen kann. Schon am Abend des erſten Tages, in einer Laube am Ufer ſitzend, tranken Wilhelm Volker und Oskar Emmerich das herzlichſte Smollis, und ſolche Momente, wie wir dort in einer Laube zuſammen ſaßen, hier auf der Höhe eines Berges, im Schatten eines Baumes ausruhten, auch wohl ſingend durch den Wald hinwanderten, ſolche Momente leuchten mir wie beſonders glänzende Lichtpunkte aus jenen Tagen; ſolche Augenblicke waren äußerlich wie innerlich die bedeutendſten der ganzen ſchönen Epiſode meines Lebens. Ich hatte, was ich gewünſcht, und am Ende der fünf Tage hatte ich mehr erreicht, als ich von dem Wagniß dieſer Reiſe gehofft. Volker war mir ein warmer, ein guter Freund geworden; in Rüdesheim nahm er mit Thränen in den Augen Abſchied, und indem er mich immer wieder ans Herz drückte und küßte, verſicherte er mich, daß er dieſer Tage ſein Leben lang mit Freuden und mit Dankbarkeit gegen mich gedenken werde. So, von ihm geherzt und geküßt, fühlte ich mich ſo ſelig, daß für den Gedanken des Abſchiedes, des ewigen Abſchiedes von meinem Glücke kein Raum in mir übrig war. Ich hatte übrigens für die Zukunft geſorgt. Ein Briefwechſel war verabredet, und ich ſelbſt, das iſt Fräulein Oberforſtmeiſter, ſollte die Vermittlerin der Briefe ſein, da für die nächſte Zukunft weder der Aufenthalt Volkers, noch

der Oskar Emmerichs fest bestimmt war, Fräulein Emmerich aber als seßhafte Person, als Kousine des einen und als Freundin des anderen Korrespondenten, eine sichere Vermittlerin abgab.

„Als Mädchen kehrte ich wieder zu meinen Verwandten zurück, bei denen ich noch mehrere Wochen blieb, um meinen Haaren Zeit zu einigem Wachsthume zu lassen. Meine Heimat, die ich erst spät im Herbste wiedersah, fand ich öde und leer; Volker hatte sie verlassen, und Ihre Mutter war ihm bereits nachgefolgt. War ich deßhalb unglücklich? Nein, nicht im Geringsten. Ich hatte mein Geheimniß, ich hatte meine Erinnerungen, ich hatte meine Studien.

„Ja, meine Studien, meine Bücher und Arbeiten, denn meine ganze Lebensweise schuf ich sogleich nach meiner Rückkehr um, um ein Oskar Emmerich zu werden, der würdig sei, mit Volker zu korrespondiren, und der mit diesem Gegenstände besprechen könne, die ihn interessiren.

„So wurde aus dem ehemaligen Jägerburschen, der ich gewesen, ein wahrhafter Stubenhocker. Jeder Brief, den ich von Volker erhielt, war eine mächtige Aufmunterung zu weiterer Arbeit, und im Lauf der Jahre brachte ich es endlich dahin, ihm nützlich sein zu können. Mein Vater starb, und ich lebte schon in meinem vierundzwanzigsten Jahre so allein und unabhängig in diesem Hause wie jetzt. Wenn nun Ihr Vater in einem seiner Briefe an Oskar eine Sehnsucht nach dem oder jenem Dokument in dieser oder jener Stadt, die er als armer Professor nicht erreichen konnte, aussprach, was hinderte mich, die Reise zu machen und ihm das Ersehnte zu verschaffen, ihm Kopieen oder Auszüge machen zu lassen oder sogar selber zu machen? So unternahm ich die verschiedensten Reisen, von denen auch Niemand geahnt hat, welchen Zweck sie hatten. Der eigentliche Zweck war, einen jener dankbaren Briefe zu erhalten, wie sie dann ihr Vater an seinen lieben Freund Oskar Emmerich zu schreiben pflegte.

„So vergingen Jahre. Den ganzen Inhalt meines Lebens bildete das Bewußtsein, von dem Manne, den ich liebte, wenn auch unter einer Maske, als ein theurer Freund geliebt zu werden.

Sie ſehen ein, daß ein ſolches Verhältniß, bei dem eine periodiſche Auffriſchung durch perſönliche Berührung nicht möglich war, auch nicht immer dauern konnte. Ihres Vaters Arbeiten nahmen eine Richtung, bei der ich ihm nicht mehr förderlich ſein konnte: ſeine Beſchäftigungen häuften ſich, und er ſchrieb ſelten; ich ſelbſt hielt mit meinen Briefen mehr und mehr zurück in dem Maße, als ich fühlte, wie ich ihm mit der Zeit immer weniger bieten konnte. In der Beſorgniß, unſere Korreſpondenz könnte ſich in bloße Förmlichkeit und Gewohnheit verlaufen, machte ich ihr ſelber ein Ende, indem ich als Oskar Emmerich nach Amerika auswanderte und mich meinem Freunde noch in der Blüte unſerer Freundſchaft verſchwinden ließ. Ich hatte mir doch Jahre des Glückes verſchafft, ich hatte den Mann, den ich liebte, ohne daß er es wußte, doch an mich gefeſſelt, ohne die Freundin verrathen zu haben; ich hatte das Bewußtſein, ihm nützlich geweſen zu ſein und mich für alle Zukunft in ſeinem Herzen ſo eingebürgert zu haben, daß er nur mit Freude an mich denken konnte. Was wollte ich mehr? Ich war zufrieden, und meinem Altjungferthume ging ich mit Heiterkeit entgegen.

„Und nun, lieber Oskar, der Sie nach mir heißen, den der Vater aus Liebe zu mir ſo getauft hat — nun Sie wiſſen, was mir Ihr Vater war, durch welche Gefühle, durch welche Geheimniſſe mein Leben unauflöslich an das ſeinige geknüpft war — werden Sie ſich bedenken, ſich von mir die Wege zu Ihrem Glücke bahnen zu laſſen? — Werden Sie ſich bedenken, mein Sohn und Erbe werden zu wollen?“

Anſtatt aller Antwort drückte ich meine Lippen auf die Hand, die ſie mir darreichte. Und ſie war die Begründerin unſeres Glückes, meines und Sabinens, und ſie war deſſen froher Zeuge bis zu ihrem Tode.

So wirkt die Liebe beglückend auf künftige Geſchlechter. Wahrlich, eine der ſchönſten Erbſchaften, die mir mein Vater hinterlaſſen, war jene Liebe des guten, vortrefflichen Fräuleins Oberforſtmeiſter.

Die Gipsfigur.

Wem es an Golde fehlt, der muß ſich mit Kupfer begnügen, und wer ſeine Stube nicht mit Bronze und Marmor ſchmücken kann, muß ſich an Gips erfreuen. Wir Modernen haben unſere Hausgötter ganz wie die Alten, und wie vielen Menſchen iſt es heutzutage religiöſes Bedürfniß, ſich z. B. mit den Büſten oder Statuetten ihrer Lieblingsdichter zu umgeben, und um dieſe in würdige Geſellſchaft zu bringen, in die Geſellſchaft des Ideals, fügt man ihnen nach und nach, je nach Geſchmack, Vorliebe und Mitteln, eine kleine Verſammlung von Göttern bei. „Sie nahen, ſie kommen, die Himmliſchen alle, mit Göttern erfüllt ſich die irdiſche Halle," ſelbſt die Dachſtube. Einziehen „Unſere liebe Frau von Milos," der Apoll von Belvedere, die ſchöne Euterpe, der liebliche Dornzieher, der Sklave Michel Angelo's, und hat man einen Leſſing auf dem Poſtamente ſtehen, den ſchönen Leſſing von Rietſchel, ſo verfehlt man nicht, unter ihn oder ihm gegenüber einen Laokoon aufzuſtellen. Wie gut haben wir es heute! Mit Hülfe weniger Thaler können wir ſolche Herzensbedürfniſſe befriedigen. Es hat mich immer gerührt, wie Goethe in ſeiner italieniſchen Reiſe von ſeinen Ankäufen von Gipsabgüſſen mit Andacht erzählt und mit einem Jubel, wie über große Entdeckungen oder Erwerbungen, und wie er ſich an die Ankunft des erſten italieniſchen Gipsfigurenhändlers in Frankfurt, wie an ein großes Ereigniß erinnert, das ihm einen tiefen Eindruck gemacht. Er

hätte es eher verdient, als die ganze praktiſche neue Generation, die nach ihm kam, ſich mit Leichtigkeit an den Reproduktionen großer Kunſtwerke zu erfreuen, wie ſie uns heute in Gips, gebrannter Erde, nachgeahmtem Marmor und durch die Photographie ſo häufig und ſo billig geliefert werden. Was mich betrifft, ſo gehörte es, ſo oft ich mir eine kleine Wohnung einrichtete, zu meinen erſten Sorgen, mich mit einem Gipsfigurenhändler in Verbindung zu ſetzen, der meine erſten Bedürfniſſe befriedigte, die öden Wände meiner Chambre garnie belebte, und von Zeit zu Zeit, wie es ſeine Formen und meine Finanzen geſtatteten, Einzelnes nachlieferte. Da ich nun aber durch viele Jahre von Stadt zu Stadt zog und die gebrechlichen Laren und Penaten nicht mitführen konnte, ergab es ſich mit der Zeit, daß ich in den verſchiedenſten Städten unter den Gipsfigurenhändlern und Gipsgießern zahlreiche Bekannte und Freunde hatte.

In Paris wandte ich mich nicht an die prächtigen Kunſtmagazine auf den Boulevards und in der Rue de Seine, ſondern an eine obſkure Werkſtatt in einem Hinterhauſe der entfernten Rue de l'Enfer, weit hinter dem Luxemburg. Daran war nicht die Zwietracht ſchuld, in welcher gewöhnlich mein Finanzminiſter mit meinem Kultusminiſter lebte, ſondern die auffallende Schönheit eines ſiebzehnjährigen Italieners, der ſo ſchön war, wie die ſchönſten Götter und Heroen, die er auf ſeinem Brette über dem Kopfe balancirte und der mich in dieſe neuentdeckten Gegenden der Hauptſtadt in die Werkſtatt ſeines Vaters, des Gypsgießers, verlockte. Dieſer, Signor Tomaſo, ein Florentiner, war froh, Kunden zu finden und empfing mich mit großer Zuvorkommenheit. Da ich in der Nähe, nicht ferne vom Pantheon, öfter zu thun hatte, kehrte ich gleich zu Anfang der neuen Bekanntſchaft zu wiederholten Malen um ſo lieber zurück, als mir Tomaſo, der, nebenbei geſagt, ſeinem Sohne an Schönheit nichts nachgab, trotz einem Alter von beinahe ſechzig Jahren, den Eindruck nicht eines Gipsgießers, ſondern eines Künſtlers machte, ich von ihm in manches Geheimniß ſeines Handwerks eingeweiht und außer-

dem über den geheimnißvollen Reiz des einen und des andern Kunstwerkes aufgeklärt wurde. Ich kannte damals Italien nur sehr oberflächlich; desto interessanter war es mir, durch sein kluges und verständnißvolles Wort Ersatz zu finden für Das, was den Kopieen, nach seiner Beschreibung, neben den Originalen fehlte. Ich war bald so vertraut im Atelier, daß ich in seiner Waare kramen und Alles besichtigen konnte nach Belieben; selbst die Statuen, die in Papier oder Leinwand gewickelt dastanden, durfte ich enthüllen.

So kramte ich wieder eines Tages, als ich an eine verhüllte Büste kam, die ich bis jetzt, des gleichen Fußes wegen, für eine Wiederholung der neben ihr stehenden Dione gehalten hatte, die sich mir aber jetzt, durch eine zufällige Verschiebung der Leinwand, als etwas Anderes verrieth. Ich sah ein Stück eines wunderbar schönen Profiles, das mir sofort einen individuelleren Eindruck machte, als sämmtliche antike Gesichter ringsumher. Hastig, als ob ich eine große Entdeckung gemacht, als ob ich bei einer Ausgrabung dieses Profil mit dem Spaten enthüllt hätte, riß ich, während Signor Tomaso fern von mir nahe der Thür arbeitete, die Leinwand ab, und eine der herrlichsten Büsten stand vor mir, ein Mädchengesicht, das nichts mit den andern Köpfen der ganzen plastischen Versammlung gemein hatte und doch so schön war, wie das schönste unter diesen idealen Gesichtern. Auf den ersten Blick mußte man erkennen, daß man hier keine Kopie einer Antike vor sich hatte; bei aller regelmäßigen und idealen Schönheit kündigte sich dieser Kopf sogleich als Porträt, und zwar als modernes Porträt an. Es stellte ein eben zur vollen Blüthe gelangtes Mädchen bis an den Gürtel dar; die schwellende jungfräuliche Brust war nur halb und von einer leichten Draperie bedeckt. Trotzdem war sie in vollster Harmonie mit dem unschuldig und schamhaft lächelnden Munde, und wieder war zwischen diesem und dem gedankenvoll und melancholisch blickenden Auge, das traurige Räthsel zu durchschauen schien, nicht der geringste Widerspruch. Unschuld und Erkenntniß, jungfräuliche Verheißung und

reife Erfüllung paarten ſich in dieſem Werke, einem Kunſtwerke des Künſtlers, wie der Natur, ebenſo harmoniſch und einander ergänzend, wie die Regelmäßigkeit der ſchönen Linien mit den ganz und gar perſönlichen Zügen, die ſo charakteriſirt waren, als hätten ſie vom Anfang der Schöpfung bis auf dieſen Tag nur einer einzigen Perſon angehören können. Ich ſtand ſo verblüfft, ſo verwundert und bewundernd vor dieſer neuen Erſcheinung, daß ich Signor Tomaſo über Namen und Herkunft dieſes mir ganz und gar unbekannten Kunſtwerkes zu befragen vergaß. Es kam mir eben gar nicht auf Belehrung an, nur darauf kam es mir an, aus dieſer Quelle der Schönheit ſo viel als möglich in großen Zügen in mich hineinzuſchlürfen. Die Luſt nach dem Beſitze ſtellte ſich natürlicher Weiſe bald ein, und ich hob die Büſte auf meinen Arm und hielt ſie mit der Hand, um ſie nicht wieder loszulaſſen. So näherte ich mich dem Meiſter Tomaſo, der an einer Form beſchäftigt war, und fragte nun: „Was koſtet das?“

— Er ſah freundlich auf, zog aber, als er die Büſte in meinem Arm erblickte, plötzlich die Augenbraunen zuſammen, und ehe ich mich deſſen verſah, hatte er mir ſie wieder entriſſen, und mit ihr dem Hintergrunde des Ateliers raſch entgegenſchreitend, antwortete er mir auf die barſcheſte Weiſe: „Dieſe Büſte iſt nicht zu verkaufen.“

Er ſtellte ſie nieder auf ihren vorigen Platz, machte Anſtalt, ſie aufs Neue zu verhüllen, beſann ſich aber, warf die Leinwand nur ſo über ihren Kopf und trug ſie in ein anſtoßendes kleines Zimmer, in welchem ſein Bett ſtand, und deſſen Thüre er ſo gewaltig zuſchlug, daß ſämmtliche Gipsfiguren erzitterten. Tomaſo hatte mir bis jetzt ſo viel florentiniſche Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit gezeigt, daß ich über dieſes barſche Weſen doppelt erſtaunt war. Ich wollte ihn darüber befragen, von ihm eine Erklärung verlangen — da er aber nicht wieder kam und in ſeiner Stube verſchloſſen blieb, ſagte ich mir, daß ich höchſt wahrſcheinlich irgend eine ſchmerzliche Saite in der Seele dieſes Handwerkers, die ich als eine Künſtlerſeele kannte, berührt habe, und mich

erinnernd, wie raſch bei meiner Frage und beim Anblick der Büſte ſeine Stirne ſich verfinſterte und mit Schmerz und Zorn zugleich überzog, war es mir, als hätte ich im Gegentheile ihm etwas abzubitten. Sein Sohn Nicolo, bei dem ich vielleicht über das plötzliche Aufwallen ſeines Vaters wie über die Büſte hätte Auskunft erhalten können, war, wie gewöhnlich, abweſend, und ſo ging ich, ſelber nicht wiſſend, ob ich bald wieder kehren oder, beleidigt durch das Benehmen Tomaſo's, ausbleiben ſolle.

Dieſer Zweifel hielt lange nach in mir. Die Büſte mit ihrer unendlichen Schönheit hatte einen großen Eindruck auf mich gemacht, und nun ich ſie nicht beſitzen ſollte, wurde mein Wunſch nach ihr geradezu zur Sehnſucht, und ich begriff, wie man ſich beim erſten Anblick einer ſchönen Perſon verlieben könne, da mir das mit einer bloßen Gipsfigur begegnete. Wie bei einer wirklichen Liebe ſteigerte ſich mein Wunſch nach Beſitz gerade dadurch, daß ſich gleich im erſten Augenblicke der Bekanntſchaft ein Hinderniß erhob, und zwar ein unbekanntes, geheimnißvolles. Indeſſen konnte der Natur der Sache nach dieſe Leidenſchaft, die eben nur in alten romantiſchen Geſchichten den Helden unglücklich macht, nicht lange währen, und da meine Stube bereits mit artiſtiſchem Bedarf ſattſam ausgeſtattet war, kehrte ich auch in das Atelier, in dem ich das letzte Mal nicht ſehr freundlich behandelt worden, nicht wieder zurück. Hätte ich Nicolo irgendwo in der Straße begegnet, ich würde ihn wohl ausgefragt haben; dieß geſchah aber nicht, da er den Straßenhandel für einige Zeit aufgegeben hatte, um in einem öffentlichen Gebäude an den Ornamenten zu arbeiten — und ſo vergingen Wochen und verging der Wunſch nach der geheimnißvollen Gipsfigur, die es mir förmlich angethan hatte.

Aber eines Tages, als ich unter den Arkaden des Odeon an den Auslegekaſten der Antiquare ſtand und Bücher muſterte, ſah ich Tomaſo an mir vorüber und der Stadt entgegengehen. Halt, dachte ich, jetzt iſt das Feld frei, vielleicht treffe ich Niccolo allein in der Werkſtatt und kann ich die Büſte wieder ſehen und

etwas über ſie und ihren Urſprung, wie über die Abneigung Tomaſo's gegen den Verkauf derſelben erfahren. Raſchen Schrittes ging ich der Rue de l'Enfer entgegen und trat in das Atelier, in welchem ich wirklich Nicolo an einer Form beſchäftigt fand. Dieſer hatte mir immer viel Zuneigung gezeigt und freute ſich über das Wiederſehen nach ſo langer Trennung. Ich, der ich die Heimkehr des Vaters fürchtete, ſprach ihm raſch meinen Wunſch aus, eine gewiſſe Büſte zu ſehen, deren Anblick mir ſein Vater auf ſo eigenthümliche, beinahe kränkende Weiſe entzogen hätte. Er wußte ſogleich, welche Büſte ich meinte, ſtand aber doch eine Zeit lang unſchlüſſig, und ich fürchtete bereits, daß ſich der Sohn ebenſo benehmen werde, wie der Vater. Indeſſen wandte er ſich doch nach einiger Zeit und ging in die Stube, um gleich darauf mit der Büſte zurückzukehren, die noch gerade ſo in die Leinwand gehüllt war, wie ſie Tomaſo vor einigen Monaten fortgetragen hatte. Er enthüllte ſie mit einiger Feierlichkeit und, wie ich wohl bemerken konnte, nicht ohne innere Bewegung, und als er ſie auf einen Tiſch vor mich hinſtellte, betrachtete er ſie mit nicht geringerer Aufmerkſamkeit und Theilnahme, als ich ſelber, obwohl er ſie doch ſeit lange kennen mußte. Was mich betrifft, ſo gefiel mir die Büſte noch viel mehr als das erſte Mal und wurde der Wunſch, ſie zu beſitzen, ebenſo lebhaft, ja noch viel lebhafter, als da ich ſie entdeckte. Ich that, als wüßte ich nicht, daß ſie nicht zu verkaufen war, und fragte: „Was koſtet ſie? Ich nehme ſie gleich mit.“

Niccolo ſchüttelte den Kopf.

„Ich gebe,“ fügte ich, die italieniſche Gewinnſucht ins Spiel ziehend, hinzu, „ich gebe, was ihr nur verſtändiger Weiſe verlangen könnt. — Ja, ich gebe gern das Doppelte des Preiſes, den ich ſonſt für Büſten dieſer Größe bezahle.“

Nicolo ſchüttelte abermals den Kopf. „Sie iſt nicht zu verkaufen,“ ſagte er halblaut, „und wenn Sie mir tauſend Franken böten, ich könnte ſie Ihnen nicht überlaſſen. Selbſt wenn ich es hinter dem Rücken meines Vaters thun wollte, ich könnte es nicht,

denn wir beſitzen nur das Eine Exemplar, und mein Vater würde ihre Abweſenheit ſogleich bemerken, obwohl er ſie niemals anſieht."

„So ſage mir wenigſtens," bat ich, mehr und mehr neugierig und gereizt, „von wem dieſe Büſte herrührt? wo ſich das Original befindet und wo ich mir einen Abguß verſchaffen könnte? da ihr einmal die ſonderbare Grille habt, gerade dieſen Abguß nicht verkaufen zu wollen."

„Ein Original dieſer Büſte gibt es nicht," antwortete Nicolo, „und anderswo als bei uns können Sie ſich unmöglich einen Abguß verſchaffen."

So ſprechend, nahm er die Büſte und trug ſie in das Zimmer zurück, vielleicht, weil er bemerkte, daß ihr Anblick meinen Wunſch nur neu aufſtachelte, und er meinem Drängen ausweichen wollte. In dieſer Beziehung aber irrte er ſich. Seine letzten Worte hatten mich nur gieriger gemacht, und da er den Gegenſtand meiner Sehnſucht mir entführte, reizte er dieſe nur noch mehr. Ich drang in ihn, — ich wollte Erklärungen haben, ich machte ihm Vorwürfe.

Der gute Junge war offenbar in Verlegenheit; zuletzt ſagte er beſchwichtigend: „Die Büſte darf nicht verkauft werden. Es iſt das eine Herzensſache, vielleicht eine Gewiſſensſache meines Vaters. Ich habe ihm Das bei allen Heiligen zuſchwören müſſen, daß ich ſie nie verkaufen werde. Aber ich habe ihm nicht verſprochen, ſie nicht zu ſchenken. Ich will Ihnen eine zum Geſchenke machen. Sie müſſen ſich nur gedulden. Wir beſitzen die Büſte in dieſem einzigen Exemplar, aber die Form iſt da; ich habe ſie gerettet und wohl verſteckt, daß ſie der Vater in irgend einem unglücklichen Anfall nicht zerſtören kann, doch müſſen Sie ſich gedulden; es kann lange Zeit darüber hingehen, bis ich mein Wort halte, denn ich kann es nur, wenn mein Vater einmal auf mehrere Tage abweſend und ich Herr des Ateliers bin."

„Nicolo," rief ich, „ich werde dir außerordentlich dankbar ſein — aber ich fürchte, daß du, wenn es lange dauert, dein Verſprechen vergiſſeſt."

„Fürchten Sie nichts," ſagte Nicolo lachend. „Hier meine Hand, ich bringe ſie Ihnen, ſo bald es nur möglich — ich will Ihnen dann auch erklären, was meinen Vater bewogen hat, oder vielmehr, warum er ſich hinreißen ließ, gegen Sie, den er doch ſonſt herzlich liebt, ſo unfreundlich zu ſein. Der arme Mann! Seine Barſchheit, ſein Zorn galt nicht Ihnen, ſondern ſeinem Schickſale. Es thut mir leid, wenn ich Sie neugierig mache und nicht gleich Ihre Neugierde befriedigen kann — aber ich werde Wort halten."

Trotz dieſer Verſicherung mußte ich glauben, daß Nicolo ſein Verſprechen längſt vergeſſen habe, denn es war ein Jahr und mehr vergangen und es hatte ſich weder Nicolo noch die Büſte, noch die Geſchichte derſelben eingeſtellt, und ich hatte um ſo mehr Urſache, Vergeßlichkeit bei ihm vorauszuſehen, als ich im Grunde ſelbſt das ganze Abenteuer beinahe vergeſſen hatte. Nur wenn ich manchmal einen Freund, der lange Zeit in England gelebt hatte, beſuchte und bei ihm die ſchöne Clytia aus dem britiſchen Muſeum ſah, dachte ich noch an die mir verſagte Büſte, die mit der herrlichen Antike viel Aehnlichkeit hatte, und erwachte noch die Sehnſucht nach ihr und einiger Aerger über den wortbrüchigen Nicolo. Endlich verließ ich auch meine Wohnung und dachte gar nicht daran, Nicolo von dieſer Veränderung in Kenntniß zu ſetzen, überzeugt wie ich war, daß, da er bis jetzt ſein Wort nicht gehalten, er es überhaupt nicht mehr halten werde.

So waren beinahe zwei Jahre vergangen, als eines Morgens ein auffallend ſchöner junger Mann in meine Stube trat, den ich erſt, als er mich italieniſch begrüßte, als meinen Freund Nicolo erkannte. Er hatte ſich indeſſen mit italieniſcher Raſchheit entwickelt, und aus dem Knaben, den ich vor ungefähr drei Jahren kennen gelernt, war ein ganzer Mann geworden, und zwar ein Mann, wenigſtens ſo ſchön, wie einer der beiden Italiener auf dem Bilde Van Dyks, das ſich im Edinburger Muſeum befindet. Jeder Maler hätte ſich glücklich ſchätzen können,

ein ſolches Modell zu haben. Ich freute mich um ſo mehr, ihn wieder zu ſehen, als er mir gleich beim Eintritt etwas Verhülltes entgegenhielt, das ſich auf eine Bewegung von ihm als die erſehnte Büſte offenbarte.

„Braver Junge," rief ich voll freudiger Ueberraſchung, „ſo haſt du doch Wort gehalten?"

„Sie haben es wohl nicht mehr erwartet," ſagte er lächelnd, „aber Sie werden die lange Verzögerung entſchuldigen, wenn ich Ihnen ſage, daß mein Vater die ganze Zeit hindurch das Atelier nicht verlaſſen. Jetzt iſt er ſeit vierzehn Tagen bei Amboiſe in einem Schloſſe des Herzogs von Luynes mit Ornamentiren beſchäftigt, und das Erſte, was ich nach ſeiner Abreiſe unternahm, war der Guß dieſer Büſte, und ſeit fünf Tagen ſuche ich Sie in ganz Paris."

„Guter Junge," rief ich, indem ich ihm die Hand drückte, „jetzt ſetze dich hierher und laß uns zuſammen frühſtücken."

Während man das Frühſtück bereitete, verſenkte ich mich wieder in den Anblick der Büſte, die mir Freund Nicolo in feinſtem Gips und auf das Gewiſſenhafteſte ausgeführt lieferte, und bei ihrem Anblick tauchten alle die Fragen wieder auf, die das Geheimniß, das ſie umgab, ſchon früher in mir geweckt hatte. Ich erinnerte Nicolo an ſein zweites Verſprechen, mir die Geſchichte derſelben zu erzählen, und er erwiderte, daß er ſich darauf vorbereitet, und daß es ihn freue, es nicht vor zwei Jahren gethan zu haben, da er jetzt dieſe Geſchichte ſelber beſſer verſtehe, als es damals der Fall geweſen.

Nach Tiſche, als wir bei einem Glaſe Wein gemüthlich zuſammen ſaßen, begann er ohne weitere Aufforderung ungefähr ſo:

„Sie kennen Florenz, und gewiß haben Sie auch das Cenacolo Andrea del Sarto's beſucht, das ſich vor der Stadt in San Salviati befindet. Am äußerſten Ende der Vorſtadt, durch die Sie kommen mußten, unweit vom Arno, befindet ſich das kleine Haus, das noch vor ſechs Jahren meine Eltern mit ihren zwei Kindern, einer ältern Schweſter und mir, bewohnten. Mein

Vater war, was er jetzt iſt, ein Gipsgießer. Er hatte das Handwerk von ſeinem Vater gelernt, arbeitete viel für die Bildhauer, deren es in Florenz eine ziemliche Anzahl gibt, und wurde von dem Berühmteſten unter ihnen, von Bartolini, von dem Sie wohl gehört haben werden, ſeiner Geſchicklichkeit und Anſtelligkeit wegen als Prakticien beſchäftigt. Herr Bartolini ließ ihn ſelbſt Manches ausführen und behauptete manchmal, es ſei an ihm ein vortrefflicher Bildhauer verloren. Mein Vater pflegte darauf zu erwidern, ſicherer ſei ſicherer, nicht jedem Bildhauer gelinge es wie Herrn Bartolini; ſeine Gipsfiguren, welche Griechen und Italiener für ihn gemacht, verkaufe er gewiß, während es höchſt ungewiß ſei, ob er eine eigene Figur, auf die er Monate verwenden müßte, an den Mann brächte — und er habe Weib und Kinder zu ernähren, die bei zehn Lire wöchentlich beſſer leben als bei unſterblichem Ruhm, der vielleicht nicht fünf einbrächte.

„Niemand wußte, daß er bei dieſen unkünſtleriſchen Reden zu Hauſe in ſeinem Atelier manche Stunde, die ihm das Handwerk frei ließ, der Kunſt widmete und manchen Haufen Thon zu Figuren verarbeitete. Freilich knetete er ſolche Schöpfungen wieder ein, nachdem er ſich einige Tage daran ergötzt hatte. Er wollte vom Dämon der Ruhmſucht ſich nicht verleiten laſſen, da er doch nie über den Stümper hinaus, wohl aber ſeine Familie dadurch in Noth käme. Niemand wußte auch, daß außer Herrn Bartolini, deſſen Aeußerungen vielleicht nicht ſo ernſt gemeint waren, noch Jemand hinter ihm ſtand, der ſeine Ehrſucht ſtachelte und aus ihm gern einen berühmten Bildhauer gemacht hätte. Es war das meine Mutter. Sie ſchalt meinen Vater einen Mann ohne Gefühl für alles Große, ohne Empfindung für das Wohl der Seinigen; ſie wies immer auf den berühmten Bartolini hin, der urſprünglich auch nichts geweſen ſei als ein Kind des Volkes und der jetzt eine Stellung habe wie ein Fürſt, von Fürſten und Grafen beſucht werde und ſelbſt zu Hofe komme. Sie erneuerte ihre Vorwürfe, ſo oft ſie Frau Bartolini in den

Cascini mitten unter den höchsten Herrschaften spazieren fahren sah, oder hörte, daß diese Dame zum Balle dieses oder jenes Duca oder Marchese geladen worden. Nicht für sich, behauptete meine Mutter, suchte sie diese Ehren, sondern für ihren Tomaso, der sie mit seinem Talente verdiene, und für die Zukunft ihrer Kinder. Mein Vater ließ sich durch dergleichen Reden nicht irre machen, er schaffte sich sein Geld mit dem Handwerk und seine Freuden mit der heimlichen Ausübung seiner Kunst.

„Eines Tags — so erzählte er mir vor Kurzem noch selber — kam er gegen Abend aus seiner Werkstatt in der Stadt in unsere Wohnung zurück und blieb unbeweglich und erstaunt am Eingange des kleinen Gärtchens hinter dem Hause stehen. Teresina, meine Schwester, hatte eben die Blumen begossen, sich dabei etwas erhitzt und deßhalb des Halstuches entledigt. Auch das obere Kleid, um es zu schonen, hatte sie abgeworfen und trug in dem Gärtchen, wo sie vor Lauschern und Zeugen sicher war, nur ein kurzes Röckchen, das in dünnen Falten über die Knie fiel und die nackten Füße sehen ließ. Aus den Frührosen hatte sie sich einen Kranz gewunden und auf das Haar gesetzt, das bei ihrer Beschäftigung in Unordnung gekommen und zum Theil hier als Locke, dort als Flechte auf Nacken und Schulter fiel. So mit der Kanne in der Hand kam sie ihm entgegen. Sie war ihm nie so schön erschienen, oder vielmehr, er sah zum ersten Male, wie unendlich schön seine Tochter war. Er hatte sie immer geliebt, mit großer Zärtlichkeit geliebt, aber an ihre Schönheit hatte er nur selten gedacht. Dieser Augenblick war ihm wie eine Offenbarung. Er sagte sich, niemals ein schöneres Geschöpf gesehen zu haben, und zum ersten Male fiel es ihm auf, daß seine Teresina, die ihm bisher nur das Kind gewesen, ein Weib, ein vollendetes Weib geworden. Sie war damals achtzehn Jahre alt, und in der That in vollster und herrlichster Blüthe. Zum ersten Male wünschte mein Vater aufrichtig, ein großer Bildhauer zu sein, um diese Schönheit nachbilden zu können. Auch rief er sie sogleich ins Haus und griff augenblicklich

zum Thone und begann zu modeln. Um ſie ſo wiederzugeben, wie er ſie geſehen, fühlte er ſich zu ſchwach, und aus der Statue, die er begonnen hatte, wurde nach und nach eine Büſte, die er mehr und mehr vereinfachte. Seine Zaghaftigkeit kam ihm ſehr zu Statten, denn die Einfachheit, zu der ſie ihn zwang, gab dem Bilde einen größern Reiz, als es aller Schmuck, als es der Kranz hätte thun können. Tage lang vernachläſſigte er ſeine Werkſtatt und arbeitete ohne Unterbrechung zu Hauſe fort. Zu ſeinem Unglück wurde während der Arbeit der Künſtler in ihm immer mächtiger, und mein ſtrenger und frommer Vater machte die Büſte mehr und mehr griechiſch, indem er die Gewandung mehr und mehr herunterzog und die keuſchen Reize der Jungfrau ſo weit enthüllte, als es ihm ſein Sinn für ſchöne Form gebot. War er, der Vater, nicht allein mit ſeinem Kinde? Der einzige Zeuge bei der Arbeit war die Mutter, die ihn mit immer wachſendem Beifalle aufmunterte. Tereſina allein wagte manchmal eine ſchüchterne Bemerkung über die Art, in der ſie dargeſtellt wurde. Die Mutter ſchalt, der Vater beruhigte ſie. Die Büſte ſollte nur dem Hauſe gehören und von keinem fremden Auge geſehen werden. Es war aber natürlich, daß, als ſie endlich vollendet war, der Vater ſich einen Gipsabguß machen wollte.

„Zu dem Ende nahm er das Thonmodell in ſeine Werkſtatt, und nach wenigen Tagen prangte daſelbſt eine ganze Reihe von Abgüſſen. Er konnte nicht müde werden, ſein ſchönes Kind und ſein ſchönes Werk immer wieder zu vervielfältigen, und endlich konnte er es ſich auch nicht verſagen, die Büſte dem einen oder dem anderen Beſucher zu zeigen, ohne jedoch zu verrathen, weſſen Porträt ſie war. Ich erinnere mich noch ſehr wohl, wie er es mir, der ich ihm ſchon damals im Atelier zu helfen pflegte, aufs Strengſte verbot, die Büſte als die meiner Schweſter zu nennen, ſei es wem immer, und ich mit dem Inſtinkte des Bruders hütete mich wohl, gegen dieſes Verbot zu handeln und mich als den Bruder der griechiſchen Geſtalt zu erkennen zu geben. Sie machte auf alle Diejenigen, die ſie zu ſehen bekamen, denſelben

Eindruck, den Sie ſelbſt empfunden haben. Mein Vater konnte nicht umhin, ſie immer wieder zu zeigen, und die ſie geſehen, ſprachen mit ihren Bekannten davon, und unſer Atelier wurde von Beſuchern beſtürmt. Doch traute mein Vater dem Urtheile dieſes Publikums nicht; was dieſem gefiel, war wohl nur die angeborene Schönheit ſeines Kindes; ob ſeine Arbeit einen künſtleriſchen Werth habe? daran zweifelte er noch immer. Es demüthigte ihn faſt, daß man nur immer von der Schönheit des Geſichtes und der Formen und beinahe gar nicht von Arbeit und Ausführung ſprach. Er mußte darüber ins Klare kommen, hüllte einen beſonders gut gelungenen Abguß in ſeinen Mantel und wanderte zu Herrn Bartolini. Mit freudeſtrahlenden, triumphirenden Augen kam er zurück und wiederholte des Abends meiner Mutter die Lobſprüche, die ihm der große Bildhauer ertheilt hatte. Die Folge war, daß ſich meine Mutter der Meinung Aller, die die Büſte geſehen, wie der Meinung Bartolini's anſchloß, daß er ſeine Arbeit auf die Ausſtellung, die demnächſt eröffnet werden ſollte, ſchicken müſſe.

„Aber davon wollte mein Vater nichts hören. Er habe noch immer nicht die geringſte Abſicht, als Künſtler aufzutreten, er bleibe, trotz allem Erfolge, bei ſeinen Grundſätzen und laſſe ſich aus ſeinem gewohnten und ſicheren Geleiſe nicht herausbringen. Vielleicht, meinte er, würde er es ausnahmsweiſe doch thun, da ein ſolcher Erfolg ihm ſelbſt als Gipsgießer nützlich ſein könne, aber dann müßte die Arbeit einen ganz anderen Gegenſtand haben und nicht ſeine eigene Tochter in dieſer Weiſe darſtellen. Meine Mutter ſtellte ihm vergebens vor, daß Niemand ſeine Tochter kenne, daß Niemand wiſſe, daß die Büſte Tereſina darſtelle, und daß ſolche Skrupel höchſt unkünſtleriſch ſeien. Sie mochte übrigens dieſe Skrupel vorausgeſehen und ſich gegen ſie gewaffnet haben, denn ſie entfaltete in ihrer Rede eine außerordentliche Kenntniß aller Beiſpiele, die man nur in der Maler- und Bildhauer-Geſchichte Italiens auftreiben konnte, und nannte alle Bilder, auf denen die alten Künſtler ihre Frauen und Töchter

mit weit minderer Scheu als mein Vater ſeine Tereſina dargeſtellt. Tereſina ſelbſt ſtand in dieſem Streite auf Seiten meines Vaters, wurde aber von der Mutter als ein dummes Ding, das von Dergleichen nichts verſtehe und keine Rückſicht für unſere Zukunft habe, zum Schweigen gebracht.

„Ein Grund, den die arme Schweſter gegen die Ausſtellung der Büſte vorbrachte, war ihre Ueberzeugung, daß Angelo, wie ſie ihn kenne, nichts mehr von ihr werde wiſſen wollen. —

„‚Tanto meglio, deſto beſſer,‘ rief meine Mutter. ‚Wenn dein Vater ein berühmter Bildhauer wird, ſo ſoll der arme Gipsgießer-Geſelle auch nichts von dir wiſſen wollen und ſollſt du auch nichts von ihm mehr wiſſen wollen. Wir werden dann unter Menſchen kommen, die über dieſe Dinge ganz anders denken, als dumme, arme Leute.‘

„Derartige Streitigkeiten dauerten im Hauſe bis gegen Eröffnung der Kunſtausſtellung fort, wo ſie dann mit einem Male abgeſchnitten waren. Als mein Vater eines Abends, wenige Tage vor Eröffnung, nach Hauſe kam, vermißte er auf dem Schranke die Büſte, die er dahin geſtellt hatte — und fand Tereſina weinend in einem Winkel der Stube ſitzen. Meine Mutter geſtand und erzählte ihm in kurzen und entſchiedenen Worten, wie eine Frau, die ſich deſſen bewußt iſt, recht und vernünftig gehandelt zu haben, daß ſie die Büſte ſelber und in Tomaſo's Namen auf die Akademie getragen, und fügte hinzu, daß Herr Bartolini, der im Komité war, ſich darüber mit großer Freude ausgeſprochen, und daß er Tomaſo danken laſſe, endlich dieſen Entſchluß gefaßt zu haben.

„So kam die Büſte auf die Ausſtellung und, um es Ihnen mit einem Worte zu ſagen — hatte den glänzendſten Erfolg. Alle Welt erkannte ſie als eine der ſchönſten Sachen der ganzen großen Ausſtellung, und der Name meines Vaters war in Aller Munde. So groß war der Erfolg, ſo viele Lobſprüche wurden meinem Vater ertheilt, daß er meiner Mutter zugeſtand, ganz recht und vernünftig gehandelt zu haben. Aber je größer der

Erfolg war, deſto ſorgfältiger ſuchte er den Urſprung der Büſte, die Exiſtenz des Modells zu verbergen. Das gelang ihm leicht, da wir, wie geſagt, vor der Stadt in ziemlicher Einſamkeit wohnten und Tereſina, dem Befehle des Vaters entgegenkommend, noch weniger ausging als ſonſt und ſich vorzugsweiſe die Stadt zu betreten hütete. Mittlerweile wurde die Werkſtatt meines Vaters förmlich geſtürmt. Jedermann wollte die Büſte haben, Jedermann ſo viel dafür bezahlen, als man nur verlangte. Mein Vater gewährte ſie Anfangs nur dem einen und andern Bekannten, dem er ſich irgendwie verpflichtet glaubte, nach und nach aber wurde der Kreis immer größer, und es kam zu einem förmlichen Verkauf. Mehrere Geſellen waren nur mit dem Guß dieſer Büſte beſchäftigt, und immer konnten wir nicht den zahlreichen Nachfragen genügen. Das Geld floß ins Haus, und meine Mutter, die von jeher unſere arme Kaſſe beaufſichtigte, ſchwamm in Wonne, ſo raſch ihre Prophezeiungen erfüllt und bereits den ſchönen Anfang von Ruhm und Reichthum zu ſehen.

„Die Büſte war nicht vierzehn Tage bekannt, als ſie bereits ſchon ſo populär war, daß man ſie in Kaffee- und Weinhäuſern aufgeſtellt fand. Ihren Erfolg beim Publikum dankte ſie natürlich vielmehr dem ſchönen Geſichte und den ſchönen Formen, als der liebevollen und wirklich künſtleriſchen Ausführung. Da war es denn auch natürlich, daß es in Florenz müßige junge Leute genug gab, die ſich um das Modell zu kümmern begannen, die das Original in Fleiſch und Blut gerne kennen gelernt hätten, vielleicht um ſo lieber, als ſie es für ein gewöhnliches Künſtlermodell hielten, und die nun nach allen Seiten hin ſpähten und forſchten. Florenz iſt keine eigentlich große Stadt, und unter den Unzähligen, welchen die Büſte überall zu Geſichte kam, mußten ſich wohl welche finden, die Tereſina ſchon geſehen hatten. Man erinnerte ſich, auf dem Wege nach San Salviati manchmal einem Mädchen begegnet zu ſein, das wie die meiſten armen Mädchen um Florenz mit Strohſtickereien beſchäftigt war. Man verſicherte,

daß die Büſte nicht geſchmeichelt habe und daß das Original ebenſo ſchön ſei, wie ſie. Da war es eine Ehrenſache, dieſe Schönheit geſehen zu haben, und ſtatt nach den Cascini, wandte ſich jetzt die elegante junge und alte Welt nach San Salviati, wo man auch leicht erfuhr, wer das Original ſei und in welchem Hauſe es wohne. Vor dieſem Hauſe fuhren und wanderten jetzt an einem Tage mehr Wagen und Spaziergänger, als ſonſt in einem Monat. Mein Vater, ſo bald er das Geheimniß ſeiner Büſte verrathen, ſo bald er dieſe als ſein Kind erkannt ſah, ſtellte den Verkauf derſelben ein, und als er die Spaziergänger vor ſeinem Hauſe bemerkte, ja ſelber einmal von einem Neugierigen, der ihn nicht kannte, gefragt wurde, ob die ſchöne Tereſina, deren Büſte man überall ſehe, in dieſem Hauſe wohne und an welchem Fenſter man ſie ſehen könne? verbot er meiner Schweſter, die Schwelle des Hauſes zu überſchreiten. Ueber Beides war meine Mutter ſehr betrübt, denn der Zufluß des Reichthums hörte auf, und die ſchönen Kleider, die ſie für Tereſina angeſchafft hatte, konnten jetzt nicht gezeigt werden. Sie war ſehr unzufrieden, mein Vater war bekümmert, Tereſina ſchien immer beſorgt — und ſo war mit einem Male, im Handumdrehen, das ſtille Glück unſeres Hauſes in ein ſtilles Unglück verwandelt, oder vielmehr in eine Ahnung, als ob man am Anfange eines Unglückes ſtünde.

„An demſelben Tage, an welchem mein Vater Tereſina die Schwelle zu überſchreiten verbot, wanderte ein junger friſcher Geſelle, mit einem Stocke in der Hand, mit einem kleinen Felleiſen auf dem Rücken, von Modena her über die Apenninen. Die Art und Weiſe, wie er im Gehen den Stock ſchwang, wie der breite Hut ſchief auf den dicken und ſchwarzen Locken, ja ſelbſt wie der Reiſeſack nachläſſig auf der einen Schulter hing, ſein elaſtiſcher Schritt, kurz alles Aeußere an ihm verrieth ſein glückliches Gemüth, die Freude, die ihn ſpornte, ebenſo laut, wie die luſtigen Ritornelli, die er in die warme und milde Bergluft hinaufſang. Nach Monaten langer Trennung und Arbeit

im Schloſſe des Herzogs von Modena kehrte er eben mit vollen Taſchen in ſein geliebtes Florenz, in ſeine Heimat, zurück, wo Alles, was er liebte, daheim war. Dieſe Gegend der Apenninen war damals nicht eben ganz ſicher; man ſprach viel von verſchiedenen Räuberanfällen; aber der junge Mann ging dahin, als ob er nichts auf der Welt fürchtete. Wie klein und zart noch ſein Schnurrbärtchen war, ebenſo entſchieden ſchwang ſich ſein Mund, bog ſich ſein Kinn vorwärts und glänzten ſeine ſchwarzen Augen voll Muth und Leidenſchaft.

„Er war eben auf der Höhe angekommen, von der aus man das Arnothal zum erſten Male zu Geſichte bekommt. Dort oben ſteht ein aus Quadern wie eine Feſtung aufgebautes Gaſthaus, das ſeine von italieniſchen Eichen und Lorbeeren beſchattete Veranda dem kleinen Arno-Paradieſe zukehrt. Dort bekommt man den erſten Wein aus dem Arnothal, vielleicht den guten Vino Ricaſoli — ſollte der junge Mann, der den ganzen Morgen gewandert war, nicht hier die erſten Züge aus dem Freudenbecher der Heimat thun?

„Der junge Mann trat in die große Halle und verlangte vom Beſten. Er hatte das Glas ſchon in der Hand und wollte es ſchon zum Munde führen, als er mit einem Male wie verſteinert ſtehen und mit den Augen an einer Büſte über dem Tiſche haften blieb. Im erſten Momente überzog ein ſeliges Lächeln ſein ganzes Geſicht; nach und nach aber wich dieſes Lächeln, von einem krampfhaften Stirnrunzeln gewiſſermaßen verdrängt, einem überaus düſteren Ausdrucke. Seine Lippen wurden blaß, und die untere, die zu zittern begann, preßte ſich zwiſchen die weißen Zähne, deren obere Reihe jetzt wild und fletſchend zum Vorſchein kam. Ohne den Blick von der Büſte zu wenden, fragte er endlich den Wirth:

„‚Woher habt Ihr dieſes Bild?‘

„‚Ich hab's aus Florenz mitgebracht, wo es in den Straßen verkauft wird. Ich hab's gekauft,‘ fuhr er mit der Geſchwätzigkeit des Gaſtwirthes fort, ‚weil es in Florenz alle Gaſt- und

Kaffeehäuſer haben und mein Gaſthaus doch auch ſchon zu Florenz gezählt werden kann. Gefällts Euch? Das glaube ich. Das gefällt Jedermann. Es iſt die ſchöne Tereſina, die draußen wohnt bei San Salviati, und ihr Vater ſelbſt hat dieſe Büſte gemacht. Man ſpricht jetzt von nichts Anderem in Florenz, als von der ſchönen Tereſina, und vor ihrem Hauſe treibt ſich alles junge Volk herum, nur um die Spitze ihrer Naſe ſehen zu können. Sie iſt aber auch ſchön, dieſe Naſe, und dieſer Hals und dieſe herrliche jungfräuliche runde —'

„Der Wirth ſprach nicht weiter, denn in demſelben Augenblicke flog das Glas aus der Hand des Fremden gegen die Büſte, daß dieſe in hundert Stücke zertrümmert nach allen Seiten ins Zimmer flog und der Wein vom Poſtamente und von der Wand herabfloß.

„Die wenigen Gäſte, die noch da waren, ſprangen erſchrocken von ihren Sitzen auf; der Wirth ſtand verblüfft, entſetzt, bald nach den Trümmern der Büſte in der ganzen Stube umſehend, bald den Weinfleck an der Wand, dann wieder ſeinen ſeltſamen Gaſt anſtarrend. Endlich ſchrie er auf: ‚Meine Tereſina! mein Bild! Er iſt verrückt! Zwanzig Paoli ſind dahin!' — Mit dieſen letzten Worten warf er ſich auf den Fremden, die Gäſte, die ſich für die Störung ihres Morgenbehagens rächen wollten, leiſteten ihm hülfreiche Hand; im Augenblicke hatte man dem wilden Gaſte einen vollen Beutel entwunden, dieſen zur Hälfte geleert und Beſitzer und Beutel zum Hauſe hinausgeworfen. Angelo, — denn der Wanderer war Angelo, derſelbe Angelo, auf den ſich Tereſina immer berufen, wenn ſie ſich gegen die Ausſtellung der Büſte wehrte, — Angelo taumelte bewußtlos weiter, bis ſich nach und nach ſein Taumeln in einen ungewöhnlich raſchen Schritt verwandelte und er den Berg, Florenz entgegen, hinuntereilte, als fürchtete er, für irgend ein wichtiges Geſchäft zu ſpät zu kommen.

„Angelo war ein Gipsgießer, Schüler und Liebling meines Vaters, mit dem er inſofern Aehnlichkeit hatte, als er ebenfalls

ein Mittelding von Handwerker und Künſtler war. Er war in unſerer Werkſtatt und zum Theil in unſerem Hauſe aufgewachſen, und die aufkeimende Schönheit Tereſina's hatte er mit den Augen der Liebe, die mit ihm aufwuchs, früher als Vater und Mutter erkannt. Ohne daß je darüber geſprochen worden, war es ſeit lange beinahe eine abgemachte Sache, daß Angelo Tereſina heirathen werde, und er benahm ſich in jeder Beziehung ſchon als ihr künftiger Mann, ſowohl in Beziehung auf Zärtlichkeit, wie auf die Eiferſucht, mit der er ſie, ſeiner leidenſchaftlichen Natur nach, überwachte. Von früher Jugend an keiner anderen Liebe fähig, als der zu Tereſina, verſchloſſen gegen jede andere Verlockung, und ſie immer als ſeine Frau, ſich als gebunden betrachtend, wuchs mit des Mädchens Schönheit ſeine Leidenſchaft, wie ſeine Sittenſtrenge, die von ſich ſelbſt, wie von Andern, beſonders aber von Tereſina die makelloſeſte Reinheit verlangte. Es mußte ihm ſehr wehe thun, ſeine Geliebte wie eine heidniſche Göttin oder Nymphe dargeſtellt, ihr Bild käuflich und in Schenken den Augen aller Welt preisgegeben zu ſehen. Was war während ſeiner Abweſenheit in Florenz vorgegangen, daß man in einer Schenke auf der Höhe der Apenninen von Tereſina wie von einer Perſon ſprach, deren Namen in Aller Munde war? daß ein Schenkwirth ihm ihre Reize zu erklären verſuchte? Kehrte er nach monatelanger, hoffnungsvoller Arbeit mit ſchönem Erwerb in ſeine Heimat zurück, nur um ſeine Hoffnungen zertrümmert, ſeine Jugendwelt beſchmutzt, entweiht zu finden? Er rannte wie ein Raſender die herrliche Straße der Via di Bologna hinab, ohne Blick, ohne Sinn für die Schönheiten rechts und links, ohne einen Ton jenes Jubels im Herzen, mit dem man ſonſt eine Heimat wie das Arnothal und Florenz zu begrüßen pflegt.

„Da ſtand er wieder an einer Schenke in der Vorſtadt San Gallo. ‚Will doch ſehen,‘ ſagte er vor ſich hin und ballte dabei die Fauſt, ‚ob auch in dieſer Kneipe das nackte Bild meiner Geliebten, meiner Braut ausgeſtellt iſt, daß ſich die Säufer in

ihrem Rauſche am Anblicke ihrer Reize ergötzen können!‘ Es war eine Schenke, in die der ſittenſtrenge Angelo ſonſt nie eingetreten wäre; jetzt aber trat er mit herausfordernden Schritten in die Stube und immer noch mit geballter Fauſt. Er kümmerte ſich weder um die Männer, noch um die Weiber, die da herumſaßen, blieb in der Mitte der Stube ſtehen und blickte um ſich. Sein ſonderbares Auftreten verurſachte plötzliche Stille, die ſich aber in eben ſo plötzlichen Aufruhr verwandelte, als er mit einem Male wüthend auf eine Ecke losſtürzte und über einen von Gäſten beſetzten Tiſch hinüber den Arm ausſtreckte und mit der geballten Fauſt die Büſte Tereſina's, die allerdings da geſtanden, zuſammenſchlug. Wirth, Wirthin, Gäſte und allerlei Mädchengeſindel warf ſich auf den Ruheſtörer, als ihnen ein junger Mann, der auf einer Bank ausgeſtreckt lag, lachend entgegenrief: ‚Bläut ihn gehörig durch — es iſt Angelo, der Schüler Meiſter Tomaſo's — er that Das nur aus Neid auf den großen Erfolg ſeines Lehrers, denn er will auch ein Künſtler ſein! — Wir kennen das, den Künſtlerneid!‘ —

„Der junge Mann, der ſo ſprach, war ein Bekannter und von der Zunft Angelo's. Seine Worte munterten die Verſammlung auf, ſo zu thun, wie er ſagte. Angelo kam in einem ſchlechten Zuſtande auf der Straße an, aber er bekümmerte ſich um die Hiebe, die auf ihn niederregneten, wie um die Schimpfworte, die man ihm nachrief, ebenſo wenig, als um den Sbirren, der ihn vor der Thüre als einen Ruheſtörer und Eigenthumsſchädiger in Empfang nahm und ins Gefängniß führte. Er folgte ſchweigend und ließ ſich ruhig in ein dunkles Loch ſperren. Die Verhaftung war ein großes Glück für Angelo, denn es war ihm, als müßte er von Schenke zu Schenke, von Kaffeehaus zu Kaffeehaus ziehen, um überall die Büſte zu zertrümmern, was ihm, wenn er den Zerſtörungszug hätte ausführen können, wohl noch größere Unannehmlichkeiten zugezogen haben würde.

„Nach zweimalvierundzwanzig Stunden wurde Angelo ſeiner Haft entlaſſen, nachdem er eine Geldſtrafe und außerdem eine

Entschädigung für jenen Wirth hatte erlegen müssen. Den Plan, alle Büsten Teresina's zu zerstören, hatte er indessen aufgegeben, aber sein Unglück, sein Ingrimm, mit dem er in dunkler Stube so lange allein gewesen, hatte sich in sein Herz gefressen. In zerrissenen und schmutzigen Kleidern, mit verwirrten Haaren, ganz verwildert, in dem unverändert traurigen Zustand, in den ihn die beiden Szenen in den Schenken, der Aufenthalt im Gefängnisse und die schlimmen Vorgänge in seinem Innern versetzt, durchwanderte er die Stadt geradewegs auf die Werkstatt meines Vaters los.

„Er trat nicht ein; er blieb in der Thüre stehen, legte beide Hände mit dem Stocke auf den Rücken, warf den Kopf zurück und rief meinem Vater zu: ‚Guten Morgen, Maëstro Tomaso! Ich gratulire Euch, Ihr seid indessen ein berühmter Künstler geworden. Ich gratulire! Aber wißt Ihr auch, was indessen Euer Töchterlein geworden? Ein Modell! Ein Modell! Und Ihr wißt ja, was nachher aus den Modellen wird. Ich gratulire. Ich bin indessen bei meiner gemeinen Arbeit ein ehrlicher Kerl geblieben; da haben wir Beide wohl nichts mehr mit einander gemein. Wie?‘

„Mein Vater, der sich während der ganzen letzten Zeit in seinem Gewissen Vorwürfe gemacht, wie sie ihm jetzt Angelo in einem fürchterlichen Tone entgegenschleuderte, war wie vom Donner gerührt. Und der junge Mensch, der so zu ihm sprach, war immer sein Liebling gewesen und hatte zu ihm bis auf diesen Tag nur mit der ehrfurchtsvollen Unterwürfigkeit des Schülers und Sohnes gesprochen! Und wie sah dieser schöne, blühende, sonst immer so heitere junge Mensch aus? Wie das Unglück, die Verzweiflung selbst! — Er sank auf den Schemel zurück, unfähig, Angelo ein Wort zu erwidern. Als er sich wieder aufraffte, war dieser fort und verschwunden, und mein Vater glaubte beinahe, eine schreckliche Erscheinung, eine Ausgeburt seines bösen Gewissens gesehen zu haben.

„Angelo aber wanderte weiter, wieder zum Thore hinaus,

bis er in derſelben Stellung, in der ihn mein Vater geſehen, vor unſerem Hauſe ſtehen blieb.

„‚Tereſina, mein Engel,‘ rief er, ‚komm ans Fenſter, zeige dich, daß ich dich ſehe und mich an deinem Anblick erfreue. Ich weiß es ja ſchon, daß du ſeit meiner Abreiſe hundertmal ſchöner geworden biſt. Wiſſen es ja ſchon alle Schenken bis hinauf in die Apenninen.‘

„In der That ſprang oben ein Fenſter auf, und Tereſina erſchien mit freudeſtrahlendem Geſichte und mit dem Ausruf: ‚Angelo!‘ auf den Lippen. — ‚Angelo! Angelo! komm doch herein!‘ rief ſie ihm entgegen.

„Er aber, ohne auf dieſe Einladung zu hören, fuhr fort: ‚Ei, ei, Tereſina, du trägſt ein Halstuch und ein Kleid! Wozu denn, weiß es doch ſchon Jedermann, wie ſchön dich Gott geſchaffen hat! Wozu wieder ein Geheimniß machen aus einer Sache, die ſchon die ganze Welt weiß und die ſich Jeder für einige Paoli verſchaffen kann?!‘

„Meine arme Schweſter erblaßte; mit der Freude wich alle Farbe aus ihrem Geſichte. Sie errieth, was alle dieſe bittern Worte ſagen wollten und wie viel Kummer Angelo's Herz erfüllen mußte, um ihn ſolcher Worte fähig zu machen. Alles, was ſie von ihm, für ihn und ſie gefürchtet hatte, ſah ſie eingetroffen.

„‚Komm herauf, Angelo,‘ bat ſie flehentlichſt, ‚ich will dir erzählen — ich will dir ſagen, wie Alles —‘

„‚Und wenn du rein wäreſt, wie die Engel des Paradieſes, die nur mit Heiligen umgehen,‘ rief er plötzlich im ſchmerzlichſten Tone, ‚der Gedanke an dich iſt es nicht mehr — du gehörſt dir nicht mehr — und mir auch nicht.‘

„Tereſina bückte ſich weit vor aus dem Fenſter und ſtreckte die Arme nach ihm aus; ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen und fiel wie ein Regen hinab. Angelo ſprang herbei und fing einige Thränen mit ſeinem Geſichte auf. — ‚O,‘ rief er aus, ‚dieſe Thränen, wie heiß ſie ſind, ſo kühlen ſie doch

ſo ſanft. Aus meiner Wuth, aus meiner Verzweiflung wird Kummer. Ach, Tereſina, dieſe Thränen würden deine Seele retten, wenn du eine große Sünderin wäreſt — mir können ſie nicht helfen, für mich biſt du verloren. Ich weiß es wohl jetzt noch beſſer, als früher, daß ich dich immer lieben werde — aber deſto ſchlimmer — aber ich ſage dir doch Lebewohl! Verzeih dir Gott und die allerheiligſte Jungfrau!'

„Da erſchien meine Mutter am Fenſter. ‚Was hat ſich da zu verzeihen,' rief ſie ihm hinunter, ‚was hat meine Tereſina geſündigt? Und was ſoll das ganze Geſchwätz? Iſt es dir nicht recht, Angelo, daß wir reiche und berühmte und vornehme Leute werden, ſo magſt du deine Urſachen dazu haben, denn allerdings wird meine Tereſina dann deiner Verzeihung nicht bedürfen und —'

„‚Ich ſehe wohl,' fiel ihr Angelo bitter lächelnd ins Wort, ‚wer hier der Verzeihung bedarf — und ich habe es mir ſchon gedacht. Ich kenne Euch, Domenica, und nur Dieſes ſage ich Euch: ich gehe, aber auf Tereſina werde ich doch ein wachſames Auge haben, da ſie keinen beſſeren Wächter hat.'

„Er ging, ohne ſich an die Thränen der Tochter zu kehren oder auf die Scheltworte der Mutter zu hören, nach dem anderen Ufer des Arno, wo er in der Nähe von S. Nicolo wohnte.

„Mein Vater ſaß noch ſehr betrübt über Worte und Benehmen Angelo's in ſeiner Werkſtatt, als der junge Graf Caroli (ſo wenigſtens ſprach Nicolo den Namen aus) eintrat. Dieſer junge und reiche öſterreichiſche Nobile, der am Hofe des Großherzogs lebte, war ſchon mehrere Male dageweſen, um meinem Vater eine Gipsbüſte Tereſina's abzukaufen, er hatte ſich aber erſt beſonnen, als mein Vater ſchon den Entſchluß gefaßt hatte, keine mehr zu verkaufen, und mein Vater blieb bei dem Entſchluſſe trotz der glänzendſten Erbietungen, die ihm der junge Graf machte, und trotzdem, oder vielleicht, weil dieſer in die Büſte förmlich verliebt ſchien. Das letzte Mal aber bot er dem Vater zehntauſend Zwanziger für eine Ausführung der Büſte in

Marmor, den er ihm liefern wollte, wenn er einer ſolchen Arbeit fähig ſei. Dieſer Antrag reizte die Gewinnſucht wie den Ehrgeiz meines Vaters, und der Zuſatz ſtachelte ſeine Eitelkeit. Er wurde ſchwankend in ſeinen Entſchlüſſen und bat ſich drei Tage Bedenkzeit aus. Die Bedenkzeit war abgelaufen, und Graf Caroli kam, um die Antwort meines Vaters zu holen. Er hätte keinen übleren Moment wählen können; der Vater antwortete ihm, daß er Tereſina weder in Gips, noch in Marmor haben ſolle. Der junge Mann war ganz außer ſich darüber, begriff dieſe Weigerung nicht und drang in meinen Vater, doch eine ſolche unvernünftige Grille aufzugeben. Je mehr er aber ſprach, deſto aufgeregter wurde mein Vater, und als Jener endlich, von ſeinen eigenen Worten erwärmt und hingeriſſen, befehlend, faſt drohend hinzufügte: daß er die Büſte um jeden Preis haben müſſe, daß er in dieſes Geſicht, in dieſe herrlichen Formen bis zum Wahnſinn verliebt ſei, da ſprang mein Vater ſelbſt wie wahnſinnig auf, ergriff einen Hammer und zertrümmerte ſämmtliche Büſten Tereſina's, die noch im Atelier vorhanden waren, ſtieß dabei Verwünſchungen aus gegen den Tag, an dem ihm der Gedanke zur Modellirung dieſer Büſte gekommen, und verſchwor ſich hoch und theuer, nie wieder dem Bildhauer ins Handwerk zu pfuſchen.

„Der junge Graf, als er meinen Vater in einem ſolchen Zuſtande ſah, ahnte, daß hinter der Weigerung dieſes unglücklichen und ergrimmten Mannes gewichtige Gründe ſich verbergen möchten, und daß jetzt nicht mit ihm zu ſprechen ſei. Ohne weiter ein Wort zu ſagen und ohne die Beruhigung des Raſenden abzuwarten, ging er aus dem Atelier. Aber die Unmöglichkeit, das Bildniß in ſeinen Beſitz zu bringen, ſcheint ſein Verlangen nach dem Original bis zu wahrhafter Liebe geſteigert zu haben, denn bald darauf war er mit meiner Mutter in vertraulicher Verbindung. Ich bitte Sie, lieber Signor, nicht zu denken, daß ich von meiner Mutter ſchlecht ſprechen wollte; ſie hatte die Schwächen vieler Weiber, ſie war eitel und ehrgeizig und wollte

mit ſich und den Ihrigen, beſonders mit ihrem Manne und ihrer ſchönen Tochter hoch hinaus. Der Erfolg meines Vaters hatte ſie berauſcht, und zum Unglück ſtand damals ein öſterreichiſcher Fürſt an der Spitze der öſterreichiſchen Beſatzung von Florenz, welcher eine Sängerin vom Theater geheirathet hatte. Die ehemalige Sängerin kam zu Hofe, ſpielte daſelbſt ſogar eine Rolle und machte ein glänzendes Haus. Wenn ein öſterreichiſcher Principe, ſo dachte meine Mutter, eine Perſon vom Theater weg heirathen kann, warum ſoll ein öſterreichiſcher Graf nicht eine gefeierte Schönheit, ein tugendhaftes Mädchen, die Tochter ehrbarer Leute und eines Künſtlers heirathen können? Wie geſagt, die arme Frau war ehrgeizig, ſie ſah mit Hochmuth auf den ehemaligen Geliebten Angelo und die Heirathsgedanken Tereſina's herab, aber die Ehre ihrer Tochter war ihr ſo weit theuer, als es ihre Verblendung durch die Eitelkeit geſtattete. Weiß Gott, auf welche Weiſe ſie mit dem Grafen in Verbindung und dann öfter mit ihm zuſammenkam! Daß dieſes der Fall war, erfuhren wir erſt, als ſie eines Abends, nachdem wir zu Nacht gegeſſen und der Vater eben heiterer war, als ſeit Wochen, ſchüchtern und mit gezwungenem Lächeln zu dieſem begann, ob er dem Manne, dem er die Büſte ſeiner Tochter verſagt, auch ihre Hand verweigern würde?

„Mein Vater ſah ſie fragend an, zugleich mit der Düſterheit, die ſofort auf ſeine Stirne trat, ſobald die Büſte erwähnt wurde. Die Mutter erkannte wohl, daß er ihr nicht viel Zeit zum Sprechen laſſen werde, und beeilte ſich, was ſie des Ueberzeugenden zu ſagen hatte, ſo raſch als möglich, wenn auch ſo ungeordnet als möglich, hervorzubringen: wie Graf Caroli ein vortrefflicher, ſchöner und reicher Mann ſei, der es ganz ehrlich meine, wie ſie ſeit lange mit ihm in Unterhandlung ſtehe, wie er in Tereſina bis über die Ohren verliebt ſei, wie er ihr ein großes Gut verſchreiben und ſie heirathen wolle, ganz ordentlich heirathen, öffentlich vor dem Großherzog und vor dem Altar, und daß hoffentlich dagegen gar nichts zu ſagen ſei.

„Mein Vater ſtand auf und ſagte: „Du biſt eine Gans und glaubſt in deiner Dummheit und Verruchtheit Alles, was man dir aufbindet — und wenn Alles, was du ſagſt, wahr wäre, ſo iſt mir Angelo doch lieber, als alle öſterreichiſchen Grafen zuſammen.“

„‚Und mir auch!‘ rief Tereſina, die in einem Winkel ſaß und weinte.

„‚Du biſt eine Ciocca,‘ ſchrie ihr die Mutter zu, und meinem Vater zugewandt, rief ſie: ‚und du Tomaſo —‘

„Sie fuhr nicht fort, denn mein Vater blickte ſie mit einem Auge an, daß ihr das Wort auf der Lippe erfror. ‚Domenica,‘ ſagte er mit zitternder Stimme und ſtreckte ihr beide Hände mit halbgekrümmten Fingern wie zwei Krallen entgegen, ‚Domenica, mit dieſen meinen Händen reiße ich dich in Stücke, wenn du in deiner Kuppelei fortfährſt. Es iſt genug der Schande!‘

„Mein armer Vater hatte Recht. Tereſina war während dieſer Zeit zu einem ſchlimmen Rufe gekommen, und trauriger Weiſe trug der Mann, den ſie liebte und der auch ſeinerſeits nicht von ihr laſſen konnte, viel dazu bei. Angelo war ſeit ſeiner Rückkehr aus Modena zu jeder Arbeit unfähig geworden; der ſchöne, ſonſt ſo reinlich und maleriſch ausſehende Junge glich jetzt mehr einem neapolitaniſchen Lazzarone, als einem ordentlichen, florentiniſchen Kinde, Bart und Haare waren verwildert, die Kleider beſchmutzt und gealtert. Er trieb ſich in den Schenken herum und kam mit allerlei Geſindel zuſammen; mein Vater hatte ihn vergebens zu einem Beſuche in unſerem Hauſe eingeladen; er war dazu nicht zu bewegen, und wenn er Einen von uns nur von ferne ſah, lief er auf und davon, um uns auszuweichen. Aber während der Promenadeſtunden, wenn ſich die jungen Leute aus der Stadt vor unſerem Hauſe einfanden, um nach Tereſina zu ſpähen — denn dieſes hatte noch nicht aufgehört — war er immer da, und ſobald er bemerkte, daß Einer mit ſeinem Lorgnon auf irgend eine unbeſcheidene Weiſe nach dem Fenſter Tereſina's blickte oder auch nur ihren Namen ein

wenig laut nannte, begann er mit dieſem Streit, und oft kam es in der Vorſtadt zu gewaltigen Raufereien, da die Burſche aus dem Volke Angelo gegen die geputzten Herren aus der Stadt gerne beiſtanden. Alle Welt wußte, welche Urſachen dieſe Händel und Raufereien hatten, und ein Mädchen, um das man ſich ſo oft in den Straßen ſchlägt und zankt, kommt, das wiſſen Sie, ſehr raſch um allen guten Ruf, ſelbſt wenn ſie an dieſen Zänkereien nicht die geringſte Schuld trägt. Niemand erinnerte daran, daß bei all Dem Teresina nie am Fenſter zu ſehen war, wohl aber, daß Diejenige, um die man ſich balgte, zankte und die Gaſſen mit Geſchrei erfüllte, als Modell zu einer nur halbbekleideten Büſte gedient hatte. So kam es, daß Angelo auch anderswo als in der Vorſtadt San Salviati von Teresina anders ſprechen hörte, als er es wünſchte, und daß er nun überall in Händel gerieth und ſo von Tag zu Tag mehr verwilderte. Er war eben beinahe wahnſinnig vor Eiferſucht, unglücklicher Liebe und gekränktem Ehrgefühl, ein wahrer Mezzomatto. Ich werde es nie vergeſſen, mit welchen wilden und zugleich zärtlichen Augen er mich anſah, als er mich einmal — ich war damals ein Kind — bei Santa Croce fand. Er packte mich an beiden Schultern, bedeckte mein Geſicht mit Küſſen und ſtotterte: ‚Sage ihr, daß ich ſie noch immer liebe, daß ich ſie glühend liebe, daß ich ſie ewig lieben werde, aber daß wir auch auf ewig getrennt ſind!‘

„So vergingen viele, viele Wochen, und während der ganzen Zeit fuhr meine Mutter fort, mit dem Grafen zu unterhandeln und in Verbindung zu bleiben, und ſtrebte anderſeits mein Vater, und zwar mit Wiſſen und auf die Bitte Teresina's, Angelo's habhaft zu werden. Dieß gelang ihm ebenſo wenig, als es meiner Mutter gelang, ihre Verbindung mit Caroli ganz geheim zu halten. Angelo war zu wachſam und zu eiferſüchtig, und als mein Vater einmal ihm in einer engen Gaſſe begegnete, in der er ihn mit ausgeſtreckten Armen aufhalten konnte, ließ er ſich in der That einen Augenblick lang den Weg verſtellen, aber nur

um dem Vater zu ſagen, daß er jetzt die Geduld zu verlieren anfange, und daß, wenn Signora Domenica dem Grafen nur noch einmal in San Marco ein Appuntamento gebe, oder gar die Hinterthüre des Gartens öffne, dieß des Grafen Tod ſein werde. Darauf ſchlüpfte er meinem Vater unter dem Arme durch, und mein Vater ging nach Hauſe, um die Mutter mit Vorwürfen zu überhäufen und ihr auf das Strengſte, bei Androhung ſelbſt des Todes, jeden Umgang mit Caroli zu verbieten. Die Mutter, da ſie ſich beobachtet und bewacht ſah, beſchloß, der Sache ein für allemal ein Ende zu machen. Und wieder eines Abends, da wir Alle zuſammen waren, öffnete ſich plötzlich die Thüre, und zu unſerem Erſtaunen trat der Graf ſelber ein. Mein Vater fuhr auf und griff in der Wuth nach dem Meſſer, das noch vom Nachteſſen auf dem Tiſche lag, ließ es aber ſogleich wieder fallen, da der junge Mann ruhig vor ihm ſtehen blieb und ungeſchreckt durch die drohende Bewegung in einigen Worten eine ganz ordentliche, ehrliche Werbung um die Hand Tereſina's vorbrachte. Des Vaters Zorn verwandelte ſich beinahe in Rührung; er ſchwieg, ſetzte ſich wieder hin und deutete mit der Hand auf Tereſina, als ob er ſagen wollte, daß dieſe jetzt zu entſcheiden habe. Das arme Mädchen war nicht fähig, ein Wort hervorzubringen, und ſchlug, bleich und zitternd, die Augen nieder. Der Graf, deſſen Blick der Handbewegung meines Vaters gefolgt war, ſtand eben ſo ſchüchtern und furchtſam, wie ſie ſelber war, vor ihr. Auch er ſchwieg, aber ſeine Augen hafteten mit unausſprechlicher Liebe und Sehnſucht an ihrem Geſichte, an ihrer ganzen Geſtalt. Nach einem tiefen Seufzer ſtotterte er, offenbar nicht wiſſend, daß er ſeine Gedanken ausſprach: ‚O, ſie iſt noch millionenmal ſchöner als die Büſte! Sie iſt unausſprechlich ſchön! Ich verdiene ein ſolches Geſchenk des Himmels nimmermehr!‘ Dann lag er mit Einem Male vor ihren Füßen und rief laut: ‚Ich könnte dich anbeten, wie du deine Madonna anbeteſt, Tereſina! Verſchmähe mich nicht! Ich liebe dich, wie ich es nicht ausſprechen kann!‘ Tereſina antwortete nur, indem ſie in einen

Strom von Thränen ausbrach. Wiſſen Sie, warum ſie weinte? Nicht weil ſie an ihre Lage, oder an Angelo dachte, oder an ihr Unglück, nein, ſie weinte aus purem Mitleid mit dem ſchönen, jungen Manne, dem es in dieſem Augenblicke Niemand beſtritten hätte, daß er die ehrlichſten Abſichten und das gefühlvollſte Herz hatte, und dem es Jeder anſehen und anhören konnte, daß ihn der Verluſt Tereſina's unglücklich machen mußte. Während ſie weinte und der Graf ſie aufs Flehentlichſte und Zärtlichſte anſah, rieb ſich meine Mutter die Hände vor Freude, denn ſie hoffte von der Rührung des Vaters, wie der Tochter, und von dem überzeugenden Ausdrucke im ganzen Weſen des jungen Grafen die Erfüllung aller ihrer Wünſche.

„Wie Tereſina das bemerkte, ſtockten plötzlich ihre Thränen, und unter denen, die noch ihre Wangen bedeckten, verwandelte ſich ihr ganzes Angeſicht, in welchem Rührung und Mitleid dem Zorne wichen. Sie ſtreckte ihren Arm wie drohend aus und rief über Caroli, der zu ihren Füßen lag, und ohne ſeiner flehentlichen und liebenden Miene zu achten, hinweg: ‚Triumphiret nicht zu früh, Mutter! Umſonſt habt ihr mich ſeit Monaten ermahnt und gequält und zu verführen geſucht — wem ich mich einmal zugeſchworen, dem gehöre ich für immer, und ſollte er mich mit den Füßen von ſich ſtoßen. Ich bleibe Angelo ſo treu, wie er mir treu geblieben, und ſo lange will ich ihm meine Treue beweiſen, bis er erkennt, welches Unrecht er mir angethan.‘

„‚Maledetta!‘ ſchrie die Mutter.

„‚Fluche nicht,‘ fiel ihr der Vater ins Wort, ‚ſie thue, wie ihr Herz gebietet.‘

„‚Aſino!‘ ſchrie ſie wieder dem Vater zu und hob außer ſich vor Zorn beide Fäuſte gegen ihn. Ich fing zu weinen an, Tereſina ſchlug ſtolz beide Arme über die Bruſt zuſammen und ſah die Mutter herausfordernd an, während ihr der Vater den Rücken kehrte. Alles Das ging vor, als ob der Graf gar nicht vorhanden wäre. Dieſer ſprang bei den Worten Tereſina's auf, blickte verſtört um ſich, ſchlug ſich mit der flachen Hand auf die Stirne

und ſtürzte, ohne den Hut, der neben ihm auf dem Boden lag, aufzuheben, aus der Stube, aus dem Hauſe in die Gaſſe und in die Nacht hinaus. Er ging wie ein Verzweifelter. Armer Giovine, er kehrte nie wieder!

„Er eilte, gewohnheitsgemäß, ohne nur daran zu denken, wohin er ging, dem Arno zu, über den er in einer Barke zu ſetzen pflegte, um auf die andere Seite und in ſeine Wohnung in der Nähe des Palazzo Torriggiani zu gelangen. Er merkte es nicht, daß es ein Anderer, als der gewöhnliche Renaiolo oder Gondelier war, der ſeine Eccellenza einlüd, in den Kahn zu ſteigen, und daß ſich dieſer Kahn von den angeſchwollenen Wellen durch ſämmtliche Brücken bis an die Cascini und weiter hinabtreiben ließ, bis weit unterhalb der Stadt. Er ſaß da und ſtützte den Kopf in beide Hände; das Haar hing wild und wirr über dieſe herab, und ſeine Bruſt hob ſich raſch und doch ſchwer athmend. Der Mann, der ihm gegenüberſaß, blickte ihn mit arg glänzenden Augen an und beobachtete grimmig lächelnd alle Zeichen der Leidenſchaft, die den jungen Mann durchtobten, und regte kaum das Ruder, ſo daß die Wellen freieres Spiel hatten. Der Mann war Angelo. Die beiden Nebenbuhler waren ſchon weit hinabgeſchwommen, als der Graf plötzlich den Namen Teresina in die Nacht hinausrief. Das war ſein Todesurtheil. Angelo ſprang auf den Rand des Kahnes, der ſogleich umſtürzte, und Beide ſanken ins Waſſer. Caroli ſchrie um Hülfe: das war ſein zweites Todesurtheil, denn Angelo hob das Ruder, das er in der Hand behalten hatte, ließ es auf ſeinen emportauchenden Kopf fallen, und Caroli ſank unter die Wellen, ohne wieder zum Vorſchein zu kommen. Angelo aber ſchwamm ans Ufer.

„Sie fragen, woher ich Das alles weiß, da doch die That im Dunkel der Nacht und in der Einſamkeit geſchehen? Von Angelo ſelbſt. Unmittelbar nach der ſchauerlichen That kam er zu uns gerannt und weckte uns, indem er mit der Fauſt an Fenſter und Thüren hämmerte und bald den Vater, bald Teresina rief. Wir Alle ſprangen aus den Betten, als wir ſeine

Stimme erkannten, der Vater öffnete, und Angelo erschien, spät nach Mitternacht, von Wasser triefend, blaß und wie von einem Fieber geschüttelt, mit beinahe wahnsinnig blickenden Augen, zum ersten Male seit langer Zeit in unserer Mitte. Wir wußten, noch ehe er den Mund aufthat, daß etwas Arges geschehen sei. Er sah uns mit einem jammervollen Lächeln an, Eins nach dem Andern, und sagte dann: ‚Ich glaube, daß ihr es schon wisset, daß ich so eben den Grafen Caroli ermordet habe.‘ —

„Sie können denken, wie uns bei dieser Mittheilung zu Muthe war. Der schöne junge Mann, der noch vor so kurzer Zeit hier in derselben Stube so unglücklich vor Teresina gekniet, von dem wir noch mit so viel Mitleid gesprochen hatten, war jetzt todt, und sein Mörder stand vor uns. Wir saßen da, wie eine Reihe von Statuen mit starren Augen. Die Mutter gewann zuerst die Sprache und schrie Angelo an: ‚Mörder, Verfluchter, mit allen Strafen der Hölle kannst du diese That nicht abbüßen, denn der Graf war unschuldig wie ein Kind!‘

„‚Das habe ich wohl geahnt, sogar gewußt,‘ antwortete Angelo mit einem traurigen Rufe, ‚aber was wollet ihr — er war schön, gut, reich, liebenswürdig — ich war eifersüchtig — und am Ende hätte er es doch durchgesetzt. Ich hatte es mir längst vorgenommen, und jetzt ist's geschehen.‘

„‚Du bist ein Mörder!‘ rief die Mutter wieder.

„‚Das bin ich,‘ bestätigte Angelo.

„‚Ein Ausgestoßener, Verfluchter, Verdammter!‘

„‚Das bin ich,‘ sagte er wieder.

„Die Mutter fuhr fort, ihn mit solchen Namen zu überschütten, und er ertrug es gelassen, aber Teresina konnte das nicht länger mit anhören und sehen; sie sprang auf und warf sich Angelo an den Hals. ‚Ich lasse doch nicht von dir, Angelo,‘ rief sie weinend, ‚wenn du auch ein Mörder bist, so bist du's aus Liebe zu mir. Es weiß es ja Niemand — und wir verlassen das Land zusammen.‘

„Angelo schüttelte den Kopf. ‚Der Graf ist todt,‘ sagte er,

‚aber damit hat ſich doch nichts geändert. Alle Welt kennt doch deine Reize auswendig, alle Stutzer beſitzen deine nackte Büſte. Ich müßte erſt hundert Paläſte vernichten und hundert Schenken ſtürmen, und dann alle die Tauſende morden, die dich geſehen haben. Das geht nicht an.‘

„‚Angelo!‘ ſchrie meine Schweſter verzweifelnd, und in die Ecke eilend, wo die Madonna ſtand, erhob ſie beide Finger zum Schwur und rief: ‚Hier ſchwöre ich vor der Madonna, daß ich ins Kloſter gehe, wenn du mich von dir ſtößeſt.‘

„Ueber ſein Geſicht flog ein Strahl der Freude. ‚Das wird wohl das Beſte ſein!‘ ſagte er; ‚dann kannſt du auch für meine Seele beten. Sieh, Tereſina, ſelbſt wenn ich die Büſte vergeſſen könnte, die heutige Nacht werde ich nicht vergeſſen. Der Graf ſteht jetzt zwiſchen dir und mir. Es iſt eine große Luſt, einen Nebenbuhler zu ermorden, ſelbſt einen unſchuldigen; hat man es aber einmal gethan, hat man keinen Anſpruch mehr auf ein anderes Glück. Es iſt auch gleichgültig, daß es ſo iſt, denn mit mir iſt's aus. Seit ich aus Modena zurückgekommen, haben ſo viel und ſchreckliche Flammen in mir gebrannt, hat es ſo in mir gewüthet, daß ich jetzt ganz hohl und leer bin. Es iſt nichts mehr in mir, als der Gedanke, daß der Graf im Arno liegt. Nun laufe ich in die Welt, und lebet wohl!‘

„Und damit ſprang er auf und war aus dem Hauſe. Tereſina wollte ihm nacheilen, aber Vater und Mutter hielten ſie zurück.

„Angelo, nach dem der Vater am nächſten und an den folgenden Tagen ſuchte, war wirklich verſchwunden — und in Folge deſſen entfloh uns auch Tereſina, um nach ihm zu ſuchen. Und darauf begab ſich auch mein Vater auf die Wanderung, um nach dem verlorenen Kinde zu ſpähen, und mit einem Brette voll Gipsfiguren auf dem Kopfe, zog er von Stadt zu Stadt, während ich, den er mit ſich nahm, rechts und links von den Hauptſtraßen, ebenfalls mit Gipsfiguren auf dem Kopfe, die kleineren Flecken durchzog. Er hatte ſo beide Kinder mit ſich, denn auf ſeinem Brette voran prangte, aller Welt ſichtbar, die unglück-

ſelige Büſte. Er verkaufte ſie Niemand, wie oft ihm auch ſchöne Angebote gemacht wurden, ſie ſollte ihm nur möglicherweiſe durch die Aehnlichkeit die Entdeckung Tereſina's erleichtern. Das that ſie denn auch treulich, denn in Trient, im italieniſchen Tirol, erfuhren wir nach mehr als zweijährigem Herumziehen, daß die Büſte ſehr große Aehnlichkeit hatte mit einer Nonne, die vor Kurzem dort eingekleidet worden. Tereſina hielt ihr Gelübde, nachdem ſie vergebens nach dem Verſchollenen geſucht hatte, und blieb in dem Kloſter, in das ſie krank und elend gebracht worden war. So ſetzten wir unſere Wanderung fort, bis hieher nach Paris, da mein Vater nicht mehr nach Florenz zurückkehren wollte. Dort ſitzt von meiner ganzen Familie nur noch die Mutter, in trauriger Einſamkeit, die ihr übrigens lieb geworden.

„Ecco, lieber Herr, die Geſchichte der Büſte, und die Erklärung, warum ſie Ihnen mein Vater nicht verkaufen wollte."

Eine Modeneſiſche Geſchichte.

Trotz der Eiſenbahn, die neben mir einherlief, legte ich den Weg zwiſchen Modena und Bologna im offenen zweiſpännigen Wagen zurück und zwar an dem großen Tage der allgemeinen Schillerfeier. Ich dankte dieſes Vergnügen dem jungen Grafen S....i, der in Modena in den Bureaux der Diktatur angeſtellt geweſen, wegen der Intriguen Fanti's ſeine Entlaſſung genommen und ſich nach Bologna in das Hauptquartier Garibaldi's begab. Der ſehr liebenswürdige Mann, der gern deutſch ſprach, lud mich ein, die Reiſe in ſeiner Geſellſchaft zu machen, und ich nahm um ſo lieber an, als er in verſchiedenen Ortſchaften an der Straße und rechts von der Straße am Fuße des Gebirges zu thun hatte und ich auf dieſe Weiſe Gelegenheit fand, dieſe Gegenden näher kennen zu lernen. Ungefähr zwanzig Minuten weit vom Thore Modena's fiel mir links von der Straße ein ſchönes Landhaus auf. Ich fragte den Kutſcher, einen Modeneſen, wem es gehöre, und er antwortete kurz: „à un Ebreo, einem Hebräer." Ich wußte nicht, daß Graf S....i ſelber aus Modena ſtammte, und daß er mir beſſere Auskunft geben konnte als der Kutſcher. „Allerdings," ſagte er, „gehörte die ſchöne Villa einſt einem Juden, einem gewiſſen Felice Cremona, und man ſieht es dem freundlichen Hauſe nicht an, daß es einmal der Schauplatz einer ziemlich traurigen Geſchichte geweſen."

„A la bonne-heure!" rief ich — eine Geſchichte? Das iſt meine Sache — Erzählen Sie! Bitte, welcher Art Geſchichte?"

„Welcher Art?“ wiederholte Graf S....i — „das iſt ſchwer zu ſagen. Sage ich: eine Shylock-Geſchichte, ſo drücke ich mich ſchlecht aus und thue ich dem armen Manne Unrecht — ich möchte eher ſagen, eine Jeſſika-Geſchichte, und das iſt ſie auch nur ſehr uneigentlich. Ich kenne ſie übrigens auch nur in ihren Allgemeinheiten, wie ich mich ihrer aus einer Erzählung meines Vaters erinnere, da dieſer ſchon vor zwanzig Jahren, alſo in meiner Kindheit, aus Modena nach Piemont auswanderte, und ich weiß nicht, ob mir nicht ſelbſt wichtige Einzelnheiten entfallen und ich fähig bin, ſie im Zuſammenhang zu erzählen. Doch das werden wir im Laufe der Erzählung ſelbſt erfahren.

„Felice Cremona war ein kleiner Handelsmann, der ſich mit Hülfe des ſeiner Nation eigenen Spekulationsgeiſtes frühzeitig zu einem großen Kaufmann und Bankier aufgeſchwungen hatte. Er wohnte urſprünglich in Reggio und überſiedelte in den Zwanziger Jahren hierher nach Modena, und zwar war es der Herzog ſelbſt, der ihn zu dieſer Ueberſiedelung bewog, da er eines tüchtigen Finanzmannes in ſeiner Nähe bedurfte, um immer große Summen herbeiſchaffen und die verſchiedenen Monopole, die er ſich eingerichtet, gehörig ausnutzen zu können. Cremona mochte ſich dem Herzog und ſeinen Miniſtern als ſehr nützlich erwieſen haben, denn er ſtand in ſehr großer Gunſt, konferirte mit dem Herzog perſönlich und oft ſtundenlang, wurde von vielen auf ſeinen Glaubensgenoſſen laſtenden Beſchränkungen befreit und zuletzt verſchaffte ihm ſein gnädiger Herr ſogar einen deutſchen Orden, da er ſich doch nicht bezwingen konnte, ſeinem Hofjuden ſeinen eigenen Orden umzuhängen. Dieſer Schmuck hob den Bankier mit einem Male in die Nachbarſchaft höherer Regionen, und mancher Hofherr und höhere Offizier nahm keinen Anſtand, ihn in ſeine Geſellſchaft zu ziehen. Der Herzog ſchenkte ihm auch einmal, als Zeichen ſeiner beſondern Gunſt, ein Grundſtück vor der Stadt, daſſelbe, an dem wir eben vorübergefahren, und befahl ihm ausdrücklich, jede Schüchternheit oder Beſcheidenheit, die Cremona bisher bei jeder Gelegenheit gezeigt hatte, bei Seite

zu ſetzen und ſich eine Villa zu bauen, die ſeines Reichthums und des Hofbankiers würdig ſei. Cremona hatte ſich in der That bisher als höchſt beſcheidenen, oder wenn Sie wollen, als ſehr klugen Mann benommen, indem er weder mit ſeinem Reichthum, noch mit ſeinem Einfluſſe prahlte, ſich immer im Hintergrunde hielt, ein ſtilles Haus in einer entlegenen Straße bewohnte und ſich ſelbſt den Luxus verſagte, den ſich viele ſeiner ärmſten Schuldner bei Hofe erlaubten. Es war nicht Geiz, es war die Einfachheit ſeines Charakters, angeborene Mäßigkeit und endlich die berechtigte Beſorgniß, ſich Neider und Feinde zu ſchaffen, die ihn zu dieſer Verfahrungs- und Lebensweiſe bewogen. Die prächtige Villa, die er auf Befehl gebaut hatte, ſollte ihn einen Augenblick lang aus dem Geleiſe bringen und ſeine Grundſätze vergeſſen laſſen. In der That iſt es nur menſchlich, daß man ſeinen ſchönen Beſitz, ſeinen Luxus Andere ſehen laſſen, mit Andern theilen will. Seine Glaubensgenoſſen, die er hätte heranziehen können, waren hier zu Lande nur ſpärlich vertreten, oder ſtanden ihm durch ihre Verhältniſſe zu fern, als daß ihre Gegenwart in ſeinem Hauſe ſeiner Eigenliebe einige Genugthuung hätte verſchaffen können; wohl aber war es ſein Traum, in dieſen Sälen, in dieſen Gärten die Geſellſchaft zu empfangen, die er bei Miniſtern und Kammerherren verſammelt geſehen hatte. Es wäre das, wie er ſich einbildete, ein Triumph des unterdrückten Judenthums und die beſte Art, ſein Landhaus einzuweihen. Er ließ vor dem Oberhofmeiſter ein ſchüchternes Wort fallen; dieſer ging ſogleich darauf ein, und damit waren die Zwecke Cremona's erreicht. Der Oberhofmeiſter ſprach mit dem Herzog von der Sache; dieſer äußerte, das Haus des Juden gehöre ja eigentlich ihm, und man komme nicht zum Juden, ſondern in die Villa des Herzogs — und in Folge dieſer Aeußerung war es Cremona ſogar erſpart, Einladungen ergehen zu laſſen, denn Alles, was zu Hofe, den höhern weltlichen, geiſtlichen und militäriſchen Kreiſen gehörte, drängte ſich an ihn heran, mit dem Erſuchen, doch auch zu ſeinem Feſte zugelaſſen zu werden.

Cremona war glücklich. Er ſparte keine Koſten, um das Schönſte und Beſte zur Ausſchmückung des Hauſes und zur Beſetzung der Tafel aus Nähe und Ferne herbeizuſchaffen; die berühmteſten Künſtler, nicht nur aus Modena, ſondern auch aus Mailand, Turin und Florenz wurden mit großen Summen zu einem Konzerte engagirt, und Maler und Tapezierer waren durch Wochen beſchäftigt, das Haus von innen und außen auszuſchmücken. Als der Abend endlich herankam, zog ſich eine ununterbrochene Reihe von Karroſſen aus dem Innern der Stadt bis hinaus vor das Thor der Villa, welche in ein Meer von Licht getaucht war und über dem Periſtyl in Flammenſchrift den Namen des Herzogs, von einer Krone überdacht, weit ins Land hinausleuchten ließ. Cremona empfing ſeine Gäſte, mit dem Hute in der Hand, im Vorſaale an der Treppe, dann begaben ſich dieſe in den hellerleuchteten Saal, und Das fiel ihnen gar nicht ein, daß ſie auch noch von Hausfrau oder Haustochter empfangen werden ſollten. Doch waren Beide zugegen. Aber Cremona hatte ihnen befohlen, ſich beſcheiden im Hintergrunde zu halten, da ſie keinem der Gäſte bekannt waren und er es für ſchicklich hielt, dieſe ſelbſt zu empfangen. Den Frauen war mit dieſer Anordnung ſehr gedient, da ſie nicht gewußt hätten, wie ſich ſo hohen Herrſchaften gegenüber zu benehmen. Auch waren ſie höchſt einfach gekleidet und kam an ihnen nichts von dem Schmucke zum Vorſchein, den ſie ſonſt an Feſttagen, um in die Synagoge zu gehen, oder auch nur für den Familientiſch anzulegen pflegten. Frau Cremona trug ein einfaches, perlgraues Kleid, das ihr erlaubte, in irgend einem beſchatteten Winkel unbemerkt zu verſchwinden. Ihre Tochter Emilia im weißen Mouſſelinkleid, mit einer kleinen Roſenknoſpe im dunklen Haare, war wohl, was den Anzug betrifft, die beſcheidenſte Erſcheinung der ganzen zahlreichen Geſellſchaft, und es hätte ihr kein Menſch angeſehen, daß ſie, die einzige Tochter des reichen Cremona, wohl auf eine Mitgift von einer Million Lire und dereinſt auf eine Erbſchaft von, wer konnte ſagen, wie viel Millionen rechnen dürfte. In der That

wurde ſie Anfangs kaum bemerkt und dieß um ſo weniger, als ſie jede Gelegenheit ergriff, ſich aus der Geſellſchaft, in der ſie ſich nicht behaglich fühlte, zu entfernen, um ſich draußen bei den Dienern nützlich zu machen und die Bedienung zu überwachen. Ihr Vater, der alte Cremona, war zu demüthig, um Frau oder Tochter, ohne dazu aufgefordert zu ſein, irgend wem vorzuſtellen, und ihn dazu aufzufordern, fiel ſeinen Gäſten um ſo weniger ein, als bei der Lebensweiſe, die er bis auf dieſen Tag befolgt, ſein Hausweſen, ſeine Familie kaum bemerkt worden und für Modena, beſonders aber für die höhern Stände, kaum exiſtirte.

Erſt als die Gäſte ſich in übergroßer Anzahl geſammelt und Emilia mehrere Male gezwungen war, ſich durchzudrängen, um hinaus zu der Dienerſchaft und dann wieder zur Mutter zurück zu gelangen, wurde die hohe Geſellſchaft auf das einfach gekleidete Mädchen aufmerkſam. Es ging, wie Das auf Bällen zu geſchehen pflegt, mit einem Male ein Murmeln, ein Liſpeln und Gewiſper durch den ganzen Saal; es verbreitete ſich plötzlich die Nachricht von der Anweſenheit eines ganz außerordentlich ſchönen Mädchens, und man hätte förmlich ſehen können, wie der Zauber der Schönheit wirkte, denn nach weniger Zeit waren die meiſten Geſichter der Anweſenden jenem Winkel zugekehrt, in welchem ſich Emilia neben ihrer Mutter befand. Es gab wohl Viele, welche Emilia Cremona ſchon früher einmal in der Straße geſehen, aber ſelbſt dieſe waren überraſcht, in ihr mit einem Male eine ſo glänzende Schönheit zu erkennen. Emilia befand ſich eben in dem Alter, in welchem ein Mädchen manchmal als eine gewöhnliche Erſcheinung zu Bette geht, um ſich als Schönheit zu erheben; in dem Alter, in welchem ſich oft binnen wenigen Stunden eine außerordentliche Blüthe entfaltet. Vielleicht war Emilia noch dieſen Nachmittag nur ein hübſches Mädchen geweſen; den Abend aber, Das war gewiß, konnte ſie ſich mit den größten lebenden oder gemalten Schönheiten meſſen. Ich erinnere mich, wie mein Vater, als die berühmte Gräfin Pallavicini, die als die größte Schönheit Europa's anerkannt wurde, in Turin

zum erſten Male erſchien, behauptete, daß ſie der Emilia Cremona nicht das Waſſer reichte, und es wurde ihm darin von Andern, die ſie gekannt hatten, beigeſtimmt.

Emilia, kaum entdeckt von der Geſellſchaft, gab dem Feſte einen ganz andern und lebhaftern Charakter. Es war eben der Zauber der Schönheit, der da wirkte. Felice Cremona wurde mit weit mehr Achtung behandelt, und ſeiner Tochter kam man geradezu mit Ehrfurcht entgegen. Man zeichnete ſie aus, und ſie war für Alle das Fräulein vom Hauſe, als ob ſie die Tochter eines Fürſten geweſen wäre. Ihr Erfolg ſteigerte ſich von Stunde zu Stunde, da jeder einzelne der jungen Männer irgend eine neue gute Eigenſchaft an ihr entdecken wollte, und es war noch nicht Mitternacht, als es für alle Gäſte feſtſtand, daß Emilia ebenſo klug, liebenswürdig und beſcheiden als ſchön war. Die älteren Herren ratifizirten dieſen Erfolg, und beſiegelt wurde er dadurch, daß der junge Marcheſe Caccianemico, die Blume der modeneſiſchen Jugend, ſich von Emilia wahrhaft berauſcht zeigte, ſich von ihr kaum trennen konnte und ihren Ruhm in allen Tonarten ſang. Emilia's Schuld war es, daß das Feſt bis tief in den Morgen hineindauerte und die Gäſte ſich erſt bei hellem Sonnenlichte zerſtreuten, und daß an dieſem und an den folgenden Tagen bei Hofe und in der Stadt von dieſem koſtſpieligen Feſte beinahe gar nicht, wohl aber nur von Emilia geſprochen wurde.

Es beginnt jetzt eine jener unzähligen Geſchichten, die uns hundertmal im Jahre zu ſagen Gelegenheit geben: Man ſollte nicht glauben, daß wir in Europa und daß wir im 19. Jahrhundert leben — eine jener Geſchichten, die nur beweiſen, daß wir auf dieſes 19. Jahrhundert, auf dieſes Europa viel ſtolzer ſind, als es Welttheil und Jahrhundert verdienen.

Den Damen und den älteren Herren kam es nicht in den Sinn, nach dem Feſte Felice Cremona einen Beſuch abzuſtatten. Man borgte ſein Geld, man ließ ſich von ihm manchen Vortheil zufließen, man hatte bei ihm gegeſſen, getrunken und ſich vor-

trefflich unterhalten, aber ihm gegenüber die hergebrachten Formen der Höflichkeit einzuhalten, das hätte dem Adel dieſes großen Reiches Modena wie eine Abdankung geſchienen. Nur die junge männliche Generation ſtellte ſich ſchon wenige Tage nach dem Feſte in dem Landhauſe wieder ein, denn nicht ein einziger junger Modeneſe machte ein Hehl aus der Bewunderung, die er der ſchönen Jüdin zollte. Dieſe Bewunderung war Mode, Ton und Beweis eines edlen Geſchmackes geworden. Die jungen Männer drängten ſich in der Villa, behandelten die Mutter mit allen möglichen Rückſichten und die Tochter mit jener Verehrung, die ihre unnahbare Schönheit einflößte. Die ariſtokratiſche Promenade war von der männlichen Jugend ganz verlaſſen. Wenn man heute in den Gärten der Villa war, ſo karakolirte man morgen zu Pferde vor ihren Fenſtern, und ſelbſt während der Nacht zogen manchmal Sänger an ihr vorüber, welche die zärtlichſten Arien aus Paiſiello oder Roſſini dem Monde und den Sternen entgegen ſangen.

Frau Cremona war vom Erfolge ihrer Tochter berauſcht, und die wahrhaft leidenſchaftliche Liebe, die der Marcheſe Caccianemico ihrer Tochter zeigte, erfüllte ihr Herz mit den phantaſtiſcheſten Hoffnungen. Warum ſollte Emilia, das ſchönſte Mädchen unter der Sonne und die Erbin vieler Millionen, nicht Marcheſa werden? Der junge Marcheſe war außerdem als der Gebildetſte der jungen Männer Modena's und als der Aufgeklärteſte bekannt; er hatte ſchon zu wiederholten Malen angedeutet, wie wenig religiöſe Vorurtheile über ihn vermögen und wie ſolche Schönheit und ſolche Augen höher ſtänden als aller Adel. Frau Cremona war ſogar ſchon mehrere Male in der Lage geweſen, den Adel gegen ihn vertheidigen zu müſſen. Dazu kam, was Frau Cremona ſehr wohl berückſichtigte und in den Kreis ihrer Berechnung zog, daß der alte Marcheſe Caccianemico mit großen Summen im Schuldbuche ihres Mannes ſtand, daß die Familie überhaupt in ihren Vermögensverhältniſſen tief herabgekommen war und daß ſie, wie Frau Cremona rechnete, ihren Adelsſtolz

auf einige Zeit gerne demüthigen werde, mit Rückſicht auf die Millionen Emilia's. Der Herzog war ja auch da, und mit ſeiner Allmacht konnte er ſeinem Hofbankier zu Gefallen, und um ſeinem Adel großes Vermögen zuzuwenden, leicht die Abgründe ausfüllen, welche die Jüdin von dem Marcheſe trennten. Sie ſelbſt begann die Annäherung, indem ſie, die bisher eine ganz fromme Jüdin geweſen, die jüdiſchen Bräuche und Alles, was im Hausweſen mit den jüdiſchen Geboten zuſammenhängt, mit großer Entſchloſſenheit abſchaffte und die Einrichtungen mehr und mehr auf chriſtlichen und adeligen Fuß ſetzte. Marcheſe Caccianemico kam oft ins Haus, mit ihm viele Offiziere und junge Edelleute, und die Villa wurde nach und nach der Verſammlungsort der eleganten Jugend, was Frau Cremona als eine vielverſprechende Einleitung einer ſchönern Zukunft betrachtete.

Felice Cremona ſelbſt glaubte, daß mit dem Erlöſchen ſeiner Lampen und der Transparente jenes Feſtes ſein Leben wieder in das beſchränkte frühere Bett zurückgetreten ſei, um gleichförmig wie vorher weiter zu fließen. Die Komplimente, die ihm noch nach dem Feſte über die Schönheit ſeiner Tochter gemacht wurden, freuten ihn, aber er nahm ſie mit ſeiner gewohnten Beſonnenheit als Bezahlung für die gebotene Unterhaltung hin. Von den häufigen Beſuchen der jungen Edelleute wußte er wenig, da dieſe meiſt während ſeiner Komptoirſtunden ſtattfanden. Seine großen und ausgedehnten Geſchäfte nahmen ihn auch zu ſehr in Anſpruch, als daß er all die kleinen, von ſeiner Frau herbeigeführten Veränderungen des Hausweſens hätte bemerken können. Seine Tochter, auf jüdiſche Weiſe in patriarchaliſcher, entfernender Ehrfurcht von ihrem Vater erzogen, hatte nie die Gelegenheit, ihm Mittheilungen zu machen, nach denen er ſie nicht geraden Weges fragte. Da es nie zu Erklärungen kam, wußte ſie auch nicht, wie weit er die Veränderungen im Hauſe und die Bewerbungen des jungen Marcheſe billigte. Er mußte von den Vorgängen in ſeiner eigenen Familie erſt von Außen unterrichtet werden.

Eines Tages, mehrere Wochen nach jenem Feſte, trat ein alter Jude, Rabbi Simone aus Modena, in ſein Komptoir und bat Herrn Cremona um die Erlaubniß, eine einfache Frage an ihn richten zu dürfen, eine Frage über einen Gegenſtand, der ihn wie alle andern Glaubensgenoſſen des Landes beunruhige. Felice Cremona glaubte, es handle ſich wieder um eine drohende Verfolgung, und bat den Rabbi, doch ganz rückhaltlos zu ſprechen. — „Ich wollte nur fragen," ſagte dieſer, „ob es wahr ſei, was man in der ganzen Stadt erzählt, daß Ihr mit Eurer Familie zum Chriſtenthum übertreten und Euer einziges Kind mit dem Marcheſe Caccianemico verheirathen wollt?" —

„Da ſei Gott vor!" rief der Bankier und ſprang erſchrocken vom Stuhle auf — „wer wagt es, mir ſolche Verbrechen und ſolche Thorheit zuzuſchreiben?"

„Die ganze Stadt, Juden und Chriſten zugleich!" erwiderte der Rabbi und theilte ihm mit, was er wußte, was man von der Geſellſchaft ſeiner Frau und von den Veränderungen in ihrem Hausweſen bemerkt hatte.

„Aber Rabbi Simone," rief Herr Cremona, „Ihr müßt es wiſſen, welche fromme und gute Jüdin meine Rebekka immer geweſen, wie könnt Ihr ſolchen Verleumdungen Glauben ſchenken?"

„Mein lieber Herr Cremona," lächelte der Rabbi, „die Weiber ſind ſchwach, und die Herrlichkeiten dieſer Erde vermögen über die Beſten mehr als alle Verheißungen des Himmels."

Der Bankier, wie ungläubig er auch Anfangs die Mittheilung des frommen Mannes entgegengenommen, erinnerte ſich jetzt an Manches, das ihm Zweifel einflößte und ihn mit Unruhe erfüllte. Es fiel ihm ein, daß der alte Marcheſe Caccianemico in der letzten Zeit ſeine Schulden in unverhältnißmäßiger Weiſe vermehrt und daß ſelbſt die alte Marcheſa, was ſie früher nie gethan, für ihre eigene Perſon bei ihm geborgt hatte. Dann fielen ihm allerlei Anſpielungen ein, die er früher nicht beachtet, die jetzt aber Bedeutung bekamen. Er brach ſeine Geſchäfte ab und eilte, um einige Stunden früher als ſonſt, in ſeine Villa.

In der That fand er daſelbſt eine ganze Geſellſchaft von jungen Edelleuten verſammelt und mit ihnen den jungen Marcheſe Caccianemico. Er behandelte ſie auf die freundlichſte und zuvorkommendſte Weiſe, aber er beobachtete ſie auch und konnte ſich wohl überzeugen, wie heimiſch ſie ſich in ſeinem Hauſe fühlten. Auch als ſie fort waren, machte er ſeiner Frau keine Bemerkung und nicht den geringſten Vorwurf. Erſt nach dem Abendeſſen, noch mit Frau und Tochter am Tiſche ſitzend, ſagte er im gelaſſenſten Tone: „Ich ſehe mit Bedauern, daß in Folge des Balles ein Theil unſerer Gäſte mit uns in innigerer Verbindung geblieben iſt, als ich es wünſche. Wie unſchuldig und unſchädlich auch die Beſuche dieſer jungen Herren an ſich ſein mögen, ſo können ſie uns doch zum Verderben gereichen."

Frau Rebekka wollte auf die Rede ihres Mannes etwas bemerken, aber dieſer fuhr ſogleich fort: „Jeder andere Vater kann einen jungen Mann, der ſich in ſeinem Hauſe, z. B. gegen ſeine Tochter, auf irgend welche tadelnswerthe Weiſe benähme, zurechtweiſen. Ich könnte das in einem ſolchen Falle auch, aber ich weiß, daß das geringſte muthige Wort gegen den kleinſten Lieutenant, wie nun einmal die Dinge in Modena ſtehen, Hof, Adel und Armee und bei dieſer Gelegenheit jedenfalls auch die Geiſtlichkeit gegen mich aufbrächte. Dem jungen Manne aber, dem man als Vater einer Tochter nicht die Thüre weiſen kann, dem darf man auch ſein Haus nicht öffnen. Da es aber auch ſchwer iſt, die Herren um Unterlaſſung ihrer Beſuche zu bitten, ſo verlaſſen wir morgen die Villa und begeben uns wieder in unſere alte Wohnung, die ſo eingerichtet iſt, daß alle hohen Beſuche von ſelbſt ausgeſchloſſen bleiben."

Hier erhob ſich Frau Rebekka und wollte wieder etwas einſchalten, aber ihr Mann nahm ihr wieder das Wort aus dem Munde, indem er ſie bat, ſitzen zu bleiben, da er ihr und ſeinem Kinde noch eine Mittheilung zu machen habe. „Es iſt," ſagte er nach kurzem Schweigen, „endlich Zeit, an die Verſorgung unſerer lieben Emilia zu denken. Ich will aufrichtig ſein und

meinem guten Kinde geſtehen, daß ich mich ſchon ſeit einiger Zeit mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt und mich mit gewiſſen Plänen und Wünſchen trage. Ich kenne einen jungen Mann —"

„Der Marcheſe," fiel hier Frau Rebekka raſch ein. —

„Ich kenne einen jungen Mann," wiederholte der alte Cremona langſam und mit Nachdruck und that, als ob er den Ausruf ſeiner Frau gar nicht gehört hätte — „ich kenne einen jungen Mann, der mir das größte Vertrauen einflößt und der, ich bin überzeugt, meine liebe Emilia, auch dir gefallen wird. Es iſt der Sohn meines Geſchäftsfreundes in Mailand, Herr David Mendels, den ich während meiner letzten Reiſe kennen gelernt, ein junger, ſehr unterrichteter, beſcheidener, thätiger Kaufmann. Immer an das Wohl meines lieben Kindes denkend, beobachtete ich ihn während meines ganzen Aufenthaltes, und ich kam zu der Ueberzeugung, daß ich für ſie kaum einen beſſeren Mann finden könnte. Ich ſprach mich lobend über ihn zu ſeinem Vater aus, und der kluge Mann kam mir raſch entgegen, indem er verſicherte, daß er nichts ſo ſehnlich wünſche, als daß ſein Sohn mir, gerade mir, gefalle. Herr Mendels iſt wohlhabend, aber nicht reich; er wagt es nicht, ſich mir weiter zu nähern, allein ich darf ihm bloß einen Wink zukommen laſſen, und er ſendet ſeinen Sohn hierher, du lernſt ihn kennen, und wir feiern, wie ich hoffe, bald eine fröhliche Verlobung. Schon morgen will ich an Mendels ſchreiben — und nun — gute Nacht!"

Am nächſten Morgen luſtwandelte Herr Cremona in ſeinem Garten und gab einem Diener den Auftrag, ihm Fräulein Emilia zu ſchicken, ſo bald ſie ihr Zimmer verlaſſe. Sie kam bald, Herr Cremona ergriff ihren Arm, und indem er ſie in die entlegeneren Theile des Gartens führte, fragte er aufs Freundlichſte: „Mein Kind, was iſt Das mit dem Marcheſe Caccianemico?"

„Er ſagt," erwiderte Emilia aufs Offenſte, „daß er mich liebe."

„Und dann?" fragte der Vater.

„Er möchte mich wohl auch heirathen."

„Und du glaubſt es, Emilia?"

„Ja, Papa. Der junge Marcheſe iſt ein edler Menſch und unfähig, Jemand zu betrügen."

„Gut. Ich glaube es auch," verſicherte der Vater, — er unterſcheidet ſich weſentlich von ſeiner Familie. Glaubſt du aber, Emilia, daß ſeine Familie und der Hof nur aus Rückſicht für ſeine Liebe in eine ſolche Heirath willigen würden?"

„Nein, Papa," lachte Emilia — „ſie wollen alle nur dein Geld. Ich weiß ſchon Alles. Der alte Marcheſe hofft, daß du dann ſeine Schulden ſtreichſt und daß er bis an ſeinen Tod von deinem Gelde lebe, und endlich, daß ſein Sohn mit meiner Mitgift ſeine Töchter verheirathet."

„Dein Lachen, mein Kind," ſagte Felice Cremona, ſelber lächelnd, „macht mich glücklich; ich ſehe, du biſt mein kluges Kind und haſt dich durch glänzende Ausſichten auf leere Titel nicht blenden laſſen. Du ſiehſt wohl auch ein, wie wenig glücklich du in jenen Kreiſen wäreſt, in welche du nur unter ſolchen Bedingungen aufgenommen und in denen du ewig fremd und manchen Demüthigungen ausgeſetzt bleiben würdeſt."

„Ganz gewiß," beſtätigte Emilia, „ich habe Das alles bedacht, aber" — fügte ſie trauriger hinzu — „Caccianemico liebt mich wirklich."

„Und du?" fragte der Vater, „liebſt du ihn genug, um für ihn alle dieſe Mißhelligkeiten über dich zu nehmen, die du vorausſiehſt? Und," fügte er hinzu, indem er ihr prüfend ins Auge ſah, „um dich zu einem Uebertritt zu entſchließen, den du doch für eine Sünde halten mußt!"

„Nein," erwiderte Emilia, und zwar ebenſo traurig als entſchieden, „nein, dazu liebe ich ihn nicht genug."

„Sei geſegnet, mein Kind," ſagte der Vater gerührt, indem er ihr die Hand auf den Scheitel legte — „und nun laß mich ruhig für das Glück meines Kindes ſorgen, das mein einziges Glück iſt."

Der erſte Brief, den Felice Cremona an dieſem Tage ſchrieb,

war an ſeinen Geſchäftsfreund Mendels in Mailand gerichtet. Sonderbarer Weiſe wußte man ſchon am nächſten Tage in Modena, daß Herr Cremona einen ſolchen Brief geſchrieben und daß er ſeine Tochter mit einem Mailänder Glaubensgenoſſen verheirathen wollte, — noch ſonderbarer war es, daß die ganze Geſellſchaft von dieſem Plane des Hofbankiers mit großer Entrüſtung ſprach. Es kam bei dieſer Gelegenheit zum Vorſchein, daß die hohe Geſellſchaft Modena's bereits auf die 15 Millionen Lire — ſo hoch ſchätzte man das Vermögen Cremona's! — gezählt hatte; daß ſie dieſe Summe ſchon wie die ihrige und ſich ſelbſt als durch Herrn Cremona übervortheilt, ja beſtohlen betrachtete, wenn die projektirte Heirath wirklich zu Stande kommen ſollte. Der alte Bankier kümmerte ſich wenig darum, daß er während dieſer Tage hier und da mit Vorwürfen überhäuft wurde, wohl aber war es ihm eine ſchmerzliche Ueberraſchung, als der junge Valerio Caccianemico in ſein Büreau ſtürzte, ſich über die laufenden Gerüchte beklagte und daran eine förmliche Werbung um die Hand Emilia's knüpfte. Felice Cremona ließ ſich durch dieſe Loyalität des jungen Mannes in ſeinen Entſchlüſſen nicht einen Augenblick erſchüttern, ebenſo wenig wie durch die Ausſicht auf den Marcheſentitel für ſeine Tochter. Er dankte dem jungen Manne für die Ehre, ſetzte ihm auseinander, wie einer ſolchen Verbindung alle Bedingungen des Glückes fehlen würden, und deutete außerdem ſein Bedauern an, nicht in einem Lande zu leben, in welchem Verbindungen zwiſchen Juden und Chriſten erlaubt ſeien. Sofort bot ihm Valerio an, mit Emilia Italien zu verlaſſen und nach Frankreich zu flüchten, oder auch nach Holland, wo die Ehe zwiſchen Chriſten und Juden erlaubt ſei.

Felice Cremona bedachte, welche Verfolgungen er auf ſich lud, wenn er auf dieſe Pläne einging, wie unglücklich Emilia werden müßte, wenn die Liebe des jungen Mannes nach ſo vielen Opfern ſich verflüchtigen ſollte, und welch ein ruhiges und glückliches Loos ſie im Gegentheil erwartete, wenn ihre Ehe, anſtatt auf ſo gewaltſamen und abenteuerlichen Grundlagen, auf

natürlichen und normalen Bedingungen beruhte, wie Das in der Ehe mit dem jungen Mendels der Fall wäre. Er ſprach zu Valerio mit der größten Offenherzigkeit und benahm ihm jede Hoffnung auf eine Aenderung ſeiner Anſichten.

Mutter und Tochter wohnten jetzt, wie es der Vater befohlen hatte, in der Stadt, und nicht ein einziger Beſuch wurde angenommen. Emilia richtete ſich ganz nach dem Willen ihres Vaters, verließ das Haus nicht und zeigte ſich ſelbſt des Abends niemals auf dem Balkon. Die entlegene Straße aber wurde jetzt ſo belebt, wie es früher die Chauſſee geweſen, an welcher das Landhaus liegt. Zu Fuß und zu Roß trieb ſich die Jugend daſelbſt auf und nieder und ſchloſſen ſich die Alten an, um ſich an dem Schauſpiel der Schmachtenden und Wartenden zu ergötzen. Cremona ſah dieſes Treiben mit Beſorgniß und beſchwor ſeine Tochter, ſo lieb ihr ihr Ruf, ihre Zukunft und ſeine Sicherheit ſei, in ihrer Zurückhaltung auszuharren, und ſie war ein gehorſames Kind, das ein Zuwiderhandeln gegen die Wünſche und Befehle ihres Vaters kaum begriffen hätte. Nach einigen Tagen hieß es, der alte Cremona habe die ſchöne Emilia konfiszirt und halte ſie in einer düſtern kleinen Stube des Hinterhauſes gefangen, wie eine Verbrecherin. Das alles nur, weil ſie in der Villa mit Chriſten umgegangen, und da komme der Chriſtenhaß des alten Juden zum Vorſchein. Wieder nach einigen Tagen bemerkte Cremona unter den Spaziergängern vor ſeinem Hauſe eine Bewegung, eine Aufregung, die einige Aehnlichkeit mit einem Aufruhr hatte. Es drang ſogar manche Drohung und manches Schimpfwort zu ihm hinauf. Er wußte bald, um was es ſich handelte. Valerio Caccianemico war verſchwunden. Man hätte gern angenommen, daß er ſich ein Leides angethan, wenn er ſich nicht einige Tage vorher darüber ausgeſprochen hätte, daß er in der Nähe Emilia's, ohne ſie zu beſitzen, nicht leben könne, und daß er ein Land aufſuchen wolle, in dem man freier und verſtändiger denke, in dem er ſich eine Stellung machen und von dem aus er dann den alten Cremona zur Nachgiebigkeit zu

bewegen hoffe. Die Familie Caccianemico erhob ein großes Geſchrei gegen den alten Cremona, der ſie um ihren Sohn gebracht und dieſen in verderbte Lande und in ketzeriſche Anſichten getrieben habe. Den Modeneſen war der Gedanke gräulich, daß ein Chriſt eine ungetaufte Jüdin heirathen ſolle, und in Aller Sinne wurde Cremona für das Ungeheuere verantwortlich gemacht. Außerdem fühlte ſich der Adel beleidigt, daß der Jude es gewagt habe, Einem aus ihrer Mitte die Hand ſeiner Tochter zu verſagen. Man begriff dieſen Hochmuth nicht, man erklärte ſich ihn mit unendlichem Chriſtenhaß, und man war raſch bereit, es ihm an Judenhaß zurückzugeben. Von ſeiner Tochter ſelbſt erzählte man die rührendſten Geſchichten, wie ſie, eine wahre Märtyrerin, für ihre Liebe wie für ihre Abſicht, zum Chriſtenthume überzugehen, zu leiden hatte. Man forderte laut, daß der Hof, die Polizei, die Geiſtlichkeit ſich in die Angelegenheit miſche, um die Beleidigungen des Adels, der Menſchheit, des Chriſtenthums zu rächen.

Mittlerweile war der junge Benjamin Mendels aus Mailand angekommen. Er lebte im Hauſe Cremona's, und Emilia fand bald, daß ihr Vater gut für ſie gewählt hatte. Benjamin war ein ſchöner, beſcheidener, unterrichteter junger Mann, dem die Schüchternheit in ſeiner Stellung und einer ſolchen Schönheit gegenüber noch einen beſondern Reiz verlieh. Er konnte es nicht glauben, daß er zu einem ſolchen Glücke auserleſen ſei, aber er mußte bei einigermaßen offenen Augen auch erkennen, was um ihn her vorging, und Herr Cremona machte ihm auch kein Geheimniß aus der Lage der Dinge. Dieſe ſollten ihn ſelbſt ganz nahe berühren, denn als er eines Tages von einem Spaziergange heimkehrte, wurde er von den vor dem Hauſe auf- und abwandelnden Offizieren, die ſchon wußten, daß er der beſtimmte Bräutigam Emilia's ſei, auf das Gröblichſte inſultirt. Es war damals nicht die Zeit in Modena, in welcher ein Jude von einem Offizier hätte Genugthuung verlangen können; er mußte ſich Beleidigungen gefallen laſſen, oder ſie augenblicklich und

thatſächlich erwidern. Benjamin Mendels hatte das Unglück, ſich von ſeiner Entrüſtung hinreißen zu laſſen und ſich gegen die Offiziere mit ſeinem Stocke zu vertheidigen. Sogleich ſtürzte der ganze Haufe über ihn her und war eben im Begriffe, in das Haus Cremona's, in das er ſich flüchtete, nachzudringen, als der alte Caccianemico ſich ihnen in den Weg ſtellte und ſie bat, von ihrem Vorhaben abzulaſſen. Jetzt ſtünden die Dinge ſo gut, als man es wünſchen könne.

Der alte Cremona war über dieſen Vorgang ſehr betrübt, verlor aber deßhalb ſeine Faſſung nicht. „Mein lieber Freund," ſagte er zu ſeinem jungen Gaſte, „es droht uns ein Gewitter, dem wir nur durch raſches Handeln ausweichen können. Iſt meine Tochter Emilia erſt mit Ihnen verheirathet, dann wird ſich Alles von ſelbſt geben, da man das Geſchehene nicht wird ungeſchehen machen können. Sie wird bei Ihnen in Mailand in Sicherheit ſein, und ich werde mich meiner Haut zu wehren wiſſen. Im ſchlimmſten Falle packe ich dann meine Siebenſachen und begebe mich irgendwo hin auf ſichern Boden. Für jetzt haben vor Allem Sie an Ihre Sicherheit zu denken, und ich werde dafür ſorgen, daß Sie noch in dieſer Nacht abreiſen und über die Gränze kommen können. In wenigen Tagen folge ich Ihnen im Stillen mit meiner Tochter, und die Hochzeit, ſo vorbereitet, ſoll darum nicht minder heiter ausfallen."

Es geſchah, wie er ſagte. Der junge Mann reiste ab, und er ſelbſt machte alle Vorbereitungen, um ihm in wenigen Tagen mit ſeiner Tochter folgen zu können. Vorher hatte er noch allerlei zu ordnen, und es kam ihm vorzugsweiſe darauf an, ſich der Gunſt des Herzogs zu verſichern. Er brachte gewiſſe Geſchäfte raſch zum Abſchluß, ſammelte bedeutende Gelder, um ſeinem gnädigen Herrn große Summen auf einmal übergeben zu können, da er in ſolchen Fällen von ihm perſönlich empfangen und immer ſehr wohlwollend behandelt wurde. Der Herzog begrüßte ihn wie ehemals, lobte ſeinen Eifer, dieſe Summen vor der Zeit eingebracht zu haben, und verſicherte ihn ſeiner fernern Gnade.

„Du bedarfſt dieſer Gnade," fügte er hinzu, „denn du haſt den ganzen Adel gegen dich aufgebracht, und wenn ich nicht da wäre — es hätte dir ſchon ſchlimm ergehen können. Sage mir, alter Jude, welcher Teufel dich plagt, deine ſchöne Tochter ſo zu mißhandeln?"

Cremona lächelte und verſicherte ſeinem gnädigen Herrn, daß dieß bloß verleumderiſche Gerüchte ſeien, und der Herzog ſchien weiter kein Gewicht darauf zu legen. „Aber," ſagte er nach einiger Zeit wieder, „aber, daß du deine Tochter nicht dem Caccianemico geben wollteſt, dem ich es ausdrücklich erlaubt habe, eine Jüdin zu heirathen, freilich eine getaufte Jüdin, das iſt doch wahnſinnig, und damit verräthſt du, wie du die Chriſten haſſeſt."

Cremona erſchrak über dieſe Worte, faßte ſich aber raſch und ſetzte dem Herzog klar und ruhig die Lage der Dinge und die Urſachen ſeiner Handlungsweiſe auseinander. Der Herzog wußte offenbar nicht, was zu antworten; der Jude hatte zu weiſe und zu überzeugend geſprochen. Aber anſtatt ſeiner nahm die Herzogin das Wort, welche während des ganzen Geſpräches zugegen war und ſich bisher ſtille gehalten hatte. Sie ſagte, und zwar ohne dabei Cremona anzublicken, und nur ſo vor ſich hin: „Man behauptet auch, daß das arme Kind die größte Sehnſucht habe, in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche aufgenommen zu werden; wenn Das der Fall iſt, will ich ſelbſt ihre Pathin ſein — Das wird ſie adeln, dem Marcheſe gleich machen, und damit fallen die Bedenklichkeiten weg, die ihr Vater haben könnte. Man ſagt auch, daß ihr Vater ſich ihren heiligen Vorſätzen entgegenſtelle — und das muß unterſucht werden —"

Erſt bei dieſen letzten Worten warf die Herzogin ihren Blick auf Cremona und machte mit dem Kopfe eine Bewegung, die Entlaſſung bedeutete.

Er ging mit ſchwerem Herzen. Doch dachte er nur einen kurzen Augenblick daran, den Gefahren, die er jetzt doppelt drohend heranziehen ſah, zu weichen; bald war er feſt entſchloſſen,

in ſeine heiligſten Rechte ſelbſt den Herzog nicht eingreifen zu laſſen und ſo zu handeln, wie er es für das Glück ſeines Kindes erſprießlich glaubte. Und darnach traf er auch ſeine Vorbereitungen. Schon zwei Tage nach dem Geſpräche mit dem Herzog ſtanden auf dem Wege zwiſchen Modena und der öſterreichiſchen Gränze in verſchiedenen Entfernungen mehrere Wagen bereit, die ihn und ſeine Tochter im Fluge davon tragen ſollten. Den erſten Wagen, der ihn ungefähr eine Stunde weit vor der Stadt erwartete, wollten die Flüchtlinge zu Fuße erreichen, nachdem ſie in der Dunkelheit Modena verlaſſen.

In dieſem entſcheidenden Augenblicke tritt eine neue Perſönlichkeit auf die Szene. In derſelben entlegenen Straße, dem Hauſe Cremona gerade gegenüber, wohnte ein Herr Ferrari, der Onkel des Luſtſpieldichters gleichen Namens, des Verfaſſers der „Poltrona Storica,“ der „Sedeci-Comedie,“ der „Prosa“ ꝛc., von dem Sie wohl gehört haben werden. Dieſer Mann lebte in größter Einſamkeit und wie ein Geächteter. Er hatte Jura ſtudirt, weigerte ſich aber nach vollendeten Studien, irgend ein Amt anzunehmen, oder als Advokat aufzutreten. Wenn er es auch nicht ausſprach, ſo konnte man es doch errathen, daß er es mit ſeinem Gewiſſen nicht zu vereinigen verſtand, einem Staate wie Modena zu dienen und einem Herzog, der ſeine vertrauteſten Freunde verrieth und hinrichten ließ, um dem Fürſten Metternich zu gefallen. Man ſagte von Ferrari, daß er unter anderm Namen an jenen Schriften mit arbeitete, die in Toskana und dem Auslande erſchienen und die italieniſche Bewegung vorbereiteten. Ferrari, das verſteht ſich von ſelbſt, war der Polizei und der Geiſtlichkeit verdächtig, aber er lebte ſo einſam und zurückgezogen, daß man nicht den geringſten Anhaltspunkt zu einer Verfolgung auftreiben konnte, daß ihn das Publikum vergaß und er ſich ſelbſt von der Polizei vergeſſen glaubte. Ob nun dieſer Ferrari, der, wie geſagt, dem Hauſe Cremona's gerade gegenüber wohnte und Emilia oft ſehen konnte, von deren Schönheit ebenſo gerührt war, wie alle Welt, oder ob er aus reiner Menſchlichkeit

handelte und ſich einer Gewaltthat gegenüber nur hülfreich erweiſen wollte — ich weiß es nicht. So viel gehört zur Geſchichte, daß er an dem Tage, deſſen Ende die Flucht Cremona's ſehen ſollte, vor dieſem in ſeinem Büreau erſchien und ihm mittheilte, daß, wie er von einem angeſtellten Anverwandten erfahren, ſeine Abſicht verrathen ſei und die Polizei ſchon alle Anſtalten getroffen habe, ihn ſammt ſeiner Tochter gleich auf der erſten Station aufzuheben und nach Modena zurückzubringen; daß auch bereits an der öſterreichiſchen Gränze für alle Fälle Vorkehrungen getroffen ſeien, um ihn an der Ueberſchreitung derſelben zu hindern. Cremona war entſetzt; wie arg mußte er überwacht ſein, wenn dieſes Geheimniß ſchon der Polizei verrathen worden, und wie weit mochten die feindlichen Pläne ſchon gediehen ſein, wenn man vor dergleichen Schritten nicht zurückſchrak. „Was iſt zu thun?" rief er verzweiflungsvoll.

„Vertrauen Sie mir Fräulein Emilia und zeigen Sie ſich den ganzen Abend in der Straße und vor Denen, die Sie für Ihre ärgſten Widerſacher halten. Ich bringe Fräulein Emilia über die Gränze nach Toskana, wo ich Freunde habe. Sie ſuchen von Ihrem Vermögen zu retten, was Sie können, und flüchten, ſobald Sie es vermögen, denn wie die Dinge begonnen, ſo werden ſie weiter gehen und, wenn Sie nicht ausweichen, mit Ihrem Verderben endigen."

Cremona blickte dem Manne eine Zeitlang prüfend ins Geſicht. Dann fragte er: „Signor Ferrari, ſind Sie Carbonaro?" —

„Ja," antwortete Ferrari ruhig.

„So haben Sie die Güte und erwarten Sie mich heute Abend nach zehn Uhr auf der Baſtion über dem Bologneſer-Thore. Dort werde ich Ihnen mein Kind übergeben und zwar mit dem unbeſchränkteſten Vertrauen in Ihren Edelmuth."

So geſchah es auch. Auf der Baſtion des Bologneſer-Thores theilte Herr Cremona ſeinem neuen Freunde noch mit, daß Emilia große Summen mit ſich führe und daß er im Nothfalle davon den unbeſchränkteſten Gebrauch machen ſolle; ferner,

daß er ihr in Werthpapieren einen großen Theil ſeines Vermögens mitgegeben, um dieſen für alle Fälle in Sicherheit zu bringen. Dann umarmte er ſein Kind, drückte Herrn Ferrari die Hand und ging, um den Polizei-Direktor zu beſuchen, bei dem er unter den verſchiedenſten Vorwänden und Geſprächen bis nach Mitternacht verweilte. Als er endlich den Palazzo des Polizei-Direktors verließ, begegnete er unten in der Einfahrt einem geſchloſſenen, von Polizeimannſchaft umgebenen Wagen, der raſch an ihm vorüber und dem zweiten Hofe, in dem ſich die Gefängniſſe befanden, entgegenfuhr. Herrn Cremona überlief es kalt. Er erklärte ſich den Schauer, den er empfand, damit, daß er daran dachte, wie er in dieſem Augenblicke, ohne die gütige Warnung Ferrari's, ohne deſſen Aufopferung vielleicht gerade ſo, vielleicht in demſelben Wagen, hier eingebracht und den Gefängniſſen entgegenfahren würde.

Es vergingen mehrere Tage ohne Nachricht von den Flüchtlingen. Das beunruhigte den Vater nur wenig, da es ausgemacht worden, daß ihm Nachrichten nur dann zukommen ſollten, wenn ſich eine zuverläſſige Gelegenheit finde. Wäre die Flucht mißlungen, dann, ſo meinte Herr Cremona, hätte er es in Modena ſchon erfahren müſſen. Ungefähr ſechs Tage nach jenem Abend ſaß er arbeitend in ſeinem Büreau, als ein Mann leiſe und vorſichtig eintrat, den er ſogleich als einen der geheimen Beamten der Polizei erkannte, der ihm ſchon manches Mal für gute Bezahlung wichtige Nachrichten zugetragen hatte. „Dießmal," ſagte der Mann, „bringe ich Ihnen eine Neuigkeit, die Sie mir beſſer bezahlen werden, als alle früheren. Dießmal, Herr Cremona, darf nicht geknauſert werden, denn es handelt ſich um Dinge, die Sie ſehr nahe angehen."

Der Bankier erbleichte; das lächelnde Geſicht des Spions verkündete Unheil.

„Nur ſchnell heraus mit der Sprache. — Iſt es etwas, was die Angelegenheit meiner Familie betrifft, ſo ſollen Sie tauſend Lire haben."

„O," lächelte der Mann, „Ihre Tochter mit Herrn Ferrari obendrein iſt Ihnen wohl fünftauſend Lire werth."

„Gut — fünftauſend Lire — Sie ſollen ſie haben, aber ſprechen Sie raſch."

„Nun," ſagte Jener, „es iſt auch in zwei Worten abgemacht. Ihre Tochter und Herr Ferrari wurden ungefähr eine Stunde, nachdem ſie von Ihnen Abſchied genommen, eingefangen und zurückgebracht. Herr Ferrari befindet ſich im Gefängniß."

„Und meine Tochter!" rief Cremona, indem er die Arme ſinken ließ.

„Im Kloſter des geheiligten Herzens Mariä bei den Nonnen."

„Im Kloſter?"

„Allerdings!" Die Frau Herzogin will ihr die Freiheit verſchaffen, die ihr ihr Vater nicht gelaſſen, zum Chriſtenthum überzutreten. Sie hat es, nämlich Ihre Tochter, einmal zu Herrn Caccianemico geſagt, daß ſie aus Liebe wohl zum Chriſtenthume übertreten könnte, und Ihre Gattin, Frau Rebekka, hat es Jedermann erzählt, daß Signorina Emilia für unſern heiligen Glauben förmlich glühe. Da meinte denn Pater Sulpizio, der Beichtvater der Herzogin, es ſei nichts Anderes zu thun, als das gute Kind der Tyrannei des Vaters zu entziehen, um es in aller Freiheit ſeiner Sehnſucht folgen zu laſſen. Signor Cremona, für die fünftauſend Lire will ich Euch noch ſagen, daß, wenn Ihr nicht bald was Rechtes in dieſer Sache anzufangen wißt, Euer Töchterlein anſtatt die Braut Benjamin Mendels wohl die Braut Chriſti werden könnte — denn die Kirche — ſeht — die Kirche braucht auch Geld, und Eure Tochter brächte ihrem Bräutigam eine ſchöne Mitgift."

Der Mann ſteckte ſein Geld ein und ging. Cremona überlegte, ob er ſich nicht wenigſtens zum Theil in ſein Schickſal fügen ſolle, um ſein Kind aus dem Kloſter zu retten. Wäre jetzt Caccianemico erſchienen, er hätte ihm vielleicht die Hand ſeiner Tochter verſprochen. Dann fiel ihm wieder der unglückliche Ferrari ein, der ſich ſo uneigennützig geopfert hatte. Man hielt ihn, der

ſo lange verdächtig war, in den Klauen, und es war gewiß, daß man ihn jetzt nicht ſo leicht werde entwiſchen laſſen. Es ſchien Cremona, als ſei es ſeine Pflicht, ſeine Gedanken und Anſtrengungen vor Allem nach dieſer Seite auf die Rettung Ferrari's zu richten. Er wußte, was man in Modena mit Gelde ausrichten konnte; er ſteckte ein bedeutendes Paket von Werthpapieren in die Taſche und begab ſich zu ſeinem alten Bekannten, dem Polizei-Direktor, und ohne alle Einleitung zog er das Paket hervor, machte ihn mit dem Inhalte vertraut und ſagte: „Dieſes Paket wird beim Rabbiner deponirt; der Rabbiner überbringt es Ihnen von jetzt in acht Tagen, wenn er von Ferrari von Livorno aus die Nachricht erhält, daß er ſich in Sicherheit befinde."

Der Polizei-Direktor antwortete nur: „Wir wollen ſehen. Ferrari befindet ſich ohnehin in einem Gefängniſſe, deſſen Gitter leicht auszuheben iſt."

Cremona begab ſich zum Rabbiner, vom Rabbiner nach Hauſe. Aber er konnte nicht mehr in ſein Büreau eintreten. Seine Bücher und Kaſten waren verſiegelt, ein Polizei-Kommiſſär nahm ſeinen Platz am Büreau ein und erklärte ihm, daß er von der Regierung beauftragt ſei, während des Prozeſſes, der gegen ihn eingeleitet werde, ſein Vermögen zu überwachen. Ein anderer Polizei-Kommiſſär verhaftete ihn wegen Verbindungen mit den Carbonari. Cremona zuckte die Achſel, murmelte vor ſich hin: „Es iſt ein jüdiſches Schickſal!" und folgte dem Polizei-Kommiſſär.

Wozu lang erzählen. Schon aus dem Vorhergehenden kann man errathen, was folgen mußte. Die Kirche meinte, man müſſe das Vermögen ihrer Schutzbefohlenen retten, und trat jetzt viel thätiger in den Vordergrund, obwohl außerhalb des Kloſters allerlei Gerüchte liefen, daß Emilia von einer Bekehrung nichts wiſſen wollte. Indeſſen nahm auch die Kirche an der Verwaltung des Vermögens Theil, und ihre Beamten ſaßen neben den Beamten der Regierung in den Büreaux Cremona's.

Emilia war im Kloſter, ihr Vater im Gefängniß — ſo vergingen Wochen, und über ihnen, wie über der ganzen Angelegen-

heit wurde es ſtille, wie über einem Grabe, — um ſo ſtiller, als man aus der Beſtrafung einzelner Individuen, die ſich im Kaffeehaus darüber geäußert hatten, erſah, daß die Regierung die Geſpräche über dieſen Gegenſtand nicht liebte. Wieder aufs Tapet kam die Geſchichte erſt, als eines Tages Frau Rebekka außer ſich, gleich einer Wahnſinnigen, die Straßen durchrannte und ſich vor allem Volke anklagte, am Verderben ihres Mannes und ihres Kindes ſchuld zu ſein, da ſie es geweſen, die ſie an ihre Feinde verrathen. Und als ſich dieſe Szenen am nächſten Tage wiederholten, wurde Frau Rebekka in Sicherheit gebracht — man ſagte, ebenfalls in ein Kloſter. Ob ein Kloſter- oder ein Gefängniß-Gitter — ich weiß es nicht — aber ein Gitter war es, an dem ſie ſich mit ihrem eigenen Halstuch erhängte.

Emilia wurde auf unerwartete Weiſe befreit. Plötzlich nämlich erſchien Valerio Caccianemico, der verſchwunden war, wieder auf dem Schauplatze. Er bat um die Erlaubniß, mit Emilia eine Viertelſtunde lang allein ſprechen zu dürfen, und nach dieſer Beſprechung erklärte ſich Emilia für ſeine Verlobte. Das Kloſter machte nicht die geringſten Schwierigkeiten, ihm ſeine Braut auszuliefern, nachdem er dem Pater Sulpizio erklärt, daß er der Kirche gerne überlaſſen wolle, was ſie vom Vermögen Emilia's in ihre Hut genommen. Er brachte ſie in ſeine Familie, und es wurden alle Vorbereitungen zur Taufe und zur Hochzeit getroffen, welche beide an einem und demſelben Tage ſtattfinden ſollten. Zur Feier dieſes Tages, ſo hatte der Herzog verſprochen, ſollte auch der Vater freigelaſſen werden, wenn er ſich verbindlich machte, nicht den geringſten Widerſpruch zu erheben und Alles, was bisher geſchehen, zu billigen.

Jedermann glaubte nunmehr das Ende dieſer Geſchichte zu kennen, als ſie plötzlich eine Wendung nahm, die wohl Niemand vorausgeſehen hatte. Caccianemico hatte in Toskana von Ferrari, der in der That in Folge jener Unterhandlung mit dem Polizei-Direktor die Freiheit erlangte, erfahren, was in Modena vorging. Die beiden hatten ſich beſprochen und führten nun aus,

was ſie beſprochen hatten. Caccianemico entfloh zwei Tage vor der beabſichtigten Heirath mit ſeiner Braut über die Gränze Toskana's, wo ſie Ferrari erwartete, um mit Emilia ſofort weiter nach Frankreich zu reiſen und ſie in Marſeille einer dort lebenden, ihm befreundeten Flüchtlings-Familie zu übergeben. Caccianemico verließ ſie ſchon in Toskana. Ihre Verlobung war bloß eine Liſt geweſen, die der edle junge Mann erdacht hatte, um das Mädchen, das er liebte, zu retten; da ſie befreit und in Sicherheit war, erhob er nicht die geringſten Anſprüche.

Felice Cremona wurde noch einige Wochen im Gefängniſſe zurückgehalten und von Zeit zu Zeit wegen ſeiner Verbindungen mit den Carbonari verhört — Verbindungen, an die natürlich kein Menſch glaubte, die nur als Vorwand dienten, um ihn länger zurückzuhalten. Erſt gegen Ende knüpfte man an dieſen Prozeß einen andern wegen Uebervortheilung des Staates. Man ſei in Folge der Beſchlagnahme ſeiner Bücher hinter dieſes Verbrechen gekommen. Dann kündigte man ihm an, der Herzog wolle, nachdem ſich der Staat entſchädigt, Gnade für Recht ergehen laſſen und ihm die Freiheit ſchenken.

So kehrte Cremona nach monatelangem Gefängniß eines Tages früh beim Morgengrauen in ſeine Wohnung zurück, die er verödet fand. Sein Weib hatte ſich aus Gewiſſensbiſſen, die Ihrigen ins Verderben geſtürzt zu haben, das Leben genommen; ſein Kind war auf der Flucht in der Ferne. Gebeugt, gebrochen, mit früh ergrautem Haare ging er durch die Wohnung, in der ein einziger treuer Diener ausgehalten hatte. Dieſer wollte Allerlei erzählen, aber Cremona bat ihn, zu ſchweigen. Er könne ſich vorſtellen, wie es während ſeiner Abweſenheit hergegangen. Erſt nach Stunden wagte er es, in ſein Komptoir zu gehen. Er ſchlug ein Buch nach dem andern auf, blickte hinein, zuckte die Achſeln, lächelte und ſagte von Zeit zu Zeit zu ſeinem Diener: „So habe ich es mir gedacht.“

Sämmtliche Schulden modeneſiſcher Hof- und Edelleute waren gelöſcht; das Portefeuille war leer, und in der Kaſſe lag ſtatt

des baaren Geldes eine Berechnung der Geſchäftskoſten, der Prozeßkoſten und der Entſchädigungen für die Beamten, welche indeſſen das Geſchäft geleitet, und Felice Cremona mußte ſich noch als Schuldner des Staates erkennen. Nur gewiſſe zur Zeit unrealiſirbare Werthe waren ihm geblieben und die Summen, die er bei auswärtigen Geſchäftsfreunden ſtehen hatte und welche dieſe, ſeine Lage erkennend, klugerweiſe zurückgehalten hatten. Von den Papieren, die er ſeiner Tochter und Ferrari mitgegeben hatte, war keine Spur vorhanden; dieſe waren höchſt wahrſcheinlich im Kloſter verſchwunden, dahin man Emilia gebracht hatte. Felix Cremona wäre ohne die Klugheit und Vorſicht ſeiner auswärtigen Freunde ein Bettler geweſen. Indeſſen war der Herzog ſo gnädig, ihm einen Weg zu neuen Reichthümern zu eröffnen, indem er ihm durch einen Kammerherrn ſein Bedauern über das Vorgefallene und ſeinen Wunſch ausdrücken ließ, er möge ſeine Geſchäfte und die Aemter, die er bei den herzoglichen Monopolen verwaltet, wieder aufnehmen. Felice Cremona ließ dem Herzog für ſeine Gnade Dank und die Hoffnung ausſprechen, bald Alles wieder im Gang zu ſehen. In der That rief er ſeine Beamten wieder zurück, begann er wieder ſeine Funktionen in den Monopolen des Herzogs und ſeine Rundreiſen, die er in dieſen Geſchäften durchs Land zu machen hatte. Aber eines Tages kam ſein geſchloſſener Wagen an einer der Zollſtationen leer an und wartete daſelbſt vergebens auf ſeinen Herrn, der mit ſeinem Diener unterwegs ausgeſtiegen war und nachkommen wollte. Man war nahe der Gränze, und Felice Cremona überſchritt ſie, um ſich nach Mailand und von da nach kurzem Aufenthalte und mit falſchem Paſſe nach der Schweiz zu retten. Raſch ging es von da weiter nach Marſeille in die Arme ſeines Kindes.

Damit hat der für Modena und ſeine Regierung charakteriſtiſche Theil der Geſchichte ein Ende. Nur der Abrundung wegen will ich hinzufügen, daß Felice Cremona in der Verbannung gegen eine Verbindung ſeiner Tochter mit Caccianemico, der ihr ſo große aufopfernde und vorurtheilsfreie Liebe gezeigt, nichts

einzuwenden hatte. Auch konnte dieſe Verbindung jetzt ſtattfinden, ohne daß ein Religionswechſel, der Vater und Kind ſo ſehr widerſtrebte, nothwendig geweſen wäre. Felice Cremona hatte aus ſeinem Schiffbruch genug gerettet, um aus den Trümmern ein neues Glück, eine neue, ſelbſt glänzende Exiſtenz aufzuführen. Ferrari, der ſich in Toskana nicht lange halten konnte, ſtieß bald zu den Flüchtigen, und die Freunde lebten nach den überſtandenen Stürmen ſo glücklich, als man auf fremdem Boden leben kann. Fehlte ihnen auch das Vaterland, ſo konnten ſie doch von hier aus Manches thun, was die Auferſtehung Italiens vorbereitete, und wenn man den alten Cremona jetzt als Carbonaro verklagt hätte, wäre die Anklage wohl gerechtfertigt geweſen.

Doch muß ich noch auf die Villa zurückkommen, die dieſe meine Erzählung veranlaßte. Beim Falle Cremona's nahm ſie der Herzog ſogleich als ſein Eigenthum in Anſpruch, und als er wieder eines Hofbankiers habhaft wurde, verkaufte er ſie dieſem für eine große Summe. Begreifen Sie, daß ſich dieſer neue Hofbankier, ebenfalls ein Jude, in dieſem verhängnißvollen Hauſe wohl fühlen konnte? Aber er gab die glänzendſten Feſte und tanzte auf dem Grabe ſeines Vorgängers. Ich ſage Ihnen, dieſes Volk beſitzt einen erſtaunlichen Muth.

Der Flüchtling.

1.

Mit ſehr aufgeregten Schritten ging der alte Doktor der Philologie und Philoſophie durch ſeine geräumige, von einer grün beſchirmten Lampe nur ſehr dämmerig beleuchtete Wohnſtube, welche zugleich Arbeitszimmer und Bibliothek war. Seine Tochter Minna ſtand indeſſen am Fenſter und blickte anhaltend in die ſchmale Straße hinaus, in welcher nichts als viele dunkle und wenige beleuchtete Fenſter zu ſehen waren. Es war das nämlich eine der Nebengaſſen der Fahrgaſſe zu Frankfurt a. M. Von Zeit zu Zeit erdröhnte das alte Haus, deſſen dritten Stock dieſe breite Stube des Doktors beinahe ganz einnahm, von ziemlich nahem Kanonendonner; der Doktor, wie ſchmächtig er auch immer und wie ſanft er ſonſt ausſah, hielt dann in ſeiner Wanderung inne, ſtampfte voll Zorn mit dem Fuß, ließ wohl auch einen kleinen Fluch, vielleicht einen lateiniſchen, dem Kanonendonner folgen. Seine Tochter fuhr nur, ſo oft jener kriegeriſche Schall ſich hören ließ, erſchrocken zuſammen und ſchlug die Hände ineinander, als ob ſie beten wollte. Ueber ihr ſchönes Frankfurter Gretchen-Geſicht rollte manchmal eine Thräne, und von Zeit zu Zeit wandte ſie ſich, wie Troſt ſuchend, zu ihrem Vater mit der Frage, ob Das noch lange ſo fortgehen werde? Der alte Doktor und ehemalige Gymnaſiallehrer antwortete mit etwas Grauſamkeit, die ſich bei ſeinem ſonſt ſo milden Gelehrtengeſichte beinahe

komiſch ausnahm: „Sie müſſen doch dieſe Rebellen in Grund und Boden ſchießen, um ein Exempel zu ſtatuiren und dieſer demokratiſchen Wirthſchaft ein für alle Mal ein Ende zu machen.“ Minna, trotz dem tiefen Kummer, den ſie in dieſer Stunde fühlte, trotz der Angſt, die ſich in ihrem ganzen Weſen ausſprach, konnte doch nicht umhin, den Zorn ihres Vaters und ſein martialiſches und grauſames Auftreten beinahe zu belächeln; ſie wandte ſich wieder dem Fenſter zu und horchte aufs Neue. Am Liebſten hätte ſie das Fenſter geöffnet, um beſſer zu horchen und weiter ſehen zu können, aber der Vater hatte ihr Das aufs Strengſte verboten; auch waren vor kaum einer Stunde darmſtädtiſche Soldaten durch dieſe Seitengaſſe gekommen und hatten ihre Kugeln in alle offenen Fenſter geſchickt. Es war Das nämlich am Abende des 18. September des Jahres 1848.

Dr. Bürger konnte ſich über die Vorgänge, die hundert oder fünfzig Schritte von ſeiner Studierſtube, gewiſſermaßen unter ſeinen Augen, wie er ſich ausdrückte, Deutſchland und ſpeziell Frankfurt entehrten, nicht beruhigen. Es ſtürzte dieſe Erſcheinung einer bewaffneten Revolution auf deutſchem Boden alle ſeine Anſichten und Ueberzeugungen von deutſchem Volkscharakter über den Haufen. Er hatte immer behauptet und war in dieſem Glauben alt geworden, daß Dergleichen nur jenſeits des Rheins und höchſtens noch in Polen vorkommen könne; auf germaniſchem Boden aber, auf dem Boden der Treue und langſamen Reife, und nun gar in Frankfurt, eine poſitive Unmöglichkeit ſei. Was er von den in dieſem Jahr bereits vorgekommenen Aufſtänden in Wien, Berlin und anderwärts gehört, hielt er für Uebertreibung, da eigentliche Revolutionen nicht vorkommen könnten, und die ſogenannten Errungenſchaften erklärte er für freie Gaben aus der Machtfülle deutſcher Fürſten; das Parlament nur für ein Mittel, welches die deutſchen Fürſten gefunden, um die Wiederherſtellung des Kaiſerthums anzubahnen und ſo die alte Macht des Reichs den verſchiedenen Erbfeinden gegenüber wieder zur Blüthe zu bringen. Um den Grimm gegen die Inſurgenten

und ſeine Grauſamkeit, mit der er jedem Kanonendonner vernichtenden Sieg wünſchte, vor ſich ſelbſt zu rechtfertigen und einen kategoriſchen Imperativ, der in Geſtalt von Mitleid mit den armen jungen Leuten da unten in ganz anderem Sinne ſprach, zum Schweigen zu bringen, rekapitulirte er ſeine alten politiſchen Ueberzeugungen, von deren Exiſtenz er übrigens bis zum Jahre 1848 kaum eine Ahnung hatte, und ſagte er ſie, in Formeln gebracht, und in Ermanglung eines andern Zuhörers zu wiederholten Malen vor ſeinem Töchterchen her. Mit Athenienſern und Spartanern war Dr. Bürger ein wahrhaft fanatiſcher Republikaner; als Grieche wußte er Perſern und Mazedoniern gegenüber Argumente gegen die Monarchie vorzubringen, wie vielleicht wenige Mitglieder der äußerſten Linken in der Paulskirche; über den ſchlechten Ausgang der Schlacht bei Philippi und das Ende der römiſchen Republik konnte er auch noch bittere Thränen weinen. Aber ſeine republikaniſchen Sympathien fanden ungefähr um dieſelbe Zeit der Schlacht von Philippi ihre Zeitgränzen, und man hätte ihn vielleicht ſchwer gekränkt, wenn man behauptet hätte, daß er als Frankfurter Bürger doch eigentlich auch ein Republikaner ſei.

An jenem Abende mußte ſein Töchterchen unter ſeinen Antipathien und ſeinem Demokratenhaſſe leiden. „O," rief er ihr vorwurfsvoll entgegen und erhitzt, als ob ihn der Pulverdampf in den Straßen berauſcht hätte, „o, mein Minnchen, ich weiß ſehr wohl, auf welcher Seite du jetzt mit deinem Herzen ſtehſt. Mir gegenüber ſtehſt du, die Flinte geraden Weges auf mein Herz gerichtet. Ich weiß ganz wohl, daß euere Nähſchule ein gefährliches Demokraten-Neſt iſt, wo du das Gift des Sozialismus und Kommunismus eingeſogen haſt — und dann dieſe unglückſeligen Beſuche in der Paulskirche, wo ſich dieſe Linken eine Sprache erlauben, als ob ſie Spartaner wären und es gar keine Fürſten mehr in Deutſchland gäbe. Wüßteſt du — aber du mußt es ja wiſſen, Minnchen — daß ſelbſt die Spartaner Könige hatten, und zwar gleich zwei auf einmal."

Der gute Dr. Bürger wußte eigentlich nicht mehr, was er ſagte, und Minna hütete ſich, ihn durch Widerſpruch noch mehr zu erregen. Auch beruhigte er ſich von ſelbſt in dem Maße, als der Lärm des Geſchützes abnahm. An der Löwen-Apotheke und Konſtablerwache, wo es am Lauteſten gedonnert hatte, war es nunmehr ganz ſtill, und im Innern der Häuſer hätte man manchmal meinen können, daß Alles beendet ſei, wenn die Stille nicht hie und da durch den Schuß aus einem einzelnen Gewehre oder durch einzelnes Lärmen und Gepolter, das aus den verſchiedenſten Richtungen, bald aus der Tiefe eines Hofes, bald von der Höhe eines Daches kam, unterbrochen worden wäre. Es war ſchon ziemlich ſpät, und der Doktor der Philologie ging bereits langſamen und ruhigen Schrittes durch ſeine Stube und dachte jetzt, anſtatt einen Siegesgeſang anzuſtimmen, ſeinem friedlichen und ſanften Charakter angemeſſen, über das Unglück von Revolutionen, beſonders von Kämpfen zwiſchen Landsleuten, nach. In ſeiner milden Stimmung erinnerte er ſich reumüthig der Reden in Philippum, die er im Laufe der letzten Stunden über das theure Haupt ſeines Kindes geſchüttet, und er näherte ſich dem Mädchen, nahm ihren Kopf zwiſchen beide Hände und ſah ihr beim Scheine des Lichtes, das ein Fenſter von gegenüber hereinwarf, in die Augen, die es nicht verleugnen konnten, daß ſie während dieſes Abends manche Thräne vergoſſen. —

„Du haſt geweint, mein Kind," ſagte der Alte, ſelbſt mit bebender Stimme — „Du haſt recht — der Himmel weiß, wie viel Unglück in dieſen wenigen Stunden geſtiftet worden, wie viele Mütter ihre Söhne verloren und wie viele edle Herzen, die noch viel Gutes hätten thun können, auf beiden Seiten, ja, ja, auf beiden Seiten, zu ſchlagen aufgehört. Glaube nicht, mein gutes Kind, daß ich dieſe jungen Leute, die den Aufruhr ſtiften, ſo unbedingt verurtheile; ich erkenne an, daß Viele von ihnen das edelſte Streben haben, daß ihnen die ſchönſten Ideale vorſchweben von einem mächtigen und freien Vaterlande, von einer deutſchen Republik, die allerdings, wenn ſie zu Stande käme, die

einzige wäre, welche die Tugenden von Sparta und Athen in ſich vereinigen würde. Es iſt auch wahr, und die Geſchichte der alten Welt beweist es, daß das Große und Schöne, daß patriotiſche Geſinnungen, Heldenmuth, Künſte und Wiſſenſchaften nur in der Freiheit gedeihen — vergleiche nur dieſe Meder mit den Griechen — warum haben dieſe Meder keinen Sophokles, keinen Phidias, wie ſie auch keinen Ariſtides und Traſybul aufweiſen können — auch in Deutſchland —"

Der Doktor merkte, daß er eben im Begriffe war, eine Rede für die Republik zu halten und Alles zu verleugnen, was er den ganzen Abend hindurch gepredigt hatte. Er hielt entſchieden inne und ſah ſeiner Tochter erſtaunt ins Geſicht, als ob ſie es geweſen wäre, die eben dieſe Rede gehalten. Er war etwas beſchämt und verlegen. Zum erſten Male ſeit vielen Stunden verzog Minna ihren jugendlichen, roſigen Mund zu einem liebenswürdigen Lächeln, ſchlang beide Arme um den Nacken ihres alten Vaters und küßte ihn herzlich. Er fühlte ſich wie von einem Alp erlöst, denn er glaubte ſich ſo eben mit ſeinen Reden, indem er ſich ſelbſt widerſprach, bloßgeſtellt zu haben, und während der letzten Stunden hatte er ſie als ſeinen politiſchen Gegner betrachtet und manchen Seufzer darüber ausgeſtoßen, daß die Politik die heiligſten und herzlichſten Familienbande zerreiße. Gerührt drückte er ſie ans Herz und ſagte: „Mein gutes Kind, ſiebzehn Jahre biſt du alt und haſt ſchon Solches erlebt, wie ſonſt ganze Menſchenalter nicht. Mögeſt du durch dieſen Tag deinen Tribut an das Schickſal bezahlt haben, und möge Feindes-Einbruch, Krieg zwiſchen Landsleuten, Zwietracht und Blutvergießen nie wieder die Kreiſe deines Lebens ſtören. — Jetzt ſcheint bereits Alles ruhig zu ſein, ſo begib du dich auch zur Ruhe und ſchlafe wohl."

Minna ſteckte eine Kerze an, drückte ihrem Vater noch die Hand und ſtieg zwei Treppen höher hinauf unter das Dach, in ihre kleine beſcheidene Schlafſtube. Sie fühlte, wie noch die Aufregungen des Tages in ihr nachzitterten; ſie hörte noch den Donner des Geſchützes in ihrem Herzen wiederhallen und wußte,

daß die Unruhe ihres Gemüthes ſie nicht würde einſchlafen laſſen. Sie löſchte das Licht aus, öffnete das Fenſter und horchte in die milde, feuchte Septembernacht hinaus. Ueber der Zeil und dem Roßmarkt ſchwebten die Septembernebel, röthlich gefärbt von den Wachtfeuern, welche unten auf dem Pflaſter die Oeſterreicher in großer Anzahl entzündet hatten; ſonſt war es tief dunkle Nacht. Auch war es ganz und gar ſtille geworden, wenigſtens in der Nähe dieſes Hauſes, und nur ſehr ſelten hallte der Schritt der Patrouillen, welche die ganze Stadt nach allen Richtungen durchzogen, und ihre gegenſeitigen Anrufe in das Dachſtübchen herauf. Minna's Ausſicht aus dieſer Stube ging nur auf Dächer, Giebelſpitzen und Schornſteine, und die Einſamkeit dieſer obern Welt erfüllte ſie heute mit einer tiefen Melancholie, wie ſie ſonſt in ſiebzehnjährige Herzen ſelten einzukehren pflegt. Ihr Vater, der alte Philologe, hatte ſie in der Bewunderung der Patrioten der alten Welt erzogen und ihr immer wiederholt, daß es in unſerer Zeit ſolche Helden nicht mehr gebe. Er hatte ihren Geiſt wie ihre Phantaſie mit Idealen erfüllt, deren Verwirklichung er als unmöglich darſtellte und nach denen er gerade dadurch die Sehnſucht ſeines Kindes nur verſtärkte. Als die Bewegungen in Deutſchland ausbrachen, als ſie von Kämpfen und Aufopferungen hörte und dazu die begeiſterten Reden, die gerade in Frankfurt fielen, glaubte ſie, die alte ſchöne Vergangenheit werde zur Zukunft, die Weltgeſchichte in ihrem Kreislaufe kehre zu den Idealen zurück, die ſie in ihrem Beginne der Menſchheit als Lehre und Muſter für ihren Lebenslauf aufgeſtellt hatte. Als ſie heute Mittag aus ihrer engliſchen Stunde heimkehrte, ſah ſie das kleine Häuflein, das ſich hinter den Barrikaden ſammelte, und im Laufe des Nachmittags hörte ſie von den gewaltigen Truppenmaſſen, die gegen dieſes kleine Häuflein zuſammengezogen wurden. Die Inſurgenten erſchienen ihr als eine kleine Schaar von Helden, die nur von der ungeheuern Ueberzahl erdrückt wurden, und jung wie ſie war, ſtand ſie mit ganzem Herzen auf Seiten der Geopferten, auf Seiten der Schwachen, beweinte ſie die

unbekannten Opfer und machte ſich Vorwürfe, in ſolcher Zeit, an einem ſolchen Tage müßig dazuſtehen, als bloße Zuſchauerin eines Trauerſpieles. Wäre es ihr wenigſtens vergönnt, die Verwundeten zu pflegen, irgend einem der Kämpfer irgendwie zu Hülfe zu kommen.

Nicht um zu ſchlafen, nur um ruhiger an ihren Träumen weiter zu ſpinnen, warf ſie ihre Kleider ab, zog den Vorhang zu und legte ſich zu Bette. Aber trotz dem beſten Willen, über die Ereigniſſe des Tages und die Eindrücke deſſelben fortzudenken und zu ſpinnen, trotz der Unruhe in Blut und Gemüth, war die Jugend doch ſtärker; ihre Jahre gränzten noch an die Provinz, die der Schlaf mild und allmächtig beherrſcht, an die Kindheit. Schon ſchwammen Traum und Wirklichkeit in einander, als ein eigenthümliches Gepolter ſie wieder weckte, daß ſie, heute immer nur Außerordentliches erwartend, raſch aus dem Bette und wieder ans Fenſter ſprang. Sie ſah, wie ungefähr zehn Häuſer weit von ihr eine männliche Geſtalt raſch über den Firſt eines Daches dahinlief, wie ſie, am Giebel angekommen, ohne zu zaudern, auf ein viel tiefer liegendes Dach hinunterſprang, ausglitt und die ganze eine Seite des Daches hinabrutſchte. Minna glaubte den Mann verloren, aber plötzlich ſtand er am äußerſten Rande des Daches wieder aufrecht und lief in einer Dachrinne eben ſo raſch wie vorhin weiter. Mittlerweile waren auch aus dem Dache eines der Häuſer hinter dem Flüchtling mehrere Geſtalten zum Vorſchein gekommen, und zwar, wie es ſchien, aus derſelben Oeffnung, aus der Jener hervorgekommen. Sie ſahen ſich eine Weile um und nahmen dann denſelben Weg, und zwar mit derſelben Raſchheit. Minna zweifelte nicht einen Augenblick: der Flüchtling war einer von den Aufſtändiſchen, der von Polizei oder Soldaten verfolgt wurde. Sie bückte ſich weit vor, um ihm nachzuſehen, und bemerkte mit Schrecken, daß er unaufhaltſam einer Seite entgegenlief, wo die Dächer durch ein Gäßchen unterbrochen wurden und wo er entweder in das Gäßchen wie in einen Abgrund ſtürzen oder, wenn er es bemerkte, innehalten und in

die Gewalt ſeiner Verfolger fallen mußte. Er war zu fern, auch erhoben die Verfolger ein zu lautes Geſchrei, als daß ſie ihm hätte zurufen und ihn warnen können; ſie faltete unwillkürlich die Hände wie zum Gebet, als er eben an der gefährlichen Stelle ankam, und ſie ſtieß augenblicklich einen kleinen Freudenſchrei aus, denn der Flüchtling war mit einem Sprunge über das Gäßchen auf ein etwas tiefer gelegenes Dach gelangt, und er ſchien gerettet, da wohl ſchwerlich die Häſcher den gefährlichen Sprung nachahmen wollten. In der That ſtutzten dieſe vor dem Abgrunde, aber ſie ſtellten ſich raſch in eine Reihe, und jetzt erſt glaubte Minna Waffen blitzen zu ſehen. Einige Sekunden darauf knallte es von dort dem Flüchtlinge nach, der indeſſen bei einer Wendung, die er jenſeits des Gäßchens machen mußte, den Augen des Mädchens entſchwunden war, indem er ſich jetzt auf den Dächern ihrer eigenen Häuſerreihe befand. Da ſie ihn aus den Augen verloren, wurde ihre Angſt um ihn deſto größer; er konnte jetzt gerade, von einer Kugel getroffen, zuſammen- und von den Dächern hinabſtürzen. Aber die Häſcher ſchoßen nicht mehr, und Minna war auf das Fenſterbrett geſtiegen und auf das kleine Vordach vor demſelben, hielt ſich mit der einen Hand feſt und beugte ſich weit vor, um ſo viel des Schauplatzes als möglich überſehen zu können. Der Flüchtling war verſchwunden. Die Häſcher maßen die Breite des Abgrundes vor ihnen, und ſie ſah, wie zwei von ihnen denſelben Sprung wagten. Drüben angekommen, kletterten ſie geraden Weges das Dach hinan, um auf der andern Seite deſſelben zu verſchwinden. Dort mußte alſo, um ſich dem Bereiche ihrer Kugeln zu entziehen, auch der Flüchtling verſchwunden ſein, von dem ſie keine Spur mehr entdeckte und den ſie nun mit Trauer glaubte ſeinem Schickſale überlaſſen zu müſſen. Es fiel ihr ein, daß ſie mit einiger Gewalt in eine andere, eine geſchloſſene Dachſtube in ihrer Nähe gelangen und daß ſie von dort das traurige Schauſpiel vielleicht bis zu ſeiner Entwicklung mit anſehen, vielleicht auch dem Flüchtling irgendwie helfen könnte. Sie wollte eben wieder durch das

Fenſter in ihre Stube zurück, als ſie ganz in ihrer Nähe ein unbedeutendes Geräuſch vernahm und, dieſem Geräuſche mit dem Auge folgend, erkannte, wie eine männliche Geſtalt leiſe von der Spitze eines benachbarten Daches herunterrutſchte, um ihren Weg in der Dachrinne zwiſchen den zwei Häuſern fortzuſetzen. Minna zweifelte keine Sekunde lang, daß es jener Flüchtling war, ſie beugte ſich noch einmal vor und rief: „Hier herein!“ Mit einem Sprunge ſtand der Mann auf dem kleinen Dächlein, noch bevor Minna ganz Zeit gehabt hatte, ſich in die Stube zurückzuziehen. Noch raſcher war er auf ſeinem Wege von dem Dächlein in die Stube. Er hatte aber kaum den Fuß auf den Boden geſetzt, als ſchon das Fenſter und über dem Fenſter ein Laden geſchloſſen und die Stube mit der undurchdringlichſten Finſterniß gefüllt war.

„Uf! das war eine Jagd,“ ſagte der Neuangekommene vor ſich hin, und nachdem er mehrere Male tief aufgeathmet, fügte er hinzu: „Jetzt weiß ich, wie es dem gehetzten Hirſch zu Muthe iſt.“ — Wieder nach einer längeren Pauſe fragte er: „Wo bin ich? Wer hat mir dieſen Rettungshafen geöffnet?“ — Da keine Antwort erfolgte, ſprach er weiter: „Das iſt gleichgültig, ich glaube mich hier ſicher und im Vollgenuß und Gefühl des wiedergewonnenen Lebens und der geretteten Freiheit — ich möchte ſingen, aus ganzem Herzen aufjauchzen.“

„Erlauben Sie,“ ſagte jetzt Minna, „daß ich Sie auf das Geräuſch hier in der Nähe aufmerkſam mache, das ſind Ihre Verfolger, die Sie ſuchen. Jeder Ton kann ſie aufmerkſam machen und herbeiziehen.“

„Eine weibliche Stimme, ſogar eine liebliche junge Mädchenſtimme,“ rief der Fremde mit einem Tone, aus dem die angenehmſte Ueberraſchung leicht herauszuhören war. „Meine Retterin iſt ein holdes junges Geſchöpf, das iſt ja prachtvoll.“

„Ich bitte Sie,“ zu ſchweigen,“ flehte Minna wieder, „Sie hören ja, wie ſich die Schritte nähern; wie leicht kann ſie nicht der geringſte Laut herbeiziehen.“

In der That hörte man bald in der Nähe hohle Schritte

auf dem Dache, auch einzelne Worte und Flüche, daß die Beute so plötzlich und wie durch Zauber entwischt sei. Der Flüchtling konnte nicht umhin, sich vor Freude die Hände zu reiben und gerade in dem Augenblicke, als jene Männer hart über und am Fenster vorbeizogen, mit freilich gedämpfter Stimme vor sich hin zu sagen: „Das ist mir lieber, als wenn ich hundert Meilen weit von ihnen wäre." Minna warnte wieder mit einem leisen „St", und er schwieg jetzt, so lange man noch einen Laut oder Ton von den Verfolgern hören konnte. Dann begann er wieder zu plaudern, und das war ihm höchst wahrscheinlich Bedürfniß in der Aufregung, in die ihn die höchst gefährliche Flucht und der Lauf über die Dächer versetzt hatte. „Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig," begann er der Seite zugekehrt, wo er im Dunklen einige Bewegung vernahm, „ich muß Ihnen erzählen, meine edle Retterin, wie ich auf diesem ungewöhnlichen Wege zu Ihnen gelangte. Nachdem die Barrikade in der Fahrgasse genommen war, verließen wir, wir vier Leute, die sie vertheidigten, man kann wohl nicht sagen: auf feige Weise, unsern Posten, denn wir hatten so viel Artillerie und Infanterie uns gegenüber, als eben jene ganze Gegend fassen konnte. Wir zerstreuten uns, und ich suchte nach dem Römer hin zu gelangen, als mir in einer kleinen Seitengasse eine Streifpatrouille mit zwei Polizisten und einer bürgerlichen Kanaille an der Spitze entgegenkamen. Ich sah, wie besagte bürgerliche Kanaille auf mich deutete und die zwei Polizisten sich sofort gegen mich in Bewegung setzten. Vor mir die Patrouille, hinter mir einige Bataillone — es blieb mir nichts Anderes übrig — ich sprang auf eine Thüre rechts von mir los, sie nach, ich eilte eine Treppe hinauf, eine zweite, eine dritte, denn ich höre die Verfolger hinter mir — ich befinde mich plötzlich unter einem Dache und springe zur Dachlucke hinaus. Da stand ich und hatte ein weites Feld der Wanderschaft und Wirksamkeit vor mir. Aber ich sah allerdings ein, daß jetzt die Beine einer Gemse oder die Krallen einer Katze höchst wünschenswerth wären. Man ließ mir keine Zeit, über das Thema: es ist

ſo ſchwer, ein Menſch zu ſein, nachzudenken, ſchon polterte es hinter mir, und ich mußte mich ohne Führer auf dieſe Wanderung durch die Frankfurter Schweiz einlaſſen. Da ging es denn über Berg und Thal und Abgründe, unter den verſchiedenſten Reiſeeindrücken, und manchen Kater ſtörte ich in ſeiner Ruhe, und manche Lawine von zerbröckeltem Schiefer und verfaulten Schindeln brachte ich zu Falle — bis ich eine holde Stimme hörte, etwas Weißes ſchimmern ſah, wie jene weißen Rehe, die den irrenden Ritter in Zauberſchlöſſer führen — und da ſitze ich und harre, bis es der edlen Retterin beliebt, mir ihr edles Geſicht zu zeigen. Aber mit all Dem ſagte ich Ihnen noch nicht, wer eigentlich der glückliche Unglückliche iſt, den Sie aus den Krallen der Frankfurter, vielleicht reichsverweſenden Gerechtigkeit gerettet haben. Ich, Señora, euer Schützling, bin einfach ein Stud. jur. aus Heidelberg und ſtamme aus der fröhlichen Pfalz, Gott erhalt's. Da vernehme ich vor einigen Tagen, daß hier in Frankfurt etwas koche und brodle, was ſich als eine hübſche Revolution herausſtellen könnte, und ich, der ich mein Lebtag nichts ſo ſehr gewünſcht habe, als mich einmal für jenes große Unbekannte zu ſchlagen, was wir Deutſchland nennen, oder auch deutſche Einheit und Freiheit, oder auch deutſche Ehre,

‚denn vielbenamt iſt, was nicht einen Namen hat,'

und ich kam, ſah, ſchlug und wurde beſiegt, ich Paul Eckhardt."

Mit wie heiterem Tone Paul Eckhardt ſeine Erzählung begonnen, mit ebenſo traurigem beſchloß er ſie. Seine Stimme ſank mit den letzten Worten in eine tiefe melancholiſche Tonart, und wie ihm darauf ein leiſer Seufzer antwortete, verſank er in gänzliches Schweigen.

Bei all Dem war es noch immer ſo dunkel in der Stube, daß der Student nicht ſeine Hand ſehen konnte. Es zerſtreute ihn nichts, und ſo verſank er immer tiefer in Nachdenken. Minna glaubte ſchon, er ſei vielleicht, von den Mühen des Tages und den Aufregungen der letzten Stunde abgeſpannt, in Schlaf

gefallen, als er mit Einem Male und zwar wieder mit der alten Frische und Heiterkeit das Gespräch aufnahm.

„Nun, meine edle Unbekannte," begann er, „verschleiertes Bild von Sais, Tochter der Nacht, Stern hinter Wolken, soll es ewig dunkel bleiben in meinem Leben, seit ich von der Höhe des Sieges herabgesunken bin in den Abgrund der Niederlage? Nein, so wie wir, die Geschlagenen, uns wieder erheben werden aus Nacht zu Licht, so lassen auch Sie, Göttin oder auch Weib, mich auftauchen aus dem Schatten kimmerischer Nacht und dankbar in Ihr Antlitz sehen."

Minna bat ihn, noch einen Augenblick sich zu gedulden; sie werde so bald als möglich die Kerze anstecken. Bald darauf hörte Eckhardt, wie sie das Feuerzeug in die Hand nahm. „Halt," rief er da, „noch einen Augenblick. Ich will Ihnen erst sagen, wie Sie aussehen, wie mir Sie der Ton und der Ausdruck Ihrer Stimme licht auf den dunkeln Hintergrund gemalt, und wie ich mir das Ideal einer Retterin denke und wünsche. Sie sind kaum achtzehn Jahre alt, haben blondes Haar, dessen Goldglanz sanft gedämpft ist, als ob eine liebende Hand die Asche der feinsten Havanna-Cigarre darüber ausgestreut hätte; tragen dieses Haar in den einfachsten Scheiteln und verbergen seine Fülle rückwärts in gewaltigen dicken Flechten. Das Auge ist blau, Das versteht sich; was sich aber nicht versteht, Das sind dunkelbraune, breitgewölbte, sehr feine Augenbrauen, ebenso dunkle Wimpern, die auf das blaue Auge einen schwarzen Schatten werfen und über dessen Sanftheit täuschen — fern sei, solchen Augen eine römische oder auch griechische Nase — unklassisch, aber romantisch, wünsche ich eher eine kleine —"

Hier wurde der Student in seiner malenden Rede unterbrochen, indem ein Zündhölzchen, prasselnd und wie von einer ungeduldigen Hand geführt, über eine Fläche fuhr und mit der plötzlich verbreiteten Helle den übermüthigen Redner blendete. Als er sich wieder gefaßt hatte, stand Minna neben der entzündeten Kerze an einem Tischchen vor den dunkelblauen geschlossenen

Bettvorhängen. Eckhardt ſprang überraſcht auf, um auf ſie zuzueilen. Es war ihm wie ein Zauber. Das Bild, das er ſo eben zu malen angefangen, ſtand lebendig und vollendet vor ihm, aber dieſe blauen Augen blickten mit großer Würde und ſogar mit einigem Zorne über die Art und Weiſe, wie der Student ſo eben ſich mit ihrer Perſon beſchäftigt hatte. Er wollte ihr ſeine Ueberraſchung ausdrücken und ihr ſagen, daß ſie als die Verwirklichung ſeines Ideales vor ihm ſtehe, aber der Uebermuth, der ihn im Dunkeln beſeelt hatte, ſchmolz vor dem Lichte und vor dem Anblicke dieſes jungen, beleidigt ſehenden Mädchens dahin. Schon der zweite Schritt, den er ihr entgegenthat, war langſamer als der erſte. Beſchämt ſtand er vor ihr, die, vom Tode ihrer Mutter her noch in Halbtrauer, in einem ſchwarzen, weiß punktirten Kleide, mit dem ernſten Blicke und mit dem Ausdrucke der Würde, die ihr in der Einſamkeit einem jungen Manne gegenüber der weibliche Inſtinkt als Rüſtung umgethan, und wie der Dichter ſingt, „in Keuſchheit angethan," allerdings ganz geeignet war, eine mehr in der Gewohnheit als im Charakter begründete ſtudentiſche Kühnheit in ihre Schranken zurückzuweiſen. Er machte ihr keine Komplimente, er dankte ihr nicht einmal für ſeine Rettung, er erröthete einfach und bat ſie ſtotternd um Verzeihung. Unwillkürlich ſtreckte er die Hand aus, und ſie reichte ihm die ihrige, ohne zu wiſſen, was ſie that. Sein Erröthen und ſeine beſcheidene Bitte demüthigten ſie, denn es ſtand ein junger Mann vor ihr, der, wie ſie ſich wenigſtens in dieſem Augenblicke einbildete, ihrer Vorſtellung von einem begeiſterten Freiheitskämpfer ebenſo entſprach, wie ihre Erſcheinung ſeinem Ideale.

Paul Eckhardt war eine jener Geſtalten, die man am linken Rheinufer nicht ſelten findet, ein Gemiſch von Süd und Norden, das vielleicht das Produkt der römiſch-germaniſchen Vermählung iſt, die in dieſen Gegenden ſtattgefunden. Sein langes, auf die Schultern herabfallendes Studentenhaar war dunkelblond, ſeine Geſichtsfarbe beinahe ohne alle Nüancen, braun und bronzirt, ſeine Augen ſchwarz und glänzend, die Naſe kühn und geierhaft

geſchwungen; nur Mund und Kinn ſänftigten auf nordiſche Weiſe das glühend Südliche des ganzen Geſichtes. Nordiſch war auch die ganze ſchlanke Geſtalt, eine jener Geſtalten, welche die Dichter des Nordens mit der Tanne, die des Südens mit der Palme vergleichen. Es war ein ſchönes Paar, das ſich da in der Einſamkeit der Mitternacht in einer entlegenen Dachſtube gegenüber ſtand, und alle holden und gefährlichen Möglichkeiten der Jugend ſchwebten über ihren Häuptern. Sie fühlten wohl ihre Mächte durch den „Dämmer weben", und ſie neigten ihre jungen Häupter und ſchwiegen.

Eckhardt war der Erſte, der wieder das Wort ergriff. „Und was jetzt?" fragte er mit der tiefſten Unterthänigkeit, „was befehlen Sie, daß ich jetzt beginne?"

Minna ſah eine Zeit lang nachdenklich auf den Boden, dann dem Fragenden ins Geſicht und ſagte: „Man wird wohl die ganze Nacht hindurch nach den Aufſtändiſchen ſuchen, und beſonders in den Straßen, die an den Kampfplatz ſtoßen. Sie könnten mit dem erſten Schritte aus dem Hauſe Ihren Verfolgern in die Hände fallen — es iſt wohl am Beſten, Sie bleiben für jetzt hier in dieſer Stube."

„Hier?" fragte Eckhardt verlegen.

Die Verlegenheit wirkte anſteckend auf das Mädchen. Sie ſchlug wieder die Augen nieder und ſtotterte: „Ich weiß Niemand hier im Hauſe, dem ich Sie anvertrauen möchte."

„Haben Sie keinen Vater oder Bruder?"

„Einen Vater," erwiderte Minna — „er iſt gut, und obwohl nicht Ihrer Meinung und Partei, wären Sie gewiß ſicher bei ihm geborgen. Aber er iſt etwas ängſtlich, und es könnten ihm, wenn er einen Revolutionär verbirgt, größere Gefahren daraus entſtehen, als mir. Es iſt beſſer, er erfährt nichts von Ihrer Anweſenheit."

„In Ihre Hände, mein Fräulein, gebe ich mich ganz und gar, und erlauben Sie mir, hinzuzufügen, daß ich mich Ihnen mit einem Gefühl beſonderer Genugthuung anvertraue. Verfügen Sie über mich, ſeien Sie mein Schickſal — ich wünſche mir kein ſchöneres."

Bei dieſen Worten drückte er ihre Hand, die er ergriffen hatte, um ſie ſogleich wieder fallen zu laſſen. Wieder verlegen, ließ er ſeine Blicke durch die kleine Stube ſchweifen. Es war der ächteſte Mädchen-Aufenthalt. Einige alte Möbel, ein Bett mit Vorhang, einige kleine Bildchen an der Wand; eine Anzahl von Büchern und Schreibmaterial mit alten Schulheften neben einer Waſſerflaſche, einer Kaffeetaſſe und einer Uhr, die nicht ging, auf der Kommode, bildeten den ganzen Hausrath, und über Alles war ein Duft der Reinlichkeit und der Jungfräulichkeit ausgegoſſen. Die Dunkelheit, in die Anfangs die Stube getaucht geweſen, hatte Minna benützt, um ſich anzukleiden und Alles in Ordnung zu bringen, daß es jetzt nach Mitternacht hier ſo ausſah, wie ſonſt um neun Uhr Morgens. Eckhardt, der ſich gewiſſe Fauſt-Szenen immer in die alte Reichsſtadt Frankfurt verſetzt dachte, erinnerte ſich bei dieſem Anblick an Gretchens Zimmer, fühlte aber nichts von dem Mephiſtopheles in oder neben ſich, von dem er ſich manchmal einbildete, daß ein Stück in ihm ſtecke. Minna zeigte auf einen alten Strohſeſſel und gehorſam ſetzte er ſich hin, als ob er ohne beſondere Erlaubniß nicht wieder aufſtehen wollte. Gerührt von ſeiner Haltung und Fügſamkeit, ſetzte ſich ihm Minna gegenüber und fühlte ſie die Pflicht der Wirthin, es ihm hier heimiſch zu machen. Sie brachte das Geſpräch auf den Kampf, und er erzählte abwechſelnd in begeiſterten und entrüſteten Worten. Und ſie blickte ſelbſtvergeſſen, ſeinen Worten wie ſeinen Gefühlen folgend, in die glühenden Augen und auf den ſchönen beredten Mund. Wie ſchnell begann den Beiden die Zeit zu verſtreichen, und nach wie kurzer Zeit fühlten ſie ſich als alte Bekannte! Paul Eckhardt erholte ſich auch mehr und mehr von der Befangenheit, in die ihn das ernſthafte Weſen ſeiner Beſchützerin verſetzt hatte, und ging nach und nach in den Ton über, den das Gefühl der alten Bekanntſchaft natürlich machte. Plötzlich hielt er inne, als ob ihn eine neue Empfindung überkäme, und ſenkte ſeinen ſchönen Kopf gedankenvoll in die Hand.

„Was iſt Ihnen?“ fragte Minna beſorgt.

„Verzeihen Sie," bat er lächelnd, „verzeihen Sie, ich bin hungrig. Seit zwölf Uhr ſtand ich hinter der Barrikade, dann die heftige Bewegung der Reiſe über die Dächer — und dann — auch die patriotiſche Aufregung macht Appetit. Ich bin nun einmal Ihr Gaſtfreund —"

Minna erhob ſich lächelnd, entſchuldigte ſich, nicht ſelbſt an dieſe Möglichkeit gedacht zu haben, holte einen Schlüſſelbund aus einer Schürzentaſche und ging zur Thüre hinaus, wo ſie die Schuhe vom Fuße zog, um unhörbar auf den Strümpfen in den dritten Stock zu ihrem Speiſeſchrank hinabzuſteigen. Als ſie nach kaum zehn Minuten mit einem wohlbedeckten Teller in die Dachſtube zurückkehrte, ſaß Paul mit dem Kopfe an die Kommode gelehnt und war in den tiefſten Schlaf verſunken. Minna ſetzte leiſe den Teller hin, holte ein Kiſſen aus ihrem Bette und ſchob es ſanft zwiſchen die ſcharfe Kante und den Kopf des Schläfers, ohne ihn zu wecken. Dann ſtellte ſie ſich, das Licht vorſichtig mit der Hand bedeckend, vor ihn hin, betrachtete ihn lange und dachte: „Wie ſchön iſt er! Wie glücklich bin ich, ihn gerettet zu haben und vielleicht noch etwas für ihn thun zu können!" — Dann ſetzte ſie ſich ihm gegenüber und fuhr mit mehr Muße in ihrer Betrachtung, vielleicht auch in ihren Träumen fort, bis auch ihre Jugend „dem kindlichen Gott, dem Gott der Kindheit" erlag. Und als die Sonne aufging, beleuchteten ihre Strahlen, die bequem durch die breiten Spalten des Ladens drangen, eine über den Rand des Leuchters herabgeſchmolzene Kerze und zwei Schläfer, deren tiefe Athemzüge geſund und friſch auf rhythmiſche Weiſe die ſtille Stube erfüllten.

2.

Als Paul erwachte, fand er ſich allein. Halb verſchlafen, öffnete er den Laden und ſah gähnend über die Dächer hin, bis ihm einfiel, welche Rückſichten er ſeiner Retterin ſchuldete, und er ſich zurückzog. Wie ein unglückliches Omen fiel es ihm auf, daß

er, als er in der Nacht durchs Fenſter geſtiegen, Minna's Blumen vor demſelben zum großen Theile zertreten hatte. „Gutes, holdſeliges Geſchöpf," dachte er, „ſollte ich beſtimmt ſein, die Blumen deines Lebens zu zertreten?" Aber er war nicht der Mann, traurige Ahnungen und Gedanken in ſich aufkommen zu laſſen. Wie er geſtern über Höhen und tiefe Gaſſen dahingeſprungen war, ſo war ſein jugendlicher Geiſt daran gewöhnt, heiter über Abgründe zu ſpringen. Er dachte nur an Minna, an die Anmuth, in der ſie vor ihm geſtanden, an ihre Güte und Schönheit und endlich an das liebenswürdig ernſte, achtunggebietende Weſen ihrer ganzen Erſcheinung. Er hielt es für ſeine Pflicht, die verborgene Mädchenſtube, in der er ſich mit Ehrfurcht umſah und in der er während der Abweſenheit der Beſitzerin nichts zu berühren wagte, ſobald als möglich zu verlaſſen; aber er mußte ihre Rückkehr abwarten, um ihr zu danken und vor Allem, um ſie noch einmal zu ſehen und um ſich ihr Bild in ſein dankbares Herz für immer einzuprägen. Er ſetzte ſich wieder ruhig hin, und ſonderbarer Weiſe traten von ſeinen geſtrigen Erlebniſſen nur die letzten ſchönen Szenen, in denen ſchon Minna eine Rolle ſpielte, vor ſeinen Geiſt. Sie ſchwebte ihm in unendlicher Lieblichkeit vor, und er war begierig, ob ſie ihm heute bei kälterem Blute und nüchternem Tageslichte ebenſo erſcheinen werde.

Es war ſchon ziemlich ſpät, als Minna mit einer Kaffeemaſchine in der Hand eintrat. Paul ſprang ihr entgegen und küßte ihr die Hände. Minna ſtand betreten und that einen Schritt rückwärts, als ob ſie wieder die Stube verlaſſen wollte.

„Das galt meiner Retterin," ſtammelte er entſchuldigend, und ſie trat wieder lächelnd vor, ſtellte die Maſchine auf den Tiſch und begann, den Trank zu brauen. Sie ſetzte ſich hin und blickte in die Spiritusflamme; ſo that auch Paul, und man hörte nichts in der Stube, als das Brodeln des Waſſers und das Singen der Maſchine. Aber auf dem Geſichte der beiden jungen Leute lag ein ſchüchternes, in Verlegenheit ſchweigendes Glück.

Der Kaffee war fertig, und Paul weigerte ſich, ihn zu berühren,

wenn Minna ihm nicht Geſellſchaft leiſtete, und ſo wurde der Trank in einer Taſſe und einem Glaſe gemeinſchaftlich genoſſen und löste die Zungen, und Paul vergaß ſeinen Vorſatz, die Stube zu verlaſſen. Er erinnerte ſich deſſen erſt, als es eilf Uhr ſchlug und Minna ſich erhob, um das Mittageſſen für ihren Vater zu bereiten, der in einer Stunde von der Bibliothek heimkehren ſollte.

Paul ergriff ſeinen Hut und wollte Abſchied nehmen. Aber es war ihm mit Einem Male zu Muthe, wie ihm in ſeinem Leben noch nie zu Muthe geweſen; er fühlte zum erſten Male, was ein Abſchied ſei, ein ſolcher Abſchied, dem alle Worte nicht genügen und der zum Schweigen verdammt iſt. Er ergriff ihre Hand, und ſie fühlte, wie er zitterte. Sie hatte kaum den Muth, ihm ins Geſicht zu ſehen, das er geſenkt hatte und das erblaßt war, während ſich ſeine Lippen tonlos bewegten.

„Was wollen Sie?“ fragte Minna und hatte bei dieſem Anblicke auch nicht den Muth, ihre Stimme über ein deutliches Flüſtern zu erheben.

„Fort,“ ſtieß er heftig heraus und wandte ſich ab.

„Unmöglich,“ erwiderte jetzt Minna kräftiger und mit Entſchiedenheit — „ich habe mich heute ſchon umgeſehen und erkundigt — die Aufregung iſt groß, es wird noch auf die Aufrühreriſchen gefahndet — die Thore der Stadt ſind alle geſchloſſen, und man hat Urſache, zu glauben, daß ſie von verkleideter Polizei bewacht ſind — Sie rennen in Ihr Verderben, wenn Sie ſich jetzt ſchon auf die Straße wagen —“

„Es kennen mich hier nur Wenige,“ ſagte Paul beruhigend, „die Polizei muß nicht wiſſen, daß ich hinter den Barrikaden geweſen.“

„Das ſieht man Ihnen auf hundert Schritte an,“ lächelte Minna und fügte leiſe hinzu: „Und dann — Sie haben ein ſo auffallendes Geſicht, daß der Späher, der Sie nur einen Augenblick bei den Revolutionären geſehen, es gewiß nicht vergeſſen hat.“

„Geben Sie mir eine Scheere,“ bat Paul, „ich will Haare

und Schnurrbart abſchneiden und mich ſo entſtellen, daß mich kein Poliziſt der Welt wieder erkennen ſoll."

Minna ſah ihn von der Seite an, ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Was würden Ihre Freunde ſagen, wenn ſie Sie nicht wieder erkennen? Es würde auch nichts nützen, mit dem Haarabſchneiden können Sie ſich nicht unkenntlich machen. Sie ſind mir vom Schickſal anvertraut, ich muß für Ihre Sicherheit ſorgen; bleiben Sie hier, bis ich Ihnen Nachrichten bringe, daß Ihre weitere Flucht ohne zu große Gefahren möglich iſt. Ich will weitere Erkundigungen einziehen."

„Aber wenn man erfährt, daß Sie mich hier verborgen haben," ſtotterte Paul, „ich meine nicht die Polizei, ſondern die Leute — Ihr Vater — mein Fräulein — Ihr Ruf — mein Leben, meine Freiheit ſind mir nicht ſo viel werth, daß ich darum nur ein Stäubchen auf Ihren Ruf, nur eine Sekunde Verdruß Ihrem guten Herzen —"

Paul hatte während dieſer Worte ihre Hand ergriffen, und ein Gefühl, das ihn plötzlich überwältigte, trieb ihm die Thränen in die Augen. Minna bemerkte das wohl; ſie drückte die Hand, welche die ihrige ergriffen hatte, mit offener Herzlichkeit und bat ihn, ſich darüber zu beruhigen. Sie hoffe, mit Vorſicht und Klugheit die Pflichten vereinigen zu können, die ſie ſich und ihrem Schützling gegenüber zu erfüllen habe. Sie bat ihn ferner, ſich ſtille zu verhalten, nicht ans Fenſter zu gehen, und nahm ihm das Wort ab, während ihrer Abweſenheit keinen Entſchluß zu faſſen. Doch erlaubte ſie ihm, wenn ihm die Stube zu enge ſei, ohne Lärm in den Räumen des Speichers vor ihrer Stube zu luſtwandeln. Es ſei keine Gefahr der Ueberraſchung da, da man die Treppe, die heraufführe, und die Thüre, die ſie ſchließe, krachen höre, ſobald ſich Jemand nähere.

„Sie iſt ein Engel! Mein Glück, mein guter Genius hat mich zu ihr geführt! Ein ſolches Mädchen iſt mir nie begegnet! Sie iſt ſchöner und beſſer, als alle meine Ideale. O, um wie viel poetiſcher kann doch die Wirklichkeit ſein, als alle Poeſie!

Wenn mich ein ſolches Mädchen, wenn mich dieſe lieben könnte, wie glücklich wäre ich, was wäre ich auszuführen im Stande!“ Dieſe und ähnliche Ausrufe wiederholten ſich in der kleinen Stube, nachdem ſie Minna verlaſſen hatte. Mehr als einmal überraſchte ſich Paul Eckhardt auf Selbſtgeſprächen. Es fiel ihm nicht ein, von der Erlaubniß, unter dem Dache zu luſtwandeln, Gebrauch zu machen; er fühlte ſich zu wohl in der kleinen Stube, und als Minna gegen Ein Uhr wiederkehrte, um ihm ſein Mittageſſen zu bringen, fand ſie ihn an die Wand gelehnt, wie er mit einem Bleiſtifte auf dieſelbe Verſe ſchrieb. Aber ſie las ſie nicht und verließ ihn gleich wieder, da ihr Vater dieſen Nachmittag zu Hauſe blieb, ſie ihm eine Zeit lang Geſellſchaft leiſten und dann der näheren Erkundigungen wegen ausgehen mußte. Doch wurde ihm die Zeit nicht lange in ſeiner Einſamkeit, trotz der Sehnſucht, mit der er der Rückkehr Minna's entgegenſah. Er ſchrieb eben Verſe und dichtete ſich in ein Glück hinein, in dem ihm die Stunden vergingen, wie in den Gärten Armidas. Dann betrachtete er jeden Gegenſtand, hatte jetzt auch den Muth, Alles zu berühren, und Alles erzählte ihm von ſeiner Gaſtfreundin. Es war ſchon dämmernder Abend, als ihm zwei Dinge an ihm ſelbſt auffielen; einmal, daß er, ſeit er in dieſer Stube verweilte, ganz und gar das Rauchen vergeſſen, die Cigarre oder Pfeife, ohne die er ſonſt nicht zwei Stunden leben konnte, und dann, daß er alle Gegenſtände im Zimmer berührt und betrachtet, aber den Bettvorhang auch nicht eine Sekunde lang gelüftet hatte. Bei dieſer letzten Bemerkung ſagte er ſich, wie ſchlecht die Menſchheit ſich ſelbſt beurtheile, und wie ſie vorzugsweiſe mit ihrer Ueberwachung der Jugend Unrecht thue. Er wußte, wie heilig ihm Minna war, und wie er des höchſten Muthes, ja des Rauſches bedurfte, um nur ihre Hand zu berühren.

Sie kehrte erſt ſpät am Abend zurück, und ihre Nachrichten beſagten, daß ſich hier unten nichts geändert hätte, daß Paul Eckhardt alſo auch ſein Verſteck nicht verlaſſen könne. Es ſchien ihm unmöglich, wenn auch höchſt wünſchenswerth, länger zu

bleiben. „Die Behörden der guten Stadt Frankfurt," ſagte er, „werden nicht zu grauſam mit uns ſein; ich muß es wagen."

„Wir ſind nicht Herren im eigenen Hauſe," berichtigte Minna, die dieſen Nachmittag viel herum gehört und in ihrer Beſorgniß um Paul Eckhardt die Lage der Dinge mit weiblichem Inſtinkte begriffen hatte — „der Reichsverweſer hat ſeine Polizei, und hinter ihm ſtehen Preußen und Oeſterreicher, die nach Willkür in unſerer Stadt wirthſchaften. Es wagt Niemand, vorauszuſagen, welches Verfahren ſie gegen die Revolutionäre einſchlagen werden. Jedenfalls müſſen wir beobachten und abwarten."

„Und ich?" fragte Paul.

„Sie bleiben hier," ſagte Minna entſchieden.

„Unmöglich!" rief Eckhardt, „ich würde es mir nie vergeben, Sie meiner Sicherheit wegen bloßgeſtellt zu haben. Sie ſind noch ſo jung, Minna, Sie wiſſen noch nicht, was es bedeutet, in Ihrer Stube und geheim —"

„Ich weiß es ſehr wohl," fiel ihm Minna raſch ins Wort; „aber ich weiß auch, was ich wagen muß, was mir mein Herz gebietet, wenn es ſich darum handelt, die Zukunft, die Freiheit, vielleicht das Leben eines jungen Mannes zu retten, der noch ſeinem Vaterlande dienen kann, an dem vielleicht das Glück und die Liebe theurer Perſonen, die Liebe von Mutter und Geſchwiſtern hängt —"

Paul ſchüttelte traurig den Kopf. „Sie können mich in dieſer Beziehung ruhig gehen laſſen," ſagte er bitter lächelnd — „kein Vater, keine Mutter, keine Geſchwiſter — ich kenne nichts vom Glücke ſolcher Liebe und vom Glücke einer ſolchen Beſorgniß. Wenn ich in meinem Gefängniſſe verſchwinde, wird nur ein Onkel behaupten, daß mir Recht geſchehen, aber Niemand wird um mich trauern. Ich bin ein Waiſe, allein."

„Allein?" wiederholte Minna gerührt. „Umſomehr iſt es Pflicht, für Sie zu ſorgen."

Paul ergriff Minna's Hände und drückte ſie heftig an ſeine

Lippen, dann ſprang er der Thüre entgegen. Aber Minna war raſcher; ſie verſtellte ihm den Weg und wollte ihm eben mit Kraft gebieten, zurückzuweichen, als ſie zwei Thränen bemerkte, welche aus Pauls Augen herniedetfloßen. Sie ließ den Kopf ſinken und ſtreckte ihm beide Hände entgegen. Er faßte ſie wieder und ſank in demſelben Augenblicke ihr zu Füßen. „Minna“ ſtotterte er unter Schluchzen, „es iſt mir, als wären mir alle Verluſte erſetzt, die Sie mich jetzt beweinen ſehen. Ich kenne Sie noch nicht vierundzwanzig Stunden, aber ſchon haben Sie mit Muth und Aufopferung mehr für mich gethan, als wohl je ein Menſch für mich thun wird. Ich bleibe; Sie haben über mich zu gebieten. Ich beſchwöre Sie, glauben Sie nicht, daß ein überſtrömendes Gefühl der Dankbarkeit oder Pflicht und Beſorgniß für Ihren Ruf jetzt aus mir ſprechen; nein, es iſt eine Stimme, die aus dem tiefſten Innern meines Herzens ruft und die es mir ſchon heute den ganzen Tag zuruft, daß ich Sie liebe, daß ich Ihnen ewig angehören werde. Weiſen Sie mich nicht zurück, nehmen Sie meine Liebe an, meine Liebe und Werbung um Sie. Seien Sie mein Weib, und ich kann Ihnen mit größerer Ruhe gehorchen und hier bleiben. Alles will ich für meine Rettung thun, wenn ich nur weiß, daß ich mein Leben, meine Freiheit, alle meine Kräfte für Sie errette.“

Er drückte ſeine Stirne an ihren Fuß, während ſie ſich zitternd an die Thüre ſtützte. Sie ſchwiegen Beide. Die Dämmerung hatte ſich bereits in Dunkelheit verwandelt, als Paul wieder den Kopf erhob und flehte: „Wenn nur ein leiſes Echo der Gefühle, die mein ganzes Herz erfüllen, in Ihnen wiederklingt, ſo antworten Sie mir, geben Sie mir ein tröſtliches Wort.“

Minna bückte ſich zu ihm herab und ſagte leiſe: „Stehen Sie auf, bleiben Sie — ich verſpreche Ihnen, daß Sie ſich, wenn Sie es wollen, für mich retten.“

Eckhardt ſprang auf, wie von einer Feder emporgeſchnellt, und die beiden jungen Herzen ſchlugen aneinander in dem glückſeligen Gefühle einer erſten Liebe. Sie waren Beide ſo jung!

3.

Unten in den Straßen und Häuſern tobten noch immer die Leidenſchaften; man begrub Gefallene, man haderte über Gräbern und am Familientiſche; im Parlamente donnerten Reden voll Anklagen und Gegenanklagen; Gefängniſſe füllten ſich, die Straßen waren von Soldaten durchzogen, während man die Bürger entwaffnete. Flüchtlinge überſchritten bereits die Gränzen des Vaterlandes. Ueberall und in immer weiteren Kreiſen fühlte man die traurigen Nachwirkungen des 18. Septembers, und die Stadt, in welcher Deutſchlands Größe und Freiheit geſchaffen werden ſollte, war traurig, unendlich traurig, unheimlich. Aber oben in der Dachſtube jenes Hauſes in der engen Seitengaſſe ſpielte und webte die glücklichſte Idylle. Da lebten zwei glücklich Liebende, zwei Verlobte, in traulicher, von keiner Seele geahnter Abgeſchiedenheit. Nichts ſtörte ſie; ſie konnten ſich ganz ihren Träumen von einer ſchönen Zukunft und ganz dem ſchönen Momente hingeben.

Wer erwartet eine Schilderung ſolchen Lebens? Anſtatt aller Schilderung, ſagen wir nur: ſie war ſiebzehn, er zweiundzwanzig Jahre alt, und ſie liebten ſich. Mehrere Male ging die Sonne über ihrem Verſtecke auf und nieder — wie viel Zeit für all die tauſend reizenden Kleinigkeiten, für die Spielereien des Herzens und der Phantaſie, wie für die großen Gedanken, die heldenmüthigen Entſchlüſſe, die Opfer und Hingebungen, die alle zugleich in der Liebe ſolcher Jugend Platz haben.

„Was die erſte Liebe ſo verklärt,
Das iſt der Glaube, daß ſie ewig währt,“

und was der Liebe dieſer Beiden außerdem eine gewiſſe Weihe gab, war das Bewußtſein, daß ſie viel zu kämpfen und zu dulden haben würden, daß ihnen eine lange Trennung und damit eine große Probezeit bevorſtehe, durch die ſie ſich ihres Glückes würdig machen ſollten. Paul war in den Augen ſeiner

Geliebten ein Märtyrer, der ſo frühzeitig für ſein Vaterland zu leiden hatte; die Treue, die Ausdauer eines ſolchen Mannes zu bezweifeln, hätte ihr ein Verbrechen geſchienen. Und ihm war Minna ein Geſchenk der Vorſehung, beſtimmt, ihn immer zu beglücken, beſtimmt, ihm ins Exil die ſüßeſte Erinnerung an das Vaterland mitzugeben. Daß Paul in die Verbannung wandern ſollte, das trübte das Glück der Liebenden nur wenig; ſie waren Beide zu ſehr von der Zukunft des Vaterlandes überzeugt, ſie erwarteten mit Zuverſicht eine große Erhebung des deutſchen Volkes, und zwar in naher Zeit; und dieſe nahe Zeit würde ſie mitten im Jubel der allgemeinen Befreiung wieder zuſammenführen. Und wenn Dieſes unglückſeligerweiſe nicht der Fall ſein ſollte, ſo fühlte ſich Paul Eckhardt ſtark genug, um ſich auch auf fremder Erde eine bleibende Stätte zu gründen, und Minna würde ihm auf den erſten Ruf in die Fremde folgen, und wäre es über den Ozean nach Amerika oder Auſtralien.

Und es ward Abend, und es ward Morgen, und die glückſeligſte Woche war mit unzähligen und unerzählbaren Ereigniſſen durch die kleine Stube gegangen. Gefühle, Worte und Thaten hatten die Liebenden mit dem Bewußtſein ihrer Unzertrennlichkeit erfüllt, und Paul hatte die poeſievollſte Häuslichkeit, den ſchönſten Duft einer glücklichen Verbindung kennen gelernt, als endlich die Stunde der Trennung herbeikam. Minna hatte täglich und treu vom Stande der Dinge berichtet; am achten Tage mußte ſie berichten, daß die Verfolgungen nachgelaſſen, da man die Hauptſchuldigen des Aufſtandes bereits in den Gefängniſſen oder in Sicherheit jenſeits der Gränze glaubte, und daß man ungehindert durch alle Thore Frankfurt verlaſſen könne.

Dieſer letzte Nachmittag ging abwechſelnd in Schweigſamkeit und in berauſchenden Beweiſen gegenſeitiger Liebe hin. Spät Abends erhob ſich Minna, ſetzte ihren Hut auf, hüllte ſich in ein großes Tuch und ergriff die Hand des Geliebten. Er ſtand unbeweglich und wie eingewurzelt. Aber ſie zog ihn ſanft zur Thüre — noch einmal ſah er zurück, dann folgte er ihr wie ein

Nachtwandler, bis er ſich mit einem Male unten in der dunklen Straße fand. Sie lehnte ſich an ſeinen Arm, zog ihm den breiten Rand ſeines Hutes tiefer in die Stirne, und ſchweigend und mäßigen Schrittes ging es dem Bockenheimer Thore zu, dann die Promenade entlang zwiſchen den Landhäuſern hin auf die Straße, die gegen Höchſt und Mainz führt. Erſt jenſeits der alten Warte machte Minna Halt.

„Haſt du den Paß?“ fragte ſie, das Papier meinend, das ſie durch eine Kouſine ihrem Bruder hatte entwenden laſſen.

Paul antwortete kaum; er war nicht ſo ruhig wie ſie, um in dieſem Augenblicke an ſeine Sicherheit denken zu können. Anſtatt der Antwort ſchloß er ſie in ſeine Arme und bedeckte ihr Geſicht mit Küſſen. Dann ſchwor er ihr noch die heiligſten Eide ſeiner Liebe und flehte ſie an, ihn nicht zu vergeſſen. Minna hing mit beiden Händen an ſeinen Schultern, wandte ihn dem Mondlichte zu, um ihm noch einmal und recht lange ins Geſicht zu ſehen, und hörte kaum, was er ſchwor und flehte. Noch einmal, ſo wollte er, ſollte ſie ſich zu ihm hinſetzen, auf den Rand des Weges, aber ſie weigerte ſich, drückte ihn noch einmal an ihre Bruſt, ſtieß ihn ſanft der Richtung zu, in der er weiter gehen ſollte, und eilte laufend gegen die Stadt zurück.

4.

Es iſt nicht der Zweck dieſer Blätter, die Fahrten und Abenteuer Paul Eckhardts auf der Flucht und auf fremder Erde ausführlich zu ſchildern. Es war eben ein Flüchtlingsleben, wie hundert andere. Fünf Tage, nachdem er Minna verlaſſen, überſchritt er glücklich die franzöſiſche Gränze, und vor Ende Oktober ſaß er ſchon in Metz und hatte er ſich als Lehrer deutſcher Sprache in der Zeitung angekündigt. Sein Oheim, der Notar in der Pfalz, der ihn bis jetzt hatte ſtudiren laſſen und dem er von Metz aus geſchrieben, hatte ihn in zwei Zeilen auch ſchon wiſſen laſſen, daß er es nie mit den Revolutionären zu thun

gehabt und daß er auch jetzt und in Zukunft mit Revolutionären nichts zu thun haben wolle. Die kleine Baarschaft, die Paul Eckhardt am Tage des Aufstandes in der Tasche hatte, sowie der Erlös seiner Uhr, die er in Alzei verkaufte, waren dahin, nachdem er sich in Metz kaum eingerichtet hatte. Die Noth war eben im Begriffe, an seine Thüre zu klopfen, als er vier Fünfthalerscheine in seiner Seitentasche entdeckte. Woher kam diese Hülfe in der Noth? Paul Eckhardt bedeckte die Scheine mit seinen Küssen; er zweifelte nicht einen Augenblick, daß er die ganze Sparkasse Minna's in Händen hatte. Er nahm sich vor, die Summe unangetastet zu lassen, sie als ein heiliges Andenken, als eine Erinnerung an ihre Liebe und Güte aufzubewahren, um sie ihr in Zukunft, in schönen Stunden immer wieder und wieder zu zeigen. Aber in Metz schien man damals kein starkes Bedürfniß nach der Kenntniß der deutschen Sprache zu empfinden; die Schüler blieben aus, und auch Notare und Advokaten, denen er in einer zweiten Annonce seine Dienste anbot, waren mit Schreibern versehen. Die Frau, bei der er gemiethet hatte, drängte; er schuldete ihr bereits einen Monat Miethzins und das Frühstück, seit vielen Tagen die einzige Mahlzeit, die er einnahm. Was war zu thun? Der Gedanke, von Minna's Gelde zu leben, hatte trotz Allem etwas Liebliches; jeder Bissen Brod mußte ihn an sie erinnern. Die Thalerscheine wurden zum Wechsler getragen. Bevor sie ganz aufgezehrt waren, hatte sich doch eine, bald eine zweite Stunde gefunden; zufällig machte Paul Eckhardt auch die Bekanntschaft eines obskuren Schriftstellers, der den Ehrgeiz hatte, in eine fremde Sprache übersetzt zu werden, obwohl er in der eigenen noch nicht gedruckt war. Paul übersetzte sein langweiliges Werk und erhielt drei Franken per Bogen. Er war zufrieden. Er dachte nicht daran, sich in der Fremde eine bleibende Existenz zu gründen, überzeugt, wie er war, daß ihn schon in den nächsten Monaten oder Wochen eine große Umwälzung in die Heimat zurückführen werde. Wenn er nur, und sei es auch in der elendesten Weise, ohne zu ver-

hungern, über dieſe Wochen oder Monate hinwegkam. An Minna hatte er gleich bei ſeiner Ankunft in Metz geſchrieben, nach dieſem erſten Briefe wartete er, bis er ihr gute Nachrichten geben könnte. Er wartete ſo von Woche zu Woche, und die erhoffte Zeit kam nicht, wohl aber kam der Frühling, und mit ihm ſchienen ſich ausnahmsweiſe die Flüchtlings-Hoffnungen, jene zäheſten aller Täuſchungen, verwirklichen zu wollen. Der Aufſtand in Baden brach los. Paul ließ ſeine Schüler und ſeinen langweiligen Autor im Stiche und ſtand auf deutſchem Boden mit unter den Erſten in Reih und Glied. Er war nach der Pfalz geeilt, weil er dort in ſeiner engern Heimat beſſer glaubte wirken zu können, und weil er dort Frankfurt näher war. Schon ſah er ſich im Geiſte als Sieger in dieſelbe Stadt einziehen, aus der er an Minna's Seite geflohen war, an derſelben Stelle vorbei, wo er mit zerriſſenem Herzen von ihr Abſchied genommen. Nichts wollte er ſich um den Jubel der Bevölkerung kümmern, nichts um die Blumen, welche Jungfrauen den Siegern auf den Weg ſtreuen werden. Er wird ſich durch die jubelnde Menge fortſchleichen und hinaufeilen in die kleine Dachſtube, in die Heimat ſeines Glückes.

Aber Bamberger führte die Pfälzer Aufſtändiſchen über den Rhein nach Baden — und der Reſt iſt bekannt. Im Juli befand ſich Paul Eckhardt mit einem Herzen voll zertrümmerter Hoffnungen wieder als Flüchtling in Straßburg, und bald mußte er auf Befehl der franzöſiſchen Regierung ſich von der deutſchen Gränze weiter entfernen, und er wanderte nach Beſançon. Und da er in Beſançon hungerte, trieb es ihn immer weiter, bis die lange nordiſche Geſtalt mit den langen blonden Haaren an einem ſonnigen Wintertage die Bevölkerung von Avignon in Verwunderung ſetzte.

Es waren um dieſe Zeit an fünfzehn Monate vergangen, ſeit er von Minna Abſchied genommen; ſeit vielen Monaten wußte ſie nicht, wohin ſie dem Irrenden ihre Worte des Troſtes und der Liebe nachſenden ſollte, und er hatte nach ſo vielen

geſcheiterten Hoffnungen nicht den Muth, ihr zu ſchreiben. Die Jugend, die ſich Alles möglich glaubt, die ſich ſtark genug wähnt, um alle Hinderniſſe zu beſiegen, ſchämt ſich, ſobald ſie die Erfahrung vom Gegentheile macht, des Unglücks. Wie ein Prophet, mit der größten Zuverſicht, hatte er ihr vom Siege der Freiheit geſprochen — und wie ſah es jetzt in Deutſchland aus! Mit eben ſo großer Zuverſicht hatte er ſeine Kraft gerühmt, die ihm trotz aller Widerwärtigkeiten, ſei es wo immer, eine Exiſtenz ſchäffen werde — und jetzt irrte er, ein dreiundzwanzigjähriger Jüngling, ſchlimmer als ein Bettler, obdachlos, freundlos, hülflos in ferner Fremde umher, ohne Ausſicht, ſelbſt ohne die Hoffnung, die ſonſt den Flüchtling ſo ſpät verläßt, vor einem oder mehreren Jahrzehnten in die Heimat zurückzukehren. Und dann der Mangel, das Elend, welche die Zeit ſo unendlich dehnen, Wochen zu Jahren machen und Bilder der Vergangenheit in kurzer Zeit ſo ſehr verwiſchen, wie es ſonſt nur lange, lange Jahre vermögen. Auch Eckhardt war es nicht, als ob zwiſchen dem traurigen Jetzt und jenen glückſeligen acht Tagen nur fünfzehn Monate lägen — eine Ewigkeit, ein grauer unendlicher Raum lag dazwiſchen, daß ſelbſt die Phantaſie vor dem Rückwege durch dieſe Wüſte erſchrak. Er empfand jenen vom großen Dichter erwähnten Schmerz der Erinnerung an glückliche Tage im Unglück, und er ſtrebte nach der Kraft, ſich von jener Erinnerung abzuwenden, ſo oft ſie vor ſeine Seele trat. Und von Natur aus zur Heiterkeit angelegt, trieb ihn ſein ganzes Weſen, ſich, ſoweit es von ihm abhing, vom Schmerzhaften abzukehren. Und was ſollte er mit ſeinen Briefen an Minna? War es nicht ein Verbrechen, das Schickſal dieſes holden Geſchöpfes länger an ſeine unglückſelige Exiſtenz zu knüpfen? War es nicht eine Pflicht, ſich von ihr vergeſſen zu laſſen, für ſie zu ſterben, ein Todter zu ſein, um ihr ihre Freiheit wieder zu geben? Darüber glaubte er im Klaren zu ſein, nachdem er eines Abends in der kleinen Manſarde eines alten weitläufigen Gebäudes, ſeiner ärmlichen Wohnung, lange auf- und

abgegangen war, müde an der Wand lehnte und vor ſich hin murmelte:

„Ach, mehr und mehr im Abendhauch
Verweht Erinnrung. Bald zerſtiebt
Mein Erdenloos, dann weiß ich auch
Nicht mehr, wer mich geliebt.“

In Avignon war Paul Eckhardt bald eine bekannte Perſönlichkeit, denn noch immer war es wahr, was Minna geſagt hatte, daß man ſein Geſicht und ſeine Erſcheinung nicht ſo leicht vergißt, wenn man ſie auch nur einen Augenblick geſehen. Und Paul Eckhardt war immer in den Straßen zu ſehen; er zog fortwährend hin und her, in der Hoffnung, irgend wie Bekanntſchaften zu machen und Beſchäftigung zu finden. Auch zogen ihn die Eigenthümlichkeiten dieſer alten, höchſt intereſſanten Stadt an. Der alte Palaſt der Päpſte, die Kirche, die ehemals ein Herkules-Tempel geweſen, die maleriſchen und phantaſtiſchen Stadtmauern, die alte zerbrochene Brücke, die Ruinen von Klöſtern und Kirchen am andern Ufer der Rhone und vieles andere hiſtoriſch oder artiſtiſch Merkwürdige beſchäftigte ihn und ließ ihn manchmal während einer Stunde ſeine unglückliche Lage vergeſſen. Er friſchte ſein lange vernachläſſigtes Dilettantentalent als Zeichner wieder auf und blieb da und dort ſitzen, um in ſein Taſchenbuch zu zeichnen.

Aber auch in Avignon unter dem Himmel, unter dem Laura lebte und Petrarca ſang, ſcheint nicht immer die provenzaliſche Sonne; es gibt Tage, an denen die Oleanderbüſche raſch ihres roſigen Schmuckes beraubt werden, die Granatbäume im Froſte zittern und die braune provenzaliſche Roſe zitternd ihre Blätter zuſammenrollt. Da weht der Miſtral pfeifend durch die Straßen und trägt die Kälte des ſchneebedeckten Mont-Ventoux auf ſeinen Fittichen. Da ſchließen ſich alle Fenſter, und die ſonſt ſo belebten Straßen ſind ausgeſtorben.

Ein ſolcher Tag trieb Paul aus ſeiner Stube, in die er ſich zuerſt vor dem Miſtral geflüchtet hatte. Er wollte ſich im Laufen

erwärmen und eilte durch die verlaſſenen Straßen; aber der Miſtral drang leicht und mit argem Froſte durch die Sommerkleidung, in der er Baden verlaſſen hatte. Starr vor Kälte flüchtete er ſich in eines der Kaffeehäuſer am Theaterplatze, in denen ſich in ſolchen Tagen die Avignoneſen verſammeln. Bei der Menge der Gäſte konnte er ſich daſelbſt wärmen, ohne eine Taſſe Kaffee zu verlangen, die er nicht hätte bezahlen können. An einem Tiſche im Hintergrunde des Kaffeehauſes ſitzend, befand er ſich einem Manne gegenüber, deſſen Geſicht ihm ſelbſt in Avignon, der Stadt der ungewöhnlichen Phyſiognomien, auffallen mußte. Es war der Antiquar oder vielmehr Kurioſitäten-Händler Varlet, eine der bekannteſten Perſönlichkeiten der Stadt, von dem man ſagte, daß ſein Geſicht die größte Kurioſität ſeines Ladens und daß er ſelbſt ſein beſtes Aushängeſchild ſei. Mund, Naſe, Augenbraunen und Stirne machten die ſonderbarſten Windungen und ſahen ſich um ſo komiſcher an, als bei aller Verzerrung aus allen dieſen Winkeln und Buchten die größte Gutmüthigkeit hervorlächelte. Man mußte lachen, ſobald man ihn erblickte. Er verfehlte ſeinen Eindruck auch auf den niedergeſchlagenen hungernden Flüchtling nicht. Paul zog Bleifeder und Papier aus der Taſche und begann, zu zeichnen, und je länger er zeichnete, deſto mehr vertiefte er ſich in den Reichthum dieſer Abſonderlichkeit. Er blickte erſt von ſeiner Arbeit auf, als hinter ihm ein lautes Lachen und gleich darauf Händeklatſchen und ein vielfaches Bravo erſcholl. Das kam von der Menge der Zuſchauer, die ſich hinter ihm geſammelt, ihn bei der Arbeit belauſcht hatten und jetzt, da das Geſicht leibhaftig auf das Papier gebannt war, losbrach. Das Original wurde dadurch aufmerkſam gemacht und verlangte, das Porträt zu ſehen. Paul war in Verlegenheit; er fürchtete, daß die Wahrheit der Zeichnung den guten Mann beleidigen werde. Aber weit entfernt, ſich beim Anblick ſeiner reproduzirten Häßlichkeit zu erzürnen, ſtimmte der Antiquar ſelber mit ein in das Gelächter der Andern, rühmte das Porträt und verſicherte als Kunſtkenner, daß dieſer

junge Mann ein ausgezeichnetes Talent beſitze. Dann ließ er einen prüfenden Blick über Paul ſchweifen, bemerkte das leichte Sommerröckchen, das vom Miſtral da draußen ſo arg abſtach, und bat den jungen Mann, ihm ſein Porträt für fünf Franken zu verkaufen. Und bevor ſich Paul deſſen verſah, hatte Herr Varlet das Blatt eingeſteckt und lagen die fünf Franken vor ihm auf dem Tiſche. Die Verſicherung des Kunſtkenners, daß der junge Mann ein ausgezeichnetes Talent beſitze, hatte auf das verſammelte Publikum einen um ſo größeren Eindruck gemacht, als ſein eigenes Porträt ein überzeugender Beweis für ſeinen Ausſpruch ſchien. Man bedachte nicht, daß ein Kopf wie der des Herrn Varlet Jedem gelingen mußte, der auch nur die dilettantenhafteſten Begriffe von der Porträtirkunſt hatte. Unter den vielen Müſſiggängern, welche der Miſtral in das Kaffeehaus gejagt hatte und die nichts mit ihrem Nachmittage anzufangen wußten, fanden ſich Manche, die Zeit und Gelegenheit benützen wollten, um ſich auf billige Weiſe ihr Konterfei zu verſchaffen. Man machte Paul vielfache Anträge, und er ging ſogleich und muthig ans Werk. Vor Abend waren noch drei mehr oder weniger gelungene Köpfe aufs Papier geworfen, und Paul verließ als ein glücklicher Menſch mit zwanzig Franken in der Taſche das Kaffeehaus. Er hatte einen neuen Nahrungszweig gefunden, er hatte ſich bei Campe, dem trefflichen Reſtaurant Avignons, geſtärkt, und alle Hoffnung kehrte mit jugendlicher Kraft in ſein Herz zurück. Die Bezahlung kleiner Schulden, obwohl ſie ihn um den Reſt ſeines Kapitals brachte, trug noch zur Erleichterung ſeines Gemüthes bei; heiter dachte er an die Möglichkeit, ſich weiter auszubilden und auf dieſe Weiſe ehrenhaft durchzuſchlagen, und dachte er wieder an die ferne verlaſſene Geliebte.

Am nächſten Tage wehte der Miſtral noch fort, und er wanderte wieder in das Kaffeehaus. Auf dem Wege dahin blieb er vor einem Laden ſtehen und betrachtete mit Sehnſucht das Maler- und Zeichner-Material, Farben, Papiere und Stifte, die da im Auslage-Kaſten ſchön und lockend geordnet waren. Wie nützlich

könnte mir Das werden, wenn ich es nur bezahlen könnte, dachte er, vertröſtete ſich auf den Abend, da er vielleicht wieder etwas gewonnen haben werde, und wollte eben weiter gehen, als er bemerkte, daß ihn vom Innern des Ladens aus Herr Varlet, ſein erſter Kunde beobachtet hatte und daß er ihm jetzt einzutreten winkte. Paul folgte der Einladung und verließ nach einer Viertelſtunde den Laden, wohlausgerüſtet mit Stiften, Kohlen, Zeichenpapieren, und Das alles trug er in einer einfachen zweckmäßigen Mappe, die ihm als Unterlage dienen konnte. So trat er ſtolz in das Kaffeehaus und ſah ſich in ſeinen Hoffnungen nicht getäuſcht. Er arbeitete dieſen und den nächſten Tag und gewann genug, um bei einiger Sparſamkeit wenigſtens den nächſten zwei Wochen ſorgenlos entgegenſehen zu können. Die Arbeit an einem öffentlichen Orte machte ihn raſch bekannt, und er hieß in Avignon bald nur der deutſche Maler.

Aber der Miſtral wehte nicht immer, und ſeine Porträts, obwohl er im Laufe der Arbeit Fortſchritte machte, gelangen auch nicht immer. Es kam bald eine Zeit, da er vergebens mit der Mappe unter dem Arm durch alle Kaffeehäuſer ging. Jedermann wußte, was er ſuchte, aber die Zahl ſeiner Klienten war erſchöpft. Nach wenigen Wochen erträglichen Lebens trat wieder eine Epoche ein, die ganz derjenigen glich, welche der Bekanntſchaft mit Herrn Varlet vorhergegangen war. Wie traurig kehrte er oft in ſeine Manſarde zurück, wie traurig und manchmal wie ſchwach. Es vergingen oft Tage ohne Nahrung, ſein Geſicht wurde immer bleicher, ſeine ſchlanke Geſtalt bückte und beugte ſich unter der Laſt der Noth. Er hatte die Beobachtung gemacht, daß der Hunger weniger ſchmerze und langſamer wachſe, wenn man ausgeſtreckt daliegt, und ſo verbrachte er auf ſeiner Manſarde ganze Stunden in dieſer Lage, bis es ihn wieder hinaustrieb, um aufs Neue nach Nahrung zu ſuchen.

Er war in dieſer Zeit nicht unbeobachtet.

Das große, weitläufige Haus, ehemals der Sitz eines päpſtlichen Beamten und hohen kirchlichen Würdenträgers, gehörte

einem Herrn Marſilly, deſſen Vater, obwohl einem alten patriziſchen Geſchlechte aus der päpſtlichen Zeit und der legitimiſtiſchen Partei angehörend, es als Nationalgut von der Revolution gekauft hatte. Man erzählte, daß er das ganze große Haus der Nation mit dem Werthe der bronzenen Thüre an demſelben bezahlte. Der jetzige Beſitzer bewohnte nur einen kleinen Theil des erſten Stockwerkes, der aber doch aus einer großen Reihe von Sälen und Zimmern beſtand, und vermiethete den Reſt, der noch eine kleine Bevölkerung beherbergen konnte. Um in ſeine Manſarde zu gelangen, mußte Paul Eckhardt an der Thüre des Hausbeſitzers vorbei, und ſo oft er in den letzten Wochen an dieſer Thüre vorüberkam, ebenſo oft ſtand Mademoiſelle Leonie Marſilly hinter dem kleinen engen Gitterfenſterchen dieſer Thüre, um ihn vorüberkommen zu ſehen. Der ſchöne junge Mann mit dem langen blonden Haare und dem blaſſen Geſichte, den ſie über ſich unter dem Dache wußte, hatte ihre Phantaſie gefangen genommen. Nun erfuhr ſie noch, daß er ein Künſtler war und ein Verbannter. Sie konnte nicht anders denken, als daß dieſer ſchöne Jüngling als Verbannter ein edles Opfer und als Künſtler ein Raphael ſei. Und nun ſah ſie ihn zu alldem noch ſo traurig, hinwelkend, wie er von Tag zu Tag mehr erbleichte, wie er ganze Tage auf ſeiner Stube in tiefer Einſamkeit verharrte, wie er ſich endlich elend und gebrochen die Treppe hinaufſchleppte. Es fiel ihr, dem Kinde des Reichen, das von Entbehrung keine Ahnung hatte, nicht ein, daß hinter dieſer Trauer nagender Hunger, erdrückendes, äußeres Elend verborgen war. Ihre Sehnſucht, ihn kennen zu lernen, vielleicht ihn zu tröſten, wurde immer größer, und ein Vorwand, ihn herbeizuziehen, fand ſich ja leicht, da ſie nur ihr Porträt bei ihm beſtellen durfte. Herr Marſilly war nicht gewöhnt, ſeinem einzigen Kinde eine Bitte abzuſchlagen, und ſo wurde Paul eines Tages eingeladen, zum Beſitzer des Hauſes niederzuſteigen.

Herr Marſilly nahm Paul ſehr freundlich auf und ſtellte ihn ſeiner Tochter vor, deren Porträt er machen ſollte. Paul

empfand die Schüchternheit, welche die Folge der Leiden iſt, unter deren Laſt er ſchmachtete, und er erſchien dem Mädchen, das ſich ſo viel Schönes und Großes in ihn hineingedacht hatte, deſto rührender. Sie wagte es kaum, zu ihm aufzublicken, und ſah der erſten Sitzung mit Zittern entgegen.

Leonie war ein kleines, ſchmächtiges, blaſſes Geſchöpf, deſſen ganze Erſcheinung ſo zu ſagen in den Augen aufging. Dieſe blickten groß und leidenſchaftlich aus tiefen Höhlen und machten den Eindruck, als ob ſie nur durch ihre Phantaſie, durch ihr Gemüth noch lebten. Sie war im Ganzen wie eine Flamme, die zu erlöſchen droht, wenn ſie nicht einen Gegenſtand findet, ſich daran zu klammern, und die dieſen Gegenſtand ſucht. Bei ihrer ſüdlichen Leidenſchaftlichkeit und raſchen Entſchloſſenheit des Herzens war Paul dieſer Gegenſtand, lange bevor er ihr vorgeſtellt worden, und wäre er zur Zeit nicht ſo ſehr niedergedrückt und ganz und gar von ſeinem Elend beherrſcht geweſen, er hätte es ſchon während der erſten Sitzung fühlen müſſen. Nicht gewohnt, ſich irgend etwas zu verſagen oder ſich verſagt zu ſehen, fiel es ihr auch nicht ein, daß ihr dieſer Mann, den ſie liebte, vom Schickſale verweigert werden könne. Nur die Weiblichkeit ihrer Seele und die Schüchternheit, die ſie dem Manne gegenüber, den ſie ſo hoch über ſich ſtellte, empfand, hinderten ſie, ihm entgegenzukommen, um Beſitz von ihm zu ergreifen. Sie hatte keine höhere Bildung, als jene durchſchnittliche, welche die Klöſter des Sacré-Coeur den reichen Erbinnen des ſüdlichen Frankreichs zuträglich halten; deſto mehr imponirte ihr in der Unterhaltung Pauls jedes ſeiner Worte, für deſto gebildeter und gelehrter hielt ſie ihn, und deſto größer wurde die Ehrfurcht vor dem Manne, den ſie am Liebſten nur geliebt hätte. Sie fühlte ſich unglücklich, die Entfernung zwiſchen ihm und ihr immer weiter werden zu ſehen, und mit dem Gefühle dieſes Unglücks wuchs ihre Leidenſchaft, wuchs der Wunſch nach dem Beſitze, deſſen ſie ſich für unwürdig hielt. Während der Sitzungen hatte ſie nur manche frohe Momente, wenn Paul, ſein Elend vergeſſend und von ihrer Güte angezogen, vertraulich

und wie ein alter Freund mit ihr ſprach; wenn er ſie über Das und Jenes belehrte und ſie dabei mit dem Wohlwollen eines freundlichen Lehrers behandelte. Sie war ſchon mit dieſen Erfolgen zufrieden, da ſie beinahe die Hoffnung aufgegeben hatte, größere zu erreichen, und ſie that ihr Möglichſtes, die Zahl der Sitzungen zu vermehren, nicht wiſſend, daß ſie damit die Noth ihres Geliebten verlängerte, da es Herrn Marſilly nicht einfiel, das Porträt vor der Beendigung zu bezahlen. Paul ſah ſich gezwungen, ſeine Arbeit plötzlich für vollendet zu erklären. In ſeiner Verzweiflung that er Das mit einer Entſchiedenheit, welche ſich Leonie ſo auslegte, als ob er der Sitzungen und ihrer Geſellſchaft müde wäre. Im Innerſten gekränkt, bat ſie ihren Vater, dem Zeichner eine ſo große Summe hinzuwerfen, als man für ein ſolches Porträt nur ſchicklicher Weiſe bezahlen konnte, und am Abend deſſelben Tages erhielt Paul durch einen Bedienten mit einem freundlichen Gruße des Herrn Marſilly eine Rolle von zwanzig Louisdor. Paul dachte nicht lange über die Urſache dieſer glänzenden Bezahlung nach; er freute ſich nur, er fühlte ſich gerettet, und dankbar gedachte er des guten Mädchens, dem er dieſe Rettung ſchuldete, und der Güte, die ſie ihm während dieſer ganzen Zeit gezeigt hatte. Ihrem Wohl galt das erſte Glas Wein, das er dieſen Abend leerte, und das zweite galt der fernen Minna, der ſich immer die Gedanken zuwandten, wenn es in ſeinem düſtern Leben auch nur für Momente Licht wurde.

Wieder hoffte er, wieder bekam ſein Geiſt neue Schwungkraft, und wieder, da ſeine innerſte Natur immer noch ſtärker war, als die Trauer der letzten Stunden und als alle Erinnerungen des Elendes, ſah er in eine roſige, glückliche Zukunft.

Nicht um ihn zu tadeln, ſondern nur um ſein Weſen zu zeichnen, ſetzen wir einen Zug hieher, den vielleicht Mancher leichtſinnig finden wird. Noch denſelben Abend, als er ſich kaum nach vielen Wochen zum erſten Male geſättigt hatte, auf der Heimkehr vom Reſtaurant, traf er in einem Kaffeehauſe einen Gipsfigurenhändler und kaufte ihm den Sklaven von Michel

Angelo und die Venus von Milos ab. Am nächſten Morgen, als er den verſchiedenen und empfindlichen Mängeln ſeiner Garderobe abhalf, geſchah es ihm, daß er unter Anderem auch einen recht hübſchen Schlafrock kaufte. Herr Marſilly hatte verſprochen, ihn überall in der reichen Geſellſchaft der Stadt zu empfehlen, und er ſah ſorgenlos in die Zukunft.

Aber dieſe Empfehlungen, wenn ſie Herr Marſilly überhaupt nicht vergeſſen hat, wirkten ſehr langſam. Wieder in der erſten Zeit ſeiner Sorgloſigkeit hatte er daran gedacht, an Minna zu ſchreiben, und bevor er zum Entſchluſſe kam, bevor er mit ſich Eins geworden, ob ſie ſeiner noch denke oder nicht, war wieder die ſorgloſe Zeit dahin und ſtak er wieder in den Tiefen des Elendes, aus denen er nicht zu ihr emporrufen wollte. Es war überhaupt ſeine Art, ſich im Unglück, vielleicht nur in ſolchem niederdrückenden Unglück, vor den Menſchen wie vor den Erinnerungen in die Einſamkeit und in ſich zurückzuziehen. So folgte er jetzt auch nur äußerſt ſelten den Einladungen des Herrn Marſilly. Obwohl unter demſelben Dache mit ihm, fühlte ſich Leonie doch wieder aufs Schmerzlichſte von ihm getrennt. Wieder ſah ſie ihn elend und blaß die Treppe hinaufſchleichen, und manchmal kam ihr der Gedanke, daß er ſie vielleicht liebe, und daß es nur der Stolz der Armuth war, der ihn von ihr, der reichen Erbin, zurückhielt. Ihm aber lagen Liebe und Liebesglück und alle Gefühle und Gedanken, die zu dieſer Welt gehören, im weſenloſen Scheine; ihn hielt der grauſame Moment mit nagenden Zangen feſt.

„Für den Schmerz gibt's ein Gewöhnen,
Aber für die Sorge nicht."

Er hörte und wußte nichts von Allem, was um ihn herum vorging: er erfuhr auch nicht, daß man im Hauſe von einem dauernden Unwohlſein der Mademoiſelle Marſilly ſprach, daß ihr Vater mit ihr nach dem Süden reiſen gewollt, daß ſie ſich aber geſträubt, das Haus zu verlaſſen. Paul merkte auch nicht,

daß an einem gewiſſen Tage, als er des Abends heimkehrte, die Treppe bis zum erſten Stockwerke mit Blumen und Bäumen geſchmückt war. Herr Marſilly, um ſeine Tochter aufzuheitern, wollte ihren achtzehnten Geburtstag auf das Glänzendſte feiern und hatte Schätze von Geſchenken ins Haus und einen Wald von Blumen und Sträuchen auf Treppe, Flur und Zimmer bringen laſſen. Paul ſchlich theilnahmlos durch dieſe Blumen hinauf auf ſeine Stube, um ſich ſogleich auf ſein ärmliches Bett fallen zu laſſen. Hätte er nur ſchlafen können! Aber der Hunger, der ſich bereits als heftiger Schmerz äußerte, erlaubte ihm nicht, das Auge zu ſchließen. Zu wiederholten Malen erhob er ſich und unterſuchte die Schublade des Tiſches, in welcher er ſonſt ſeine kärglichen Lebensmittel aufzubewahren pflegte. Vielleicht hatte ſich eine Krume Brodes irgendwo zwiſchen den Papieren verſteckt. Schon einmal, vor vielen Wochen, hatte er eine ſo köſtliche Entdeckung gemacht. Aber dießmal fand er nichts, obwohl er immer wieder aufſtand und immer wieder unterſuchte. Sein Puls ſchlug fieberiſch, und es ſchwamm ihm vor den Augen. So arg war die Noth noch nie an ihn herangetreten; im Laufe der letzten vier Tage hatte er nur wenige Biſſen Brod zu ſich genommen. Schon lag er durch Momente bewußtlos da und ſah in andern Momenten in Fieberträumen Haufen von Speiſen vor ſich liegen, welche ſeine Gierde nur noch höher ſteigerten.

Da klopfte es an ſeine Thüre, und Paul erkannte nach einiger Anſtrengung Herrn Marſilly, der vor ihm ſtand. Er erhob ſich, nahm ſeine letzte Kraft zuſammen und ſetzte ſich ihm ſo gegenüber, daß ſein Geſicht im Schatten und dem Beſucher ſeine Bläſſe und ſeine fieberiſchen Augen verborgen blieben. Auf ſeine Frage, was ihm die Ehre dieſes Beſuches verſchaffe, antwortete Herr Marſilly, „es ſei das höchſte Vertrauen, das ihn zu ihm führe, und er wolle ihm ſogleich einen Beweis dieſes Vertrauens liefern. Obwohl wir Beide," fuhr der alte Mann fort, „ſo ſehr verſchiedenen Parteien angehören, ſo achte ich in Ihnen doch den Mann, der für ſeine Ueberzeugung ſein Leben eingeſetzt und ſeine

Heimat verloren. Ich habe Sie auch beobachtet und weiß, auf welche ehrenhafte Weiſe Sie mit dem Leben kämpfen und Ihre Hülfloſigkeit zu verbergen ſtreben. Welche Antwort Sie mir immer geben, ich fürchte nicht, meine und meiner Tochter Ehre vor Ihnen bloßzuſtellen. Wären Sie minder beſcheiden oder einer von den jungen Männern, die darauf ausgehen, ſich durch reiche Heirathen glänzende oder müſſiggängeriſche Exiſtenzen zu erhaſchen, Sie hätten längſt bemerkt, daß Sie meiner Tochter eine große Liebe eingeflößt haben. Sie haben es vielleicht bemerkt und ſich eben deßhalb aus ehrenwerthen Gründen, trotz unſerer wiederholten Einladungen, von uns zurückgezogen. Wie Dem immer ſei — ich weiß, daß mein armes, krankes Kind einer großen Leidenſchaft erliegen muß; ſie iſt mein einziges Glück, mein Alles; ich muß mir ſie retten, und wäre es mit einer weit ſchmerzlicheren Selbſtverleugnung, als die iſt, die ich jetzt und Ihnen gegenüber empfinde. Ich habe heute, an Leonie's Geburtstag, die letzten Verſuche gemacht, ſie auf alle mögliche Weiſe zu erheitern; ſie ſind mißlungen. Ich komme, um Ihnen die Hand meiner Tochter anzubieten."

Paul war nicht in der Verfaſſung, über Liebe oder Nichtliebe, über das Opfer, welches der alte Mann ſoeben brachte, über ſeine Zukunft oder Vergangenheit nachzudenken. Während der alte Mann redete, ſah er nichts als die wohlgedeckte Tafel, die er kannte und die ihn unten in den reichen Gemächern erwartete. Einen Augenblick lang fuhr ihm die Erinnerung an Minna durch den Kopf, aber für ſie war er ja todt. Wenn er nicht jetzt zum Verlobungsſchmauſe hinunterſteigt, iſt er ja doch morgen eine Leiche. Er antwortete mit einer Stimme, die im Fieber zitterte:

„Herr Marſilly, geben Sie mir Ihre Tochter — mit Dank nehme ich dieſes edle Geſchenk aus Ihrer Hand, aber unter einer Bedingung — daß Sie es jetzt thun, jetzt, gleich jetzt."

Herr Marſilly erhob ſich, ergriff Pauls Hand und ſagte: „Kommen Sie, ich will Sie ihr zum Geburtstage ſchenken."

Paul ſtützte ſich an ſeinen Arm und ſchwankte an der Seite ſeines künftigen Schwiegervaters die Treppe hinab.

5.

Paul und Leonie waren verlobt. Das Glück, die Wonne, die aus dem ganzen Weſen der Braut ſtrahlten, aus jedem ihrer Worte wiederhallten, geſtatteten Paul kein Nachdenken. Dieſes Glück zu zerſtören, wäre eine furchtbare Grauſamkeit, vielleicht, wie Leonie einmal beſchaffen war, ein Todesſtreich geweſen. Außerdem verbreitete ſich gleich am nächſten Morgen in der ganzen Stadt die große und überraſchende Neuigkeit, daß die reiche Erbin den armen ſchönen Künſtler heirathe, den alle Welt kannte. Leonie erfuhr, daß ſich im Lande ihres Verlobten die Braut an der Seite des Bräutigams allein und öffentlich zeigen dürfe, und ſie ließ die heimiſche Sitte, die Dergleichen ſtreng verbietet, bei Seite, um ihrem Stolze und ihrer Freude zu genügen, um ſich auf der Promenade an ſeinem Arme und im Wagen an ſeiner Seite ſehen zu laſſen. In ihrer ſüdlichen Heimat wäre ſie, wenn aus welchen Gründen immer dieſe Verbindung geſtört wurde, für immer bloßgeſtellt, nach ſolchen Vorgängen beinahe ihrer Ehre beraubt geweſen. Paul konnte nicht mehr zurück, auch wenn er es gewollt hätte. Und der Vater drängte, da er, wie er ſagte, ſich raſch altern und im Niedergange fühlte und ſein Kind vor ſeinem Tode in gutem Schutze wiſſen wollte. Paul mußte ſich verpflichten, den Familiennamen ſeiner künftigen Frau anzunehmen, da es Herrn Marſilly ſchmerzte, daß dieſer aus Avignon, in deſſen Geſchichte er eine gewiſſe Rolle geſpielt hatte, gänzlich verſchwinden ſolle. Paul ging gerne auf dieſe Bedingungen ein; mit dieſer Veränderung ſtarb jener Paul Eckhardt, der ſich in Frankfurt noch immer gebunden und verpflichtet fühlte. Minna, die ſchon ſo lange nichts von ihm gehört hatte, wird nun nie wieder von einem Paul Eckhardt hören — ſie hatte ihn wohl auch längſt vergeſſen, oder, wenn

ſie auch Nachforſchungen angeſtellt, ſo haben dieſe zu keinem Ziele geführt. Und nun war er ihr ganz verſchwunden, und jene Woche in der Dachſtube war eine Epiſode, an die ſie jetzt zurückdenkt, wie an einen halbverwiſchten Traum — und der Himmel weiß, wohin jetzt ihre Gedanken und Gefühle gerichtet ſind? Wie es immer ſtand, es blieb ihm jetzt nichts übrig, als die Gewiſſensbiſſe, wenn ſich ſolche noch fühlbar machen ſollten, durch treueſte Erfüllung der Pflichten, die er Leonie gegenüber übernommen, zu übertäuben.

Mit der Hochzeit kommen wir an eine mehrere Jahre lange Epiſode im Leben Paul Eckhardts oder vielmehr Paul Marſilly's, über die wir raſch hinwegeilen müſſen. Nach der Trauung wurde eine ſchöne Hochzeitsreiſe durch das ſüdliche Frankreich unternommen, von der man über Paris zurückkehrte. Nach der Rückkehr weihte Herr Marſilly ſeinen Eidam in die Verwaltung ſeiner Güter, der Häuſer, Krapp-, Oliven-Pflanzungen ein, um ſie ihm bald gänzlich zu übergeben. Der alte Mann eilte, wie er es vorhergeſagt, ſeinem Ende zu. Doch erlebte er noch die Freude, ein Enkelchen, ein Mädchen, geboren zu ſehen, das in der Taufe den Namen Hortenſe erhielt, und er lebte zu ſeinem Glücke nicht lange genug, um noch zu ſehen, wie die Geburt ſeiner Enkelin ſeine Tochter um den letzten Reſt der Geſundheit brachte und wie dieſe gleich ihrer Mutter wenig Hoffnung gab, ihr Kind ſelbſt zu erziehen.

Bald nach dem Tode des Herrn Marſilly begann für Paul ein wahres Nomadenleben. Er vertheilte ſeine Güter in mehrere Pachtungen, übergab die Verwaltung ſeiner Häuſer einem Geſchäftsmann und ſuchte mit ſeiner kränkelnden Frau, vor dem Miſtral fliehend, jedes Jahr irgend einen ſchönen Punkt weiter im Süden auf, wo Leonie leichter athmen und ſich wohler fühlen konnte. Cannes, Nizza, Palermo wurden nach einander bewohnt. Nur in der Jahreszeit, in welcher Avignon vom Miſtral nicht heimgeſucht wird, kehrte er mit Leonie in ihre geliebte Vaterſtadt oder in die Nähe zurück; in ein ſtilles Landhaus an den

grünen Ufern der Sorgue, auf dem klaſſiſchen, durch Petrarca's Lieder verklärten Boden. In Avignon ſprach man viel von der liebenden Pflege, welche den deutſchen Ehemann auszeichnete, von der Treue und Ausdauer, die er der kranken Frau bewies, und von der Zärtlichkeit, mit der er ſeinem Kinde die Mutter erſetzte. Leonie's Liebe zu Paul hatte nicht abgenommen; ihre Leidenſchaftlichkeit hatte ſich während ihrer Krankheit in eine tiefe Innigkeit verwandelt, und wohl wiſſend, daß ſie ihr Glück nicht lange zu genießen habe, war ſie ihrem Gatten doppelt dankbar, daß er ihr keine Stunde entzog und ſich mit ſolcher Treue ihrer Pflege widmete. Ob er ſie liebte? Er wußte es eigentlich ſelber nicht, ſie aber mußte es glauben, und in dieſem Glauben verfloßen ihre armen kranken Jahre ſo glücklich, als ſie bei dem Gedanken an die Trennung von dem geliebten Manne verfließen konnten.

Im ſiebenten Sommer ihrer Ehe brachte ſie Paul aus dem Süden zum letzten Male an die Ufer der Sorgue zurück; dort ſtarb ſie mit Dank für ſo viel Glück auf ihren Lippen. Pauls Trauer war eine aufrichtige; reichliche Thränen bedeckten ſein männliches Geſicht, als er ihrem Sarge folgte. Er hatte ein liebevolles Weib verloren, in deſſen Herzen er Schätze der Güte und, trotz ihrer verwöhnten Jugend, eine unerſchöpfliche Kraft der Hingebung gefunden. Obwohl ſie den größern Theil der Zeit ſeit ihrer Verheirathung auf dem Krankenlager verbracht, ſo empfand er doch, ſelbſt an ihrem Krankenbette ſitzend, oft die Heimlichkeit des häuslichen Herdes, wenn er ſich auch manchmal fragte, wie anders die Atmoſphäre um den häuslichen Herd geworden wäre, wenn, anſtatt Leonie, Minna im Hauſe walten würde. Auf ihren Leichenſtein ließ er nur die Worte: „à ma bonne Leonie“ ſetzen, die ihm mehr ausdrückten, als ein Spaziergänger auf dem Kirchhofe je herausgeleſen hätte.

Er war nun allein mit ſeinem Kinde, der einzigen menſchlichen Seele, an die er ſeine Liebe und Treue, ſeine Wünſche und Hoffnungen knüpfen konnte. Hortenſe, bis zu einem höchſt

auffallenden Grade ſein Ebenbild, indem ſie ihm bis auf die kleinſten Einzelheiten glich, bis auf eine eigenthümlich geſchwungene Windung in den Augenbrauen, war doch, was ihre Geſundheit betraf, nur zu ſehr das Kind der Verſtorbenen: ein unendlich zartes Blümchen, das ein rauher Anhauch tödten konnte. Mit Schmerz hatte Das Paul ſchon frühzeitig bemerkt, aber ſeine Sorgfalt mußte zwiſchen Mutter und Kind getheilt bleiben; jetzt wandte ſie ſich ganz dem zarten Kinde zu, um das er mit der Natur ringen wollte auf jede erdenkliche Weiſe. Die Aerzte riethen ihm, mit Hortenſe eine geſchützte milde Gegend aufzuſuchen, von welcher doch die friſche Bergluft nicht ganz ausgeſchloſſen ſei — und er begann aufs Neue ſeine Wanderungen, und im Winter des Jahres 1857 ſaß er mit ſeinem Kinde und einer Wärterin in einem kleinen Schweizerhäuschen am Ufer des Genfer See's, am Fuße der Höhen von Montreux.

Beinahe neun, an traurigen Ereigniſſen reiche Jahre waren hingegangen, ſeit der luſtige Student, von den Barrikaden kommend, in die Dachſtube des Frankfurter Mädchens geflüchtet war. Ein ernſter Mann mit vollem Barte ging jetzt an milden Nachmittagen am Ufer des See's dahin, ein kleines, blaſſes Mädchen an der Hand führend, oft erſtaunt und erſchrocken über die frühe Entwicklung dieſes Kindes. Mit Angſt denkt er an den Glauben, daß ſo kluge Kinder nicht zu langem Leben beſtimmt ſeien, und er weicht manchen Fragen aus, um jene erſchreckend raſche Geiſtesentwicklung nicht noch zu fördern. Trotzdem ſind es glückliche Stunden, die er ſo an der Seite ſeines Kindes verlebt. Freilich kommen ihm jetzt in der Einſamkeit wieder mancherlei Erinnerungen zurück und mit dieſen die Sehnſucht des Verbannten nach dem Vaterlande. Mit dieſer Sehnſucht Hand in Hand geht der Wunſch, ſein Kind deutſch zu erziehen, es auch deutſch ſprechen zu hören, denn auch ihm war der Kummer nicht erſpart, den ſo mancher deutſche Verbannte erfahren, daß ſein in der Fremde geborenes Kind die Sprache der Fremden ſpricht und ſich gegen die Herzensſprache des Vaters ſträubt. Zu all Dem kam

bei Paul die Erkenntniß, daß er ſeinem Kinde trotz aller Liebe und dem beſten Willen weibliche Pflege und Erziehung nicht erſetzen könne; dieſe Einſicht verbindet ſich mit der Sehnſucht nach Deutſchland zu dem Plane, eine gebildete und gute Deutſche herbeizurufen, mit der gemeinſchaftlich er der Pflege und Erziehung ſeines Kindes warten könne — und wieder über all dieſe Pläne, Wünſche und Gedanken ſchweift manchmal wie ein duftiger Traum, wie ein Wunſch, der nicht zu verweilen und Körper anzunehmen wagt: „wenn es Minna wäre, der ich mein Kind anvertrauen könnte!“

In Folge all dieſer Pläne, Wünſche und Träume ſaß Paul eines Tages an ſeinem Pulte und ſchrieb, zum erſten Male ſeit langer Zeit, einen deutſchen Brief. Er wandte ſich an einen Studiengenoſſen aus Heidelberg, der in dieſer Stadt heimiſch war und einer bekannten Familie angehörte, an den Advokaten Frieſe, den ſein Schreiben erreichen mußte, ſelbſt wenn er ſeinen Wohnſitz in einer andern Stadt Badens aufgeſchlagen hätte. Frieſe war in Heidelberg ſein Fuchs geweſen. Paul leiſtete ihm manchen Studentendienſt, und er hing dafür mit großer Liebe an ſeinem Senior. Paul war überzeugt, daß, wenn ihn ſein Brief erreichte, er ihm ſofort mit alter Neigung entgegenkommen werde.

Nachdem er ihm in bündigen Worten ſeine bisherige Geſchichte erzählt, bat er ihn, ſich ſelbſt, oder durch die Frauen ſeiner Familie nach einer deutſchen Erzieherin für ſein Kind umzuſehen, nach einer vorzugsweiſe guten und ſorgſamen Perſon, der er ſeine Hortenſe mit Ruhe anvertrauen könnte. Ein gewiſſer Grad von Bildung ſei allerdings wünſchenswerth, ſelbſt ein ziemlich hoher Grad, da er am Liebſten dieſe Erzieherin durch viele Jahre an der Seite ſeines Kindes ſehen möchte. In einem P. S. fragte Paul an, ob ſein Freund Frieſe oder vielleicht irgend Jemand in ſeiner Familie Minna Bürger aus Frankfurt, Tochter des Dr. phil. Bürger, kenne, und ob man ihm über deren Schickſal einige Auskunft zu geben im Stande ſei? An dieſe Frage knüpfte er die Bitte, Frieſe möge, wenn er ſich nach dem

beſagten Fräulein erkundige, es ja nicht in ſeinem, Pauls, Namen thun.

Nicht acht Tage waren vergangen, und Paul hielt die Antwort Frieſe's in Händen. Dieſer jubelte, den verlorenen Freund, wenn auch unter anderem Namen, wieder gefunden zu haben. Er, wie ſo viele Andere, die mit Liebe an ihm hingen, hatten ihn, den Verſchollenen, längſt für todt oder wenigſtens, in unerreichbarer Ferne, für verloren gehalten. Noch bevor er auf die Aufträge Pauls einging, kündigte Frieſe für nächſten Sommer eine Reiſe an den Genfer See oder auch nach Avignon an, um den Freund zu beſuchen. Dann erſt folgte die Verſicherung, daß man ſeine Aufträge auf das Gewiſſenhafteſte und mit Liebe ausführen werde. Er fügte hinzu: „Dein P. S., in welchem du dich nach Fräulein Minna Bürger erkundigſt, ſcheint mir übrigens darauf zu deuten, daß du über die Wahl der Erzieherin ſchon etwelche Gedanken, daß du dich bereits auch an Andere gewandt haſt, die dir dieſes vortreffliche Geſchöpf empfohlen haben. Wenn du wirklich auf Minna Bürger reflektirſt, ſo ſchreibe umgehend. Wir kennen ſie ganz wohl; ſie iſt ſeit zwei Jahren in einem Mädchen-Inſtitute zu Mannheim als Lehrerin angeſtellt, und meine Frau, deren Nichte in dieſem Inſtitute erzogen wird, iſt mit ihr in nähere Berührung gekommen. Fräulein Minna Bürger wird in dem Inſtitute und von allen Eltern der Zöglinge hoch geſchätzt und ihres Wiſſens wegen, ſo wie wegen ihrer Liebenswürdigkeit geliebt. Ich weiß es durch meine Frau, daß ſie bereit iſt, um für ihre Zukunft beſſer zu ſorgen — ſie iſt nämlich eine Waiſe und ohne Vermögen — das Inſtitut zu verlaſſen und, wenn ſie eine gute Stelle in einem Privathauſe findet, eine ſolche anzunehmen. Wir können dir unmöglich eine beſſere Erzieherin empfehlen; wir haben an ihr einen ebenſo liebenswürdigen und gebildeten als feſten und ſtarken Charakter kennen gelernt. Doch muß ich hinzufügen, daß über ihrer Vergangenheit irgend ein Geheimniß ſchwebt, das ihr in den Augen mancher Leute geſchadet hat, da man mit chriſtlicher Liebe hinter Geheimniſſen

immer nur Uebles ſucht, das wir aber, bei dem unbedingten Vertrauen in den Charakter dieſes Mädchens, niemals zu ergründen ſuchten. Dieſes Geheimniß liegt in den Jahren 1849 und 1850 verborgen. In dieſer Zeit nämlich blieb ſie mit ihrem Vater, nachdem Beide plötzlich Frankfurt verlaſſen, man weiß nicht wo, verborgen; erſt nach dieſer Zeit, nach dem Tode ihres Vaters, tauchte ſie wieder am Rheine auf, zuerſt als untergeordnete Hülfslehrerin in einem Inſtitute zu Godesberg, woher ſie dann, nachdem ſie daſelbſt in ihrem Fache eine Art von Berühmtheit geworden, in das größere Inſtitut nach Mannheim gekommen. Was uns betrifft, ſo ſind wir eher geneigt, hinter ihrem Geheimniſſe ein Unglück als ein Vergehen zu ſuchen, und daß wir uns ſchwerlich irren, dafür bürgt uns der Charakter dieſes Mädchens, wie ihr ernſtes, ſanft-melancholiſches Weſen, ihre Ruhe und Abgeſchloſſenheit, die nicht im Entfernteſten auf Gewiſſensbiſſe oder innere Flecken deuten. Biſt du geneigt, unſern Eindrücken zu vertrauen, dann können wir dir unmöglich eine beſſere Erzieherin für dein Kind empfehlen. Durch dieſe Empfehlung hoffe ich, dir alle Dienſte, die du einſt dem Studenten geleiſtet, auf das Reichlichſte zu vergelten."

Dieſer Brief verſetzte Paul in die ungeheuerſte Aufregung. Mit einem Male war ihm Minna, von der er ſich auf ewig getrennt glaubte, ſo nahe getreten und empfand er in der Erinnerung das ganze Glück, die ganze Anmuth jener Tage in der Dachſtube mit einer jugendlichen Lebhaftigkeit, deren er ſich nicht mehr für fähig gehalten hätte. Sein Kind trat eben ein, und er ſchloß es in ſeine Arme, und alle Beſorgniſſe um deſſen Leben fielen wie ein Alp von ihm; er ſah es ſchon unter dem Schutze, unter der Pflege Minna's, und Das ſchien ihm eine unfehlbare Rettung. Zugleich aber ſprach neben dem Glücke in ſeinem Herzen noch eine andere Stimme: Jenes Geheimniß, jenes Unglück, das auf Minna laſtete, das ſie den Leuten verdächtig machte — war er vielleicht nicht deſſen Urſache? Er wußte ſelbſt nicht, ob die Unruhe, die ſich ſeiner mit ſo großer Gewalt bemächtigte, der

Hoffnung galt, ſein Kind ſo gut geborgen zu ſehen, oder dem Wunſche, Minna's Verzeihung zu erlangen und ein Verbrechen zu ſühnen. Er ſetzte ſich ſogleich hin und begann die Geſchichte ſeines Lebens zu ſchreiben, von dem Momente an, da er Minna verlaſſen. Seine Geſchichte ſollte ſeine Rechtfertigung ſein. Er wollte ſie ihr durch Frieſe zukommen laſſen und dann erſt, wenn ſie ihn beurtheilen konnte, bei ihr anfragen, ob ſie kommen wollte oder nicht. Er ſaß noch ſpät in der Nacht am Pulte und ſchrieb.

Aber warum ſollte Paul den erſehnten Moment des Wiederſehens und der Verſöhnung ſelbſt verzögern. Seine Geſchichte, wie ſie jetzt vor ihm lag, ſchien ihm kalt und eine höchſt unzulängliche Rechtfertigung. Wenn er ſie ſelbſt ſprechen könnte, wenn er, ihr zu Füßen liegend, ſie um ihre Verzeihung anfleht und ſie das holde, arme Kind ſieht, das ſie ihm retten ſolle — wird ſie ihm dann nicht leichter vergeben? Nie, wie in dieſem Augenblicke, überwältigte ihn die Ueberzeugung, daß ſich ein Mädchenherz, welches ſich in erſter Liebe einem Manne ſo hingegeben, wie Minna, auf ewig und unauflöslich und mit einem gränzenloſen Vertrauen hingegeben habe, daß aber eben deßhalb ein Riß in ein ſolches Herz, in eine ſolche Liebe unendlich ſchwer zu heilen, vielleicht unheilbar ſei. Er verwünſchte und verachtete ſich, nicht lieber in jener Zeit dem Hunger erlegen zu ſein, und doch wieder erſchien ihm Das als eine frevelhafte Verwünſchung ſeiner Verbindung mit Leonie, die ihn ſo ſehr geliebt, deren Andenken ihm theuer und deren Frucht ſeine geliebte kleine Hortenſe war. In dieſem Zwieſpalt ließ er ſeine Geſchichte auf dem Pulte liegen und ſchrieb wenige Minuten vor Poſt-Schluß folgenden Zettel an ſeinen Freund Frieſe:

„Lieber Freund!

„Engagire Fräulein Minna Bürger; gehe auf alle Bedingungen ein, die ſie dir macht, und ſtelle nur die einzige Gegenbedingung, daß ſie ſo bald als möglich abreiſe. Da ich des

berühmten Kinder-Arztes Rilliet wegen in den nächſten Tagen von hier nach Genf überſiedele, ſo ſoll ſie nur geraden Weges ſich nach dieſer Stadt begeben, wo ſie mich im Hotel des Bergues finden wird. Aber nenne mich nur unter meinem neuen Namen Marſilly. Sie darf auf keinen Fall wiſſen, daß ſie die Stelle bei Paul Eckhardt angenommen. Die Urſachen meines Inkognito's, die höchſt triſtig ſind, werde ich dir ein anderes Mal mittheilen."

6.

Paul kehrte an einem ſchönen April-Abend mit ſeinem Kinde und der Wärterin von einem Spaziergange ins Hotel des Bergues zurück, als ihm der Portier ankündigte, daß eine junge Dame angekommen ſei, eine Reiſende, die nach ihm gefragt und die ihn jetzt in ſeinem Salon erwarte. Paul ſchrak zuſammen. Es konnte dieſe Dame keine andere ſein, als Minna, — vielleicht aber doch irgend eine Bekannte aus Avignon, da er jetzt in der Reiſe-Saiſon ſchon manchen Beſuch derart empfangen hatte. Er hatte nicht den Muth, ſich ſogleich Sicherheit zu verſchaffen und den Portier weiter nach Ausſehen und Nationalität auszufragen. Er bat die Wärterin, mit dem Kinde hinaufzugehen und der Dame Geſellſchaft zu leiſten, er werde bald folgen. Dann ging er zurück auf den Quai du Montblanc und immer weiter den See entlang, dann wieder zurück und ſo mehrere Male, immer raſcher auf und ab, bis er endlich erhitzt und in einer Art von Beſinnungsloſigkeit die Treppe hinaufeilte. Anſtatt in den Salon, trat er in das anſtoßende Schlafzimmer, und da ſtand er ſtille und horchend an der Thüre. Er ſagte ſich, welch ein Verbrecher er ſein müſſe, daß er es nicht wage, vor das Mädchen hinzutreten, mit dem er einſt acht Tage in einer Stube gewohnt hatte. Er hörte Minna's Stimme und floh nach der entgegengeſetzten Seite des Zimmers, aber nur, um ſogleich zurückzukehren und die Thüre leiſe zu öffnen. Er erkannte ſeine ehemalige Geliebte augenblicklich; ſie war es, ganz ſie ſelbſt,

daſſelbe milde und ernſte Geſicht, nur etwas trauriger, aber auch viel ſchöner, als vor neun Jahren, trotz der wenigen kleinen Fältchen, welche ſenkrecht ſich zwiſchen die Augenbrauen drängten. Die feinen, zarten Züge hatten ſich nur um ſo Vieles weiter ausgebildet, um deſto bemerklicher und mächtiger wirkend hervorzutreten. Das Kind ſaß auf ihrem Schooße und plauderte ſchon mit ihr, wie mit einer alten Bekannten, und drückte ihr die Freude aus, daß ihr der gute Papa eine ſo ſchöne und gute Gouvernante habe kommen laſſen.

„In Deutſchland," fragte das Kind, „ſind wohl alle Leute ſchön und gut? Papa iſt auch aus Deutſchland und iſt auch ſchön und gut."

Minna küßte das Kind und fragte es erſtaunt: „Papa iſt auch aus Deutſchland?"

„Freilich," antwortete das Kind beſtätigend, „aus einem Lande in Deutſchland, deſſen Namen ich niemals habe ausſprechen können, aber," fügte das Kind nachdenklich hinzu, „gut ſind wohl doch nicht alle Deutſchen, ſonſt hätten ſie meinen guten Papa nicht fortgejagt."

Minna's Geſicht wurde immer ernſter, ſie fuhr ſich mit der Hand über die Stirne und wollte das Kind auf den Boden ſetzen. Aber ſie beſann ſich, neigte ſich herab, ergriff Hortenſe am Kinn, wandte ſie der Lampe zu und ſah ihr prüfend ins Geſicht.

„Gott im Himmel," rief ſie erſchrocken, „es iſt Pauls Geſicht!"

Dann faßte ſie dieſes Geſicht mit beiden Händen und bedeckte es mit den heftigſten Küſſen.

Plötzlich aber ſchien ſie ein anderes Gefühl zu überkommen; ſie ſetzte das Kind nieder, und mit dem Rufe: „Fort, fort!" eilte ſie der Thüre entgegen.

„Bleib, bleib, — bleiben Sie!" rief Paul, der ihr plötzlich in den Weg trat, die Arme ausbreitete, ſie aber ſogleich wieder ſinken ließ und mit geneigtem Haupte und flehend gefalteten Händen vor ihr ſtehen blieb.

Minna wankte zurück und hielt ſich an einer Stuhllehne feſt; das Kind, erſchrocken über dieſe Szene und die plötzliche Unterbrechung ihres Geſpräches mit der neuen Gouvernante, wie über den plötzlichen Abſchied, den dieſe nehmen wollte, weinte laut auf. Paul wagte es nicht, die Wankende zu berühren, er ſchob ihr nur einen Lehnſeſſel hin, in den ſie zurückſank, während ſie ihr Geſicht mit den Händen bedeckte. Paul ſtürzte ihr zu Füßen und flehte ſie an, ihn anzuhören. Der Klang ſeiner Stimme brachte ſie wieder zu ſich, ſie lächelte einen Augenblick, als ob bei dieſem Klange die ſchönſten Bilder durch ihre Erinnerungen zögen, dann erhob ſie ſich und ſagte abwehrend; „Laſſen Sie mich fort — nicht jetzt — ein anderes Mal — vielleicht —"

Sie raffte ſich auf, erhob den Kopf und ſchritt, ohne ſich umzuſehen, aus dem Zimmer. Paul ließ ſich auf denſelben Stuhl fallen, den ſie eben verlaſſen hatte; das Kind lehnte ſich immer noch weinend an ihn und fragte: „ob die ſchöne Gouvernante für immer fortgegangen ſei?" Er hob Hortenſe auf ſein Knie und betrachtete ihr Geſicht, das ſo ſehr dem ſeinigen glich und das Minna ſo leidenſchaftlich geküßt hatte. Er that Daſſelbe, aber dießmal küßte er nicht das Geſicht ſeines Kindes, ſondern nur die Stellen, die ihre Lippen berührt hatten. Ein Hoffnungsſtrahl dämmerte in ihm auf bei der Erinnerung, mit welcher Liebe Minna ſeine Züge erkannt und mit Liebkoſungen überhäuft hatte. Noch liebte ſie ihn, er war davon überzeugt, und zugleich mit den Vorwürfen, die er ſich zu machen hatte, begannen auch die Stimmen der Hoffnung lauter zu ſprechen. Er lief mit großen Schritten im Salon auf und nieder, und nach weniger Zeit glaubte er ſchon der Vergebung Minna's ſicher zu ſein und ſie — wenigſtens für ſein Kind wiedergewinnen zu können. Er ſchickte die Bonne hinüber in ihr Zimmer, mit der Bitte und Frage, ob er ſie beſuchen dürfe? Die Bonne brachte eine verneinende Antwort: das Fräulein ſei von der Reiſe zu müde. Ihn aber drängte es, ſich vor ihr, ſo weit er konnte, zu rechtfertigen, und jede Minute, die er noch länger vor ihr in

unbekannter, deſto größer erſcheinender Schuld daſtand, war ihm eine drückende Ewigkeit. Er eilte an ſeinen Pult, holte die Geſchichte ſeines Flüchtlingslebens hervor, die er in Montreux aufgeſetzt hatte, und ſandte ſie durch die Bonne hinüber, zugleich mit einem Billete, in welchem er ſie beim Andenken vergangener Tage beſchwor, dieſe Blätter noch dieſen Abend zu leſen. Dann eilte er wieder hinab in die Straßen, über die Brücken, die Quais entlang, und es war ihm zu Muthe, wie einem Angeklagten, der ein Urtheil auf Tod und Leben erwartet. Er kehrte lange nicht zurück, aus Angſt vor dem Richterſpruche, der über ihm ſchwebte.

Gegen Mitternacht, da ſchon das ganze Hotel in Schlaf und Stille getaucht war, ſchlich er an Minna's Zimmer vorüber nach ſeinem Salon, wo er ſie oder ein Briefchen erwartete. Er fand nichts, und er ſchlich wieder zurück an jene Thüre, wo er nicht den Muth fand, anzuklopfen — an die Thüre Derjenigen, die er einſt ſein Weib genannt hatte — und er glaubte noch immer zu wachen, als er ſchon in Träume gewiegt war, die ihm ein glückliches Leben an der Seite Minna's vorgaukelten.

Paul erwachte, als die Sonne über den Bergen aufging und ihr Kampf mit den Nebeln, in den ſavoyiſchen Thälern und auf dem See, jenes ewig wechſelnde Schauſpiel, begann. Paul wollte in dieſem Schauſpiele ein Vorzeichen ſehen; auch ſein Glück werde ſich, vielleicht noch heute, aus Dünſten und Nebeln, die noch dagegen kämpfen, hervorarbeiten. Möchte ſie ihm indeſſen nur auf eine Stunde vergeben, daß er, neben ihr am Fenſter ſtehend, dieß unvergleichliche Schauſpiel betrachten könnte! Dann trat er an das Bett ſeines Kindes, und wie er in das ſchlafende, ſchöne, kleine Geſicht ſah, ſagte er ſich, daß er, wie er Minna kannte, an dieſem Kinde anſtatt eines trennenden Hinderniſſes einen mächtigen Vermittler beſaß, und er weckte es mit einem Kuſſe. Mit all Dem fühlte er ſich vorbereitet und ſtark, um Minna entgegenzutreten, und voll Zuverſicht, ſie zu beſiegen, zu erweichen. Und in Gedanken immer mit ihr beſchäftigt, immer mit ihr

ſprechend, gingen ihm die Morgenſtunden viel raſcher hin, als die Zeit in ſolcher Erwartung hinzugehen pflegt.

Um neun Uhr wollte er bei Minna anfragen laſſen, ob ſie mit ihm und dem Kinde frühſtücken wolle, oder ob er ihr das Kind hinüberſchicken dürfe. Aber es war noch nicht neun Uhr, als ihm der Kellner einen Brief überbrachte, den er mit zitternder Hand erbrach und in welchem er las:

„Lieber Freund!

Ich habe Ihnen nichts zu vergeben; Ihre Leiden waren ſtärker, als Ihre Liebe. Der Stolz des Weibes aber iſt ſtärker, als ſeine Leiden. Ob ich Sie noch liebe? Erfahren Sie, daß ein weibliches Herz, das ſich ſo hingibt, wie ſich das meine hingegeben, ſich auch auf ewig hingegeben hat. Wohl habe ich gelitten, viel gelitten, aber tröſten Sie ſich. Jene Tage waren ſo voll Sonnenſchein, daß ſie hinreichen, mein Leben bis zum letzten Augenblicke zu verklären. Ich bin dem Schickſale dankbar, wenn es mir außer jenen Tagen auch nicht einen Tropfen Glückes mehr zugemeſſen hätte. Leben Sie wohl! ich verlaſſe Sie auf Nimmerwiederſehen. Ihnen hat die Vorſehung einen Vorrath von Glück in die Seele mitgegeben; erſchöpfen Sie ihn, bauen Sie ſich ein immer neues Glück auf, und daß Sie durch nichts in ſeinem Genuſſe geſtört werden, wiederhole ich Ihnen, daß ich Ihnen nichts zu vergeben habe, oder, wenn Sie das Gegentheil glauben, daß ich Ihnen von ganzer Seele verzeihe.

Wenn Sie dieſe Zeilen erhalten, bin ich abgereist. Suchen Sie nicht nach mir, Sie würden mich nicht finden, oder Sie würden mich ſo finden, wie ich jetzt bin. Seien Sie glücklich!

Minna Bürger."

Paul ſtürzte augenblicklich hinab zum Portier und in das Bureau, um Erkundigungen einzuziehen. In der That war Minna ſchon dieſen Morgen um ſieben Uhr abgereist, und man wußte ihm nicht zu ſagen, ob ſie ſich nach der Schweiz oder nach

Frankreich gewandt hatte. So waren mit Einem Male Hoffnungen und Träume vernichtet, die in den letzten Wochen mit ſeiner Seele in Eins verwachſen waren, und zwar in einem Augenblicke, da er ſich ihrer Verwirklichung ſo nahe glaubte, da er am Beginne eines neuen und ſchönen Lebens zu ſtehen wähnte. Seit neun Jahren, in der ſchönſten Zeit ſeines Lebens gehörte er einem Daſein an, das ihm von außen aufgedrungen war, an deſſen Schöpfung ſein eigenſtes Weſen ſo wenig Antheil hatte.

Bei aller Jugendkraft, bei allem Willen hatte er ein wahres Flüchtlingsſchickſal, das allerdings viele Menſchen mit den Flüchtlingen theilen: er war weder ſeines Glückes, noch ſeines Unglückes Schmied. Er fühlte ſich als ein Fremdling in ſeinem eigenen Leben, in ſeinem eigenen Schickſal, und in dem Augenblick, da er wie ein Bettler vor ſeiner eigenen Thüre ſtand, um in ſich ſelbſt zurückzukehren, wurde dieſe Thüre von der geliebteſten Hand vor ihm zugeſchlagen. Er war in der That und in jedem Sinne außer ſich. Und als ihn Hortenſe nach der ſchönen Gouvernante fragte, brach er in Weinen aus und ſchien es ihm, als wäre auch ſein Kind beſtimmt, das Glück, die Liebe nur auf Momente kennen zu lernen, um es dann auf ſchmerzlichere Weiſe zu entbehren. Dieſem Kinde glaubte er es ſchuldig zu ſein, Alles zu verſuchen, um Minna's wieder habhaft zu werden; aber auch ſich war er es mehr als jemals ſchuldig, da Minna in ihrem Briefe von Leiden geſprochen und das Geheimniß, deſſen ſein Freund Frieſe erwähnt, nicht aufgeklärt war.

Er entfaltete eine fieberiſche Thätigkeit. Sein Kind mußte aufs Beſte untergebracht werden, damit er mit Ruhe an die Verfolgung der Flüchtigen gehen könne. Er verſchaffte ſich warme Empfehlungen an Herrn Rilliet, den berühmten Kinderarzt, daß dieſer auf Hortenſe ein beſonderes Auge habe und ſie wo möglich jeden Tag beſuche; dann ſchloß er einen beſonderen Kontrakt mit Madame Arlot, der Vorſteherin eines Mädchenpenſionats, die ihm von den beſten Familien Genfs, an die er gewieſen war, empfohlen wurde. Er machte ihr ſo glänzende Anträge, daß ſie

auf die Zahl ihrer Zöglinge nicht zu achten brauchte und ihm verſprechen konnte, ſeinem Kinde beſondere Sorgfalt zuzuwenden. Auch wurde bedungen, daß für die Bedienung dieſes Kindes eine eigene Wärterin, der man vertrauen könne, angeſtellt werde. Dann erſt, nach dieſer Seite beruhigt, ließ ſich Paul von der Unruhe fortreißen, die ihn in die Ferne trieb. Es ſchien ihm am Zweckmäßigſten, ſich erſt nach Deutſchland und an die Freunde und Bekannten Minna's zu wenden, um zu erfahren, wohin ſie ſich wahrſcheinlicher Weiſe gewandt haben mochte. Vielleicht war ſie in das Mannheimer Inſtitut, das ſie ſo ungern verlor, zurückgekehrt.

Sechs Tage, nachdem ihn Minna verlaſſen, und zwei Tage, nachdem er Hortenſe bei Madame Arlot untergebracht hatte, überſchritt der Flüchtling Paul Eckhardt unter dem Namen Marſilly die deutſche Gränze, um nach Derjenigen zu ſuchen, die ihn in der erſten halben Stunde ſeines Flüchtlingslebens gerettet, kennen und lieben gelernt.

7.

An dieſem ſelben Tage ließ ſich Mademoiſelle Minna Bürger bei Madame Arlot melden. „Madame," ſagte ſie, „es iſt Ihnen geſtern ein Kind, Hortenſe Marſilly aus Avignon, übergeben worden, an welchem ich das größte Intereſſe nehme. Ich war hieher berufen, um die Pflege und Erziehung dieſes Kindes zu übernehmen; gewiſſe, triftige Gründe, die ich Ihnen verſchweige, wenn Sie es erlauben, die ich Ihnen aber auch mittheilen kann, wenn Sie darauf beſtehen, hielten mich ab, dieſe Stelle anzunehmen."

„Mademoiſelle," ſagte Madame Arlot, „ich begreife ſehr wohl — Herr Marſilly iſt ein junger, ſchöner Mann, Wittwer — eine junge Dame, die auf ihren Ruf hält —"

„Vielleicht iſt es Das," fiel ihr Minna ins Wort — „es iſt gewiß, daß mir Herr Marſilly ſein Kind übergibt, ſobald ich es will. Aber ich habe meine Urſachen, mich dieſes Kindes auf

eine andere Weiſe anzunehmen. Haben Sie die Güte und leſen Sie dieſe meine Zeugniſſe; Sie werden daraus erſehen, daß ich bereits ſeit Jahren und zur vollſten Zufriedenheit meiner Vorgeſetzten in zweien der beſten Inſtitute Deutſchlands als Lehrerin gewirkt habe. Madame, ich komme, um Sie zu bitten, daß Sie mich als Lehrerin für Ihr Inſtitut engagiren. Ich verſpreche Ihnen, mich höchſt nützlich zu machen. Ich unterrichte in deutſcher und engliſcher Sprache und in andern Gegenſtänden, die man jungen Mädchen zu lehren pflegt. Ich will Ihnen auch ſogleich eine Probe geben, daß ich eine hinlänglich gute Muſikerin bin, um Ihnen einen Muſiklehrer zu erſparen. Verzeihen Sie meine Unbeſcheidenheit; mein Zweck und die Verhältniſſe zwingen mich, ſo ſchroff und ohne Umſchweife zu Werke zu gehen. Madame, ich biete Ihnen mit dem Verſprechen, mich aufs Aeußerſte zu bemühen, alle Dienſte an, deren ich fähig bin, und zwar ohne den geringſten Sold in Anſpruch zu nehmen. Nur zwei Bedingungen erlaube ich mir Ihnen zu ſtellen. Die erſte, daß die Ueberwachung und Pflege von Hortenſe Marſilly vorzugsweiſe mir anvertraut werde, und daß ich in dem Zimmer des Kindes ſchlafe, und zweitens, daß ich ein anderes Mädchen von acht Jahren, das mir anvertraut iſt und für das ich zu ſorgen habe, zu mir nehmen könne."

Madame Arlot, bei aller ihrer Vortrefflichkeit und Tugend, war eine Genferin, die ſich aufs Rechnen verſtand, und hatte außerdem Erfahrung und im Urtheil über Menſchen Uebung genug, um ſogleich zu erkennen, daß ſie hier eine Perſon vor ſich hatte, die, was ſie verſprach, auch zu leiſten vermochte. Sie berechnete raſch, wie viele Lehrer ſie im Beſitze einer ſo gelehrten Deutſchen erſparen könnte, und daß, im Vergleiche zu dieſer Erſparniß, die Ausgabe, die ein achtjähriges Kind mehr in einer Penſion verurſachte, für nichts anzuſchlagen ſei. Nach nur ſehr kurzem Hin- und Herreden ſchlug ſie in die dargebotene Hand Minna's ein, und dieſe ließ ihr Gepäck aus dem kleinen Hotel, in dem ſie die letzten Tage gewohnt hatte, herüberbringen.

Während Minna bereits als Lehrerin im Hauſe der Madame Arlot wirkte, ſchon eine und zwei Nächte mit Hortenſe in einer Stube geſchlafen und ſich das Kind in ihrer Geſellſchaft über die Abweſenheit des Vaters getröſtet hatte, forſchte dieſer nach ihr in Mannheim, wo man ihm nichts Anderes zu ſagen wußte, als daß Fräulein Minna Bürger als Erzieherin eines kleinen Mädchens nach Genf berufen worden. In Heidelberg erfuhr er von der Frau ſeines Freundes Frieſe, daß Minna, bevor ihr der Antrag von Genf aus gemacht worden, die Abſicht gehabt, nach England zu gehen und daſelbſt eine Stelle zu ſuchen. Es war alſo wahrſcheinlich, daß ſie ſich jetzt in dieſem Lande befinde, und Paul wäre ſofort aufgebrochen, um ſeine Reiſe dahin fortzuſetzen, wenn ihn nicht der Freund, die Erinnerungen an ſchöne Studentenjahre und vor Allem die wohlthuende Luft der Heimat zurückgehalten hätten. Erſt nach mehreren Tagen begab er ſich nach Frankfurt, um daſelbſt bei Anverwandten Minna's unter dem Vorwande, ſie als Gouvernante engagiren zu wollen, nachzuforſchen. Er verlor viele Zeit mit Betrachtung jenes alten Hauſes in der Nähe der Fahrgaſſe, in welchem er die glücklichſten Tage ſeines Lebens verbracht. Er wagte es ſogar einmal, einzutreten und bis hinauf, bis an die Thüre der Dachſtube leiſe vorzudringen. Er fand ſie verſchloſſen, und es war ihm, als ſollte ihm der Weg zu dem Glücke, das ihm Minna allein geben konnte, für immer verſchloſſen bleiben. Traurig verließ er die Stadt, die in ſeinem Leben eine ſo große Rolle ſpielte, viel trauriger als damals, da er auf dem Wege nach Höchſt in der Nacht von Minna Abſchied nahm. Damals fühlte er ſich mit ihr auf ewig verbunden; nichts, was trennte, war zwiſchen ihnen, wohl aber Alles, was zwei junge Herzen vereint. Heute klafften uud dehnten ſich unbekannte Räume und unbeſiegbare Vergangenheiten zwiſchen ihnen.

In London angekommen, machte er ſich vor Allem in der Welt heimiſch, die das Gouvernanten-Weſen als ein großartiges Geſchäft ausbeutet. Er machte die Bekanntſchaft aller Agenten

für Anſtellung von Lehrern und Lehrerinnen und aller der reſpektablen Damen, die von den erſten Monaten des Gehaltes der armen Mädchen leben. Ueberall gab er den Namen Minna's auf, daß man ihn ſogleich benachrichtige, ſobald ſie eintreffe, da ſie ſich bisher noch nicht gemeldet hatte.

Ungeduldig wartete er Tage und Wochen und eilte er immer wieder in die Bureau's und zu jenen Frauen zurück. Auch in der Welt der Londoner Deutſchen machte er ſich bekannt, vorausſetzend, daß Minna, mit Empfehlungen ausgerüſtet, wohl an den Einen oder den Andern gewieſen ſein werde. Er ſchöpfte große Hoffnungen, als er einen Bankier kennen lernte, deſſen Tochter in dem Mannheimer Inſtitute erzogen worden und welcher behauptete, daß Minna, mit der man brieflich in Verbindung geweſen und der man ſich zu großem Danke verpflichtet fühle, gewiß nicht durch London kommen werde, ohne die Familie und ihren ehemaligen Zögling zu beſuchen.

Von Genf aus bekam Paul, der dort immer ſeinen Aufenthaltsort angab, die beruhigendſten Nachrichten. Herr Rilliet ſorgte auf das Gewiſſenhafteſte für das Kind, und Madame Arlot verſicherte, daß ſie jetzt eine, durch Güte und Liebe ausgezeichnete Perſon im Hauſe habe, die das Kind pflege und behüte, wie es eine Mutter nicht beſſer könnte. Paul dankte dieſer Unbekannten aufs Herzlichſte, konnte aber, was er der Vergeßlichkeit der Madame Arlot zuſchrieb, nie den Namen Derjenigen erfahren, der er ſo viel Dank ſchuldete und die Madame Arlot nur immer la bonne Demoiselle nannte. Es war eine der Bedingungen geweſen, die ſich Minna noch bei Madame Arlot auswirkte, daß ſie Herrn Marſilly niemals ihren Namen nennen werde, und daß ſie ihr für den Fall ſeiner Rückkehr erlaube, ſich im Hintergrunde und verborgen zu halten.

Nach langen Wochen vergeblichen Suchens und Harrens in London erfuhr Paul, daß eine junge Deutſche ähnlichen Namens, der nur leicht von der Engländerin, die ihm die Mittheilung machte, entſtellt ſein konnte, daß ein Fräulein Bürger ſich als

Gouvernante auf einem gewiſſen Edelſitze in Schottland befinde. Ohne Zögern reiste Paul dahin ab; dort erfuhr er, daß die Familie ſich auf den Kontinent, und zwar ins Bad nach Spaa begeben habe. Nach wenigen Tagen war er in Spaa, um ſich zu überzeugen, daß er einem Irrlichte nachjagte. War es nicht möglich, daß Minna auf ihrem Wege von Genf nach England in Frankreich eine Stelle gefunden? Er eilte von Spaa nach Paris, wo er ähnliche Verbindungen anknüpfte wie in London und unter dem Vorwande, ein Mädchen unterzubringen, alle Erziehungs-Inſtitute beſuchte, um ſich zu erkundigen, ob nicht ein Fräulein Bürger in einem derſelben als Lehrerin angeſtellt ſei. Die leichtſinnige Mittheilung einer deutſchen Gouvernante brachte ihn wieder auf falſche Fährte und führte ihn nach London zurück. Er hatte dießmal, bei ſeiner raſchen Abreiſe, die Veränderung ſeines Aufenthaltsortes nach Genf zu berichten vergeſſen, und nachdem er wieder einmal die Provinz durchzogen, kamen ihm die Genfer Briefe, die lange in Paris gelegen hatten, verſpätet zu. Einer derſelben, der bereits drei Wochen alt war, enthielt die beſorgnißerregende Nachricht, daß die Geſundheit ſeines Kindes trotz der beſten Pflege ſchwankend geworden und daß Herr Rilliet zu einer neuen Luftveränderung rathe. Es ſei zwar keine Gefahr vorhanden, aber es gingen jetzt in Genf mancherlei Kinder-Krankheiten um, die ſich an kräftigen Kindern als unſchädlich erweiſen, aber einem ſchwächlichen Kinde wie Hortenſe gefährlich werden könnten. Paul machte ſich die größten Vorwürfe, daß er, ſeiner Liebe nachjagend, ſein Kind durch mehrere Monate habe allein laſſen können. Mit dem Gedanken, von Minna auf immer Abſchied zu nehmen, packte er raſch ſeine Sachen und reiste ohne Aufenthalt in einem Zuge von London über Paris nach Genf.

Je mehr Paul ſich der Stadt näherte, in der er ſein Kind gefährlich krank zu finden fürchtete und die er unter ſo großen Aufregungen verlaſſen hatte, deſto lebhafter traten ihm die hier erlebten ſchmerzlichen Stunden und alle traurigen Möglichkeiten in

der Zukunft, vielleicht in der Gegenwart, vor die Seele. Traurige Ahnungen verdichteten ſich nach und nach zu einer ſchweren Beängſtigung, zu einem Alp, dem er ſich nicht entwinden konnte, und benahmen ihm den Athem. Mein Kind, dachte er, — wenn ich mein Kind verlieren ſollte, ich wäre der unglückſeligſte, der einſamſte Menſch auf Erden. Für wen und warum ſoll ich dann noch leben? Was iſt ein Daſein, das nicht Andern gehört? Dann tröſtete er ſich wieder, daß dieſe Ahnungen dieſelben ſeien, welche liebende Herzen vor der Rückkehr zu einem geliebten Weſen immer peinigen und die nichts Anderes ſind, als die erhöhten Sorgen der Liebe.

So abwechſelnd zwiſchen Selbſttroſt und ſchwarzer Beſorgniß kam er in Genf an, fuhr er geraden Weges vor das Haus der Madame Arlot, ſprang er aus dem Wagen und mit wenigen Sätzen die Treppe hinauf. Er riß ſo gewaltig an der Glocke, daß ſie ſchrill ertönte und ihn ſelbſt mit Entſetzen erfüllte. Erſchrocken ließ er den Klingelzug fahren und wartete bleich und zitternd, bis geöffnet wurde. Die Dienerin, die ihn von früher kannte, ſchrak bei ſeinem Anblick zuſammen und eilte in den Gang zurück.

„Erſchrickt ſie," fragte ſich Paul, „erſchrickt ſie über mein Ausſehen, oder weil ſie mir eine Schreckensnachricht zu geben hat?"

Er raffte ſich auf und trat in den Salon, wo er ein junges Mädchen fand, das traurig in die Straße hinabſah.

„Kann ich Madame Arlot ſprechen?" fragte er raſch.

„Ach nein," erwiderte das Kind, „ſie iſt nicht zu Hauſe," und bei dieſen Worten fing das Mädchen zu weinen an.

„Wo iſt ſie? Um Gottes willen, antworten Sie raſch, und was macht die kleine Hortenſe?"

Das Mädchen weinte noch heftiger und antwortete ſchluchzend: „Dieſe eben, unſere kleine Hortenſe, hat Madame Arlot auf den Kirchhof gebracht."

Paul brach bei dieſem Worte bewußtlos zuſammen. Als er

wieder zu ſich kam, fand er die Dienerinnen des Hauſes um ſich beſchäftigt.

„Mein Kind, mein Kind! mein armes Kind!“ rief er verzweifelnd aus, „hätte ich dich doch nie verlaſſen!“

„Ich verſichere Sie, Herr Marſilly,“ ſagte jene Penſionärin, die er im Salon gefunden hatte, „Ihr armes Kind iſt auf das Allerbeſte gepflegt worden; Fräulein Minna hat es während der ganzen Zeit ihrer Krankheit auch nicht einen einzigen Augenblick verlaſſen, ſie hat wenigſtens während acht Nächten an ſeinem Bette gewacht.“

„Fräulein Minna?“ fragte Paul vor ſich hin — aber ſeine Gedanken waren jetzt nicht nach dieſer Seite gerichtet — nur nach dem Kirchhofe wollte er, um wo möglich ſein Kind noch einmal zu ſehen. Er raffte ſich auf, eilte die Treppe hinab und ſprang in den Wagen, der ihn unten noch erwartete. In wenigen Minuten hielt er vor dem Portale des großen Friedhofes. Er wollte ſich zum Wagen hinausſtürzen, war aber kaum ſeiner Glieder mächtig, und der Kutſcher mußte ihm hinabhelfen. Erſt als er im Innern des Friedhofes Menſchen ſah, war er im Stande, ſeine Muskeln wieder anzuſpannen, um raſch in die Allee einzutreten.

Aber was war Das? Aeffte ihn ein Traum? War er ſeiner Sinne nicht mehr mächtig? War er wahnſinnig? Er fuhr ſich mit beiden Händen über die Stirne und drückte die Augen zu, wähnend, daß indeß die Phantasmagorie ſich auflöſen werde. Aber er öffnete die Augen, und er ſah noch immer Daſſelbe. Vor ihm, kaum zehn Schritte vor ihm, zwiſchen den Blumen der Gräber, ſtand ſein Kind, ſeine Hortenſe — ganz und gar ſeine Hortenſe, nur kräftiger, geſünder, in vollſter Blüthe der Kindheit, und in dieſer kurzen Zeit ſeiner Abweſenheit unverhältnißmäßig gewachſen und entwickelt. Welchen grauſamen Scherz hatte man ſich mit ihm erlaubt, um ihn auf dieſe Weiſe zu überraſchen, oder war es doch ein Wahngebilde? Eine Ausgeburt ſeines, durch den harten Schlag verwirrten Geiſtes? Er mußte ſie faſſen

und halten, um ſich von ihrer Wirklichkeit zu überzeugen, und er ſtürzte auf ſie los und drückte ſie in ſeine Arme. Sie zerfloß nicht wie ein luftiger Geiſt, ſie begann, erſchrocken vor ſeiner Heftigkeit, leiſe zu weinen.

„O, weine nicht, meine Hortenſe," rief er außer ſich vor Glück, während ihm ſelbſt die Thränen aus den Augen ſtürzten, „o, weine nicht, ich will dich nie wieder verlaſſen."

Er lag auf den Knieen vor dem Kinde und wiederholte immer wieder: „Nie, nie will ich wieder von dir gehen!"

Aber Das alles mußte doch ein Traum ſein, denn die Allee herab kam Minna, nach der er durch Monate vergebens geſucht hatte. Ihre Augen waren verweint, und ſie blickte ihm mit unendlicher Milde entgegen, während er ſie anſtarrte, geängſtigt von dem Gedanken, daß er nur träume und zu trauriger Wirklichkeit erwachen werde. Er klammerte ſich aufs Neue an das Kind feſt, als ob er fürchtete, daß es ihm noch entſchwinden könnte.

„Gehe nicht von mir," flehte er, „und ich will dich auch nie wieder verlaſſen."

„Nun," ſagte Minna, unter Thränen lächelnd, indem ſie die eine Hand auf ſeinen, die andere Hand auf den Kopf des Kindes legte, „nun ſo müſſen wir Drei ſchon zuſammen bleiben, denn auch ich will mein Kind nie verlaſſen."

Paul ſah ſie mit weit offenen Augen an. Sie lächelte und drückte das Kind an ſeine Bruſt. Er verſtand raſch und umhalste das Kind und nannte es, an den alten theuren Namen gewöhnt und unter dem Zauber der erſtaunlichen Aehnlichkeit, ſeine Hortenſe, ſeine geliebte Hortenſe.

„Eigentlich Gretchen," berichtigte Minna, „nach dem Namen, den du mir in Frankfurt zu geben pflegteſt — aber es bleibe bei Hortenſe, wenn ſo die ſchmerzliche Lücke beſſer ausgefüllt iſt."

„Wo iſt es?" fragte Paul.

Minna nahm ihn an der Hand, und zwiſchen ihr und dem Kinde ging er einem friſchen kleinen Grabe entgegen, um welches

mehrere junge Mädchen und Madame Arlot beſchäftigt waren, es mit Herbſtblumen zu ſchmücken. Paul wollte ſich darüber hinwerfen, aber Minna hielt ihn mit beiden Armen feſt, ergriff ſeine Hand und flüſterte ihm ins Ohr: „Wir wollen ja Alles thun, um dich deinen Verluſt vergeſſen zu machen und deine Wunden zu heilen.“

Eine Stunde im Leuchtthurm.

Von der Mündung der Loire in den Ozean einige Seemeilen entfernt liegt der traurige Flecken Le Croisic. Die breite Landzunge, deren äußerste Spitze der Flecken einnimmt, ist bis über die kleine Stadt Guerant hinaus kahl wie eine Wüste Afrika's; nur unmittelbar hinter den Häusern Le Croisic's hat man auf angehäufter Dammerde zu Nutz und Frommen der Kurgäste mit Mühe und Noth einige Vegetation hervorgerufen, die es aber bis auf den heutigen Tag nicht über die Verkrüppelung gebracht hat. Das einzige Produkt dieser Gegend ist das Salz, das die Einwohner gewinnen, indem sie das Seewasser durch kleine Kanäle in seichte Teiche leiten und das Wasser verdunsten lassen. Das so gewonnene Salz wird meist in Le Croisic verladen, und von diesem Handel, sowie von der Sardinenfischerei, die hier aber bei Weitem nicht so ergiebig ist wie weiter im Norden der Bretagne, endlich von den Kurgästen, die hier im Sommer die Seebäder gebrauchen, lebt der ganze Flecken und die Umgegend. Aber dasselbe Meer, das auf diese Weise den Anwohnern Nahrung bringt, macht das Land durch die Salztheile, mit denen es die Atmosphäre anfüllt, unfruchtbar und wüstenähnlich. Es ist eine unerquickliche Gegend, und von dieser unerquicklichen Gegend aus hat man die Aussicht auf einen unheimlichen, auf einen schauderhaften Punkt im Schooße des Ozeans. Ich meine Klippe und Leuchtthurm, welche zusammen Le Four heißen. Der Leuchtthurm hat den Zweck, erstens die gefährliche Klippe selber, auf

der er ſteht, zu beleuchten und davor zu warnen, zweitens den vom weiten Ozean heimkehrenden Schiffen den Eingang in die Loire, in die Häfen von Le Croiſic, St. Nazaire und Nantes zu zeigen. Bei gutem Wetter ſieht man den Four von Le Croiſic aus; aber beim geringſten Winde ſpringen die Wellen an ſeiner Klippe ſo hoch auf, daß der Leuchtthurm jeden Augenblick verſchwindet und daß man ihn vom Ozean begraben glaubt. Die Klippe war, ſo lange ſie den Leuchtthurm nicht beſaß, eine der gefährlichſten an der Weſtküſte Frankreichs; der Leuchtthurm macht einen öden, unheimlichen Eindruck, der ſich noch ſteigert, wenn man hört, daß er zwei Wächter beherbergt, die ihn nie verlaſſen können, und die nur alle vierzehn Tage einmal andere als ihre beiderſeitigen menſchlichen Geſichter zu ſehen bekommen. Es iſt dieſen Leuchtthurmwächtern nämlich nicht erlaubt, einen Kahn zu beſitzen. Man fürchtet, daß ſie das Gefühl der Einſamkeit in dieſer Meereswüſte manchmal mit ſolcher Gewalt überfallen könnte, daß ſie das Weite ſuchten; oder ſie möchten bei Sturmwetter, wenn der Leuchtthurm in allen Fugen kracht und wie ein Baum erzittert, in ihrer Angſt im Stande ſein, ihren Poſten zu verlaſſen. Der Aufenthalt iſt während eines Sturmes ſo gefährlich, daß man zu dieſer Befürchtung berechtigt iſt, obwohl der Poſten nur erprobten, in vielen Fährlichkeiten gehärteten Männern anvertraut wird. Aber, ſelbſt wenn man ihnen einen Kahn geſtattete, es fände ſich an der Klippe nicht der geringſte Raum, in dem er mit Sicherheit untergebracht werden könnte; ſogar bei ruhigem Wetter würde das Fahrzeug von den Wellen an der Klippe zerſchellt. Alle vierzehn Tage fährt von Le Croiſic aus eine eigens dazu beſtimmte Schaluppe nach dem Four hinüber, um den Wächtern die nothwendigen Lebensmittel zu bringen. Während der Stunde nun, die das Fahrzeug an der Klippe hält, ſehen dieſe Verbannten andere menſchliche Geſichter, als die ihrigen; ſonſt müſſen ſie ſich mit dem Anblick des unendlichen Ozeans und der Schiffe begnügen, welche ſie mit Hülfe ihres Fernrohres in weite Fernen verfolgen können.

Dieſe höchſt traurigen Poſten der Leuchtthurmwächter ſind Stellen, die man tapfern, beſonders verdienten, alles Vertrauen einflößenden alten Soldaten aufbewahrt; Stellen, mit denen man Verdienſte belohnt. Unſere zwei Unglücklichen, Einſamen da draußen, die von beſtändigen Gefahren hart umdrängt und an ein Gefängniß gewieſen ſind, das jeden Augenblick ihr Grab werden kann, ſind zwei Männer, die der Staat auf dieſe Weiſe belohnt, für deren Alter er ſorgt: der Leuchtthurm Le Four iſt ein Prytaneum.

Dieß Alles erfuhr ich, als ich im Jahre 1852 einige Zeit in den Seebädern von Le Croiſic verbrachte. Ich konnte nie meinen Spaziergang auf der Werfte machen, ohne einen mitleidigen Blick nach dem fernen Four hinüberzuſenden. Nach und nach bildete ſich in mir ein ſolches Gefühl der Theilnahme für die beiden verbannten Menſchenfreunde aus, daß es geradezu zur Sehnſucht wurde und ich mir vornahm, ſie auf ihrer unwirthbaren Klippe zu beſuchen. Durch Vermittlung des Doktors wurde mir die Mitfahrt geſtattet, als die Schaluppe ihre vierzehntägige Fahrt unternahm.

Die Fahrt dauerte an zwei Stunden. Der Leuchtthurm kam in ſeiner ganzen Größe erſt in nächſter Nähe zum Vorſchein, denn die Wellen ſpringen ſelbſt bei nur gering bewegter See rings herum ſo hoch hinan, daß ſie dem Nahenden immer die ganze Klippe und beinahe immer den untern Theil des Gebäudes verdecken. Sei es Ebbe oder Fluth, von einer oder der andern Seite ſchäumen die Wogen den trotz ſeiner Kleinheit furchtbaren Felſen hinan. Bei ruhigſtem Wetter kann man es ſich leicht vorſtellen, wie die ſtürmiſche See bis an die Laterne hinaufſpritzen muß. Der Leuchtthurm iſt ſo gebaut, daß er ſich nach oben verjüngt und unten mit der breiten Baſis beinahe die ganze Klippe bedeckt oder vielmehr umklammert, denn das Gemäuer ſtreckt ſich wie ein Baum mit vielen Wurzeln durch alle Riſſe bis hinab in das Waſſer.

Die Schiffer hielten die Schaluppe nur mit Mühe ſo nahe

der Thüre des Thurmes, daß wir hineinſpringen konnten; dann wurden die Lebensmittel uns nachgeworfen und im Innern aufgefangen. Die Schaluppe zog ſich nach dieſem Geſchäfte ungefähr hundert Ruderſchläge weit zurück, um uns, nämlich den Beamten und mich, auf offener See zu erwarten. Ein alter, freundlicher Mann, der in waſſerdichte Lootſentracht gekleidet war, empfing uns im untern Raum und lud uns ein, ihm in den obern nachzuſteigen. Vermittelſt einer ſchmalen Treppe, die mehr einer Leiter glich, kamen wir in ein rundes Gemach, das nicht vier Schritte im Durchmeſſer hatte. In dieſem Gemache fanden wir einen zweiten alten Mann, der eben ſo gekleidet war, wie der erſte, aber ſich von dieſem dennoch auf das Weſentlichſte unterſchied. Der erſte, Jean Jacques Olivier, ein kurzer, breitſchulteriger Mann, hatte ein arg verbranntes, braunes, dickhäutiges Geſicht voller Falten. Dicke graue Augenbrauen fielen wie ſtarkes Geſtrüpp über die Augen und verdeckten ſie zur Hälfte, daß man ſie hätte für ſehr klein halten können, obwohl ſie ungewöhnlich groß waren. Der graue Schnurrbart war nur wie eine etwas größere Wiederholung der Augenbrauen. Weißer als Augenbrauen und Schnurrbart waren die Haupthaare, die zum Vorſchein kamen, als Jean Jacques Olivier oben im Gemache den breiten Lootſenhut abnahm, und die, kurz geſchoren, aber überaus dicht, einen ziemlich großen Kopf bedeckten. Nach dieſer Beſchreibung wird ſich der Leſer eine nichts weniger als freundliche Erſcheinung vorſtellen, aber ich kann ihm die Verſicherung geben, daß ſchon der erſte Blick auf dieſen alten, gehärteten Kopf die Seele mit wahrem Wohlbehagen erfüllte. Dieſe von ſo ſtruppigen Brauen bedeckten Augen blickten mit ſolchem Wohlwollen, als wünſchte der Mann Demjenigen, mit dem er ſprach, fortwährend etwas Gutes zu ſagen oder zu thun. Und von dem mit dem breiten Schnurrbart bedeckten Munde kam doch ein Lächeln zum Vorſchein, das herzgewinnend war — ich möchte ſagen, wenn es nicht von einem ſo rauhen Geſellen ſonderbar klänge, daß es bezaubernd war, wie das Lächeln eines liebens-

würdigen, liebevollen jungen Mädchens. Wir waren kaum in dem Gemache, als er ſich ſchon alle Mühe gab, es uns bequem zu machen; und wir ſaßen kaum, als er ſchon von allen ihren Vorräthen herbeibrachte, um uns zu bewirthen. Es waren nur zwei Gläſer da. Er füllte ſie mit Rothwein, und ſie gingen zwiſchen uns Vieren von Mund zu Munde. Dabei fragte er nach Neuigkeiten aus der Welt, und den Beamten nach dem Wohlergehen ſeiner Bekannten in Le Croiſic. Ich meinerſeits hätte gerne Manches über die Lebensweiſe dieſer Einſamen erfahren, und ich fing an, den freundlichen Alten auszufragen. Aber er hatte mir auf meine Fragen nur kurze Antworten zu geben und verſicherte, daß man ſich in dem Leuchtthurme ganz wohl befinde. Nicht ein Wort von den Gefahren, von der Schwierigkeit ſeines Amtes und nicht ein Wort über die Größe ſeiner Pflichten und ſeiner Opfer.

Sein Gefährte Louis Marie war von ganz anderer Art. Seine Geſichtsfarbe war nur oberflächlich wettergebräunt; im Ganzen war ſein Antlitz ziemlich hell und fein, und ſeinen Haaren, die übrigens dünn um die Schläfe lagen, ſah man es noch an, daß ſie einſt blond geweſen. Alle ſeine Züge waren feiner und weicher, als bei dem Andern, dagegen zeigte ſich von jener unendlichen Freundlichkeit Jean Jacques' keine Spur. Louis Marie war ſchweigſam, zwar nicht düſter, aber doch traurig und verſchloſſen. Er gab ſich alle Mühe und hatte offenbar den beſten Willen, ebenfalls zuvorkommend und gaſtlich zu ſein, aber er vergaß manchmal die Rolle, die er ſpielen wollte, hörte nicht auf das Geſpräch, verſank in ſich und brütete. In ſolchen Momenten hatte Jean Jacques ſo viel Aufmerkſamkeit für ihn, als wäre er ebenfalls einer der Gäſte. Er drückte ihm das eine Glas in die Hand, ließ das andere leiſe anklingen und munterte ihn, indem er ihn beinahe zärtlich beim Namen nannte, zum Trinken auf. Louis Marie erwachte dann wie aus einem Traume und lächelte dem Andern eben ſo freundlich und liebenswürdig zu, wie dieſer beinahe immer lächelte. Und dieſe Augenblicke waren

es, die den Fremden, den er Anfangs erſchreckt hatte, mit ihm verſöhnten, ja auch für ihn einnahmen. Wer die Beiden nur eine halbe Stnnde lang mit einiger Aufmerkſamkeit beobachtete, mußte ſich ſagen, daß zwiſchen ihnen ein eben ſo eigenthümliches als inniges Verhältniß beſtehen müſſe, und wenn die beiden Leuchtthurmwächter dem Fremden einige Theilnahme einflößten, ſo freute er ſich dieſer Entdeckung, denn ihr Loos erſchien durch das geheimnißvolle, innige Band, das ſie verknüpfte, bedeutend gemildert.

Die halbe Stunde in dem kleinen Thurmgemache verfloß auf die angenehmſte Weiſe. Man aß, man trank, man plauderte, während die Wogen da draußen ihre monotone, doch harmoniſche Muſik machten, und während von Zeit zu Zeit in größerer oder kleinerer Entfernung, die Fluth benützend, eine ganze Menge von Schiffen der Loire zuſteuerten und durch das kleine Fenſter mir gegenüber ſichtbar waren. Die andere halbe Stunde verſtrich mit Beſichtigung der Laterne, auf die mich Jean Jacques begleitete, um mir die Einrichtung zu erklären und von der Galerie aus die fernſten Punkte, die von da ſichtbar waren, zu zeigen. Er freute ſich mit meiner Freude an der friſchen Seeluft, an dem großartigen Anblick des Ozeans und an den Wellen, die uns zu Füßen ihr unermüdliches Spiel trieben. Ich bedauerte, mich dieſes Genuſſes nicht länger freuen zu können, und er lud mich freundlich ein, auf dem Leuchtthurme zu bleiben, bis das nächſte Schiff wieder komme. Ich hatte aber nicht den Muth, mich nur auf vierzehn Tage auf dieſe Klippe zu verbannen, auf der mein freundlicher Führer ſeit beinahe zwanzig Jahre lebte und auf der er, wie er mir ſagte, bis zu ſeinem Tode auszuharren hoffte.

Unſere Zeit war um, wir ſtießen noch einmal an, die rauhen Hände unſerer Wirthe drückten die unſerigen, und wir fuhren wieder zurück nach Le Croiſic. Ich ſetzte mich ſo im Schiffe, daß ich während der ganzen Fahrt mein Geſicht dem Leuchtthurm zukehrte. Jean Jacques hatte mir ein ſo inniges Gefühl für ſich eingeflößt, daß ich mich in der That mit einem gewiſſen Kummer

von ihm trennte. Und nun will ich dem Leſer etwas mittheilen, das ihm eigenthümlich und als nicht am Platze erſcheinen wird, das ich aber doch nicht verſchweigen mag, weil es eine Thatſache iſt. Jener Leuchtthurmwächter Jean Jacques Olivier hatte eine erſtaunliche Aehnlichkeit mit einem Manne, der mir perſönlich theuer war und der gewiß vielen meiner Leſer ebenfalls ſehr theuer iſt: mit dem Dichter Nikolaus Lenau. Ja, trotz der Rauhheit ſeines Geſichtes, der Derbheit ſeiner Züge, gab ihm der Blick ſeines dunkelbraunen Auges, ſein Schnurrbart und das höchſt merkwürdige einnehmende Lächeln eine ganz überraſchende Aehnlichkeit mit jenem edlen Dichter, deſſen Blick und Auge und deſſen Lächeln Niemand vergeſſen wird, der ſie jemals gekannt hat. Nun ſind wir ſo geartet, daß wir mit ſolchen phyſiognomiſchen Aehnlichkeiten auch gerne den Glauben an die Aehnlichkeit des Weſens verbinden und daß, wenn uns eine ſolche Aehnlichkeit an eine geliebte Perſon erinnert, wir ſchnell bereit ſind, auch die alten Gefühle wieder zu empfinden. Die Aehnlichkeit hat gewiß viel dazu beigetragen, daß ich mich zu Jean Jacques Olivier ſo ſehr hingezogen fühlte, doch aber glaube ich, daß er, wie er einmal war, auch ohne dieſen Umſtand auf mich einen tiefen Eindruck gemacht haben würde. Ich konnte während der Rückfahrt und während des ganzen folgenden Tages nur an ihn, an ſein Amt und an ſein Schickſal denken, und ich konnte ferner nicht umhin, mir einzubilden, daß dieſer Mann irgend eine bedeutendere Geſchichte haben müſſe, oder wenn nicht eine bedeutendere Geſchichte, doch jedenfalls irgend ein bedeutendes, inhaltsvolles Weſen.

Ich theilte dem Doktor, mit dem ich vertraut war und dem ich die Fahrt zum Leuchtthurme verdankte, meine Gefühle mit, und er erwiderte lächelnd: „Nun, wenn die Geſchichte der Beiden gerade keine weltbewegende iſt, vielleicht nicht einmal eine bedeutende, ſo iſt es doch eine Geſchichte. Sie ſollen ſelber urtheilen. Ich bin vielleicht im Stande, dieſe Geſchichte ausführlicher zu erzählen, als irgend ein anderer Bewohner Le Croiſics.

„Als ich vor mehr als zehn Jahren als junger Arzt in dieſe Gegend zurückkehrte, ſchämte ich mich meines gezwungenen Müſſigganges, da ich nicht einen einzigen Kranken hatte, und ich ergriff mit Eifer die Gelegenheit, mich auf einige Zeit zu entfernen, als es hieß, daß einer der beiden Leuchtthurmwächter ſich ſchwer verwundet habe und daß dort drüben ein Arzt nothwendig ſei. Ich verbrachte volle vierzehn Tage auf dem Four. Der Verwundete war Louis Marie, und es fiel mir gleich bei meiner Ankunft auf, mit welcher Sorgfalt, ja Zärtlichkeit ihn ſein Gefährte pflegte. Der Kranke hatte auch keine andere Pflege gewünſcht, und dieß war die Urſache, warum er nicht ans Land gebracht wurde und warum der Arzt zu ihm hinüber mußte. Jean Jacques Olivier gewann mein Herz ſo ſchnell, wie er geſtern das Ihrige gewonnen. Bei einem Zuſammenleben auf einem ſo engen Raume und an einem Krankenbette mußte ſich zwiſchen uns Beiden bald eine große Vertraulichkeit herſtellen. Jean Jacques zeigte mir neben dem Wohlwollen, das er Jedermann entgegenbringt, viel perſönliche Freundſchaft, die aus der Dankbarkeit für die Pflege ſeines Freundes hervorging und für den guten Willen, mit dem ich mich allen Unbequemlichkeiten und Entbehrungen des Lebens im Leuchtthurm unterzog. Was hatten wir Anderes zu thun, als zu plaudern und einander Geſchichten zu erzählen. Ich fand in der Unterhaltung Jean Jacques' einen ſo wohlthuenden Reiz, daß ich ſelbſt die Nächte mit ihm auf der Galerie an der Laterne verbrachte, und da, in dieſer doppelten Einſamkeit der Nacht und des Ozeans, erzählte er mit offenem Herzen Manches, was er mir wohl auf dem Feſtlande oder unten in der Enge des Thurmgemaches ſelbſt bei größerer Freundſchaft nicht vertraut haben würde. Manches erfuhr ich auch hier in Le Croiſic, und ſo, glaube ich, bin ich mit der Geſchichte dieſer beiden Greiſe bekannter als viele Andere. Machen wir einen Spaziergang auf die Werfte, dort überblicken wir den Hauptſchauplatz Deſſen, was ich Ihnen erzählen will."

Der Doktor faßte mich am Arme, wir wanderten auf die

Werfte, und er begann: „Jean Jacques Olivier und Louis Marie ſind hier in Le Croiſic geboren und zwar zur Zeit, als die große franzöſiſche Revolution in höchſter Blüthe ſtand. Sie ſind Kinder zweier Freunde, zweier Salinenarbeiter, deren Freundſchaft damals ſo ſprüchwörtlich war, wie es ſpäter die Freundſchaft ihrer Söhne wurde. Beide Kinder wurden ſehr frühe und gleichzeitig verwaist, denn ihre Väter nahmen Theil an der Chouanerie, die man hier ‚den großen Krieg' nennt, und Beide fielen am ſelben Tage in der Nähe von Nantes von den republikaniſchen Kugeln. Nur der eine der beiden Knaben, Jean Jacques, hatte noch eine Mutter; dieſe nahm ſofort den andern in ihre Hütte, um auch ihn mit der ſchweren Arbeit in der Saline zu ernähren. Sie lebte nicht lange unter dieſer Laſt, und Niemand hier in Le Croiſic wird Ihnen zu ſagen wiſſen, wie ſich die beiden verlaſſenen Knaben forthalfen, wie ſie nicht dem Elende erlagen. Die Zeiten waren derart, daß man die Bewohner Le Croiſics, welches damals ein elendes Fiſcherdorf war, nicht anklagen darf, die verwaisten Kinder ihrem Schickſale überlaſſen zu haben. Die Chouanerie hatte viele Familien um ihre Väter gebracht, die Kriege der Republik und des Kaiſerreichs brachten ſie um die jungen, arbeitsfähigen Männer, und die Engländer, die Frankreichs Schifffahrt vernichteten, blokirten alle Küſten und hätten dieſe auch ohne alles vorhergegangene Elend in Armuth geſtürzt. Von den Kindern weiß man nur, daß man ſie in jener Zeit immer zuſammen geſehen, daß ſie fiſchten, Krebſe fingen und dergleichen, daß ſie jeden Biſſen mit einander theilten und unzertrennlich waren. Endlich, in einem gewiſſen Alter, findet ſich der Eine in einer Schloſſerwerkſtätte, der Andere hilft einem Fiſcher, und ſo iſt mit achtzehn oder neunzehn Jahren Louis Marie Schloſſergeſelle, während Jean Jacques die meiſten Nächte auf der See oder in der Loiremündung verbringt. Aber Beide bewohnen noch immer dieſelbe Hütte. Sehen Sie, dort links von der Saline ſtand dieſe Hütte, die Schloſſerwerkſtätte da, wo ſie jetzt noch ſteht; Sie können ſie von hier aus ſehen, denn ſie

beherrſcht den ganzen Flecken. Aber dort weit nach Oſten ſteht noch eine Hütte, einſam, hart am Meeresufer — gehen wir einige Schritte weiter, und Sie werden auch dieſe Hütte ſehen können. Sie bemerken die vielen Netze, die dort ausgeſpannt ſind; ſie iſt heute wie damals von einem Fiſcher bewohnt. Mit dieſem Fiſcher in Gemeinſchaft trieb Jean Jaques ſein Gewerbe, und dieſer Fiſcher hatte eine Tochter, Anna, die für das ſchönſte Mädchen nicht in der Umgegend, ſondern in der ganzen Bretagne galt. Sie wiſſen, daß in der Bretagne der Volksgeſang noch nicht ausgeſtorben iſt, daß er ſich jedes ſchönen oder merkwürdigen Gegenſtandes bemächtigt, um ihn in Balladen und Liedern zu verherrlichen. Er wächst aus dem Boden heraus, man kennt äußerſt ſelten die Verfaſſer der Lieder, aber dieſe ſelbſt verbreiten ſich mit zauberiſcher Schnelligkeit, und manche von ihnen leben dann, von der offiziellen Literatur kaum gekannt, im Munde des Volkes unſterblich fort. Nun wohl — ſehen Sie ſich dieſe Fiſcherhütte näher an; ſie iſt von der Poeſie verklärt, wie ſelbſt wenige hiſtoriſche Punkte in der Bretagne, und dieſe Verklärung dankt die unſcheinbare Muſchel der Perle, die ſie in ſich geſchloſſen: jener Anna. Ich will Ihnen, wenn Sie mir morgen zum Kaffee wieder das Vergnügen machen, von meiner Magd einige Lieder ſingen laſſen, deren Gegenſtand jene Anna iſt. Wenn nun Jean Jacques mit ſeinem Meiſter von der See heimkehrte und in jener Hütte von jenem Gegenſtande der Poeſie empfangen wurde, wenn ihm nach der Oede des Meeres ſolche Augen entgegenleuchteten, eine ſolche Wirthin den Tiſch deckte — wie ſollte ein Herz wie ſeines widerſtehen? Louis Marie, wenn die Schloſſerwerkſtätte geſchloſſen war, ging geraden Weges hinaus zum Fiſcher, um daſelbſt ſeinen Freund zu erwarten, und zu ſeinem Unheil oder zu ihrer beider Unheil, ſah er ſo das ſchöne Mädchen ebenfalls zu oft. Mit einem Worte, die beiden Freunde hatten das tragiſche Schickſal, daſſelbe Mädchen zu lieben. Nach Allem, was ich von Jean Jacques ſelbſt und von Andern gehört habe, war Anna allerdings ein Geſchöpf, das ſelbſt ohne ihre außer-

ordentliche Schönheit alle Liebe verdient hätte. Die ſich ihrer erinnern, wiſſen noch heute von ihrer Anmuth und ihrem vortrefflichen Herzen nicht ſchön genug zu ſingen und zu ſagen, und es iſt auch bezeichnend, daß die Lieder, die auf ſie gedichtet wurden, obwohl offenbar von ihrer Schönheit angeregt, gerade von dieſer am Wenigſten ſprechen, wohl aber von dem Behagen, das man empfand, ſobald man in ihre Hütte trat, von ihrer Güte für alle Welt und von allerlei guten Thaten, die ſie mit Muth oder mit Selbſtverleugnung verrichtete.

„Den beiden Freunden war es bald kein Geheimniß, daß ſie beide das Mädchen liebten; damals hatten ſie eben noch keine Geheimniſſe vor einander; bald aber wurde es Jean Jacques auf offener See unheimlich, wenn er dachte, daß jetzt Louis Marie bei Anna ſein könnte, und Louis Marie wurde es in der Schloſſerwerkſtätte zu heiß, wenn es draußen ſtürmte und er ſich ſagte, daß heute die Fiſcher nicht auslaufen und daß Jean Jacques, mit Anna an demſelben Netze ſtrickend, ſeinen Tag in der Fiſcherhütte zubringe. Der Eine zog oft vor der Zeit die Netze aus dem Waſſer und lenkte eiligſt ſeinen Kahn dem Ufer zu, und der Andere warf oft vor Feierabend Hammer oder Feile hin, um in die Fiſcherhütte zu eilen. Von der Schloſſerwerkſtätte aus konnte Louis Marie den ganzen Küſtenſtrich beobachten; er ſah den Kahn, ſobald er zum Lande zurückkehrte, und er war an den Strand hinabgeeilt, bevor der Kahn anlegen konnte. Beide Nebenbuhler waren nur ruhig, wenn Jeder den Andern von Anna getrennt wußte, oder wenn ſie beide zugleich, Einer den Andern überwachend, bei ihr waren. Jean Jacques ſagte mir, er habe viele Leiden erlebt und viel Schreckliches mit angeſehen, da er auch den ruſſiſchen Feldzug mitmachte, aber die traurigſte, die ödeſte und härteſte Zeit ſeines Lebens ſei dieſe geweſen, als er ſeinen Freund, den einzigen Menſchen auf Erden, der zu ihm gehörte, als ſeinen Nebenbuhler zu fürchten anfing, ohne zu wiſſen, welchem von Beiden Anna den Vorzug gab. Aus dieſer Furcht wurde bald ein ſtiller Haß, den ſich

beide ſelbſt nicht zu geſtehen wagten. Noch wohnten ſie zuſammen, aber ſie legten ſich ſtumm zu Bette, ſtanden ſtumm auf und gingen von einander und grüßten ſich nur, um nicht auch ohne Gruß von einander zu gehen. Louis Marie erinnerte ſich plötzlich, daß die Hütte an der Saline nicht ihm gehörte, daß er die Wohlthat, in dieſer Hütte beherbergt zu werden, lange genug genoſſen, und er verließ ſie, um eine Dachſtube über der Schloſſerwerkſtätte zu beziehen. Von dieſer Dachſtube aus ſah er noch beſſer nach der Fiſcherhütte und überwachte mit noch größerer Bequemlichkeit das Meer. Die Wohnungen der beiden Freunde waren nur durch einen Raum von hundert Schritten getrennt, aber ihnen war ſchon zu Muthe, als wären ſie durch viele Meilen und durch lange Zeiten von einander geſchieden.

„Was aber wollte nun Louis Marie in der Fiſcherhütte, da er den Freund nicht mehr dort erwartete? Jean Jacques ſagte ſich, daß er nur als ſein Freund dahin gekommen war; nunmehr er ſich von ihm getrennt und die alte Freundſchaft ſelbſt begraben, was hatte er noch dort zu thun? Es ſchien Jean Jacques eine treuloſe Heuchelei, daß der Andere noch ſo that, als ob er ſeinetwegen dahin käme, und die Eiferſucht wuchs in ſeinem Herzen um ſo raſcher, als er zu ſo häufigen Trennungen gezwungen war und oft Tage lang auf offener See verbringen mußte, allein mit dieſer Eiferſucht, allein mit dem Gedanken, daß jetzt Louis Marie glücklich in der Fiſcherhütte an Anna's Seite ſitze. Louis Marie hatte es gut. Er ſah den Kahn heimkehren, und er war da, bevor Jean Jacques den Fuß auf die Schwelle ſetzte. Louis Marie war jedenfalls der Glückliche, er triumphirte, und wie ſollte ihm der Einſame draußen auf dem Meere dieſen Triumph vergeben? ‚O,‘ rief Jean Jacques aus, als er von dieſen Leiden erzählte, ‚was habe ich damals in der Einſamkeit des Meeres, nur von Gott geſehen, durchgemacht! Gewiß, der Kahn wäre eines Tages ohne Fiſcher von den Wellen ans Ufer geſpült worden, ich hätte mich in die Tiefe des Meeres geſtürzt, wenn mich nicht die Hoffnung, daß Anna vielleicht doch mich

liebte, und mehr noch — ja, ich gestehe es — wenn mich nicht die Lust nach Rache an meinem Nebenbuhler am Leben erhalten hätte. Er sollte glücklich sein, während ich mich auf öder See herumtrieb! Diese See hatte ich einst geliebt; jetzt haßte ich sie, wie ich überhaupt Alles haßte, nur nicht Anna.'

„Jean Jacques bemerkte es bald, daß Louis Marie seine Heimkehr belauerte, und er richtete sich so ein, daß er in der Nacht heimkehrte. Er ging in seiner Vorsicht so weit, den Kahn nicht an der Fischerhütte anzulegen, sondern in den Hafen zu fahren und von da aus zu Fuß nach der Fischerhütte zu wandern. Er wußte eigentlich selbst nicht, warum er so that; aber auf dem Meere hatte er so vielfache schwarze Gedanken, träumte so manche Möglichkeiten, daß es ihm zu seiner Beruhigung nöthig schien, die Fischerhütte in der Nacht zu überraschen. Es war nach Mitternacht. Sie können den Weg, den er einschlug, von hier aus verfolgen. Obwohl es ziemlich dunkel war, fürchtete er doch, auf seinem Spähergange gesehen zu werden, und er verließ den Pfad, der von Le Croisic geraden Weges zur Fischerhütte führt, und ging, die Ebbe benützend, am äußersten Rande des Ufers hier um dieses kleine Vorgebirge, dann an den Dünen vorbei, dort am Eingange in den kleinen Golf, in dessen Hintergrunde Anna wohnte. Rechts hatte er das Meer, links das genug hohe Ufer und die Dünen, und so konnte er ungesehen wie in einem Laufgraben bis an die Hütte gelangen. Während dieses Weges wurde es ihm immer gewisser, daß er Louis Marie dort finden werde, vielleicht sogar bei Anna in der Stube. Und wenn auch nur in der Nähe der Hütte! — schon dieser Gedanke war hinreichend, ihm das Blut in den Kopf zu treiben. Was hatte er in der Nacht dort zu thun? Und wenn er nichts Anderes da zu thun hätte, als ihn, Jean Jacques, zu überwachen, so reichte Das schon hin. Die Beiden sahen einander längst nicht mehr als Freunde an; sie betrachteten einander, wie sich zwei Bretonen betrachten, die Nebenbuhler sind. Solche zwei Bretonen, wenn sie einander begegnen, fahren beide unwillkürlich mit der

rechten Hand die Seite hinab bis an die Taſche, wo das kurze breite Meſſer ſteckt. Mit der Hand an dieſem Meſſer kam Jean Jacques an der Hütte an. Aber da war es ſo ſtill; nichts war zu hören, als das Geliſpel der Welle, die ſich weit zurückgezogen hatte, und das leiſe, feine Rauſchen des Nachtwindes, der durch die ausgeſpannten Netze zog. Jean Jacques ging mehrere Male ums Haus, ſpähte in jeden Winkel und entdeckte nichts. Dann zog er die Schuhe von den Füßen, ſtieß leiſe ein kleines Fenſter auf und ſtieg in das Innere der Hütte. Der Vater war abweſend in Nantes, das wußte er. Deſto vorſichtiger mußte er ſein, um Anna nicht zu wecken, die ihm den nächtlichen Beſuch während der Abweſenheit des Vaters nicht vergeben hätte. Er wußte, was er wagte, aber er konnte nicht anders, er mußte ſich beruhigen mit einem Blicke in das ruhige und unſchuldsvolle Geſicht der Geliebten. Auf den Zehen ſchlich er an das Fenſter, um die Schürze, die davor hing, abzunehmen und das Mondlicht, das ihm leuchten ſollte, hereinzulaſſen. Dann ſchlich er an die Vertiefung, eine Art von Koje, in welcher ein alter, zu einem Bette eingerichteter Kahn ſtand, der Anna zum Lager diente. Da lag ſie, feſt und geſund ſchlummernd, und in jedem ihrer Arme lag eines ihrer kleinen Geſchwiſter, denen ſie die Mutter erſetzte. Bei dieſem Anblicke fuhr Jean Jacques erſchrocken zurück. Es war nicht mehr die Angſt, ſie zu wecken, aber es war ein heftiger Biß ſeines Gewiſſens wegen der Gedanken, deren er ſich fähig wußte, ſobald er von ihr entfernt war. Eilends verließ er die Hütte wieder und lief deſſelben Weges zurück gegen Le Croiſic. Aber dort, wo die Düne ſich ſo ſehr aufhäuft und den Weg verengt, ſtieß er plötzlich mit Jemand zuſammen, der ihm eben ſo eilig entgegen kam. Er wußte im Augenblick, daß es Louis Marie war, mit dem er zuſammenſtieß, und wie es ihm Gewohnheit geworden war, beim bloßen Gedanken an Louis Marie nach dem Meſſer zu greifen, ſo fuhr er jetzt auch im Momente des Zuſammenſtoßes mit der Hand nach dem Griffe; der ganze Grimm, der ihn vorhin auf dem Wege nach der

Fiſcherhütte erfüllte, kam verdoppelt zurück, und mit dem Rufe: Elender, gehſt du hin, um ihren heiligen Schlaf zu ſtören? führte er den Stoß gegen ſeinen ehemaligen Freund.

„Ach, Jean Jacques! ächzte Louis Marie, während er zuſammenſank.

„Jean Jacques fühlte ſeine Hand plötzlich von einer großen Wärme übergoſſen. Er griff mit der andern darnach — es war Blut. Hatte er ſeinen Freund ermordet? Schon kniete er neben ihm im Sande und blickte in das todtenblaſſe Geſicht. Louis Marie lag da wie ein Todter, und dieſer Anblick wiſchte Alles weg, was er in dieſen letzten Monaten gefühlt und erlebt hatte. Er ſah nur noch den ſterbenden Freund, die ganze alte Liebe kehrte mit der Kraft der Verzweiflung zurück. Er ſprang wieder auf und eilte den Wellen zu, um den Mörder im Ozean zu begraben. Aber vielleicht war der Freund noch nicht todt? In der That hörte er ſeinen Namen rufen, als ob ſein Opfer zu ihm um Hülfe flehte. Er eilte wieder zurück, hob den Blutenden auf ſeine Arme und trug ihn laufend in ſeine Hütte, in dieſelbe Hütte, in der ſie in Elend und in Freundſchaft ſo viele Jahre verlebt hatten.

„Die Blutſpuren am Ufer hatte die Fluth am andern Tag getilgt, und ſo war auch der Haß, war die Eiferſucht zwiſchen den beiden Freunden, zwiſchen dem Kranken und ſeinem Wärter, getilgt. Die Wunde war nicht gefährlich und ſchloß ſich bald unter der unausgeſetzten Sorgfalt Jean Jaques', und ſchon nach vierzehn Tagen ſah man die Beiden unzertrennlich und vertraut, wie ehemals. Nur gemeinſchaftlich gingen ſie noch zu Anna, und ſie hatten jetzt das Glück gewonnen, Einer dem Andern von ſeiner Liebe ſprechen zu können. Es ſtand zwiſchen ihnen feſt, daß ſie es, in ihr Schickſal ergeben, abwarten wollten, welchen von Beiden Anna wählen würde. Aber wie ſollte ſie wählen, da ſie die Liebe Beider kannte und ihre neue Freundſchaft durch die Wahl wieder zu zerſtören fürchtete? Sie ſchwieg; auch die beiden Freunde ſchwiegen ihr von ihrer Liebe, und ſo verſtrich eine lange glückliche und unglückliche Zeit.

„Da kam der Kaiſer wieder mit ſeinen nicht enden wollenden Aushebungen. Die große Armee, der Feldzug nach Rußland wurde vorbereitet. Beide Freunde mußten nach Nantes zur Ziehung. Andern Tages kamen ſie Beide gleich traurig zurück; Jean Jacques hatte eine gute, Louis Marie eine ſchlechte Nummer gezogen. Eine ſchlechte Nummer bedeutete in jener Zeit beinahe ſo viel wie ein Todesurtheil. Sie kamen auf ihrem Kahne zurück und landeten, wie ſie es verſprochen hatten, vor der Fiſcherhütte. Anna ſtand erwartend vor der Thüre. Mit angeſtrengten Augen ſah ſie den Ankommenden entgegen und wartete nur ſo lange auf der Schwelle, bis ſie ſo nahe waren, daß ſie die Nummern auf ihren Hüten erkennen konnte. Dann erhob ſie die Arme, ſchlug die Hände zuſammen und eilte in die Stube zurück. Die beiden Freunde eilten ihr nach und fanden ſie bewußtlos auf dem Boden liegend. Louis Marie wollte ſie aufheben, aber Jean Jacques hinderte ihn daran, zog ſeine Hände mit ſanfter Gewalt zurück und ihn ſelbſt wieder hinaus vor die Thüre. Nun, ſagte er lächelnd, obwohl mit blaſſem Geſichte und mit zitternder Stimme, nun bedarf es keiner weitern Erklärung; nun wiſſen wir, welchen von Beiden ſie liebt. Du, Louis Marie, darfſt jetzt nicht fort, du mußt bei ihr bleiben, ſie heirathen und ſie glücklich machen. Du mußt einen Stellvertreter haben.

„Einen Stellvertreter! ſagte der Andere achſelzuckend, und er hatte Recht, die Achſel zu zucken. Ein Stellvertreter wurde in dieſen blutigen Tagen mit Tauſenden von Franken bezahlt, und er hatte gerade ſo viel, als er als Schloſſergeſelle verdiente. Der Stellvertreter, ſagte Jean Jaques, iſt gefunden.

„Wozu ſoll ich Ihnen, fuhr der Doktor fort, noch weiter auseinanderſetzen, welch ein Opfer Jacques dem Freunde und der Geliebten brachte — genug, er zog für ihn in den Krieg, nachdem er ſich hatte verſprechen laſſen, daß Freund und Geliebte ſich bald verheirathen und in Liebe ſeiner gedenken werden.

„Es beginnt jetzt im Leben Jean Jacques' eine große Odyſſee, die aber nicht zu unſerer Geſchichte gehört, eine Odyſſee, wie

ſie damals viele Söhne Frankreichs durchzumachen hatten. Er war in Rußland und kam mit dem Leben davon; er machte die deutſchen Feldzüge, die franzöſiſchen und dann die hundert Tage mit. Nach dem zweiten Sturze Napoleons verbrachte er den Reſt ſeiner Dienſtjahre in entfernten Garniſonen. Seine acht Jahre waren um, und er hätte wieder heimkehren können, aber er wußte, daß ſeine Liebe zu Anna dieſelbe war, wie ehemals, und er traute ſich den Muth nicht zu, nicht die Stärke, ſie in den Armen eines Andern ſehen zu können. Er wußte, daß ſie glücklich waren, und er hatte ſich geſchworen, nicht heimzukehren, ſo lange er noch einen Funken von Liebe in ſeinem Herzen fühlte. Wie ein Geſpenſt verfolgte ihn die Erinnerung an die Zeiten, die er in Haß und Eiferſucht auf offener See verbrachte; an jene Gefühle, die ihn ſo weit brachten, daß er eine mörderiſche Hand gegen ſeinen Freund erhob. Er war ſich Deſſen bewußt, daß er aller dieſer Gefühle noch heute fähig war, denn ſie wurden in der Erinnerung eben ſo lebendig, wie ſie es damals geweſen. Nach abgelaufener Dienſtzeit war es ihm als einem Fiſcher von den Küſten der Bretagne leicht, in die königliche Marine aufgenommen zu werden, und als Seemann machte er mehrere große Reiſen in die verſchiedenſten und entfernteſten Länder der Erde mit. Auch dieſe Dienſtzeit war vorüber, und dieſelben Urſachen hielten ihn noch immer von der Heimat ferne. Wie ſehr er ſich ſehnte, die Küſten der Bretagne wieder zu ſehen, die er vor ſo langer, langer Zeit verlaſſen, dennoch zog er es vor, mit der Beſatzung am Senegal zu bleiben, wo Frankreich, das ſo viele Kolonien verloren hatte, ſich zu befeſtigen und eine neue Kolonie in Blüthe zu bringen ſuchte.

„So waren ſeit ſeiner Trennung von dem Freund und der Geliebten über zwanzig Jahre verſtrichen. In Frankreich hatte ſich indeſſen viel geändert; die Bourbonen waren verjagt, und der Krieg gegen Algier wurde von der neuen Regierung mit Kraft fortgeſetzt. Jean Jacques war noch immer Soldat und wünſchte an dieſem Kriege gegen die Barbaresken theilzunehmen.

Er erhielt die Erlaubniß, kam nach Algier und ſchlug ſich tapfer in verſchiedenen Gefechten. Dort aber erhielt er die Nachricht von dem Tode Anna's und von dem Trübſinn, in welchen Louis Marie ſeit ihrem Tode verſunken war. Wie ihn dieſe Nachricht erſchütterte, darüber ſagte mir Jean Jacques kein Wort. Er iſt nicht der Mann, um über Dergleichen zu ſprechen. Aber er nahm ſeinen Abſchied und eilte nach Le Croiſic zurück.

„Er fand Louis Marie nicht mehr im Orte. Die neue Einrichtung des Leuchtthurmes hatte es nothwendig gemacht, dem einen Wächter einen Mechaniker oder Schloſſer beizugeben, der die nothwendigen Verbeſſerungen ſogleich vornehmen könne. Louis Marie war gleich bereit, ſich in die Einſamkeit des Leuchtthurmes zurückzuziehen, und er bekam dieſe Stelle ſehr leicht, da er nicht einen einzigen Mitbewerber hatte. Welcher Arbeiter, der ſich auf dem Feſtlande ehrlich ernähren kann, wird ſich freiwillig in dieſe ſchreckliche Gefangenſchaft begeben? Aber Louis Marie hatte auf dem Feſtlande nichts mehr zu ſuchen; denn dieſes hatte für ihn nur noch ein Grab, das ſein Weib und ein Kind umſchloß. Jean Jacques kam mit dem Grade eines Sergeant-Major zurück, außerdem mit einem Orden und den ehrendſten Zeugniſſen. So ausgeſtattet, hatte er die Wahl unter den beſten Stellen, die man alten und verdienten Soldaten aufbewahrt. Auch bewarb er ſich ſofort um eine derſelben in Nantes, um eine ſorgenloſe einträgliche und ruhige Stelle, die ihm auch ſogleich gewährt wurde. Aber einmal im Beſitze derſelben, bot er dem Leuchtthurmwächter, dem Gefährten Louis Marie's, ebenfalls einem alten Soldaten, einen Tauſch an, den dieſer natürlich anzunehmen ſich beeilte. Jean Jacques bezog alſo den Leuchtthurm, um ſeinem alten Freunde Geſellſchaft zu leiſten, und da ſitzen nun die beiden alten Knaben ſeit zwanzig Jahren.

„Fragen Sie mich nun, wie die Beiden die unendlich lange Zeit da verbringen, ſo iſt die Antwort einfach dieſe: Louis Marie

erzählt von ſeinem geſtorbenen Glücke, und Jean Jacques hört zu — ſo treiben ſie es ſeit zwanzig Jahren und werden dieſes Treibens nicht müde und empfinden die Laſt der Einſamkeit nicht im Geringſten. So haben ſich Beide noch ſo viel des Glückes gerettet, als ſie zu empfinden im Stande ſind, als ſie Beide überhaupt noch wünſchen.“

Nein.

Der öſterreichiſche Regierungsrath Joſeph v. Wipplingen war ein dunkler Ehrenmann, der mit den Kämpfen und Schwierigkeiten des Beamtenlebens auf ſo anſtändige Weiſe als möglich fertig zu werden ſuchte. Er war rechtſchaffen genug, um aus ſeinem Amte nicht mehr herausſchlagen zu wollen, als den geſetzlichen Gehalt, und hatte doch eine Familie von ſechs Kindern zu ernähren — abgeſehen davon, daß er der Würde ſeiner Stellung und den Konvenienzen manches koſtſpielige Opfer bringen mußte. So legte er ſich denn von jeher auf eine anſtandsvolle Sparſamkeit, nicht um einen Nothpfennig zu erübrigen, ſondern um im gegebenen Falle bei der Verſorgung ſeiner Kinder irgendwie, und ſei es mit noch ſo Wenigem, beiſpringen zu können, und er leiſtete das Unglaubliche. Nach einer dreißigjährigen Beamtenlaufbahn hatte er an zwanzig tauſend Gulden zurückgelegt, welche in Verbindung mit den dreißig Tauſend, die ihm ſeine verſtorbene Selige zugebracht, das ſchöne Sümmchen von fünfzig tauſend Gulden Konventionsmünze ausmachten. In ſeinem Sparſamkeitsſyſtem, in Aufrechthaltung eines anſtandsvollen äußeren Scheines wie in Erziehung ſeiner Kinder wurde er durch ſeine älteſte Tochter Thereſe, ein kaum neunzehnjähriges Mädchen, aufs Kräftigſte unterſtützt. Sie erſetzte den jüngern Geſchwiſtern die nunmehr ſeit vier Jahren verſtorbene Mutter; ſie erſparte viel Unterrichtshonorar, indem ſie ihr ſchönes, halb mit natür-

licher Wißbegierde, halb mit vollem Bewußtſein aus Rückſicht für die jüngern Geſchwiſter erworbenes, reiches Wiſſen zur Belehrung derſelben benützte; ſie endlich leitete den ganzen Haushalt ſo, daß er bei aller Einſchränkung dieſe nicht fühlbar machte und ſich mit Ehren vor der Welt ſehen laſſen konnte. Es war ein vortreffliches Mädchen, und die entfernte Wohnung in der Reißnergaſſe, einer unvollendeten Straße der Vorſtadt Landſtraße, die eben aus ökonomiſchen Rückſichten gewählt worden, war kein Scheffel ihres Lichtes. Man kannte ſie und ihre Vorzüge in der Reſidenz, beſonders in der höhern Beamtenwelt, zu der ſie gehörte. Freilich trug zu dieſem rühmlichen Bekanntwerden die ſchöne Hülle ihrer Tugenden viel bei, denn bei Thereſe hielten die äußeren Vorzüge den inneren das Gleichgewicht; ſie war eben ſo ſchön, als ſie ein vortrefflicher Charakter war. Eine fortwährende ernſte Beſchäftigung, ein inhaltsvolles Leben, Sorgen und Arbeit ließen jene Eitelkeit nicht aufkommen, die der Schönheit mehr ſchadet, als ſie ins Licht ſtellt, und gaben ihrem Auftreten eine gewiſſe Ruhe und Würde, die Demjenigen, dem ſie gefiel, auch zugleich jene Bürgſchaft und Beruhigung für die Zukunft bot, die man einer Schönheit gegenüber immer zu haben wünſcht.

Es iſt natürlich, daß Thereſens Werth in der Familie und im Kreiſe der intimſten Freunde, die ihr Wirken und Entſagen mit anſahen, zuerſt gewürdigt wurde. Nächſt ihrem Vater, der ſie wahrhaft hochſchätzte, ſie wie ein dankbarer Freund behandelte, ſie gewähren ließ und bei jeder wichtigen Familienangelegenheit zu Rathe zog, war es ein junger Ingenieur Namens Edmund Siebold, der ſich von aufrichtigſter Verehrung zu ihr hingezogen und von ihr entfernt fühlte. Edmund ſtand ehemals unter der Vormundſchaft des Regierungsraths und wurde im Hauſe wie ein naher Anverwandter behandelt. Je weniger Geheimniſſe man vor ihm hatte, deſto mehr war er im Stande, Thereſe zu beurtheilen, und alles Lob, das man ihr ſpendete, zwang ihm nur ein Lächeln ab, das ſo viel ſagen wollte, als: Wenn ihr ſie

erſt kennen würdet, wie ich! Edmund war kaum fünfundzwanzig Jahre alt, und es war natürlich, daß ſich die anziehende und entfernende Verehrung, ehe er ſich deſſen verſah, in Liebe verwandelte. Dieſe Entdeckung machte ihn beinahe unglücklich. Er war arm; die kleine Erbſchaft, die ihm ſeine Eltern hinterlaſſen, war auf die praktiſche Erziehung, die ihm Herr v. Wipplingen hatte geben laſſen, verwendet worden, und er konnte Thereſen nicht das Loos bieten, das ſie verdiente; und wenn er es gekonnt hätte — ſeine Beſcheidenheit ſagte ihm, daß er ein ſolches Weib nicht verdiene; daß ihre Hand von einem gerechten Schickſal einem ganz anderen Manne, einem mit ganz anderen Glücks- und Geiſtesgaben ausgeſtatteten Glücklichen aufbewahrt ſein müſſe. Er ſchwieg, und weder er noch irgend Jemand aus der nächſten Umgebung Thereſens hätte ſagen können, ob ſie ſeine Neigung jemals errathen habe oder nicht.

Indeſſen wurde Thereſe, wie ſich zeigte, auch bald in weiteren Kreiſen anerkannt. Mit Genugthuung bemerkten ihre Freunde, mit Neid verheirathungsluſtige Mütter, welche Töchter zu vergeben hatten, aber Niemand mit Verwunderung, daß Baron Oskar v. Bäumen Thereſen überall auszeichnete, und bald erfuhr man, daß er ſich, nachdem er ſie auf mehreren Soiréen geſehen und geſprochen, dem Regierungsrath vorſtellen und in ſein Haus einführen ließ. Oskar v. Bäumen war eine der glänzendſten Partieen dieſer ganzen höheren Beamtenwelt. Er war ein hübſcher Mann, von feiner Bildung, ausgezeichneten weltmänniſchen Manieren, erfreute ſich des Rufes der beſten und geordnetſten Lebensweiſe, war bei ſeinen Vorgeſetzten bis zum Miniſter hinauf ſehr angeſehen und ſtammte aus einer adeligen Familie, in der ſeit Generationen die glänzendſten Laufbahnen gewiſſermaßen erblich waren. Letzteres war natürlich, da jeder junge Mann dieſer Familie, der ſeine Laufbahn begonnen, ſchon einen Vater, etwelche Onkels und, was mehr iſt, verſchiedene Tanten in jenen Regionen vorfand, in welchen Aemter und Gnaden ausgetheilt werden. Es war übrigens eine Ueber-

lieferung, daß jeder Bäumen, bevor er ſein Dienſtjubiläum feiert, es wenigſtens zum Staatsrath gebracht haben müſſe, und der junge Bäumen, der noch als unbeſoldeter, überzähliger Praktikant im Bureau ſaß, wurde ſelbſt von ſeinen Vorgeſetzten, der Zeit, die bald kommen mußte, vorgreifend, ſo behandelt und betrachtet, als ob er ſie im Avancement bereits überholt hätte. Bei Oskar v. Bäumen kam noch Das hinzu, daß er von ſeiner Mutter ein ſchönes Vermögen beſaß und daß er der beſtimmte Erbe einer reichen Tante war, die ihn mit Stolz ihren Neffen nannte.

Kein Wunder, daß Thereſe glücklich geſchätzt wurde, als dieſer junge Mann mit den ſchönſten Ausſichten ſich um ſie zu bewerben begann. Der alte Regierungsrath ſchwelgte in der Freude, ſeine Tochter ſo anerkannt, ihr bisheriges mühe- und entſagungsvolles Leben ſo gekrönt zu ſehen, und nebenbei noch in dem Gedanken, daß durch eine ſolche Verbindung auch für ſeine andern Kinder geſorgt ſei. Thereſe freute ſich an der Freude ihres Vaters, die dieſer nicht verhehlen konnte; die Liebe eines jungen Mannes, den alle Welt lobte, ja bewunderte, that ihr wohl; ſie war ihm in ihrer Beſcheidenheit dankbar, und da ſich bei ihr jedes Gefühl ſtark ausdrückte, zweifelte ſie auch keinen Augenblick, daß dieſe Dankbarkeit Liebe ſei. Nur Einer wurde in ſeinem Innern immer trauriger, je lauter er ſeine Freude über Thereſens Glück äußerte. Am Tage, da ſich Thereſe mit dem Baron Oskar v. Bäumen verlobte, kündigte Edmund der Familie an, daß er die Ingenieurſtelle, die ſich ihm bei einer engliſch-mexikaniſchen Geſellſchaft angeboten, angenommen und daß er in den nächſten Tagen nach Mexiko abgehen werde. Dieſes that er auch, nicht ohne ein, mit einem Theile des vorausbezahlten Reiſegeldes gekauftes ſchönes Hochzeitsgeſchenk für Thereſe zurückgelaſſen zu haben. Umſonſt hatte ihm der Regierungsrath vorgeſtellt, daß es jetzt überflüſſig geworden, ſein Glück in der Ferne, von den Freunden getrennt, jenſeits des Ozeans zu ſuchen, da er mit der Protektion der Familie Bäumen nun auch daheim

ſeinen Weg machen könnte — er lächelte, ſchüttelte verneinend den Kopf und reiste ab.

Am Verlobungstage ſelbſt, nachdem die erſten Stunden freudigſten Rauſches vorüber waren, zog der Regierungsrath ſeinen künftigen Eidam aus dem Kreiſe der vielen verſammelten beiderſeitigen Anverwandten von der Seite ſeiner Braut und führte ihn ſanft am Arme hinter einen Fenſtervorhang. Nachdem er ihn noch einmal umarmt und ihn ſeinen lieben Schwiegerſohn genannt, ſagte er lächelnd: „Nun müſſen Sie mir, lieber Oskar, auch erlauben, Ihnen von etwas Poſitivem, Proſaiſchem zu ſprechen, auf die Gefahr hin, daß Ihnen dadurch die Feier dieſes Tages und die Reinheit Ihres Gefühles in etwas entweiht ſchiene. Aber wir leben ja einmal in einer irdiſchen Welt, und das Irdiſche muß berückſichtigt werden. Glauben Sie nicht, lieber Oskar, daß ich Ihnen da ein ganz mittelloſes Mädchen ohne alle Mitgift gebe. Freilich kann ich Ihnen leider nicht eine Summe nennen, die im Verhältniß zu den Anſprüchen ſtände, die Sie zu machen berechtigt ſind, aber etwas habe ich denn, Gottlob, doch erſpart, und meine Thereſe bekommt zwanzigtauſend Gulden mit, zwanzigtauſend Gulden Konventionsmünze, in guten, zinstragenden Papieren, die in meinem Sekretär bereit liegen.“ —

Oskar drückte die Hand, welche die ſeine hielt, ſchien aber der Mittheilung des Regierungsrathes keine große Aufmerkſamkeit zu ſchenken; er ſah während der Rede am Vorhange vorbei immer auf ſeine ſchöne Braut und kehrte auch, ohne weiter ein Wort zu ſagen, nachdem er den Schwiegervater noch einmal angelächelt, zu dieſer zurück. Dem Regierungsrath war es zwar im Grunde lieb, den Bräutigam ſo verliebt und für die Geldangelegenheit ſo theilnahmlos zu finden, indeſſen hätte er doch gewünſcht, ihn etwas länger dabei verweilen und die Mitgift mit einem Worte gewürdigt zu ſehen. Ihm waren zwanzig tauſend Gulden eine große Summe, und es hatte ihn keinen geringen Entſchluß gekoſtet, einem ſeiner ſechs Kinder einen ſo großen, unverhältnißmäßigen Theil ſeines Vermögens mitzugeben. Er mußte

ſich alle Verdienſte Thereſens um ihn und um ihre jüngeren Geſchwiſter vergegenwärtigen, und er mußte ſich ſagen, daß die Verbindung mit der Familie v. Bäumen den andern Kindern ein Vermögen erſetze, ehe er ſich entſchloß, dieſe zu Gunſten der älteſten Schweſter ſo ſehr zu übervortheilen, ja zu berauben. Das Opfer, das er an Geld und Selbſtüberwindung brachte, hätte er gerne ein wenig anerkannt geſehen. Aber vielleicht, ſo tröſtete er ſich, war dieſes doch der Fall. Oskar war etwas verſchloſſen, kein Mann von vielen Worten, und der Regierungsrath beredete ſich, daß der Händedruck, mit dem er von ihm Abſchied nahm, um zu Thereſen zurückzukehren, Alles ausdrückte, was er geſagt wünſchte.

Für Thereſe begann mit ihrer Verlobung eine außerordentlich bewegte Zeit. Zuerſt hatte ſie mit ihrem Bräutigam bei ſeinen zahlloſen Verwandten, bei den intimſten Freunden und bei ſeinen Vorgeſetzten Beſuche abzuſtatten. Dieſes gethan, hatte ſie eben ſo viele Beſuche zu empfangen. Dann folgte Einladung auf Einladung, zu Diners, zu Soiréen, zu ländlichen Feſten, die man dem Brautpaare zu Ehren gab. Jeder Anverwandte wollte es bei ſich geſehen haben, und viele Bekannte wollten ſich der Freundſchaft des künftigen Ehepaares verſichern; beſonders zuvorkommend war man überall gegen die Braut, denn Niemand zweifelte, daß dieſes praktiſche, verſtändige und dabei ſo ſchöne Mädchen eine ſehr einflußreiche Frau geben werde. Thereſe ließ ſich mit Glück und Behagen in dieſem Freudenſtrome ſchwimmen und fortreißen. Die Zuvorkommenheit, die Liebe, mit der man ihr überall entgegenkam, beleuchtete ihr die Welt mit den ſchönſten Lichtern, und nicht nur der Bräutigam, Jedermann bemerkte, daß ſie in dieſem Leben von Tag zu Tage ſchöner wurde. Das ſtille Zuſammenſein von Braut und Bräutigam, das ſie ſich in ihren Mädchenträumen ſo ſchön ausgemalt hatte, fehlte freilich, aber das lärmende Glück ließ die Erinnerung an dieſe Träume kaum aufkommen, und wenn ſie manchmal doch auftauchte, ergab ſie ſich in die Nothwendigkeit und ſchob die Verwirklichung jener

Wünſche, wie Das mit Idealen meiſtens geht, in die erſten Wochen ihrer Ehe. Manchmal mußte ſie ſich auch geſtehen, daß ſie ihren Verlobten nicht ſo genau kannte, wie ſie ihren künftigen Mann zu kennen wünſchte, und Das beunruhigte ſie. Aber ſie machte ſich Vorwürfe darüber, ſie kam ſich undankbar und hypochondriſch vor: die ganze Welt legte ja das günſtigſte Zeugniß für ihn ab, war ſeines Lobes voll, und ſie wußte Hunderte von Mädchen, die ihn geheirathet haben würden, ohne je ein Wort mit ihm geſprochen zu haben. Wie ſüß wird es ſein, welche ſchöne Momente ſind ihr noch vorbehalten, wenn ſie in der Ehe eine gute Eigenſchaft nach der andern an ihm entdeckt!

Sie war zu entſchuldigen, daß ihr bei ſolchem Leben und ſolchen inneren Vorgängen manche Einzelnheiten in ihrer nächſten Umgebung entgingen, für die ſie ſonſt das ſchärfſte Auge gehabt haben würde. So bemerkte ſie nicht, daß ihr Vater, der Regierungsrath, indeſſen manchen ſchweren Moment durchzumachen hatte. Den guten Mann hatte es ſchon einen harten Kampf gekoſtet, als er ſich zu einer Mitgift von zwanzigtauſend Gulden entſchloß; nunmehr lernte er noch die glänzende, innere Einrichtung und den Luxus der Frauen in der Familie Bäumen kennen, und er ſah ein, daß die Ausſtattung Thereſens, wenn ſie in dieſe Familie ohne Demüthigung eintreten ſollte, wenigſtens in einem annähernden Verhältniſſe zu deren Lebensweiſe ſtehen müſſe. Seine Schweſter, eine ältere Wittwe, hatte ihn auf dieſen Umſtand aufmerkſam gemacht, und er übergab ihr mit einigem Seufzen eine ſchöne Summe, die ſie hinter dem Rücken Thereſens zu dem beſtimmten Zwecke verwenden ſollte, da er wußte, daß ſich dieſe einer ſolchen Ausgabe widerſetzen würde, und er ſie doch für nothwendig hielt. Das Geld war für Kleider, Mäntel, Hüte, Spitzen bald verausgabt, da die Tante der Ehre ihres Hauſes es ſchuldig zu ſein glaubte, vor Allem für den Luxus zu ſorgen, und ſo war der Regierungsrath gezwungen, eine zweite Summe zur Anſchaffung des Nothwendigſten beizubringen; dieſer zweiten Summe mußte noch ein kleiner Zuſchuß folgen, da die Tante

dutzendweiſe einkaufte, und es ihr unmöglich war, über die feſtgeſtellte Gränze nicht hinauszugehen. Nach dieſem hatte ſie noch mancherlei Gedanken, deren Ausführung ſie für unbedingt nothwendig, für geboten hielt, aber dießmal war der Regierungsrath unerbittlich; ja er hatte Charakterſtärke genug, Waaren, die ihm auf Anſtiften der Tante, mit und ohne quittirte Rechnungen ins Haus geſchickt wurden, unbarmherzig zurückzuweiſen. Er hatte ſeine Rechnung gemacht; er ſah ſich von der Tante mit der Ausſtattung tief ins vierte Tauſend hinein fortgeriſſen.

Aber auch Oskar hatte Tanten, meiſt reiche Frauen, welche die Bezugsquellen für weiblichen Staat genau kannten und erſtaunlich oft „Gelegenheiten" fanden, koſtbare Artikel ſo „billig" einzukaufen, daß es Sünde geweſen wäre, dieſe Gelegenheiten unbenützt zu laſſen. Sie hielten es für Pflicht, ſolche „Gelegenheiten" für den armen Regierungsrath, der auf Dergleichen nicht viel verwenden konnte, zu benützen, und für ihn einzukaufen, oder ihm die „Gelegenheiten" ins Haus zu ſchicken, zugleich mit der Verſicherung, daß man ihm hier einen Dienſt leiſte und daß eine Dame in einer Stellung, wie ſie Thereſe einzunehmen beſtimmt ſei, ohne dieſe Pelerine, eine ſolche Mantille, ſolche Spitzenkragen, ſolches Collier unmöglich beſtehen könne. Den Damen der Familie Bäumen gegenüber war er voll falſcher Scham; er fürchtete, als Knauſer zu erſcheinen und ſie durch Abweiſung ihrer Gefälligkeit gegen ſeine Tochter einzunehmen; er dankte für ſo viel Mühe und Sorgfalt, nahm das Ueberſchickte an, bezahlte und ſah bald, daß die Koſten der Ausſtattung weit mehr betrugen, als ein Viertheil der Mitgift. Endlich blieben noch die Koſten der Hochzeit, die, obwohl nicht glänzend, doch bei der zahlreichen beiderſeitigen Familie, die geladen wurde, ſehr koſtſpielig ausfallen mußte.

Der beſtimmte Tag rückte bei den vielfachen Beſchäftigungen und bei dem Leben voller Feſte ſo raſch heran, daß man kaum zur Beſinnung kommen konnte. Plötzlich war man am Vorabend des Hochzeitstages.

Thereſe, als Braut und Hausfrau zugleich, hatte an dieſem Tage ſo viel zu thun, daß ſie ihrem Verlobten, der auch heute, wie jeden andern Tag, zum Beſuche kam, im Vorzimmer kaum die Hand drücken konnte und ihn ſofort mit ſanfter Gewalt in das „Sitzzimmer," wie man in Wien ſagt, drückte und ihn bat, daſelbſt ruhig zu ſitzen und abzuwarten, ob ſie vielleicht fünf Minuten für ihn finden würde. Oskar fragte, ob der Vater zu Hauſe ſei, er habe Wichtiges mit ihm zu ſprechen.

„Was iſt es?" fragte Thereſe, „darf ich es wiſſen?"

„Nein, mein Engel, es gibt Dinge, die nur zwiſchen Männern abzumachen ſind und mit denen man das zarte weibliche Gemüth nicht behelligen ſoll."

Oskar ſagte dieſe Worte mit einem Lächeln und ſtreichelte ihr dabei die Scheitel mit einer kalten Zärtlichkeit, daß ihr das Blut in den Adern ſtockte und ſie plötzlich ein ungewohntes, unregelmäßiges Herzklopfen verſpürte. Sie wußte nicht, warum? Aber ſie fühlte ſich mit einem Male in einer kühlen Atmoſphäre, die ſie ſchon manchmal aus den Worten, dem Lächeln, dem zurückhaltenden Benehmen Oskars angeweht hatte. Sie wollte nicht weiter darüber grübeln — war es nicht auch zu ſpät? Wie um ſich ſelbſt zu beruhigen, küßte ſie ihren Bräutigam, führte ihn an die Thüre ihres Vaters und ging wieder an die Arbeit.

Der Regierungsrath trat ſeinem Schwiegerſohn mit dem gewohnten freundlichen Geſicht entgegen. Alle ſeine Sorgen waren dahin, alle ſeine Opfer waren vergeſſen, wenn er den jungen Mann ſah, der ſeine Tochter glücklich zu machen und die anderen Kinder in ſeinen mächtigen Schutz zu nehmen beſtimmt war. Indeſſen bemerkte er doch bald, daß ſich Oskar mit mehr als gewohnter Förmlichkeit hinſetzte, und daß ſich in dem Benehmen des frühreifen, ſonſt ſo ſehr gewandten jungen Weltmannes eine gewiſſe Befangenheit ausdrückte.

„Was iſt Ihnen, Oskar?" fragte er theilnehmend, „es iſt mir, als ob Sie etwas drückte."

„Drückte?“ wiederholte Oskar, indem er in den Hut ſah, den er in der Hand behalten. „Nein! — doch, ja —“

„Sprechen Sie!“ munterte der Regierungsrath auf, „was iſt es? Ich hoffe, Ihr Vertrauen ſo weit zu verdienen, daß Sie an einem Tage, der —“

„O!“ fiel ihm Oskar ins Wort, als ob er ſagen wollte, daß ſich Alles, was der Regierungsrath von Vertrauen und Dergleichen ſprechen wollte, von ſelbſt verſtehe. „O, davon iſt nicht die Rede, aber es handelt ſich um einen ſo zarten Gegenſtand, daß Mißverſtändniß, Verkennung, falſche Auslegung beinahe unvermeidlich — Worte können ſo leicht mißdeutet werden — es iſt ſo ſchwer, für manche Dinge das rechte Wort —“

„Darüber,“ erwiderte der Regierungsrath verbindlich, „darüber bin ich bei Ihnen unbeſorgt.“

Oskar blieb ernſt und ſagte: „Wenn ich ſprechen ſoll, ſo bitte ich vor Allem um Ihr Wort, daß Sie mich nicht verkennen wollen — Sie würden mir das größte Unrecht thun, wenn Sie mich nach dem äußern Schein und gewiſſen hergebrachten Moralſätzen beurtheilen wollten, gewiß, das größte Unrecht — ich ſpräche dann lieber nicht und ließe Alles beim Alten.“

„Sie machen mich immer begieriger und, ich geſtehe es, unruhig. Sprechen Sie,“ bat der alte Mann, „und ohne Scheu — ich werde Sie gewiß nicht verkennen.“

„Vergeſſen Sie nicht, lieber Schwiegerpapa, daß Sie mich ermuthigen und daß ich lieber geſchwiegen hätte.“

Der Baron ſah wieder in den Hut, dann hob er den Kopf und ſagte: „Sie wiſſen, lieber Schwiegerpapa, daß ich mit meiner Zukunft zum größten Theil von meiner alten Tante, der Staatsräthin Frau von Wiedersbach, abhänge. Sie liebt mich, ſie macht mich zu ihrem Univerſalerben — es iſt eine gute, vortreffliche Frau, aber ſie hat ſo ihre Grillen; zu dieſen gehört auch, daß ſie von mir eine ſehr große Idee hat, daß ich ihr immer nicht genug anerkannt werde, daß ſie immer fürchtet, mich in Zukunft nicht genug hochgeſchätzt zu ſehen.“

„Das ſind tantliche Grillen, die man vergeben muß," begütigte der Regierungsrath, da Oskar ſeine Stirne in Falten legte.

„Ja wohl," beſtätigte dieſer, „mir aber bereiten ſie manche Unannehmlichkeit, manche Verlegenheit, wie z. B. im jetzigen Augenblicke, am Vorabende meines Glückes."

„Wie ſo? womit?" fragte Herr von Wipplingen.

Anſtatt eine direkte Antwort zu geben, fuhr ſich Oskar über die Stirne und fragte zurück: „Haben Sie mir, lieber Schwiegerpapa, haben Sie mir an meinem Verlobungstage nicht von einer Mitgift geſprochen?"

„Ganz wohl," antwortete der Regierungsrath, wo möglich noch aufmerkſamer als bisher, „ich ſagte Ihnen, daß ich meiner Tochter eine Mitgift von zwanzig Tauſend Gulden zugedacht habe."

„Es war mir ſo," verſicherte Oskar; „obwohl ich damals nur mit halbem Ohre hörte, was Sie mir zu ſagen die Güte hatten, ſo war es mir doch, als hätten Sie dieſe Zahl ausgeſprochen, und dieſe Summe nannte ich auch meiner Tante."

„Nun? — und —?" fragte der Regierungsrath geſpannt.

„Es war erſt geſtern," fuhr Oskar fort und fügte lächelnd hinzu: „Sie können nicht glauben, wie entrüſtet, wie empört, ja, um die ganze Wahrheit zu ſagen, wie wüthend die gute Frau wurde."

„Wüthend? worüber? gegen Wen?"

„Gegen mich, gegen Sie, gegen Thereſen, gegen die ganze Welt. Sie ſah in dieſer Mitgift eine Beleidigung gegen mich, gegen die ganze Familie, eine Verkennung meines Werthes, meines Namens, meiner Stellung — ich ſagte Ihnen ja, es iſt eine ihrer Grillen, die leider nicht auszurotten ſind und unter denen ich am Meiſten zu leiden habe. Sie zählte alle reichen Erbinnen her, die ich hätte heirathen können, und die Summen, die ſie mir mitgebracht hätten, und ſie ſchloß mit der Drohung, die Tante, daß ſie mich künftig für nichts achten wolle, daß ſie

mich gewiß enterbe und meiner Carrière alle möglichen Hinderniſſe in den Weg ſtellen wolle, wenn ich mir dieſen ‚Affront‘ gefallen laſſe.“

„Affront! Affront!“ wiederholte der Regierungsrath, indem er vom Stuhle aufſprang, „von einem Affront wäre nicht die Rede, wenn der erſte Mann im Staate ein Mädchen wie meine Thereſe aus dem Gaſſenſtaube aufleſen würde.“

„Das ungefähr,“ verſicherte der junge Baron, „habe ich ihr, wenn auch nicht mit denſelben Worten, doch dem Sinne nach, auch erwidert.“

„Das hoffe ich!“ ſagte der Regierungsrath, indem er vor Oskar ſtehen blieb, feſt und ſtolz. „Und ſie?“ fragte er dann, „was ſagte ſie darauf, die Tante?“

„Sie blieb bei ihrem Ausſpruch und betheuerte, daß ſie keine Macht der Welt davon abbringen ſolle.“

„Und Sie, Oskar,“ ſagte der Regierungsrath, „haben ihr darauf ihre Erbſchaft vor die Füße geworfen, Sie haben ihr geſagt, daß Ihnen Thereſens Liebe mehr werth ſei, als alle Erbſchaften, daß ein Mann von Ehre ein Mädchen, das er bereits aller Welt als ſeine Braut vorgeſtellt, das er morgen heirathen ſoll, nicht aus Rückſicht auf —“

„Seien Sie gewiß, Herr Regierungsrath,“ fiel ihm hier Oskar ins Wort, „ich weiß es, was ich in dieſem Falle zu ſagen und zu thun habe — aber bedenken Sie, Herr Regierungsrath, ich hätte hier durch mein Thun und Sprechen nicht mein alleiniges Schickſal entſchieden. Ich hänge von der Tante ab, von mir aber hängt das Schickſal mehrerer Geſchwiſter und armer Anverwandten ab — o, Sie ahnen nicht, was ich ſeit geſtern litt, was ich noch leide, wie ich von Allen beſtürmt, gedrängt, mit Vorwürfen überhäuft wurde —“

„Wo hinaus wollen Sie?“ fragte der Regierungsrath kurz.

„Nach einer ſchlafloſen Nacht beſchloß ich, Sie zu bitten — die Tante ging endlich auf meine Vorſtellungen ein und verſprach, ſich dabei zu beruhigen, wenn ich es bei Ihnen durch-

ſetze — die Tante meint, Sie ſollen die Mitgift verdoppeln, ſonſt dürfe und könne aus dieſer Verbindung nichts werden."

„Nimmermehr!" rief Herr von Wipplingen entſchieden.

„Sie ſagten?" fragte Oskar.

„Ich ſage, daß Dieß nie der Fall ſein wird! Ich wäre ein Räuber, ein Dieb an meinen andern Kindern."

Oskar erhob ſich. „Sie ſehen ein," ſagte er, während er den oberſten Knopf ſeines Ueberrocks zuknöpfte, „daß ich meines eigenen Glückes wegen nicht das Schickſal meiner Geſchwiſter aufs Spiel ſetzen darf — es iſt auch die Frage, ob ein Mann das Recht hat, ſich eine Laufbahn verderben zu laſſen, auf der er Gutes ſtiften, ſeinem Fürſten und ſeinen Mitbürgern nützlich ſein könnte. — Ich bedaure — ich muß dieſes Opfer bringen — ich wäre mit Thereſen gewiß glücklich geweſen."

So ſprechend, ſtand Oskar ſchon an der Thüre und hielt die Klinke in der Hand.

Der Regierungsrath ſah ihn mit weit aufgeriſſenen Augen an. „Warten Sie, bleiben Sie!" rief er ängſtlich, „laſſen Sie mir Zeit, mich zu faſſen, zu überlegen. Es iſt entſetzlich! Ich verſtehe noch nicht —"

Oskar wartete, blieb aber an der Thüre ſtehen. Der Regierungsrath lief indeſſen in der Stube nach allen Richtungen auf und nieder und wiſchte ſich fortwährend den Angſtſchweiß von der Stirne. Nur einzelne Worte kamen ſtoßweiſe über ſeine Lippen, wie: „Entſetzlich — armes Kind! — Es iſt infam!" — die verriethen, was in ihm vorging, die aber Oskar nicht zu hören ſchien oder, da ſie mehr gemurmelt als geſprochen waren, wirklich nicht hörte oder nicht hören konnte. Zuletzt ſank er in ſeinen Arbeitsſtuhl und ließ, müde und aufgegeben, das arme graue Haupt auf die Bruſt ſinken. Eine Verbindung, die durch Monate ſein ganzes Glück gemacht hatte, ſollte nun zu nichte werden! Wie ſollte er ſich von all den ſchönen Plänen, die er daran geknüpft hatte, trennen und ſich an den neuen Gedanken gewöhnen? Seine arme Tochter, ſein geliebtes Kind, war vor

den Augen der Welt bloßgeſtellt; die Leute, die immer für die Glücklichen und Mächtigen Partei nehmen — beſonders in dieſer Schichte der Geſellſchaft — die Neidiſchen, die bisher geſchwiegen, werden das ganze Ereigniß zu Gunſten des Barons, zum Schaden Thereſens deuten. Er ſah ſie verleumdet, ihren guten Ruf in Gefahr, ihre ganze Zukunft verdorben, zu Grunde gerichtet. Iſt er nicht verpflichtet, Alles zu thun, um ein ſolches Unglück von dem theuren Haupte abzuwenden? Freilich müſſen dann ſeine andern Kinder Opfer bringen, aber hat Thereſe dieſe Opfer nicht verdient mit der eigenen Aufopferung ihrer Jugend, die ſie in Mühe und Arbeit für die Geſchwiſter verbrachte? Er war gewiß, daß, wenn er die Kinder befragte, ſie alle freudig zuſtimmen und ihre Zuſtimmung auch ſpäter als mündige Menſchen beſtätigen würden. Und dann — Thereſe als Frau von Bäumen wird ihnen von größerem Nutzen ſein, als es einige Tauſend Gulden ſein könnten — er legte das Geld nur auf reiche Zinſen. Auch war er ja noch rüſtig und konnte wenigſtens einen großen Theil des Hingegebenen aufs Neue zuſammenſparen. Es drängten ſich ihm freilich noch andere Gedanken herbei, aber dieſe, wie manchen inneren Einſpruch, wollte er nicht aufkommen laſſen — es war ja keine Zeit zu verlieren. Oskar ſtand noch immer an der Thüre.

Er ſprang auf, eilte an den Sekretär, zog eine Schublade heraus und ſagte haſtig: „Hier, Herr von Bäumen, ſind die zwanzig Tauſend Gulden, die, wie Sie ſehen, ſchon bereit waren — hier iſt der Reſt, ungefähr eben ſo viel, eher etwas mehr, als weniger. Nehmen Sie, ſeien Sie glücklich und beruhigen Sie die Tante.“

„Lieber Herr Schwiegerpapa,“ ſtotterte Oskar, „ſo war es nicht gemeint, — es hat ja nicht ſolche Eile.“

„Nehmen Sie, nehmen Sie,“ ſagte der Regierungsrath dringend und ſchob ihm die Pakete mit zitternden Händen in die Bruſt, „nehmen Sie, ich könnte es ſonſt bereuen, und ich möchte es nicht gerne bereuen.“

„Ich hoffe," ſagte Oskar wieder, „daß Sie, was mich perſönlich betrifft, keine Mißdeutung meines Benehmens —"

„Nein, nein — gewiß nicht — ſeien Sie ruhig," ſagte der Regierungsrath zitternd, „aber ich bitte, laſſen Sie mich allein — ich muß ein wenig ausruhen."

Oskar ging. Er eilte durch die Stuben, als hätte er den Ausgang der Wohnung gewinnen wollen, ohne von Jemand geſehen zu werden. Aber Thereſe erwartete ihn im Vorzimmer. Sie war blaß; ihre Unterlippe zitterte. Sie ſtürzte ihm entgegen und fragte: „Um des Himmels willen, Oskar, was geht vor? Seit einer Viertelſtunde erwarte ich dich hier und fühle mich wie gefoltert."

„Wie thöricht, mein Engel," ſagte Oskar, „nichts geht vor, gar nichts! Wie kommſt du nur darauf, daß zwiſchen mir und deinem Vater etwas vorgehe, was dich beunruhigen könnte?"

„Dein Benehmen, als du kamſt," ſtammelte Thereſe und gab ſich Mühe, ihre Thränen zurückzuhalten, „deine räthſelhaften Worte — dann hörte ich den Vater lauter ſprechen, als er ſonſt zu thun pflegt — ich weiß nicht, was ich Alles fürchtete. Es war alſo gewiß nichts?"

„Ich ſage dir nur, was ich dir vorhin ſagte: man muß Frauen mit Geldangelegenheiten nicht in unſer irdiſches Daſein herabziehen."

„Geldangelegenheiten?" rief Thereſe, „davon haſt du vorhin nicht geſprochen."

„Nicht?" fragte Oskar verlegen, „nun, ich meinte Geldangelegenheiten" — und gefaßter fügte er hinzu: „Sieh, mein Kind, es iſt jetzt meine Pflicht, deine Intereſſen wahrzunehmen, und Das habe ich gethan. Das iſt Alles."

„Meine Intereſſen wahrnehmen bei meinem Vater? Gegen meinen Vater?" fragte Thereſe erſtaunt, fuhr ſich mit der Hand gegen das Herz und zog die Augenbrauen forſchend und drohend zuſammen.

Oskar erſchrak. Es war ihm, als müßte er ſie verſöhnen;

er ſchlang ſeinen Arm um ihren Nacken und zog ſie ans Herz. Sie fühlte eine volle Bruſttaſche, in der Papiere knitterten, und blieb wie vernichtet mit dem Kopfe darauf liegen. Oskar drückte ſie noch einmal an ſich, küßte ſie auf die Stirne, bat ſie, für morgen doch ja Alles ſchön vorzubereiten, und eilte davon.

Er war noch nicht auf der Treppe, als Thereſe ſchon vor der Stube ihres Vaters ſtand. Sie wußte ſelbſt nicht, wie ſie durch die drei Stuben über den Gang dahin gelangt war. Aber vor der Thüre kam ſie wieder zur Beſinnung: ſie ſtrich ſich zwei Mal über das ganze Geſicht, lächelte und zwang ſich zu einem Ausdrucke vollkommenſter Ruhe. Dann trat ſie ein.

Sie fand ihren Vater, wie er eben ſeinen Ueberrock anziehen wollte; aber ſein Arm zitterte ſo ſehr, daß er das Aermelloch nicht finden konnte. Auch wandte er ſich von ihr ab, als ſie ins Zimmer getreten war. Sie half ihm den Rock anziehen und ſah ihn dabei von der Seite an. Es war ihr, als wäre er um zehn Jahre älter geworden.

„Gehſt du aus, Papa?“ fragte ſie eilig.

„Ja, mein Kind, ich will ein wenig friſche Luft ſchöpfen,“ antwortete er mit zitternder Stimme und ging von ihr fort, um ſeinen Stock in einem Winkel zu ſuchen, wo er niemals zu ſtehen pflegte. „Wo mag nur der Stock hingekommen ſein?“ fragte er verdrießlich.

„Hier, Papa!“ Während ſie den Stock holte, warf ſie einen raſchen Blick durchs Zimmer; die Schublade des Sekretärs, in welchem der Regierungsrath immer ſeine Werthpapiere hatte, ſtand noch auf dem Schreibtiſche vor demſelben. Thereſe unterdrückte einen tiefen Seufzer.

„Was iſt dir, mein Kind?“ fragte der Vater.

„Nichts, Papa — ich bin nur neugierig — ich möchte wiſſen, was Oskar ſo Geheimes mit dir zu ſprechen hatte.“

„Sei nicht neugierig,“ ſagte der Regierungsrath mit der deutlichſten Abſicht, es im ſcherzenden Tone zu ſagen, und doch in einer Weiſe, die traurig und wie eine Warnung klang.

„Darf ich es wirklich nicht wiſſen?“ fragte Thereſe wieder.

„Dinge, die du nicht verſtehſt — Nothwendigkeiten des Lebens — allerlei Anordnungen, die vor einer Heirath getroffen werden.“

„Geldangelegenheiten?“

„Nein! — Ja wohl, mein Kind — wie geſagt, mein Kind — Dinge, in die du dich am Beſten nicht miſcheſt und die nur unter Männern abgemacht werden.“

Es kam ihm offenbar darauf an, weitere Fragen zu verhindern, denn er ſetzte den Hut auf und ging auf die Thüre los.

„Papa,“ rief ihm Thereſe nach, „nie biſt du ausgegangen, ohne mich zu küſſen, und heute, am Vortage meiner Hochzeit, gehſt du ſo?“

Der alte Herr wollte antworten, aber ſtatt der Worte brachen Thränen hervor. Er breitete die Arme aus und drückte ſein geliebtes Kind ans Herz. Sie weinten Beide. „Du biſt und bleibſt mein geliebteſtes Kind,“ ſagte endlich der Vater, „und du begreifſt, daß der heutige Tag, der vorletzte —.“ Er konnte nicht weiter ſprechen und ſchwankte zur Thüre hinaus.

Thereſe wiſchte raſch ihre Thränen ab und horchte, bis der Schritt des Vaters am Ende des Ganges verhallt war. Dann warf ſie ſich auf die daſtehende Schublade und griff mit beiden Händen hinein. Die Schublade war leer; Thereſe lachte laut auf. Sie wußte Alles, was vorgegangen, als ob ſie bei dem Zwiegeſpräche zwiſchen Vater und Bräutigam zugegen geweſen wäre.

Nicht zwei Minuten ſtand ſie regungslos da. Nur die Schublade ſah ſie noch einmal an, dann ſetzte ſie ſich hin, legte ſich einen Briefbogen zurecht, ergriff eine Feder und ſchrieb mit feſter Hand:

„An den Herrn Baron Oskar von Bäumen.“ — Da aber unterbrach ſie ſich wieder und ſtützte den Kopf in die Hand. „So geht es nicht!“ ſagte ſie vor ſich hin. „Den Brief ſteckt er ein, und kein Menſch wird glauben, daß das arme Fräulein dem Herrn Baron von Bäumen einen Tag vor der Hochzeit einen

Korb gegeben. Man wird das Gegentheil glauben und voraussetzen, daß der Baron noch im letzten Momente und zur rechten Zeit etwas Ehrenrühriges entdeckte. Ich werde kompromittirt sein. Wir müssen die Sache bedenken. Das braucht Ueberlegung."

Sie steckte den angefangenen Brief in die Tasche, dann die leere Schublade in ihr Fach, nicht ohne bitter zu lächeln, aber lächelnd sagte sie, wie zu einem lebendigen Wesen: „Ich danke dir!" — Dann ging sie wieder in die Küche, um bei den Vorbereitungen zur Hochzeit weiter mitzuhelfen.

In der That wurde man noch an diesem Tage mit Allem so weit fertig, daß Thereſe am andern Morgen Zeit genug hatte, für ihren bräutlichen Anzug zu sorgen und noch mancherlei Anordnungen im Hause zu überwachen.

Etwas vor Mittag begannen die Gäste und, wie verabredet war, die Anverwandten von beiden Seiten sich im Hause des Regierungsraths zu sammeln. Die Wagenreihe, darunter mancher Hofwagen, reichte bis auf die Glacis, und die Wohnung war bald überfüllt. Während man stehend ein kleines Frühstück einnahm, erschien die Braut in der Mitte der Gesellschaft und wurde mit allgemeiner Ueberraschung empfangen. Im Brautkleid, Kranz und Schleier war sie, so versicherte Jedermann, schön wie nie zuvor. Allerdings war sie sehr blaß, aber man fand, daß die Bläſſe an einem solchen Tage natürlich sei, und daß sie sie noch besser kleide, als ihre gewöhnliche, sanfte Röthe — und Dieß um so mehr, als diese Bläſſe nichts Erschreckendes hatte, da sich in Thereſens Augen wie in ihrem ganzen Wesen eine auffallend heitere und doch würdige Ruhe ausdrückte. Auch diese Heiterkeit und Ruhe fand man sehr natürlich und begründet, war das Mädchen doch im Begriffe, ein schönes, von Vielen vergebens angestrebtes Ziel zu erreichen — oder, in das Prosaische der eigentlichen Meinung der Anwesenden übersetzt, eine glänzende Partie zu machen, die so gerne Andere an ihrer Statt gemacht hätten. Oskar weidete sich an der Bewunderung, die seiner

Braut zu Theil wurde, und ſchien darüber nicht zu bemerken, daß er als Mann in ſeiner ſchwarzen eleganten Tracht, mit ſeinen würdevollen Manieren beinahe eben ſo ſehr gefiel, wie ſeine Braut. Jedermann bewunderte ſeinen Anſtand, als er Thereſens Hand ergriff, ſie küßte und von ihr Abſchied nahm, um ſie, der Sitte gemäß, erſt am Altare wieder zu ſehen.

Gegen ein Uhr ſetzte ſich der Zug in Bewegung. Um der Wagenreihe Raum zur gänzlichen Entfaltung zu gewähren, machte man nach der nicht fern gelegenen Kirche einen Umweg durch mehrere Straßen. Als das Brautpaar in der Kirche ankam, war dieſe beinahe ſchon voll, denn viele Ungeladene waren herbeigeſtrömt, um die intereſſante Trauung zu ſehen. Die Menge durchſchreitend, konnten Braut und Bräutigam, wenn ſie in dem Augenblicke für Dergleichen Ohren hatten, manches ſchmeichelhafte Wort hören. Der Muſiklehrer Thereſens, ein ausgezeichneter Organiſt, ließ es ſich nicht nehmen, während der Feierlichkeit die Orgel zu ſpielen, und mit ihrem Eintritt erfüllten hochfeierliche und rührende Töne Sebaſtian Bachs den ganzen Tempel. Das Brautpaar wartete knieend vor dem Altar und hatte Zeit, unter dieſen Tönen ſeine Herzen mit Andacht zu füllen, bis der letzte der Wagen vorgefahren war. Man bemerkte, daß Thereſe inbrünſtig vor ſich hinſah, ohne die Lippen zu bewegen. Nur einmal ſah ſie ein wenig bei Seite und ſchien mit ihrem Blicke den Vater zu ſuchen, der hinter ihr ſtand und ihr auch zulächelte.

Endlich kam der Prieſter und ſprach ſeine Gebete; der Chor fiel ein; am Schluſſe des Geſanges erhob ſich das Brautpaar. Der Prieſter begann die Trauungsceremonie und wandte ſich dann zu Oskar mit der vorgeſchriebenen Frage. Oskar nickte leiſe mit dem Kopfe und liſpelte: „Ja.“ — „Und du,“ fragte der Prieſter zu Thereſen gewandt: „Jungfrau Maria Thereſia, Edle von Wipplingen, willſt du dich mit dieſem hier gegenwärtigen Karl Oskar Baron von Bäumen als eheliches Weib vermählen, ſo beſtätige es mit einem lauten, vernehmlichen Ja.“

„Nein!“ antwortete Thereſe laut und vernehmlich, daß es die Umſtehenden und die Entfernteren hören konnten. Oskar zuckte zuſammen und ſtarrte Thereſen entſetzt ins Geſicht; in den vorderen Bänken der Kirche ſprangen die Leute von ihren Sitzen auf; durch die ganze Kirche ging ein Geſumme und Gemurmel; überall entſtand Bewegung, beſonders in der nächſten Nähe des Altars, wo ſich die Anverwandten aufgeſtellt hatten. Der Prieſter meinte, nicht recht gehört zu haben, oder glaubte an eine Selbſttäuſchung, bückte ſich vor und liſpelte: „Sie ſagten?“

Die Anweſenden bemerkten Das, und augenblicklich war wieder die höchſte Stille hergeſtellt, denn Jeder, ſo wie der Prieſter, wollte ſich überzeugen, ob er auch recht gehört habe.

„Nein!“ erſcholl es wieder klar und ſo deutlich wie das erſte Mal.

Ein noch lauteres Gemurmel ging durch die Kirche; Jeder beſtätigte es ſeinem Nachbar, daß ſie wirklich „Nein“ geſagt. Der Prieſter, dem Solches noch nicht vorgekommen, wußte nicht, was zu beginnen, und ſah verlegen in die Geſichter der Anverwandten, die ſtarr vor ihm ſtanden und ihn mit großen Augen anſahen. Endlich faßte er ſich, zuckte die Achſel, verneigte ſich vor dem Allerheiligſten und verſchwand in der Sakriſtei. Das war wie ein gegebenes Zeichen. Im Momente entſtand Lärm, Gedränge, Verwirrung in der ganzen Kirche. Die unbetheiligten Zuſchauer drängten dem Altar entgegen, um die merkwürdige Braut, vielleicht auch nur das Geſicht des Bräutigams zu ſehen, während die zahlreiche Familie von Bäumen ſammt dem Bräutigam, ordnungslos, einzeln, dem Strom entgegen, der Thüre zuſtrebten. Dort angekommen, warteten ſie nicht die Wagen ab, bis dieſe vor die Thüre kamen, ſondern Jeder lief, um ſeinen Wagen aufzuſuchen, und nach wenigen Minuten ſtoben die Pferde, wie entſetzt, nach allen Richtungen auseinander.

Thereſe ſtand indeſſen mit niedergeſchlagenen Augen, aber ruhig, an der Seite ihres Vaters, deſſen Arm ſie ergriffen hatte. Er zitterte, und ſie ſtützte ihn. Nachdem ſich der Aufruhr

etwas gelegt hatte, führte ſie ihn, ohne nach rechts oder links zu ſehen, eben ſo ruhig durch die Menge, die ſich achtungsvoll, wie von einem Zauber beherrſcht, vor ihr aufthat und einen breiten Weg bis an die Thüre öffnete. Sonderbar! wie ſie ſo mitten durchſchritt, lagerte ſich aufs Neue ein feierliches Schweigen auf die ganze Verſammlung.

Thereſe half dem Vater in den Wagen und fuhr mit ihm nach Hauſe. Erſt als er mit ihr allein, war er im Stande, ein Wort hervorzubringen.

„Mein Kind, mein Kind, was haſt du gethan!“ rief er, die Hände zuſammenſchlagend.

„Dich und deine Kinder vor Beraubung und mich vor einer Verbindung bewahrt, die mich nur unglücklich gemacht hätte.“ —

Im Hauſe des Regierungsraths war bald Alles ins frühere Geleiſe zurückgeführt; man lebte in Folge der von Thereſe ergriffenen Maßregel ſo fort, als ob die Periode der letzten Monate, die Zeit ihrer Verlobung, in der Geſchichte der Familie nie exiſtirt hätte. Als ſie am Abend jenes denkwürdigen Tages Brautkleid und Kranz in ein großes Tuch ſchlug und ſie in den Kaſten legte, mit den Worten: „Bis ein Beſſerer kommt,“ war es, als hätte ſie dieſes Stück Leben begraben, und als ſie einige Tage darauf ihr Vater beſorgt fragte, ob ihre Ruhe und Heiterkeit nicht erzwungen ſei, ob nicht noch einige Liebe für Oskar in ihrem Herzen übrig geblieben? verſicherte ſie, Das ſei Alles abgewiſcht, wie Kreide von einer wohlgereinigten Tafel.

Aber in der Stadt machte das Ereigniß großes Aufſehen. Man beſprach es durch mehrere Tage überall, man bewunderte den Muth des jungen Mädchens, und Dieß um ſo mehr, als man bald die Motive kannte, die ſie zu ihrem öffentlichen „Nein“ bewogen, da die Anverwandten das Ihrige thaten, ſie bekannt zu machen und Oskar von Bäumen den Fehler beging, die Erzählungen zu beſtätigen, indem er dem Regierungsrath das Geld durch einen Notar, der nicht ſchweigen konnte, zurückſtellen ließ. Die Männer waren es vorzugsweiſe, die Thereſens Partei

ergriffen und neben ihrem Muthe die Klugheit rühmten, mit der sie es die Welt wissen ließ, daß sie den Korb ertheilte, was ohne die Oeffentlichkeit nie geglaubt worden wäre. Aber die Männer hatten bald andere Themata zu besprechen, und die Besprechung des Gegenstandes blieb den Weibern überlassen. Unter ihrer Behandlung nahm er bald eine andere Gestalt an. Viele von diesen machten jetzt der Galle Luft, die sie unterdrücken mußten, als Therese noch drohte, Frau von Bäumen zu werden; die Mütter schöpften neue Hoffnung für ihre Töchter, und anstatt Thereſen dankbar zu sein, daß sie eine solche viel begehrte Hand frei gegeben, suchte man sich der Gunst der Bäumen zu versichern, indem man sich auf ihre Seite stellte und gegen Therese von Anklagen überfloß. Die Hand eines solchen jungen Mannes auszuschlagen, galt für einen Beweis der höchsten Ueberhebung, des empörendsten Uebermuths; ein so großes Publikum zu einer Trauung herbeizuziehen, die keine werden sollte, war Frechheit, und Das, was man früher als Muth gerühmt hatte, wurde zuletzt ebenfalls für Frechheit erklärt. Ueberhaupt könne bei einem Mädchen eine gewisse Charakterstärke, wenn je von einer solchen hier die Rede sei, nur mit Frechheit ans Tageslicht treten. Die Erbitterung gegen Therese wurde noch tiefer und allgemeiner, als man erfuhr, Herr Oskar von Bäumen sei auf Reisen gegangen, und daß er bei seiner Rückkehr sich in eine Provinz versetzen lasse. So waren auch die Hoffnungen der Mütter und Töchter vereitelt, und wer sonst war an dieser Vereitelung Schuld als Therese? Sie, die des Aergernisses Grund und Quell gewesen, sie sollte die Residenz verlassen und sich irgendwo in der Provinz verbergen, aber sie blieb, sie wich nicht — war Das nicht ein neuer Beweis ihrer Frechheit? „Frechheit" war in diesem Feldzuge das Losungswort, und es ist nicht zu leugnen, daß sich in vielen Köpfen dieses Wort mit dem Namen Thereſens unwillkürlich verknüpfte. Mit einem Wort: ihr Ruf hatte beträchtlich gelitten.

Die Anverwandten, die es Thereſen nicht verzeihen konnten,

die Verbindung ihrer Familie mit der der Bäumen vereitelt und ſomit viele Hoffnungen zerſtört zu haben, ſorgten dafür, daß ſie vom Gerede und Urtheil der Stadt genau unterrichtet wurde, und verfehlten nie, ſie und den Vater darauf aufmerkſam zu machen, wenn in irgend einem Hauſe, wo Thereſe ſonſt ein gern geſehener Gaſt war, ein Ball oder eine Soirée ſtattfand und ſie nicht eingeladen wurde. — „Natürlich!“ ſagte man, „du haſt einen ſchlechten Ruf.“ — Erzürnte ſich dann der Vater über den Ausdruck und meinte er, Thereſe habe nichts gethan, was einen ſchlechten Ruf verdiene, ſo erwiderte man, alles Außerordentliche, und ſei es auch im Grunde lobenswerth, mache einem Mädchen einen ſchlechten Ruf. Thereſe zuckte zu all Dem die Achſeln, aber der Vater wurde in der That traurig, und es ſetzte ſich bei ihm die Ueberzeugung feſt, daß ſeine vortreffliche, mit ſo vielen ausgezeichneten Eigenſchaften ausgeſtattete Tochter nie einen Mann finden werde, und dieſe Ueberzeugung wurde zur Gewißheit, da ein Jahr und zwei Jahre ins Land gingen, ohne daß Thereſe wieder in Geſellſchaft gezogen wurde, ohne daß ſich ihr ein Mann zu nähern ſuchte.

Wir wollen kurz ſein und dem Leſer verrathen, was eigentlich zu dieſer Geſchichte nicht mehr gehört, daß nämlich Thereſe ihren Mann doch gefunden.

Jener alte Jugendfreund, der Ingenieur Edmund Siebold, kam nach beinahe dreijähriger Abweſenheit aus Mexiko zurück. Er hatte Thereſe längſt verheirathet geglaubt und wollte durch Wien nur durchreiſen, um ſich auf einen neuen Poſten zu begeben, auf dem er von derſelben engliſchen Geſellſchaft bei einem Eiſenbahnbau im Süden angeſtellt war. Mit Staunen erfuhr er, daß Thereſe noch unverheirathet war, und er, der abreiste, als ſie ſich verlobte, um nie wiederzukehren, blieb jetzt, da ſie noch frei war. Er hörte die Geſchichte, und ſie war nicht der Art, um Thereſe um ſeine Achtung zu bringen und ſeine Liebe zu ihr zu vermindern; im Gegentheile erkannte er ſie ganz in dieſer Handlungsweiſe und fand darin nur die Meinung beſtätigt, die er

von ihrem Charakter immer gehegt hatte. Er näherte ſich ihr mit derſelben Liebe und größerer Verehrung, wohl auch, nachdem er ſich in der Welt erprobt hatte, mit mehr Vertrauen in ſich ſelbſt. Er war ehemals der Freund ihrer Kindheit geweſen, er war jetzt der Freund ihrer Einſamkeit, und als ſie ihm ſagte, daß ſie ihn liebe, wußte er, daß er auf dieß Wort bauen könne. Er ordnete das kleine, aber hinreichende Vermögen, das er in Mexiko geſammelt hatte, verwandelte ſeine höchſt einträgliche Stellung bei der Kompagnie in eine feſte, und nachdem ſo ſeine bürgerliche Baſis geſichert war, führte er Thereſe vor den Altar, und dießmal beantwortete ſie die Frage des Prieſters mit einem freudigen, ſtillen Ja!

Deutſch, Franzöſiſch und Engliſch.

Während meines erſten Aufenthaltes in Paris in den Vierziger Jahren miethete ich mich im Hinterhauſe der Nummer 73 rue du faubourg Montmartre ein. Die erſte fragwürdige Perſon, auf die man achtet, weil ſo viel von ihr abhängt, iſt in Paris, ſo oft man miethet, der Portier; hat aber der Portier eine Tochter, und iſt man ſelbſt nicht viel mehr als zwanzig Jahre alt, ſo iſt dieſe Tochter noch bei Weitem fragwürdiger und wird vor Allem ihr die Aufmerkſamkeit des Miethsmannes zugewendet. Dieß war in Nummer 73, dem weitläufigen Hauſe, das in unzählige größere und kleinere möblirte Wohnungen zerfiel, in einem hohen Grade der Fall. Wie ſollte dem Miethsmann Mademoiſelle Julie Thibaut nicht auffallen, wie ſollte er ſie nicht zuerſt beachten, da ſie gewiſſermaßen an der Schwelle des Hauſes ſaß, den Fremden empfing, ihm Auskunft gab, die ausgedehnte, jedem Miethsmanne fürchterliche Macht des Portiers in ſich vereinigte und mit dieſer Macht jene andere höhere und unwiderſtehliche, die das Privilegium der Schönheit iſt? Die Loge des Portiers war in dieſem Hauſe etwas beſſer als in den meiſten andern Häuſern von Paris; ſie ging mit einem großen Fenſter auf einen ziemlich geräumigen Hof. Dennoch, da das Haus ein ſechsſtöckiges war, herrſchte in ihr jenes myſtiſche Halbdunkel, welches dieſe Wohnungen der mächtigen Beherrſcher der großen Gebäude zu charakteriſiren pflegt. Aber aus dieſem Halbdunkel

hervor leuchtete die Schönheit der Portierstochter wie jene Karfunkel der Märchen, welche die Paläste der Erdgeister mit mehr als Tageslicht erhellen, oder wie jener Edelstein, welcher der Sage nach die geschlossene Arche Noahs mit Licht versorgte. Sie hatte jene Weiße und Zartheit der Haut, welche sonst nur den Bewohnern tiefer Schluchten, in welche die Sonne nur selten im Jahre dringt, eigen ist, so daß man sie für eine nordische Schönheit hätte halten können, obwohl sie von Natur zu einer Brünette bestimmt war. Diese Bestimmung verriethen vorzugsweise die dunkelbraunen, von schwarzen Wimpern beschatteten Augen und die rabenschwarzen Haare. Ihre ganze Gestalt sah ebenfalls darnach aus, als hätte diese Schlucht mitten in Paris, in der sie ihre schönen Jugendjahre verlebte, auf ihre Entwicklung gewirkt, oder vielmehr als wäre sie, so entfernt von Luft und Sonnenlicht, in ihrer Entwicklung gehemmt worden. Sie war zart und schmächtig, wie eine Blume, die aus dem feuchten Boden eines Gefängnißhofes aufsproßt, so zart, daß man das helle und kräftige Leuchten ihrer Augen nur schwer mit der übrigen Erscheinung in Einklang bringen konnte. Der erste Anblick dieser Portierstochter, wenn man den Kopf in die Loge steckte, um sich nach vermiethbaren Zimmern zu erkundigen, war derart, daß man sich erst wieder erinnern mußte, was man denn hier eigentlich wollte, und hatte man sich erinnert, so beschloß man auch sogleich, hier um jeden Preis zu miethen.

So erging es mir, und ich war sehr zufrieden, ein Haus zu bewohnen, dessen Thüre die Schönheit bewachte. Aber schon am ersten Abend glaubte ich Ursache zur Reue haben zu müssen. Ich lag kaum eine halbe Stunde im Bette meines neuen Zimmers, ich schloß kaum die Augen, als ich erschrocken wieder auffuhr und mich wie ein vernichtender Donnerschlag die Erkenntniß überfiel, daß ich der Nachbar des schrecklichsten und unnahbarsten aller Nachbarn geworden. Es war kein Wahnsinniger, es war kein Schnarchender, kein lärmender Nachtvogel, es war etwas weit Schlimmeres als alles Dieses — es war ein Musiker. Ein

Muſiker als Nachbar, Das iſt ein Weſen, das uns Herz und Ohren zerreißen kann und, im beſten Falle, ein Despot, ein unumſchränkter Beherrſcher unſerer Stimmung, ein Mann, der uns nach Belieben Trauer oder Heiterkeit ins Herz ſpielen kann. Was ſollte ich Unglückſeliger mit einem ſolchen Nachbar beginnen? Vielleicht will ich morgen ein ſehr trauriges lyriſches Gedicht oder eine pathetiſche Stelle meines Trauerſpiels ſchreiben, da kommt mein Nachbar und jagt mit einer Polka Lyrik und Pathos in weſenloſe Fernen; vielleicht ſitze ich gerade an einem Feuilleton, das nothgedrungen leicht ſein muß und hochgeſchürzt wie eine Tänzerin, da kommt mein Nachbar mit einem klaſſiſchen Konzert, und meine Tänzerin wird eine parodirte Melpomene.

Dieſe Schmerzensgedanken waren noch nicht ausgedacht, und ſchon empfand ich jenen Despotismus, den ich ſo ſehr fürchtete; der Aerger, den ich feſthalten wollte, war dahin, meine Seele ſchmolz in Melodie und Rührung, und ich horchte dem Feinde, den mir mein Schickſal gegeben, wie einem theuren Freunde, der mir in dunkler Nacht bei dem Mondſchein in einem ſtillen Haine ſeine ſchönſten Gedanken und Gefühle anvertraut, mir ſeine Liebe klagt, in Hoffnung jubelt und in Verzweiflung weint. Es war ein Künſtler, ein großer Künſtler, dieſer deßhalb um ſo ſchrecklichere Nachbar. Ich war ihm verfallen, ich fühlte mich ſchon zu ihm hingezogen, und es war mir, als wäre ich bereits fähig, Alles für ihn zu thun, und als hätte ich dieſe Stube bezogen, nur um ihm nahe und in den Schmerzen, die ſo deutlich aus ſeinem Spiele klagen, behülflich zu ſein. Den Morgen darauf lehnte ich meine Thüre nur an, um ihn zu hören und zu ſehen, wenn er vielleicht ausgehe; aber er blieb in ſeiner Stube verſchloſſen, und ich nahm mir vor, mich bei der Allwiſſenheit jedes Pariſer Hauſes, in der Portierloge, nach ihm zu erkundigen.

Ich muß geſtehen, daß ich Dieſes einen Augenblick lang vergaß, als ich Mademoiſelle Julie wieder ſah. Der Anblick ihrer Schönheit war doch mächtiger, als die Erinnerung an das

Violoncellſpiel von geſtern Abend, und doch wieder, da alle Schönheit verwandt iſt, kam ich vor dieſem überaus anmuthigen Geſchöpfe, beim Klange dieſer melodievollen Stimme durch eine natürliche, wenn auch geheimnißvolle Ideenaſſoziation wieder auf meinen Nachbar oder vielmehr auf ſein herrliches Spiel zurück.

Können Sie mir nicht ſagen, Fräulein Julie, fragte ich, indem ich mich zu ihr ans Fenſter ſetzte, wer mein Nachbar, der Celloſpieler, iſt?

Herr Breuning? fragte ſie zurück, Das iſt ein Landsmann von Ihnen, ein Deutſcher. Sie wollen ſich vielleicht über ihn beklagen, er hat Sie geſtört? Aber haben Sie Geduld, Sie werden ſich gewiß, wie alle andern Nachbarn, mit ſeinem Spiele verſöhnen, — wir haben die Erfahrung gemacht — es iſt ſchon öfter vorgekommen. Man ſagt, daß er vortrefflich ſpiele, und ein Engländer, ein ungeheuer reicher Engländer, hat ſich hier ſogar eingemiethet und mit einer ganz kleinen Stube begnügt, nur um ihn immer hören zu können. Ein ſehr reicher Engländer, fügte Julie mit Nachdruck hinzu, der Anverwandte eines Lords, den er einmal beerben ſoll, um ſelbſt Lord zu werden. Jetzt iſt er noch ein einfacher Mr. Ellis, hat aber doch ſchon über 100,000 Franken jährliche Rente.

Entſchuldigen Sie, Mademoiſelle Julie, ſagte ich, Mr. Ellis intereſſirt mich nicht, ſolcher Engländer gibt es Viele.

Nein, nein, fiel mir Julie ins Wort, ſolcher Engländer gibt es nicht Viele. Es iſt wahr, er iſt häßlich und ungeſchickt wie alle andern Engländer, aber ein ſo großes Vermögen, ſo große Ausſichten wie Mr. Ellis, haben nicht Viele. Sie ſollten nur ſeine Wagen und Pferde ſehen, Das iſt eine Pracht.

Aber, fragte ich wieder, wer iſt Herr Breuning?

Ein Künſtler, antwortete Fräulein Julie kurz.

Ein Mann, der nur ſeiner Kunſt lebt und keine andere Beſchäftigung hat? fragte ich weiter.

Wie ſollte er eine andere Beſchäftigung haben, lachte Julie, da er viele Stunden des Tages an ſeinem Violoncell verbringt

oder Noten ſchreibt? Was ihm dann an Zeit übrig bleibt, verliert er hier in der Loge. Sie glauben es nicht, daß der Mann, anſtatt ſein Glück zu machen, ganze Stunden hier in dieſem Winkel ſitzt und mich ſo einfältig und ſentimental anſieht, wie es, — verzeihen Sie, daß ich es ſage, aber es iſt wahr, wie es nur ein Deutſcher kann.

Dieſe Reden Juliens hatten für mich viel Auffallendes, viel Dunkles und, wie ich mir einbildete, auch viel Aufklärendes. Auffallend war es, daß ſie, da ich ſie nach dem Künſtler fragte, beſonders viel von dem Engländer erzählte, aber dunkel blieb es mir, da ich Paris wie die Verhältniſſe und Perſonen dieſes Hauſes noch ſehr wenig kannte, warum ſie mit einer gewiſſen Mißachtung und mit Aerger von dem Künſtler ſprach. Daß aber der Künſtler dieſes ſchöne Mädchen liebte, daß ſeine empfängliche Künſtlerſeele einer ſolchen Erſcheinung nicht hatte widerſtehen können, Das ſchien mir natürlich und dieſes um ſo mehr, als ich mir während ſeines gefühlvollen Spieles unwillkürlich und oft geſagt hatte, daß der Mann, der ſo ſpielt, eine eigenthümliche Liebe im Herzen haben müſſe. —

Er iſt alſo in Sie verliebt, Mademoiſelle Julie? fragte ich mit Theilnahme für den armen Breuning.

Allerdings, beſtätigte ſie mit der größten Seelenruhe.

Und Sie ſagen Das ſo gleichgültig?

Wie ſollte ich nicht? Ich bin an Dergleichen gewöhnt. Wer iſt nicht in mich verliebt von all den Herren, die Jahr aus Jahr ein hier aus- und einziehen? Sehen Sie, Madame Martin, die das ganze Haus möblirte, hat bis an fünfzig Zimmer für einzelne Herren zu vermiethen. Dieſe fünfzig Zimmer werden in einem Jahre von mehr als hundert Herren bewohnt; von dieſen hundert Herren ſind wenigſtens achtzig in mich verliebt — da gewöhnt man ſich daran, und wenn mir Einer in Worten oder in Bildern ſagt: ich liebe Sie, Mademoiſelle! ſo macht mir Das gerade ſo viel Effekt, als wenn er mir ſagte: es regnet, oder es iſt ſchönes Wetter.

Es werden es Ihnen aber, ſagte ich, Wenige auf ſo ſchöne Weiſe geſagt haben, wie Herr Breuning mit ſeinem Violoncell?

In der That, lachte Julie, behauptet man hier im Hauſe, daß all das Spiel nichts Anderes ſei, als an mich gerichtete Liebesbriefe, und man ſagt, daß er wirklich wunderſchön ſpiele. Aber ſehen Sie, ich verſtehe nichts von Muſik, und wenn ein Leierkaſten in den Hof kommt, macht mir Das viel mehr Freude, als das ganze Violoncellſpiel des Herrn Breuning.

Während ſie Das ſagte, ging draußen am Fenſter ein junger Mann von drei- oder vierundzwanzig Jahren, eine elegante, ſchlanke, aber etwas ſchwächliche Geſtalt in beſcheidenem Anzuge vorüber.

Das iſt er, rief Julie und zwar ſo laut, daß es der Vorübergehende hören konnte. Er warf nur einen kurzen Seitenblick durchs Fenſter und ging raſch weiter und zum Hauſe hinaus.

Nun, — ſagte ich mit etwas abſichtlichem Spotte, um ſie für die Härte zu ſtrafen, mit der ſie von Breuning, und für die Kälte, mit der ſie von der Liebe geſprochen, — nun, heute ſcheint er nicht ſehr verliebt zu ſein, da er ſo raſch an Ihnen vorübergeht und Sie kaum eines Blickes würdigt.

O! lachte Julie, Das beweist gar nichts, Das treibt er oft durch Tage ſo, denn um mir auszuweichen, hängt er nicht einmal ſeinen Schlüſſel in die Loge, ſondern läßt ihn an ſeiner Thüre, auf die Gefahr hin, beſtohlen zu werden. Das ſind ſo Momente, da iſt er eiferſüchtig, oder will er mich vergeſſen, er kommt dann aber doch immer wieder zurück. Jetzt treibt er es ſchon mehrere Tage ſo; ich möchte aber doch nicht wetten, daß er heute Abend nicht wieder da ſitzt in dieſem Winkel. —

Ich verließ die Loge ziemlich verſtimmt. Zwiſchen der Schönheit und der unwiderſtehlichen Anmuth dieſes jungen Mädchens auf der einen, der Kälte ihres Herzens auf der andern Seite war eine Disharmonie, die nicht wohlthun konnte. Wie gerne verweilte ſie im Geſpräche bei dem reichen Engländer, nach dem ich doch gar nicht gefragt hatte, und wie kurz gab ſie Auskunft

über den Künſtler, von dem ſie doch wußte, daß er ſie liebte. Wenn ſie das Wort Künſtler ausſprach, that ſie es mit jenem Tone der Mißachtung, den man in Paris in bürgerlichen Kreiſen noch oft zu hören bekommt, wenn von Künſtlern die Rede iſt, welche noch kein Vermögen gemacht. Auch in ſpätern Geſprächen erkannte ich, daß Mademoiſelle Julie es dem armen Breuning übel nahm, daß er mit ſeinem großen Talente in Paris nicht größeres Glück, das iſt, nicht mehr Geld mache. Er habe, erzählte ſie mir, die ganze Konzertſaiſon vorübergehen laſſen, ohne ein Konzert zu geben, nur um ſich in einer Kompoſition nicht zu unterbrechen, welche ihm ſpäter doch nichts einbrachte. Ich fühlte mich, wenn ich das Mädchen nicht vor Augen hatte, von ihr etwas abgeſtoßen, aber ich muß geſtehen, daß jeder Anflug von Antipathie ſchnell verſchwand, ſobald ich ſie wieder zu Geſichte bekam. Bei näherer Bekanntſchaft ſagte ich mir, daß ich ihr Unrecht gethan, denn ſie hatte neben ihrer unwiderſtehlichen Schönheit noch Manches, was intereſſiren, Anderes, was gefallen mußte.

Vor Allem mußte es Einem auffallen, wie vielſeitig, wenn auch nicht tief, dieſe Portierstochter gebildet war. Von dem Privilegium des Portiers, alle Zeitungen und Revuen, die ins Haus kamen, zuerſt zu leſen, machte ſie den ausgedehnteſten Gebrauch, und da ſie das verwöhnte Kind ſämmtlicher Miethsleute war, nahm es ihr Niemand übel, wenn ſie Tagesblätter und periodiſche Schriften, ſelbſt Bücher, die ins Haus kamen, in der Loge ſo lange zurückhielt, als es ihr gefiel. Am Fenſter ſitzend, las ſie den ganzen Tag und ſpät in die Nacht hinein und war in der franzöſiſchen modernen Literatur beſſer bewandert, als mancher Tagesſchriftſteller. Der franzöſiſche Feuilletonroman war damals in ſeiner Blüthe und brachte, wie bekannt, neben vielem Mittelmäßigen auch manches Meiſterwerk hervor. Sie kannte Alles, ihre Phantaſie war von den ſchönſten Geſtalten bevölkert und brachte, wie man ſich bei näherer Bekanntſchaft überzeugen konnte, in ihr ſelbſt mancherlei Träume hervor, die ihr einen hübſchen Anſtrich von Poeſie gaben.

Im politiſchen Theile der Zeitungen las ſie beinahe nur die Berichte aus Afrika. Sie kannte genau den Stand der Dinge daſelbſt, die Namen ſämmtlicher franzöſiſcher Regimenter und Generäle, die den Krieg gegen Abd-el-Kader führten, und war über die Beſchaffenheit des Landes aufs Trefflichſte unterrichtet. Ihr Bruder nämlich war Soldat und ſchlug ſich in der afrikaniſchen Armee. Daher glaubte ich ihre beſondere Theilnahme für die afrikaniſchen Angelegenheiten in ſchweſterlicher Liebe begründet, erfuhr aber bald, daß ſie ſich in Verbindung mit den afrikaniſchen Kriegen in ihrer Phantaſie eine ganze Reihe von Luftſchlöſſern aufgebaut hatte. Kindiſcher, als man es von einer Pariſerin vorausſetzen ſollte, ſtand in ihr die Ueberzeugung feſt, daß ihr Bruder eine glänzende militäriſche Laufbahn zurücklegen müſſe. Sie kannte die Geſchichte aller der franzöſiſchen Soldaten, die es unter der Republik und dem Kaiſerreich vom Gemeinen zum Marſchall, zum Fürſten und Herzog gebracht hatten, und ſie wiederholte gerne den bekannten Satz, daß jeder franzöſiſche Soldat den Marſchallſtab im Torniſter trage. Sie wußte wohl, daß ſich die Verhältniſſe in dieſer Beziehung vielfach geändert hatten, aber ſie baute ihre Hoffnungen auf die Gefangennehmung Abd-el-Kaders, und es war nach und nach ein feſter Glaube in ihr geworden, daß kein Anderer als ihr Bruder den Emir zum Gefangenen machen werde. Dann konnte es ihm und ſeiner Familie nicht fehlen; er mußte wenigſtens General und für ſeine That vom Staate mit Reichthümern beſchenkt werden. Mademoiſelle Julie Thibaut wollte dann in Paris eine Rolle ſpielen und der Welt zeigen, wie man zur großen Dame geboren werde. Dieſe Träume hatten in ihrem Kopfe eine ſolche Feſtigkeit erlangt, daß ſie ein doppeltes Leben führte und daß ſie von dem phantaſtiſchen mit eben ſolcher Sicherheit ſprach, als von dem wirklichen; ſie waren beinahe zur fixen Idee geworden. Das erſchreckte faſt, hatte aber neben ihrem ſonſt ſo kühlen Weſen das Gute, daß es eine Art von Gleichgewicht herſtellte. Es kam noch manches Andere hinzu, was neben dieſer Phantaſterei und neben

ihrer Schönheit menſchlich und mädchenhaft aufs Angenehmſte anmuthete. Dahin gehörte z. B. ihre große Liebe zu den Blumen, die ſie mit allen Portierstöchtern von Paris theilte. Da die Blumen in den ſonnenloſen Räumen der Loge und des Hofes nicht gedeihen mochten, legte ſie ſich in der breiten Dachrinne zwiſchen ihrem und dem Nachbarhauſe einen ganzen Garten von Blumentöpfen an, dem ſie regelmäßig jeden Morgen und jeden Abend ihren Beſuch abſtattete. In der Loge am Fenſter ſtanden immer zwei oder drei dieſer Töpfe, die ſie jeden zweiten oder dritten Tag, wenn ſie in den lichtleeren Räumen zu leiden begannen, in ihren hängenden Garten über dem ſechsten Stock zurückbrachte, um ſie gegen andere auszutauſchen. Man konnte Mademoiſelle Julie nicht auf angenehmere Weiſe verbinden, als wenn man ihr irgend eine neue Pflanze vom Blumenmarkte heimbrachte und ihren Garten vergrößerte. Die Romane, die ſie eben las, Abd-el-Kader und die Blumen bildeten die liebſten Gegenſtände ihres Geſpräches.

Da ſie der eigentliche Portier war, an der Schnur ſaß und über Alles Auskunft gab, kümmerte man ſich ſehr wenig um ihren Vater, der im Grunde für die Einwohner auch nicht exiſtirte. Wenn Monſieur Thibaut ſeine Pflicht gethan, wenn er den Hof, die Einfahrt und zwei Mal ſechs Treppen des Vorder- und Hinterhauſes gefegt hatte, eine Arbeit, mit der er gegen Mittag fertig war, verſchwand er aus dem öffentlichen Leben. Er lag ſchlafend oder mit offenen Augen träumend in einer tiefen Niſche der Loge, in Dunkelheit gehüllt, auf ſeinem Bette und erſchien erſt wieder, wenn es Zeit war, auf den Treppen die Lampen anzuzünden. Dann zog er regelmäßig eine große Kiſte aus einem Winkel hervor und aus dieſer Kiſte eine Anzahl ſchwerer in Leinwand gebundener und mit Meſſing beſchlagener Bücher, die man ſofort als Handelsbücher erkennen mußte.

Herr Thibaut nämlich war nicht immer Portier geweſen, er hatte beſſere Tage geſehen. Noch vor wenigen Jahren galt er etwas unter den Marbriers des Boulevard du Temple; ſein

Geſchäft war eines der glänzendſten; bei ihm konnte man die ſchönſten Steinmetzarbeiten in Marmor und Sandſtein, Cheminées, Grabdenkmäler, Baluſtraden, architektoniſche Ornamente jeder Art vorfinden. Der jetzige Portier war ein ehemals geachteter, ruinirter Kaufmann. Man ſagte, was er aber nie zugeben wollte, daß ihn ſein allzugroßes Vertrauen zu Grunde gerichtet habe. Seine ganze Geſchichte iſt die, daß er aller Welt Kredit gegeben und daß er von Wenigen bezahlt wurde. Er aber, obwohl nunmehr ſeit mehreren Jahren Portier, betrachtete ſein Geſchäft noch nicht für abgeſchloſſen; er ſtak noch immer mit ſeinem ganzen Kopfe in ſeinen Handelsbüchern, und Das war kein Wunder, da er ſie mit unerſchütterlicher Regelmäßigkeit jeden Abend ſtudirte und immer neu an Herſtellung einer Bilanz arbeitete. Es war nun eigenthümlich, wie ihm den einen Abend dieſe, den andern Abend jene Schuldner gut ſchienen und wie ſich ihm jeden Tag eine andere Bilanz herausſtellte. Den einen Abend ging er als reicher, den andern Abend als hoffnungslos zu Grunde gerichteter Kaufmann zu Bette. Man konnte es ihm an der Art, wie er im Hof und auf den Treppen den Beſen führte, anſehen, wie die Bilanz des geſtrigen Abends ausgefallen, ob er den Beſen mit dem Bewußtſein, 100,000 Franken zu beſitzen, oder, 100,000 Franken verloren zu haben, handhabte. Zu ſeinem Glücke fiel die Bilanz, da er noch immer das Vertrauen zur Menſchheit nicht verloren hatte, meiſtens ſehr günſtig aus, und wenn Monſieur Thibaut auch ein ſchweigſamer und träumeriſcher Mann war, ſo war ſein Gemüth doch meiſtens voll der heiterſten Hoffnungen. Er ſprach ſelten, aber wenn er ſprach, geſchah es immer, um von der demnächſtigen Wiedereröffnung ſeines Geſchäftes zu erzählen. Seine Tochter Julie lächelte dann eben ſo mitleidig, wie er lächelte, wenn ſie vom Marſchallsſtab ihres Bruders ſprach. Wenn er Abends vor ſeinen Büchern ſaß und rechnete, ſah und hörte er nichts von Allem, was in der Loge vorging, ob nun ein gleichgültiger Beſucher oder einer, wie Herr Breuning, mit ſeiner Tochter verkehrte.

Dieſen meinen Landsmann, der mich gleich nach meinem Eintritt in das Haus ſo mächtig anzog und beſchäftigte, lernte ich bedeutend ſpäter kennen, als die beiden Phantaſten in der Portierloge. Es ſchien mir, als weiche er mir aus. Vielleicht war er eiferſüchtig, da er mich gleich am erſten Tage bei Julie ſitzen geſehen. Um ihm jeden Argwohn zu benehmen, trat ich manchmal in die Loge, wenn ich ihn des Abends bei Julie wußte, um mich mit dieſer nach meiner Art über Feuilleton-Romane und Abd-el-Kader zu unterhalten und dem Muſiker zu zeigen, welcher Art unſer Verhältniß ſei.

Breuning war auch nicht lange ſpröde gegen mich, da es überhaupt nicht in ſeinem Weſen lag, abweiſend zu ſein. Er kam mir landsmannſchaftlich und freundlich entgegen, und wir waren bald gute Nachbarn und ſo vertraut, daß wir die Thüre zwiſchen unſern Zimmern öffnen ließen und ſo gewiſſermaßen Stubengenoſſen wurden. Ich machte an Breuning eine ſehr liebe Bekanntſchaft, eine Bekanntſchaft, welche mich vor der Verödung behütete, die man ſelbſt in Paris wie in jeder andern Fremde von Zeit zu Zeit empfindet. Sein Geſpräch war mir bald ſo lieb wie ſeine Muſik, und ſeine Muſik war mir eine liebe Beſtätigung der guten Meinung, die ich von ſeinem ganzen Weſen gefaßt hatte. Der Leſer hat von Breuning als von einem Künſtler und von einem Verliebten ſprechen hören und wird ſich deßhalb einen leidenſchaftlichen oder einen träumeriſchen Menſchen unter ihm denken, wird ſich ihn aufgeregt, vielleicht etwas genialzerfahren, vorſtellen. Breuning war nichts von all Dem; der Eindruck, den er vor Allem machte, war der eines ſoliden jungen Mannes, der nichts Anderes wünſcht, als ſeinem Zwecke folgerecht zu leben, die äußern Verhältniſſe ſo geordnet zu erhalten, daß ihm die Erreichung ſeiner Lebensziele nicht erſchwert wird; mit einem Worte, eines Menſchen, der Vertrauen einflößte und den liederliches Virtuoſenvolk, das ſich ſelber genial nennt, einen Philiſter nannte. Er war arm, aber er hatte keine Schulden, und es machte ihn aufrichtig beſorgt, und er that alles Mögliche, um

die Gefahr abzuwenden, wenn er die Zeit kommen ſah, die ihn mit Verſchuldung bedrohte. Paris hatte ſeine Hoffnungen getäuſcht. Er war zu Anfang des verfloſſenen Winters hierhergekommen, um Konzerte zu geben, aber die Schritte, die da nothwendig waren, ſchreckten ihn ab, und als er ſich an den Gedanken gewöhnt hatte, das Nothwendige zu thun, war ihm der andere Gedanke gekommen, ſich auf ſchönere Weiſe einen Namen zu machen, zugleich mit den Ideen zu einer größeren Kompoſition. Beides, der edlere Ehrgeiz und der Schöpfungsdrang entſprangen aus der Liebe, und ſonderbarer Weiſe that er mit Rückſicht auf Julie, was dieſe an ihm tadelte, und unterließ er, was ſie an ihm gelobt haben würde. Er machte mir aus dieſer Liebe kein Geheimniß, Bedürfniß, wie es ihm war, ſich in ſeiner Sprache auszuſprechen; und nachdem dieſes Bekenntniß gemacht war, wurde ſeine Liebe der gewöhnliche Gegenſtand unſerer Unterhaltung. Es mochte ihm doch mehr genügen, ſich gegen einen Freund als gegen ſein Violoncell auszuſprechen.

In dieſer Zeit ſah und erfuhr ich Manches, was mich rührte oder in Erſtaunen ſetzte. Wenn Julie über unſere Treppe zu ihrem Blumengarten hinaufſtieg, ſtand er regelmäßig an der Thüre, um ſie vorbeikommen zu ſehen. Wenn ſie des Abends kam, war er gewiß ſchon vorher oben auf dem Dache geweſen, um ihr zwei Gießkannen voll Waſſers hinzuſtellen. Kaum hatte ſie den Garten verlaſſen, als er ſchon hinaufſtieg, um einige Zeit in der Atmoſphäre zu verweilen, aus der ſie eben getreten war. Wenn er ſie manches Mal aus verſchiedenen Gründen mehrere Tage vermied, brachte er dieſelben Stunden, die er ſonſt bei ihr in der Loge zuzubringen pflegte, oben bei ihren Blumen zu, und manchmal verſagte er ſich ein Mittageſſen, um für das Geld einen Blumenſtock, den er an der Madeleine oder am Chateau d'eau bemerkt hatte, zu kaufen und heimlich hinzuſtellen. Da Julie in der Portierloge Alles ſehen mußte, was vorbeigetragen wurde, bat er mich, ihn bei ſolchen Gelegenheiten zu unterſtützen, und ich mußte mich unter irgend einem

Vorwand an das Fenſter und vor Julie breit hinſtellen, während er hinter mir mit einem Blumenſtocke vorbeiſchlüpfte. Das ſind allerdings kleine Züge, die beinahe jeden Liebenden von dreiundzwanzig und mehr Jahren charakteriſiren. Ausgezeichnet war Breuning durch das gränzenloſe Vertrauen, das er in das Mädchen ſetzte. Während ſie mir gleich nach dem erſten Geſpräche Mancherlei zu denken gab, in vielfacher Beziehung kalt, ja hart erſchien, vermochte Breuning ſie nach langer Bekanntſchaft nicht anders als im ſchönſten und poeſievollſten Lichte zu ſehen. Ihre Schönheit und Anmuth war ihm nur der äußere Wiederſchein einer viel ſchönern Seele; er war unfähig, ſich in dieſer Hülle das Geringſte zu denken, was mit der äußern Erſcheinung irgendwie im Widerſpruch ſein könnte. Es iſt wahr, daß der größte Phyſiognomiker und erfahrenſte Menſchenkenner bei dem bloßen Anblick des Mädchens gerade ſo empfunden hätte, wie der Liebende: in einem ſo hohen Grade einnehmend waren ihre Form, ihr Ausdruck und der Ton ihrer Stimme. Breuning war überzeugt, daß, wenn ſie ſich ihm nicht zuwandte, dieß nur darum nicht geſchehe, weil ſie ihn nicht liebenswürdig fand, weil er ihrer nicht würdig war; und ferner war er überzeugt, daß, wenn ſie ihn liebte, ſie als ein aufopferungsfähiges Weib das beſcheidene Loos, das er ihr bieten konnte, ja ſelbſt alle Entbehrungen gerne auf ſich nehmen würde. Heutzutage wäre ſelbſt ein liebender Deutſcher einer Franzöſin gegenüber mißtrauiſcher, damals aber erſchienen die Franzoſen im Allgemeinen der ganzen Welt in einem ſchönern Lichte. Man wußte wohl, daß ſie den Genuß, das Vergnügen, den Glanz liebten; daß ſie aber am Beſitze hängen, wie wenige andere Völker der Erde, Das war damals nur denjenigen Fremden bekannt, welche Jahre lang in ihrer Mitte lebten und Gelegenheit hatten, in dieſer Beziehung Erfahrungen zu machen.

Man ſollte glauben, daß es einem Künſtler wie Breuning irgend welches Bedenken verurſachte, wenn ſeine Geliebte offen geſtand, daß ſie für die Kunſt, die ſeine Seele erfüllte, nicht

den geringſten Sinn hätte; aber er lächelte nur über ſolche Geſtändniſſe; er hielt Das für eine Selbſttäuſchung; es ſchien ihm unmöglich, daß ſolche Schönheit nicht für Schönheit empfänglich ſein ſolle.

So ſtanden die Dinge beinahe unbeweglich durch Monate: Julie pflegte die Blumen und ſprach von den Ausſichten ihres Bruders, der Vater hatte einen Tag das niederdrückende Gefühl der Armuth, den andern das erhebende Bewußtſein des Reichthums; Breuning kämpfte mit Entbehrungen und verſagte ſich äußerliche Erfolge, um ſich von ſeiner Kunſt nicht abziehen zu laſſen, ſich in ihr immer mehr auszubilden und der Liebe Juliens würdiger zu werden. Es fiel mir nur eine kleine Veränderung in dieſer kleinen Welt auf. Mr. Ellis, der in das Haus gezogen war, um als ächter engliſcher Enthuſiaſt ſeinem Lieblingskünſtler näher zu ſein, verließ die kleine Stube des Hinterhauſes und bezog eine größere Wohnung des vordern Gebäudes, wo er jetzt der Portierswohnung näher war, als der Künſtlerwohnung, und wo er bei dem Geräuſche in der rue du Faubourg Montmartre das Cello Breunings unmöglich hören konnte. Mr. Ellis, der künftige Lord, war ein Mann von beinahe vierzig Jahren und ſah gerade ſo aus, wie man ſich einen Engländer vorſtellt: lang, breitſchulterig, bartlos und blondhaarig, ohne Anmuth in den Bewegungen, etwas ſchwerfällig, mit einem bald gutmüthigen, bald derben und hochmüthigen Ausdrucke im Geſicht. Breuning, den er oft beſuchte, lobte ſeine Herzensgüte und geſtand offen, daß er ihm zu wiederholten Malen und auf die zarteſte Weiſe große Geldſummen angeboten habe. Er ſchilderte ihn als einen Mann, der trotz aller Kälte ſeiner äußeren Erſcheinung ſich mit großer Wärme anſchließe und in ſeinem Enthuſiasmus jeden Opfers fähig ſei. Auf ihn war er auch nicht im Geringſten eiferſüchtig, als er bemerkte, daß er, nachdem er die Wohnung gewechſelt, nunmehr in der Loge eben ſo viele Stunden zubrachte, wie Breuning ſelbſt. Dieſe Abweſenheit jeder Eiferſucht war gerechtfertigt einem Manne

gegenüber, der ſtundenlang daſaß, ohne ein Wort zu ſprechen, der Julie nur langweilen konnte und der ſie manchmal zum höchſten Zorne reizte, indem er ihre Hoffnungen auf die Gefangennehmung Abd-el-Kaders auf das Unbarmherzigſte verſpottete. Er wurde beredt nur wenn ſie auf dieſes Thema kam; er wies ihr das Phantaſtiſche und Komiſche ihrer Hoffnungen nach und lachte immer lauter, je mehr ſich Julie bei dieſen Auseinanderſetzungen erhitzte. Bald wußte es auch Jedermann im Hauſe, daß ihr der Engländer unter allen Miethsleuten der unangenehmſte war, ja daß ſie ihn haßte.

Dieſe kleine und unmerkliche Veränderung ausgenommen, trat, wie geſagt, durch Monate in den Verhältniſſen dieſer kleinen Welt keine andere von irgend welcher Bedeutung ein, bis ſich mit einem Male eine ſehr bedeutende zutrug, die beinahe wie eine Kataſtrophe ausſah.

Ich ſaß ruhig auf meiner Stube und arbeitete, als Breuning — es war ziemlich ſpät am Abende — zu mir hereinſtürzte und ſich ganz außer Athem, keines Wortes fähig, auf einen Stuhl fallen ließ. Ich ſprang erſchrocken auf, ganz entſetzt über das zerfahrene Geſicht meines Freundes, deſſen Ausſehen erzählte, daß ihm ein großes Unglück begegnet ſei. Ich war darauf gefaßt, von einem Todesfalle in ſeiner Familie oder etwas der Art zu hören, fühlte mein Herz bereits von Mitleid erfüllt und mußte darum, nicht ohne einigen Aerger, geradezu auflachen, als Breuning auf meine dringenden Fragen ſich endlich zu einer Antwort aufraffte und mit einer Stimme, in der noch immer der Schrecken zitterte, hervorſtotterte: Abd-el-Kader iſt gefangen.

Ich war wirklich entrüſtet, daß mir mein Freund einen ſo tiefen und nutzloſen Schrecken eingejagt, und zugleich kam es mir überaus komiſch vor, daß ein Verliebter ſich ſo ſehr in die Narrheiten ſeiner Geliebten hineinlebe, daß auf einen deutſchen Muſiker von den Ufern der Saale die Gefangennehmung eines arabiſchen Emirs einen ſolchen entſetzlichen Eindruck mache. Ich verhehlte ihm meinen Aerger eben ſo wenig, als ich ihm einigen

Scherz über das Komiſche der Situation erſparte. — Ich erkenne aus Ihrem Entſetzen über dieſes das deutſche Vaterland ſo nahe berührende Ereigniß, ſagte ich endlich, daß es nicht der Bruder Juliens war, der den Emir gefangen genommen, ſondern irgend ein anderer Glücklicher.

Er hat ſich dem Herzog von Aumale ergeben, ſagte Breuning mit einem Seufzer, der aufs Neue mein Gelächter erregte.

Sie haben gut lachen, fuhr er ſelber ein wenig lächelnd fort, und ich ſehe ein, wie komiſch, wie lächerlich ich Ihnen erſcheinen muß. Aber Sie würden gewiß nicht lachen, wenn Sie Julie geſehen hätten, wie ich ſie geſehen habe, als ihr Mr. Ellis die Nachricht brachte; ſie war in Verzweiflung, ſie gerieth ganz außer ſich, ſie ſprach von einem unglücklichen und verfehlten Leben. Ich habe ſie zum erſten Male weinen ſehen, und ich werde es nie vergeſſen. Der Engländer, der zu all Dem lachte, iſt mir in innerſter Seele verhaßt geworden.

Lieber Freund, erwiderte ich, ſeien Sie froh, daß Abd-el-Kader gefangen iſt. Die Narrheit Juliens war nahe daran, eine fixe Idee, ein Wahnſinn zu werden. Sie lebte mehr in ihren Träumen als in der Wirklichkeit, für die ſie keinen Sinn mehr hatte. Jetzt wird ſie auf unangenehme Weiſe geweckt, ſie wird ihre Thorheit ſelbſt erkennen, und Sie dürfen ſich Glück wünſchen, denn es iſt nun einige Hoffnung vorhanden, daß das Herz zu ſprechen beginnt, wenn die Phantaſie durch eine ſolche Lektion zum Schweigen gebracht iſt. Sie dürfen hoffen, daß ſie Ihnen jetzt oder wenigſtens bald ein geneigtes Ohr leiht.

Breuning konnte nicht umhin, dieſen Zuſpruch mit einem zufriedenen Lächeln entgegenzunehmen, und offenbar beruhigt ſagte er: Es iſt aber immer traurig, ein ſo liebes Geſchöpf plötzlich um eine lang gehegte Hoffnung beraubt zu ſehen. Wenn es auch eine Kur iſt, ſo iſt es doch eine grauſame Kur.

So ſprechend, erhob er ſich wieder, faßte mich an der Hand und zog mich zum Zimmer hinaus. Wir liefen die Treppe hinab, ſchlichen über den Hof und blieben am Fenſter der Portiersloge

ſtehen. Breuning zeigte mir mit dem Finger, wohin ich blicken ſollte, und ich ſah im Hintergrunde der kleinen Stube Julie, die, in der That ein rührendes Bild des Schmerzes, die Hände im Schooße übereinandergelegt, daſaß und mit weit offenen Augen vor ſich hinſtarrte. Der Vater ging, betrübt über den Zuſtand ſeines Kindes, in der Stube auf und nieder und hielt nur manchmal vor dem Lehnſtuhle, um ſeine Tochter zu tröſten und ihr zu beweiſen, wie Unrecht ſie hatte, alle ihre Hoffnungen auf den Bruder und nicht auf ihn, ihren Vater, zu bauen. — Du weißt es ja, ſagte er lächelnd, daß ich eigentlich ein reicher Mann bin. Nicht früher als geſtern Abend habe ich es aufs Genaueſte ausgerechnet, daß ich an 86,000 Franken ganz ſichere Schulden außenſtändig habe, dazu an 35,000, die beinahe ſicher, und noch an 40,000, die ich allerdings als unſicher anerkennen muß, von denen aber doch die Hälfte einlaufen kann. Im Ganzen darf ich mit Beſtimmtheit auf 130,000 Franken rechnen, und mit der neuen Organiſation, die ich meinem Geſchäft zu geben gedenke, hoffe ich unſere Einkünfte jährlich auf fünfzehn bis zwanzig Tauſend Franken zu ſteigern. Ich weiß ſehr wohl, daß wir dann noch nicht ſo leben können, wie du es wünſcheſt — indeſſen — man kann nicht wiſſen, im Geſchäfte iſt Alles möglich — man bekommt einige große Lieferungen, man kann in kurzer Zeit Millionär werden — dann ſollſt du haben, was du willſt, dann ſollſt du leben, wie die Schweſter eines Marſchalls von Frankreich. Schon ſehe ich dich in den Champs Elyſées in prächtiger Karoſſe.

Während der Alte ſo ſprach, machte Julie von Zeit zu Zeit Bewegungen der Ungeduld, als ob ſie ihm ſeine Thorheiten verweiſen wollte. Dieſe Szene hatte außer mir und dem Celliſten noch einen dritten Zeugen, denn in dem Lehnſtuhle am Fenſter, in welchem ſonſt Julie zu ſitzen pflegte, ſaß jetzt Mr. Ellis mit der Quaſte der Schnur in der Hand und verrichtete gewiſſenhaft die Portiersdienſte, indem er die Schnur zog, ſo oft die Schelle über ſeinem Kopfe erklang und ſo oft ein Einwohner, der aus-

gehen wollte, „le cordon“ hineinrief. Dieſe Beſchäftigung hinderte ihn nicht, den Worten des tröſtenden Vaters zu folgen, von Zeit zu Zeit zu lächeln und endlich, als der Vater eben von der Karoſſe ſprach, ihm ſofort ins Wort zu fallen und auszurufen: Karoſſe? habe ich nicht eine prächtige Karoſſe und die ſchönſten Pferde zu Ihrer Verfügung, Mademoiſelle Julie?

Breuning, der am geöffneten Fenſter dieſe Worte ebenſo gut hörte wie ich, beachtete ſie nicht, indem er zu ſehr in den Anblick ſeiner trauernden Geliebten vertieft war. Er hätte bei ſeinem Charakter auch ſonſt nichts darin gefunden, was der Beachtung werth wäre, mich aber durchzuckte bei dem Anerbieten von Pferden und Karoſſe ein Argwohn, der mich höchlich verſtimmte und der es mir als Pflicht erſcheinen ließ, Breuning, ſo bald wir auf unſere Zimmer zurückgekehrt waren, zuzureden, daß er ſich von ſeiner Liebe loszuwinden ſuche, und ihm vorzuſtellen, daß Julie bei aller Schönheit und Liebenswürdigkeit zu ihm, dem deutſchen Künſtler, nicht paſſe. Er antwortete mir, daß er wohl ſelber flüchtige Augenblicke gehabt habe, da ihm ſolche Gedanken durch den Kopf ſtreiften, aber wenn ſie jetzt ſelbſt mit größerer Kraft und Ausdauer zurückkämen, ſo würde er ſie mit aller Feſtigkeit des Willens wieder verſcheuchen. Es ſei jetzt nicht an der Zeit, Julie zu verlaſſen, wohl aber bei ihr auszuhalten, bei dem armen Mädchen, das ſich plötzlich verarmt fühle. Iſt Das der Zeitpunkt, ſich von ihr abzuwenden? Selbſt wenn er ſie nicht ſo liebte, wie er es in der That thue, er würde ſich jetzt aufgefordert fühlen, bei ihr auszuharren, ihr beizuſtehen und für ihre Zukunft zu ſorgen. An ihren Träumen und Hoffnungen, wie leer und kindiſch auch dieſe geweſen, habe ſie einen Halt verloren; dieſer müſſe ihr jetzt durch Treue erſetzt werden. Jetzt wolle er ernſtlicher als je an Heirath denken, und ſelbſt wenn er glauben müßte, daß er ihr jetzt gut genug erſcheinen werde, nachdem ſie ihn in Zeiten der Hoffnung verſchmäht, ſo wolle er auch dieſes über ſich nehmen. Er habe die größte Zuverſicht, daß er ſich in Kurzem eine Stellung machen werde.

In dieſem Sinne antwortete er mir an jenem Abend und noch oft nachher, wenn ich meine ganze Beredtſamkeit anſtrengte, ihn von Julie abzubringen. Dieſe war die erſten Tage nach der Nachricht von Abd-el-Kaders Gefangennehmung unſichtbar. Sie lag in der dunklen Niſche im Hintergrunde der Portierwohnung hinter einem dicht zuſammengezogenen Vorhang. Am Fenſter ſaß der Vater oder ſtundenweiſe auch der Engländer. Breuning ſchien ſich um das Unwohlſein ſeiner Geliebten wenig zu bekümmern: er trat nur ſelten in die Loge, um ſich nach ihr zu erkundigen oder ihr Troſt einzuſprechen. Er that Beſſeres. Nach wenigen Tagen hatte er die Anzahl ſeiner Lektionen bedeutend vermehrt, nachdem er zu dieſem Zwecke zu allen Bekannten gelaufen und ſich an alle Die gewendet, die auf dieſem Felde Einfluß haben. In die Wohnung zurückgekehrt, übte er ſtundenlang auf ſeinem Inſtrumente und benutzte mehr als die Hälfte der Nächte, um mehrere Kompoſitionen zu Ende zu führen. Er war nicht eine halbe Stunde ohne Beſchäftigung.

Ich habe es damals und ſeitdem oft erfahren, daß nur die falſche, eingebildete, ſentimentale Liebe Faullenzer und Träumer mache; die wahre und ächte erhöht alle Kräfte, verdoppelt und verhundertfacht die Thätigkeit des Liebenden. Die Liebe, von der man ſagt, daß ſie die Kräfte aufzehre, ſtärkt im Gegentheile; von der man ſagt, daß ſie die Leute verderbe und zum Leben untauglich mache, macht im Gegentheil praktiſch und unternehmend. Breuning war für all Das ein lebender Beweis. Nach kurzer Zeit hatte er ſich ſo viele Hülfsquellen eröffnet, daß er in der That einen beſcheidenen Haushalt hätte aufrecht erhalten können, und dabei noch mancherlei Ausſichten auf eine feſte und geſicherte Stellung. Julie hatte ſich indeſſen gefaßt und erſchien wieder in ihren gewöhnlichen Funktionen am Fenſter, und es war gewiß als ein gutes Symptom ihrer geiſtigen Geneſung zu betrachten, daß ſie jetzt weniger Feuilleton-Romane las, dafür aber ihr eigentliches Handwerk als Giletière, das ſie gelernt hatte, wieder aufnahm; anſtatt mit der Phantaſie arbeitete

ſie jetzt mit den Händen, indem ſie unter Tag und Abends Weſten nähte.

Es war mittlerweile noch ein anderes Ereigniß eingetreten, ein Ereigniß, das, obwohl es dießmal eine Erfüllung von Hoffnungen war, in dieſem kleinen Kreiſe bei Weitem nicht das Aufſehen machte wie das erſte. Mr. Ellis war indeſſen Lord Strikland geworden und hatte mit dem Titel auch die ungeheure Erbſchaft angetreten. Er ſcheint das nur Wenigen mitgetheilt zu haben, denn man fuhr fort, ihn Miſter Ellis zu nennen, und er ſelbſt lebte wie vorher und verſchmähte es auch als Lord und Peer von England nicht, ſtundenlang in der Portiersloge zu ſitzen und ſelbſt „le Cordon“ zu ziehen. Breuning war, ſo viel wir wußten, der Einzige, mit dem er von ſeiner Erbſchaft ſprach. Er erſchien eines Tages auf des Künſtlers Stube, ſagte ihm in einfachen Worten, über welche Summen er jetzt zu gebieten habe, drückte ihm ſeine Verehrung für deſſen Talent und den Wunſch aus, endlich etwas für ihn thun zu dürfen. Breuning lehnte wie früher dankbar ab. Darauf ſtellte ihm Lord Strikland vor, wie nothwendig und nützlich ihm eine größere Reiſe durch alle Muſik kultivirenden Länder wäre, und knüpfte an dieſe Vorſtellung die dringende Bitte, ſich doch wenigſtens dieſe Reiſe bezahlen zu laſſen. Breuning dankte auch dafür und hielt ſich für verpflichtet, dem Manne, der es ſo wohl mit ihm meinte, einige Bekenntniſſe zu machen und ihm zu geſtehen, welche Gefühle und welche Abſichten ihn in Paris zurückhielten. Der Lord wurde darauf hin etwas ſchweigſam. Erſt als er ſich erhob, um den Künſtler zu verlaſſen, ergriff er deſſen Hand und ſagte: Machen Sie es nicht wie Julie, hängen Sie Ihr Herz nicht an leere Hoffnungen. Julie iſt nicht geeignet, die beſcheidene Hausfrau eines deutſchen Künſtlers zu werden; ſie iſt eine Pariſerin, und was ſie vom Leben verlangt, mißt ſie nach ihrer Schönheit ab. Daß die Schönheit bei der Kunſt am Meiſten heimiſch iſt, davon hat ſie keine Ahnung; ihr gilt als Heimat der Schönheit der Boulevard des Italiens, ein Wagen mit vier Pferden, die Champs Elysées.

Und weil Dem ſo iſt, lieber Herr Breuning, fügte der Engländer im letzten Momente mit einem Fuße auf der Schwelle hinzu, weil Dem ſo iſt, haben Sie einen mächtigen Nebenbuhler.

Breuning kam nach dieſem Geſpräche ganz außer Faſſung auf meine Stube.

Wäre es nicht ein ſchreckliches und höhniſches Schickſal, rief er aus, wenn ich mir mit meiner Kunſt ſelber den Nebenbuhler, der mich zu Grunde richten ſoll, herbeigezogen hätte!?

Ich ergriff dieſe Gelegenheit, um ihn in ſeinem Verdachte zu beſtärken und in meinen Ermahnungen und Abmahnungen fortzufahren. Ich bewirkte aber das Gegentheil. Der Verdacht, der in Breuning auf einen Augenblick aufgeſtiegen war, erſchien ihm jetzt wie eine grauſame Beleidigung Juliens, die er nun gut zu machen hatte. Er müßigte ſich jetzt ſo viel Zeit als möglich ab, um ſie bei Julie zuzubringen, und er erzählte mir mit Glück, wie ſanft ſie geworden, wie freundlich ſie ihm entgegenkomme, wie ſelten ſie jetzt von einer glänzenden Zukunft ſpreche. Wie ſollte er nicht glücklich ſein, da er jetzt auch ſehr nahe Ausſicht hatte, eine bedeutende und einträgliche Stellung als Muſiklehrer an einem großen Inſtitute zu erhalten? Er war feſt entſchloſſen, am Tage der Ernennung um Juliens Hand anzuhalten.

Bevor dieſer Tag erſchien, waren wir beide außer dem Hauſe Nr. 73 der Rue du Faubourg Montmartre. Mit einem Male kündigte uns Madame Martin an, daß ſie mit Vortheil ihre ſämmtlichen möblirten Zimmer an einen einzigen Mann vermiethet habe und daß wir uns nach einer andern Wohnung umzuſehen hätten. Breuning war über dieſes Vorkommniß weniger betrübt, als man hätte denken ſollen, da er die gegründete Hoffnung hatte, daß die Trennung von Julie nicht lange währen könne. Wir wünſchten zuſammenzubleiben und ſuchten in der Nähe der Rue Montmartre eine neue gemeinſchaftliche Wohnung. Da dieſe nicht zu finden war, waren wir gezwungen, uns in der Rue de Trevise niederzulaſſen. Breuning war es wohl ſehr ſchwer, aus dem Hauſe auszuwandern, das ſeine

Geliebte beherbergte, in dem er ſie bei jedem Aus- und Eingang ſehen konnte; Julie aber erleichterte ihm den Moment des Abſchiedes durch die Herzlichkeit, mit der ſie ihm die Hand drückte und ihr „auf Wiederſehen" ausſprach. Dieſe Herzlichkeit reichte hin, Breuning mehrere Tage zu nähren und ſeine Thätigkeit zu erhöhen. Er arbeitete an ſeiner Anſtellung, und da dieſe bereits vor der Thüre ſtand, ſchien er nicht früher, als bis er ihrer ganz ſicher war, zu Julie zurückkehren zu wollen. Nicht volle fünf Tage nach unſerem Auszuge war dieſe Hoffnung erfüllt. Glückſelig ſtürzte er in meine Stube, ein Papier hoch in der Hand haltend. Es war das Anſtellungsdekret.

Nachdem er es nun geleſen und wieder geleſen, eilte er von dannen. Ich wußte wohl, wohin, und hätte ihn gerne zurückgehalten, wenn ich nicht jede Einrede gegen ſeine Abſichten längſt für nutzlos erkannt hätte. Nach kaum einer Stunde kehrte er wieder, aber ganz das Gegenbild jenes Glücklichen und Hoffnungsvollen, der mich vorhin verlaſſen hatte. Er war blaß, niedergeſchlagen und kaum fähig, ſich aufrecht zu erhalten. Ich glaubte, es ſei eingetroffen, was ich vorausgeſehen, er ſei mit ſeinen Anträgen von Julie verſchmäht worden; aber Das war es nicht. Breunings Hoffnungen waren noch nicht alle todt, es hatte ſich nur neben ihnen ein ſchrecklicher Verdacht feſtgeſetzt. Julie und ihr Vater und Lord Strikland waren aus dem Hauſe Nr. 73 Rue Montmartre verſchwunden, und kein Menſch im Hauſe kannte ihren jetzigen Aufenthalt.

Es waren ſchwere Wochen, die ich jetzt mit dem armen Breuning zu verleben hatte. Er war ſchweigſam, er klagte nicht, er ließ ſich gänzlich fallen und verfallen. Wir wollen dieſen traurigen Zuſtand nicht beſchreiben, nur ſagen, daß die außerordentliche Thätigkeit der letzten Wochen dahin war. Sein Anſtellungsdekret hatte er ſchon an jenem Abend nicht mit nach Hauſe gebracht, er hatte es vielleicht verloren, vielleicht wie eine Verhöhnung ſeines Schickſals in der Verzweiflung fortgeworfen. Auch kümmerte er ſich um ſeine Anſtellung nicht weiter und ließ

die Briefe, die ihn zur Antretung ſeiner Stelle einluden, unbeantwortet. Ebenſo vernachläſſigte er ſeine Lektionen. Mit einem Worte, er war krank und unempfindlich gegen die ganze äußere Welt. Ich behandelte ihn auch als Kranken, ſtörte ihn nicht in ſeinem ſtillen Weſen mit Ermahnungen und Vorſtellungen, die fruchtlos geweſen wären, und hoffte Alles von der Zeit, obwohl ich wußte, daß die Zeit nicht heilt, ſondern nur gewöhnt. Ich war ſchon glücklich, als ich ihn nach Wochen zu nächtlichen Spaziergängen auf die Boulevards und endlich zu weiteren in die Champs Elysées und in das Bois de Boulogne bewog.

In dieſem Gehölze gingen wir eines Nachmittags ſpazieren, er ſchweigend, ich ſo thuend, als ob ich nicht merkte, wie wenig er auf meine Worte hörte, und immer ſprechend, bald von der Kunſt, bald von meiner oder ſeiner Zukunft, nur um ihn bei beiderſeitigem Stillſchweigen nicht tiefer in Trübſinn verſinken zu laſſen. Da brauste ein vierſpänniger Phaëthon an uns vorüber. Es war wie ein Blitz; dennoch hatte ich Lord Strikland und Julie erkannt. Obwohl der Wagen ſchon vorüber war, ſtellte ich mich doch, als ob ich Breuning noch immer den Anblick erſparen könnte, raſch vor ihn hin. Aber er hatte ſie ſo gut erkannt wie ich, und zu meinem Erſtaunen ſagte er ruhig lächelnd: Sie iſt Lady Strikland.

Ja wohl, beſtätigte ich ſchnell, ſie iſt Lady Strikland.

Glauben Sie Das wirklich? fragte Breuning, indem er ſich aufrichtete und mir prüfend und ſtreng in die Augen ſah.

Ich war verlegen und ſtotterte: Was ſonſt?

Was ſonſt! rief Breuning zurück, ſchlug ſich mit der Fauſt vor die Stirn und ging raſchen Schrittes vorwärts.

Er ſprach kein Wort mehr über dieſe Begegnung; auch den folgenden, auch den dritten Tag nicht, aber an dieſem Tage eröffnete er mir, daß er an Paris genug habe und daß er in ſeine Heimat zurückzukehren gedenke. Er packte ſeine Habſeligkeiten mit ſolcher Eile und Nachläſſigkeit zuſammen, daß ich mehrmals gezwungen war, ſelbſt ſeinen Koffer wieder zu öffnen und Manches,

das er vergeſſen hatte, hineinzulegen. Merkwürdigerweiſe vergaß er im letzten Momente ſelbſt ſein Violoncell. Ich begleitete ihn mit wahrhafter Freude an die Meſſagerie, denn ich war überzeugt, daß ihm die Veränderung, vorzugsweiſe aber die Rückkehr in die heimiſche Atmoſphäre nothwendig ſei.

Er hatte mir zu ſchreiben verſprochen, aber die Tage und die Wochen vergingen, und ich erhielt keine Zeile. Und ſo vergingen auch Monate, und als ich mich endlich in ſeiner Heimat erkundigte, hieß es dort, er müſſe in Paris ſein und daß man ſeit Monaten nichts von ihm gehört. So waren auch alle ſpäteren Erkundigungen bei Künſtlern, bei Freunden und Bekannten in den verſchiedenſten Gegenden fruchtlos. Er war und blieb verſchwunden.

Die letzte Montanini.

Das Haus, in welchem zu Siena die heilige Katharina das Licht der Welt erblickte, wird noch heute von zahlreichen Gläubigen und Neugierigen aus allen Ländern beſucht. Die Stube, die ſie in Niedrigkeit bewohnte, iſt in eine Kapelle verwandelt, in welcher alltäglich Meſſe geleſen wird. So iſt es heute, ſo wars ſchon vor zweihundert Jahren. Damals wohnte in einem gegenüberliegenden, noch weit dürftiger ausſehenden Hauſe Borſo Montanini, der letzte Sprößling jener Familie dei Montanini, welche in alten Zeiten die Republik Siena mit Hülfe der patriziſchen Partei beherrſchte. Von dieſem ehemaligen Glanze war im ſiebzehnten Jahrhundert keine Spur mehr vorhanden, und Borſo Montanini lebte in jenem alten, ärmlichen, ganz verfallenen Hauſe mit ſeiner Schweſter, wie ſo viele alte Nobili der ehemaligen Republik Siena, man wußte nicht wie und wovon. Um die Zeit, da unſere Geſchichte beginnt, war die Noth im Hauſe geringer, als ſie ſchon früher zu wiederholten Malen geweſen. Borſo Montanini hatte den Erzbiſchof von Piſa als Edelmann ſeines Gefolges begleitet, als dieſer nach Rom ging, um dem Papſte für den Kardinalshut zu danken. Nach der Reiſe beſchenkte der Erzbiſchof ſämmtliche junge Edelleute ſeines Gefolges, als er ſie entließ, mit goldenen Ketten. Die Kette Borſo Montanini's hatte zweiunddreißig Ringe oder Glieder. Allmonatlich brach Borſo ein ſolches Glied von der Kette, und ſeine Schweſter

Pia trug es zum Goldſchmied, um dafür eine kleine Summe in Empfang zu nehmen. Von dieſem Erlös nährten ſich nun die Geſchwiſter, ſo gut es ging, mit Brod, Artiſchoken, Orangen, Zwiebeln und Dergleichen. Schon hing am Fenſter des Goldſchmieds ſtattlich breit beinahe die ganze Kette, die er wieder aus ihren Theilen zuſammengeſetzt hatte, während im Kaſten Borſo's nur noch wenige Glieder lagen. Es waren alſo ſeit ſeiner Rückkehr aus Rom und ſeiner Entlaſſung aus dem Gefolge des Kardinals ſchon viele Monate, ja mehr als zwei Jahre vergangen; daher waren auch die Kleider, mit denen Borſo damals ausgeſtattet worden, ſchon ſo gealtert, daß er ſich in dieſem ſeinem einzigen Anzuge auf der Straße zu zeigen ſchämte. Mit ſeiner Schweſter verbrachte er die ganzen Tage in ſeiner Wohnung, und da er nichts Anderes zu thun hatte, betrachtete er durch eine noch klare Stelle ſeines erblindeten Fenſters die fremden Neugierigen, welche das Haus der heiligen Katharina von Siena beſuchten, und die Gläubigen, die in ihrer Stube die Meſſe zu hören kamen.

Eines Tages, da Borſo Montanini wieder am Fenſter ſaß und die Gläubigen, die in das Haus der heiligen Katharina zur Meſſe gingen, beobachtete, fielen ihm unter dieſen zwei Fremde auf: ein alter Herr mit einem Federhut auf dem Kopfe, einem ſchwarzen Sammtmantel auf der Schulter und einem Degen an der Seite, und neben dieſem ein junges Fräulein von ſiebzehn oder höchſtens achtzehn Jahren. Nach den Erfahrungen, die er in Rom gemacht, wo er Männer und Frauen vieler Nationen geſehen, glaubte er ſchließen zu dürfen, daß die beiden Fremden der franzöſiſchen Nation angehörten. Er blieb auf ſeinem Platze, bis die Beiden nach der Meſſe wieder aus dem Hauſe traten und er ihnen ins Geſicht ſehen konnte. Gegen ſeine Gewohnheit, da er ſonſt viele Stunden lang ganz ſchweigſam dazuſitzen pflegte, ſprang er auf und rief: „Ein ſo ſchönes Mädchen habe ich weder in Siena, noch in Piſa, noch in Rom geſehen!“ — Am andern Morgen ſah er ſie an der Seite des alten Mannes wieder in das

Haus treten, und am dritten Morgen, nachdem die kunstverständige Hand der Schwester Pia seinen Anzug in Ordnung gebracht und manche schadhafte Stelle glücklich verhüllt hatte, machte er sich auf, um ebenfalls im Hause der heiligen Katharina eine Messe zu hören. So that er nunmehr durch mehrere Tage. Die Fremden kehrten regelmäßig wieder, und es war ausgemacht, daß sie nicht als Reisende durch Siena gekommen, sondern daß sie sich in dieser Stadt wohnhaft niedergelassen. Borso schickte vor der Zeit seine Schwester zum Goldschmied, und zwar mit drei Gliedern der goldenen Kette auf einmal. Für den Erlös kaufte er sich einen neuen Hut und einen neuen Mantel, schnallte seinen Degen um und ging aus dem Hause, um mehrere Tage nach einander erst spät am Abende wieder heimzukehren.

Endlich eines Morgens ließ er Mantel, Hut und Degen am Nagel hängen, ging selbst nicht hinüber zur Messe, obwohl er die Fremden eintreten gesehen, und sprach zu seiner Schwester:

„Pia, mein Herz, höre, was ich dir sage. Ich habe so viel in Erfahrung gebracht, als mir zu wissen nöthig. Der Fremde, der da alltäglich mit dem wunderschönen Mädchen, seiner Tochter, zur Messe geht, ist ein Edelmann aus dem mittleren Frankreich. Er hat sich in eine Verschwörung gegen den Kardinal Richelieu eingelassen, welcher jetzt zum Aerger aller ächten Edelleute Frankreichs das Königreich allmächtig beherrscht. Die Verschwörung wurde verrathen, und mehrere der Verschwörer sind hingerichtet; Herr von Saligny, jener Fremde, hat sich mit seiner Tochter aus dem Lande geflüchtet und sich hier in Siena niedergelassen, weil er in dieser stillen Stadt ruhig, vielleicht unentdeckt glaubt leben zu können. Seine Tochter Anna ist ein Engel an Schönheit. Ich liebte sie, als ich sie zum ersten Male sah, und da ich sie nun öfter gesehen, liebe ich sie bis zur Raserei, und wenn ich sie nicht öfter sehen, ja sprechen, wenn ich sie nicht endlich in meinen Besitz bringen kann, so will ich lieber aufhören zu leben."

„Und was willst du weiter sagen?" fragte die Schwester, als Borso nach diesen Worten in Schweigen versank.

Er fuhr fort: „Ich habe ferner in Erfahrung gebracht, daß Fräulein Anna von Saligny eine Dienerin ſucht, und ich denke, du, meine Schweſter Pia, aus dem alten Hauſe dei Montanini, ſollſt dich ſo weit erniedrigen und hingehen und dich unter einem gemeinen Namen zu dieſem Dienſte anbieten. Du wirſt dann im Hauſe ſein, mir von ihr Nachricht geben und mir in meiner Liebe helfen können. Ja, ich werde dich beſuchen und das Fräulein ſprechen und mich mit deiner Hülfe auf die eine oder die andere Weiſe ihrer bemächtigen. Nur ſo kann ich glücklich werden, wenn du dich aus Liebe zu mir erniedrigen willſt."

Darauf antwortete Pia: „Die Liebe der Schweſtern zu ihren Brüdern iſt in der Familie der Montanini erblich. Eine alte Chronik von Siena erzählt, wie ein Carlo Montanini, von Anſelmo Salimbeni, der ſich der Regierung bemächtigt hatte, beſiegt, im Kerker lag und dem ſichern Tode entgegen ging. Der Schmerz ſeiner Schweſter Angelika war ſo groß, daß Salimbeni, von deſſen Anblick gerührt, ſeinem Todfeinde das Leben und die Freiheit ſchenkte. Und die Chronik erzählt weiter, wie Salimbeni für dieſe Großmuth von Angelika belohnt wurde.[1] Die Schweſter Borſo Montanini's wird an Liebe und Hingebung hinter der Schweſter Carlo Montanini's nicht zurückbleiben." —

Pia ging aus dem Hauſe, und als ſie nach einer Stunde wieder heimkehrte, ſagte ſie zu ihrem Bruder: „Ich bin die Dienerin des Fräuleins von Saligny und werde mich noch dieſen Abend in ihren Dienſt begeben. Ich habe mehr gethan, als du von mir verlangteſt. Nicht unter gemeinem Namen ſtellte ich mich ihr vor; ich ſagte ihr ſogleich, daß ich aus dem edelſten Hauſe Siena's ſtamme, und das Mitleid, ein ſo edles Fräulein wie ich in ſo tiefes Elend herabgeſunken zu ſehen, daß ich einen ſo niedrigen Dienſt aufſuchen mußte, bewog ſie, ſogleich auf mein Begehren einzugehen, oder benahm ihr den Muth, mir eine abſchlägige Antwort zu geben, denn ich habe wohl bemerkt,

[1] S. Note S. 304.

wie ſie zu Anfang mit Scheu meine ſchlechten Kleider betrachtete und wie ihr meine edle Haltung Angſt einflößte. Zu einem Edelfräulein wird ſie auch größeres Vertrauen haben, und meinem Bruder, den ſie nun als ihres Gleichen kennt, wird der Zutritt zu ihr und wird Alles, was er beabſichtigt, erleichtert."

Dieſes hatte Pia wohl ausgedacht. In der That beſaß ſie nach ſehr kurzer Zeit das Vertrauen des franzöſiſchen Fräuleins, ihr Bruder kam ins Haus, ſo oft es ſich ziemte, und die Dreie ſaßen manchmal ganze Abende in vertraulichem Geſpräche beiſammen. Auch in der Straße konnte Borſo das Fräulein bisweilen anreden, da ſie jetzt nicht mehr von ihrem Vater, ſondern von Pia in die Meſſe begleitet wurde. Der alte Herr von Saligny ließ ſeine Tochter gewähren und wußte wenig von Dem, was in dem weitläufigen Palaſte, den er gemiethet hatte, vorging. Er blieb faſt immer in ſeiner Stube eingeſchloſſen, wo er ſich, wie man erzählte, mit Alchymie beſchäftigte. Borſo wünſchte ihn auch nicht näher kennen zu lernen, da ihn Herr von Saligny, als er ihm einmal in der Galerie des Palaſtes begegnete, mit Hochmuth betrachtete und er außerdem wußte, was man ſich in ganz Siena erzählte und weßhalb der Fremde bereits in der Stadt verhaßt war: daß er ſich über die müßiggängeriſchen, bettelarmen Nobili mit Verachtung geäußert und daß er nicht mit ihnen umgehen wollte, weil er ſie nicht als ſeines Gleichen anerkannte. Das alles hatte nur zur Folge, daß der Verkehr Borſo's mit Anna weniger geſtört war, und da dieſe keinen andern Umgang hatte und Borſo einer der ſchönſten Jünglinge Siena's war und er ihr außerdem in ſeiner traurigen Lage unglücklich und melancholiſch erſchien, fühlte ſie, jung wie ſie war, bald eine innige Neigung zu ihm in ihrem Herzen keimen, die ſie ihm auch nicht ganz verhehlen konnte und die ihn mit den ſchönſten Hoffnungen erfüllte. Doch flößten ihm ihre Tugend und Unſchuld eine ſolche Ehrfurcht ein, und vor dem alten Herrn von Saligny hatte er eine ſolche Scheu, daß Monate vergingen, ohne daß er etwas Entſcheidendes zu unternehmen, ſich Anna's

zu bemächtigen oder beim Vater um ſie zu werben wagte. Letzteres zu thun, hatte ihm Pia als höchſt thöricht dargeſtellt, in der Ueberzeugung, daß der Franzoſe ſeine Tochter niemals einem ſieneſiſchen Edelmanne freiwillig geben werde. Um Anna zu gewinnen, meinte ſie, müßten andere und gewaltſame Mittel angewendet werden.

Mittlerweile aber hatten ſich die Dinge bedeutend geändert. Den alten Herrn von Saligny konnten ſeine Forſchungen nach dem Steine der Weiſen nicht ſein Vaterland vergeſſen machen, und je mehr er ſich in ſeine Einſamkeit verſchloß und von aller menſchlichen Geſellſchaft abſonderte, deſto heftiger wurde in ſeinem Herzen die Sehnſucht nach Frankreich und der Schmerz, daß er auf fremder Erde ſterben ſolle. Das Heimweh artete bei dem alten Manne nach und nach in eine wahrhafte Krankheit aus, und er nahm zuſehends ab. Da entdeckte ein junger franzöſiſcher Edelmann, der Vicomte von Chinon, mit Hülfe ſeiner Späher, die er in alle Welt ausgeſchickt hatte, deſſen Aufenthalt in Siena. Es war die Liebe, die den Vicomte forſchen ließ und ihn auf die Spur der Flüchtlinge brachte. Er liebte Anna und wünſchte ſich mit ihr zu vermählen, und da er zu den Edelleuten Richelieu's gehörte und einer der Günſtlinge des allmächtigen Miniſters war, ſo konnte Herr von Saligny, wenn ſeine Tochter den Vicomte heirathete, unbehelligt und mit voller Sicherheit nach Frankreich zurückkehren. Anna hatte für den jungen und liebenswürdigen Vicomte von Chinon immer viel Freundſchaft empfunden, und jetzt, da ſie ihren Vater ſo verfallen ſah und ſich ſagte, daß ſie ihn durch die Heirath retten könne, überzeugte ſie ſich leicht, daß ſie dieſes Opfer bringen müſſe, und daß ſie, trotz ihrer Neigung für Borſo, mit Chinon, der ſie immer mit den ritterlichſten Werbungen und Aufmerkſamkeiten umgeben, glücklich ſein werde. Ja, in der Erinnerung an Chinon wurde ſie, ohne es zu wollen, zu Vergleichen zwiſchen dem jungen franzöſiſchen Ritter vom Hofe Ludwigs XIII. und dem armen unwiſſenden Nobile von Siena aufgefordert, und ſie geſtand ſich, daß ſie Borſo nicht ſo

ſehr liebte, als ſie es in ihrer Einſamkeit ſich manchmal eingebildet hatte.

Aber Pia erfuhr bald, was in des Fräuleins Gemüthe vorging und welche Entſchlüſſe ſie faßte, und als ſie ihrem Bruder mittheilte, was ſie wußte, gerieth dieſer in Verzweiflung und ſchwur, lieber ſeine Geliebte mit eigener Hand umbringen zu wollen, als ſie im Beſitze eines Andern zu wiſſen. Dann wieder faßte er die kühnſten Entſchlüſſe, wie er nach Frankreich eilen und den Vicomte von Chinon entweder im Zweikampf oder aus dem Hinterhalte mit dem Dolche tödten wolle. Pia beruhigte ihn: es ſei weder die Ermordung des Fräuleins, noch die unmögliche Reiſe nach Frankreich nothwendig, um ans Ziel zu gelangen. Das einzige Hinderniß ſeines Glückes ſei der Alte; nur ihm zu Gefallen wolle Anna den Vicomte heirathen. Stürbe der Alte, dann fiele dieſer Beweggrund zur Heirath weg, und das Fräulein wäre dann noch dazu ganz in ihrer, der Geſchwiſter, Gewalt.

Spät Abends zog Pia eine Kapuze über Kopf und Geſicht und begab ſich in die Nähe ihrer alten Wohnung, dem Hauſe der heiligen Katharina gegenüber. Sie pochte an eine Thür des Nachbarhauſes und verlangte mit verſtellter Stimme, Lorenzo Cattena zu ſprechen. Als dieſer herunter kam, fragte ſie ihn, ob er den Muth habe, ſie vor die Kirche San Domenico zu begleiten. Lorenzo ging ſogleich mit ihr, und dort auf dem einſamen Platze, beim Lichte, das vor einer Madonna brannte, nahm ſie die Kapuze ab und ließ ihn ihr Geſicht ſehen. In demſelben Augenblicke lag ihr Lorenzo zu Füßen und umklammerte ihre Kniee. Lorenzo Cattena war der Sohn des reichſten Bürgers von Siena, eines Metzgers, der große Länderſtrecken, Ackerfeld und Weiden beſaß, von Volterra an bis in die Staaten des Papſtes. Lorenzo war im Lande als der ſtärkſte und ſchönſte, aber auch der gewaltthätigſte junge Mann bekannt. Sein Vater gab ihm des Geldes ſo viel, als er wollte, und dieſes benützte er, um allein oder in Geſellſchaft von ſeines Gleichen die verſchiedenen Länder Italiens zu durchſtreifen, und in Siena erzählte er ſelbſt und erzählte man

in den Schenken von manchen Gewaltthätigkeiten und blutigen Abenteuern ſeiner Streifzüge. Reich und gewohnt, Alles durchzuſetzen, glaubte er, daß Pia Montanini, ſeine Nachbarin, für ihn nicht zu hoch geboren war. Er verliebte ſich auf das Heftigſte in dieſes eben ſo ſchöne als ſtolze Mädchen, und als er hochmüthig und beleidigend von ihr zurückgewieſen wurde, geſtaltete ſich ſeine Liebe zu ihr nur noch inniger und leidenſchaftlicher. Niemand hätte geglaubt, daß Lorenzo Cattena ungeſtraft beleidigt werden könne und daß ſich die zärtlichſte Liebe nach einer ſolchen Beleidigung in ſeinem Herzen nicht in Haß verwandle; Niemand wußte Das auch jetzt noch, da die ganze Geſchichte ſeiner Liebe, Werbung und Zurückweiſung geheim zwiſchen ihm und Pia vorgegangen. Jetzt, da er ſie in der Einſamkeit der Nacht plötzlich vor ſich ſtehen ſah, nachdem er ſie ſeit längerer Zeit nicht mehr geſehen, war er von ihrem Anblick überwältigt und erlag den Hoffnungen, die plötzlich in ſeinem Herzen aufſtiegen. Er war keines Wortes fähig, als Pia zu ſprechen begann: „Du haſt es ſelbſt erkannt, Lorenzo, daß ich meine hohe Geburt nicht ſo weit vergeſſen konnte, um mich mit dir zu vermählen, ſelbſt wenn du noch hundertmal reicher, ſchöner und tapferer wäreſt, als du ſchon biſt. Edel und vernünftig haſt du mir die Zurückweiſung vergeben; du haſt dich weder an mir noch an meinem Bruder gerächt, ja, wie ich es längſt weiß und wie ich es dir auch jetzt anſehe, du liebſt mich ſo heiß wie vorher. Kann ich nun den Namen Montanini nicht ſo beflecken, indem ich mich mit dem Sohne eines Metzgers vermähle, ſo kann ich doch über mich ſelber verfügen und dir, wenn du es verdienſt und dich mir willig zeigſt, jede höchſte Gunſt erweiſen."

Lorenzo zitterte bei dieſen Worten und antwortete nur, indem er ihre Hände mit den glühendſten Küſſen bedeckte.

Pia fuhr fort: „Der alte franzöſiſche Edelmann, in deſſen Hauſe ich jetzt lebe, ſteht meinem Glücke im Wege, und wenn er nur noch wenige Wochen am Leben bleibt, können mir daraus die größten Kümmerniſſe entſtehen. Er verdient den Tod, denn

er hat mit Verachtung vom ganzen Adel Siena's geſprochen, und wenn er plötzlich ſtirbt, wird ſein Tod der Rache des Adels zugeſchrieben." —

Fünf Tage nach dieſer nächtlichen Zuſammenkunft brachte man die Leiche des alten Herrn von Saligny nach Hauſe; man hatte ihn in dem Wäldchen vor der Stadt, in welchem er Nachmittags zu ſpazieren pflegte, mit einer Wunde im Herzen todt gefunden. Anna empfand die aufrichtigſte Trauer einer guten Tochter; ſie fühlte ſich vereinſamt und wäre beinahe verzweifelt, wenn ihr nicht die Geſchwiſter, beſonders Pia, mit den zärtlichſten Tröſtungen und mit den vernünftigſten Reden zur Seite geſtanden hätten. Die Waiſe war für dieſe Hülfe ſo dankbar, daß ſie ſich dem Rathe und der Leitung der Beiden gänzlich überließ. Sie folgte nun Pia, der ſie ſchon früher zu gehorchen ſich gewöhnt hatte, wie einer Herrin, und die Zügel des Hauſes, welche Pia während der Trauerzeit übernommen hatte, blieben auch nach dieſer in ihren Händen. Pia war durch ihren Verſtand wie durch ihr Auftreten ein Mädchen, das zum Herrſchen geboren war. Auch Borſo zeigte ſeiner Geliebten, mit der er nun ganz ungeſtört umgehen konnte, während dieſer traurigen Zeit ſo viel Theilnahme und Zärtlichkeit, daß die Liebe zu ihm, von Dankbarkeit genährt, im Herzen Anna's raſch aufwuchs, und ſo war es für Pia leicht, ſie von dem Plane, nach Frankreich zurückzukehren, wieder abzubringen, da auch die früheren Beweggründe, die Rückſicht auf die Sehnſucht des Vaters, weggefallen waren. In Frankreich hatte die arme Waiſe jetzt nichts mehr zu ſuchen, während ſie in Siena eine Freundin hatte, die mütterlich für ſie ſorgte, und einen Mann, den ſie liebte und deſſen Liebe ihr ſicher war. Wenige Wochen nach dem Tode ihres Vaters ſchrieb ſie unter Pia's Anleitung an den Vicomte de Chinon, daß er ſich ihretwegen nicht mehr bemühen ſolle und daß ſie ſich in Kurzem mit einem der edelſten Jünglinge von Siena vermählen werde. In der That wurden alle Vorbereitungen zur Vermählung getroffen. Der alte Herr von Saligny

hatte aus Frankreich ſein ganzes Vermögen gerettet; dieſes beſtand aus baarem Gelde, aus Edelſteinen und andern Koſtbarkeiten. In Frankreich galt er für einen unbemittelten Edelmann; dem armen ſieneſiſchen Nobile aber und ſeiner Schweſter erſchien die Erbſchaft als eine ſehr reiche und glänzende, was ſie in Siena, in Anbetracht der allgemeinen Armuth der Stadt und beſonders der Adeligen, auch wirklich war. Borſo kaufte den Palaſt, den Saligny gemiethet hatte, für fünfhundert Scudi und nannte ihn Palazzo Montanini, dann, nachdem eine geziemende Zeit ſeit dem Tode des Vaters verfloſſen war, ging man an die letzte Einrichtung und an die letzten Vorbereitungen zur Vermählung.

Allen Dreien ſchien es angemeſſen, daß die Vermählung in der Stille gefeiert werde, und man begab ſich zu dieſem Zwecke in die Kapelle des heiligen Luca, welche wohl drei Miglien weit von Siena in einer Thalſchlucht verſteckt liegt und in welcher ein einſam lebender Franziskaner das heilige Amt verwaltete. Die Verlobten waren ſehr überraſcht, als ſie an den Altar der leeren Kapelle traten und ihnen der Pater Gaetano erklärte, daß er ihnen den ehelichen Segen nicht geben wolle. Borſo warf einen Beutel voll Gold auf den Altar; aber der Pater ſchob ihn mit dem Rücken ſeiner Hand vom heiligen Tiſche, daß er auf den Boden fiel, und beharrte auf ſeiner Weigerung, ohne auf das Dringen Borſo's irgend eine Erklärung abgeben zu wollen. Als dieſer mit ſeiner Braut am Arme zornig die Kapelle verließ, zupfte der Mönch Pia am Kleide und flüſterte ihr ins Ohr: Ich bin der Beichtvater Lorenzo's, deines Geliebten. Pia war über dieſes Wort, daß Lorenzo ihr Geliebter ſein ſolle, ſo entrüſtet, daß ſie, die bisher nur betroffen geweſen, die Kapelle eben ſo zornig verließ, wie ihr Bruder.

Borſo wandte ſich nun an eine andere Kirche, aber es erging ihm da, wie in der Kapelle des heiligen Luca, und ſo erging es ihm in einer zweiten und dritten Kirche und endlich in allen Kirchen und Kapellen der Stadt und Gegend von Siena

— überall wurde ſeiner Ehe der Segen der Kirche verſagt, und dem Fräulein von Saligny wurde es furchtſam zu Muthe, ja es war ihr, als ſollte ſie mit dieſer Heirath ein Verbrechen begehen, da die Kirche ſo hartnäckig ihren Segen verſagte. Aber ſie wagte keine Frage mehr, ſo ſehr war ſie ſchon von Pia, die trotz aller dieſer Mißhelligkeiten immer ruhig blieb, beherrſcht und eingeſchüchtert.

Es war der armen Anna, als wäre ſie verflucht, da man ſich endlich aufmachte, um in einem weiten Umkreiſe um Siena einen Prieſter aufzuſuchen, der den ehelichen Segen ertheile, da man ſelbſt in größern Entfernungen von der Stadt auf dieſelbe Weiſe zurückgewieſen wurde. Endlich brachte Pia die Suchenden bis in die Mitte des giftigen Sumpflandes, der Maremmen, wo ſelbſt in den heißen Monaten, da Alles, was leben will, aus der Gegend flieht, ein einziger büßender Pater Kapuziner aushält, um in der Einſamkeit für die Seelen Derjenigen, die hier am Fieber zu Grunde gegangen, täglich eine Meſſe zu leſen. Von dieſem Prieſter in dieſem Lande wurde endlich Anna dem Borſo Montanini als ſein eheliches Weib angetraut.

Trotz dieſer traurigen Einleitung, die nichts weniger als Glück verſprach, trat das junge Ehepaar doch in glückliche Flitterwochen. Die Hinderniſſe, die ſich ihm noch an der Schwelle ſeines Glückes entgegengeſtellt, ſteigerten Borſo's Leidenſchaft, und Anna fühlte ſich in ſeiner Liebe über Vieles getröſtet, was ſie in der letzten Zeit beunruhigte. Pia war es, als hätte ſie für jetzt ihre Sendung erfüllt, da ſie den Bruder im Beſitze ſeiner Geliebten ſah, und um das junge Ehepaar in ſeinem Glücke nicht zu ſtören, wollte ſie ſich in einem entfernten und ſtillen Winkel des Palaſtes einrichten. So kam ſie in die Stube, in welcher Herr von Saligny ſeine Forſchungen betrieben und den Stein der Weiſen geſucht hatte. Der Dunſt dieſes Gemaches, die vielen großen und alten Bücher, die ſonderbar geformten Gefäße, die Tiegel und Oefen, die Zahlen und Zeichen auf verſchiedenen ſchwarzen Tafeln, die unbekannten Stoffe, Mineralien und Flüſſigkeiten jeder

Farbe — Alles, was ſie da vorfand, erſchreckte ſie Anfangs, zog ſie aber bald auf unwiderſtehliche Weiſe an, und ſie lachte vor Freude auf, als ſie in eines der Bücher, das noch aufgeſchlagen dalag, wie es Herr von Saligny gelaſſen hatte, hineinblickte und ſich überzeugte, daß es italieniſch geſchrieben und ihr verſtändlich war.

Viele der hier aufgehäuften Bücher waren in italieniſcher Sprache geſchrieben, aber auch die franzöſiſchen erſchreckten ſie nicht, da ſie im Laufe der letzten Monate dieſe Sprache im Umgange mit Anna ziemlich gut erlernt hatte. Und als ſie auch lateiniſche Bücher und Handſchriften entdeckte, war ihr Eifer, in die Geheimniſſe dieſer ſie umgebenden Welt zu dringen, ſchon ſo entflammt, daß ſie beſchloß, ſich auch die lateiniſche Sprache anzueignen. Ihr beſtändiger Aufenthalt, ihre Heimat war jetzt das Laboratorium des Herrn von Saligny; ſelbſt in der Nacht ſah das Ehepaar, dem ſie beinahe verſchwunden war, dort Lichter brennen und aus dem Schornſtein über dem Laboratorium Rauch aufſteigen. Bruder und Schwägerin ließen ſie gewähren und wußten kaum, was ſie trieb. Sie erriethen es nach einiger Zeit aus einzelnen ihrer Aeußerungen, wenn ſie mit hoher Achtung von den Arbeiten des verſtorbenen Herrn von Saligny ſprach und ſeine Leiſtungen in den geheimen Wiſſenſchaften, die ſie aus hinterlaſſenen Papieren kennen gelernt hatte, mit begeiſterten Worten rühmte. Hätte er, ſo meinte ſie, nur noch wenige Monate gelebt, er würde ſein großes Ziel erreicht haben. Nun ſei es ihr vorbehalten und ſei es ihre Pflicht, das große Werk zu Ende zu führen. Ein anderes Mal, nachdem ſie ſchon Monate lang im Laboratorium gearbeitet, rühmte ſie ihre Wiſſenſchaft als eine ſolche, die nebenbei, gewiſſermaßen als Abfälle von ihrem Reichthum, ihrem Jünger Kenntniſſe gewähre und Geheimniſſe offenbare, welche über Tod und Leben des Nebenmenſchen Macht geben.

Nur Ein Menſch wagte es, ſie in ihrer Einſamkeit zu ſtören und mehrere Male in das Laboratorium einzudringen, obwohl

Dienerſchaft und Nachbarn und Alle, die ihr Treiben kannten, das Laboratorium als eine Teufelsküche und Pia ſelbſt als eine Zauberin, als eine Perſon, die ſich mit unheimlichen und verbotenen Künſten abgebe, mit Scheu zu betrachten anfingen — Dieſer Eine Menſch, der zu wiederholten Malen trotz allem Verbote, und trotzdem dem Pförtner des Palaſtes Befehl gegeben war, auf ihn ein wachſames Auge zu haben, zu Pia vordrang, war Lorenzo Cattena. Seine Liebe zu Pia ließ ihn nicht ruhen, und er fand die verſchiedenſten Wege über Dächer und durch Fenſter, um immer wieder vor ihr zu erſcheinen. Er ſagte ihr, daß es unmöglich ſei, ſich dabei zu beruhigen, einmal *eine* Gunſt von ihr erfahren zu haben; im Gegentheil habe dieſe Gunſt einen unauslöſchlichen Durſt nach ihrer Liebe in ihm geweckt, und er müſſe ſie in ſeinen Beſitz bringen, wenn er nicht in Raſerei verfallen ſolle. Er drang jedes Mal mit wildentflammten Augen in das Laboratorium, ging aber niedergeſchlagen, demüthig und in ſein Schickſal ergeben von dannen. Denn Pia hatte eine ſolche Gewalt über ihn, daß ſie ihn nur anzublicken brauchte, um ſeine ſchlimmſte Wuth beinahe in Furcht zu verwandeln und ihn ſanft zu machen wie ein Lamm, obwohl ſie ihm die härteſten Dinge, die ſchlimmſten Worte ſagte, für deren kleinſtes er jedem Andern den Dolch ins Herz geſtoßen hätte. Sie mahnte ihn fortwährend an ſeine Niedrigkeit, gab ihm die beleidigendſten Namen und ſchalt ihn, daß er ſeine Blicke zu ihr empor zu heben wagte, der Knecht, der Sohn des Metzgers, der er ſei. Indeſſen gewöhnte ſich Lorenzo, wie es ſcheint, nach und nach an ihre Blicke und an ihre harten Worte, und eines Tages trat er mit dem Entſchluſſe ein, ſich dießmal durch nichts einſchüchtern zu laſſen und ſie auf alle Fälle mit ſeiner überaus großen Kraft zu ſeinem Willen zu zwingen. Pia erkannte gleich bei ſeinem Eintritte, mit welchem Entſchluſſe er gekommen war, und ſtellte ſich hinter einen mit Inſtrumenten, Flaſchen und Phiolen bedeckten Tiſch. Lorenzo ſprang auf ſie zu und ſchlang ſeinen Arm um ihren Leib. „Jetzt," rief er, „wirſt du mir nicht entgehen; heute magſt

du thun und ſagen, was du willſt, es hilft dir nichts, ich trage dich fort von hier, und du mußt mein Weib werden oder meine Geliebte!" Er glaubte ſein Spiel ſchon gewonnen, da Pia ruhig blieb und weder zu zanken begann noch auch Miene machte, einen Hülferuf auszuſtoßen. Mit größter Gelaſſenheit ſagte ſie: „Lorenzo, wenn du jetzt nicht ſogleich den Arm zurückziehſt und mich frei läſſeſt, wenn du nicht ſogleich aus der Stube gehſt, ſo kann es dein Leben koſten." Lorenzo lachte auf; er hätte es wohl, trotz Pia's Stärke, mit Hundert ihres Gleichen aufgenommen, und die Gelaſſenheit, mit der ſie ſprach, ſchien ihm nichts weniger als eine ernſtgemeinte Drohung, ja ſie machte in ihm den freudigen Eindruck, als ob ſie ihn nur aufmuntern wolle. Er lachte noch einmal in Lauten, die von glücklicher Aufregung zitterten, und hob ſie dabei mit beiden Armen in die Luft: aber in demſelben Augenblick ergriff Pia eine der Phiolen, die auf dem Tiſche ſtanden, zog den gläſernen Stöpſel heraus, wandte ihren Kopf ab, hielt die Phiole unter Lorenzo's Geſicht, und er ſank wie vom Blitze getroffen zu ihren Füßen nieder. Pia ſchloß die Phiole ſogleich wieder mit ihrem Daumen, dann mit dem Stöpſel, der auf den Boden gefallen war, dann ſchürzte ſie die Aermel auf, faßte den ausgeſtreckten Lorenzo unter den Armen und ſchleppte den gewaltigen Leib zur Thüre hinaus und wohl zwanzig Schritte weit durch den Korridor, bis ſie ihn unfern der Treppe fallen ließ, um in ihr Laboratorium zurückzukehren.

An der Treppe fanden ihn, wir wiſſen nicht nach wie langer Zeit, die Diener des Hauſes, die ein großes Geſchrei erhoben, da ſie ihn für todt hielten. Auf den Lärm kam Anna herbei und ließ Lorenzo in ihre Gemächer bringen, um zu verſuchen, ob nicht noch Leben in ihm ſei. Die gute Seele bemühte ſich aufrichtig und wandte alle möglichen Mittel an, um wieder Lebenszeichen hervorzurufen. In der That kam auch Lorenzo bald zum Bewußtſein, aber alle ſeine Glieder waren ſo ſehr gelähmt und ſtarr, daß er nicht der geringſten Bewegung fähig

war. Er hörte ſchon längſt die Stimme ſeiner Pflegerin, und er konnte bereits beobachten, mit welcher Barmherzigkeit ſie ſich um ihn bemühte, während ſie ihn noch lange Zeit für todt hielt. Endlich ſchlug er die Augen auf und erkannte, was er ſchon in ſeinem Starrkrampf geahnt hatte, daß die Barmherzige keine Andere war, als Anna Signora Montanini. Bei dieſem Anblick ſchien das ganze Leben und die ganze Kraft in ſeine Glieder zurückzukehren; er ſprang mit einem Satze vom Lager auf und ſah ſie mit Blicken an, aus denen bei Weitem mehr Angſt und Entſetzen als Dankbarkeit leuchteten. „Ihr, Signora Anna," rief er zitternd aus, „Ihr ſeid es, die mir wieder das Leben gibt? Wahrlich, ich habe das Gegentheil um Euch verdient!" Nach dieſen Worten warf er ſich ihr zu Füßen und bedeckte den Saum ihres Kleides mit Küſſen und Thränen. Endlich ſprang er auf, und ohne Anna nur noch anzuſehen und als ob er von unſichtbaren Geiſtern fortgetrieben würde, eilte er aus dem Gemache und aus dem Palaſte hinaus, immer mit Armen und Händen hinter ſich ſchlagend, wie ein Menſch, der einen oder mehrere Verfolger von ſich abwehrt. Anna wußte nicht, wie ſie ſich dieſes Benehmen Lorenzo's deuten ſolle, und wußte ferner nicht, warum ſie dieſes Benehmen ohne irgend eine Urſache daran erinnerte, daß die Kirche ſo lange ihrer Ehe mit Borſo den Segen verſagt hatte. Dann dachte ſie wieder an die Liebe dieſes Lorenzo zu Pia, welche in Folge ſeiner Verſuche, zu ihr zu dringen, ſchon dem letzten Diener im Hauſe bekannt war — und alles Das zuſammen machte ſie noch nachdenklicher, als ſie es ſeit den Flitterwochen ſchon geweſen.

Dieß war der letzte Beſuch Lorenzo's im Palazzo Montanini. Er kam nicht wieder, und Pia konnte ſich nun ganz ungeſtört ihren Studien hingeben, in die ſie ſich mehr und mehr vertiefte, ja ſo ſehr vertiefte, daß ſie kaum mehr wußte, was im Hauſe vorging. Viele Tage verſtrichen oft, ohne daß ſie einer der Bewohner des Palaſtes zu Geſicht bekam, ſo ausdauernd hielt ſie ſich in ihrem Laboratorium eingeſchloſſen. Sie wußte nicht, ob

die von ihr geſtiftete Ehe glücklich war oder unglücklich; ſie wußte nichts von den etwaigen Freuden oder Sorgen des Hauſes. Sie bemerkte nicht, daß die Gattin ihres Bruders immer trauriger wurde und mit gebeugtem Haupte umherging, als ob ſie nach der Löſung eines Räthſels ſuchte, und daß dieſe Trauer und Nachdenklichkeit ſeit dem Abenteuer mit Lorenzo noch zugenommen. Die Scheu, welche Anna vor ihr empfand, beachtete ſie eben ſo wenig, als ſie für die umdüſterte Stirn ihres Bruders ein Auge hatte. Daß das Haus, welches nach der Hochzeit mit einem des alten Adels würdigen Glanze ausgeſtattet wurde, dem Mangel und dem abermaligen Verfalle entgegenging, erfuhr ſie erſt, als ſie eines Tages wie ſchon oft von Borſo Gold verlangte, um Stoff für ihre Forſchungen zu haben, und als ſie dieſer mit Vorwürfen überhäufte, daß ſie ſein Letztes in Rauch aufgehen laſſe. Das Vermögen, das ſich nach dem Tode des Herrn Saligny vorgefunden, hatte dem armen ſieneſiſchen Nobile ungeheuer geſchienen, er hatte nie ſo vielen Schmuck, ſo viele Dublonen zuſammen geſehen. Er rechnete nicht, als er den Palaſt fürſtlich einrichten ließ und eine große Dienerſchaft in ſeinen Sold nahm, und er dachte nicht daran, daß dieſes angeerbte Vermögen Anna's zu Ende gehen mußte. Solcher Ketten, wie er eine vom Kardinal von Piſa erhalten, hatten ſich in der Verlaſſenſchaft mehrere gefunden, und Borſo erinnerte ſich, wie lange er von der Einen gelebt hatte. Nunmehr erkannte er, wie ſchlecht er gerechnet, und es fiel ihm vorzugsweiſe auf, wie viel Gold er ſeiner Schweſter ſchon geliefert hatte; er verlor das Vertrauen in ihr Treiben; wie ſehr er ihr auch ſonſt alles Mögliche zugetraut hatte. Er überhäufte ſie mit Vorwürfen und ſchalt ihre Forſchungen thöricht und verderblich. Da gerieth Pia in großen Zorn, nannte ihn undankbar und drohte, ihn ſeinem Schickſale zu überlaſſen, was er tief beklagen werde, wenn er einſt und zwar bald vernehme, daß ſie das Geheimniß gefunden, welches ſeit Tauſenden von Jahren der Gegenſtand der Forſchungen aller weiſeſten Männer aller Zeiten und Länder

gewesen. Borso, wie sehr er auch nach diesen Worten wieder in den Geist seiner Schwester Vertrauen setzte, erschrak doch mehr vor der Drohung, daß sie ihn verlassen wolle, als vor dem Gedanken, an ihren Entdeckungen keinen Theil zu haben; denn er war an Rath und Beistand seiner Schwester so sehr gewöhnt, daß er sich ohne sie ganz hülflos vorgekommen wäre. Sie beruhigte ihn, als sie seinen Schrecken sah, versprach ihm, ihn nie zu verlassen, und theilte ihm mit, welche Hoffnungen sie habe, bald Gold machen zu können, und welche wunderbare und mächtige Künste sie sich bereits zu eigen gemacht.

So waren seit der Verheirathung Borso's beinahe drei Jahre vergangen, als eines Tages in Siena ein Edelmann, Namens Giorgio Sanvitale, erschien, der mit seinen prächtigen Kleidern, seiner zahlreichen Dienerschaft, überhaupt mit seinem glänzenden Auftreten um so größeres Aufsehen erregte, als man sich noch genau erinnerte, wie er vor Jahren die Stadt als ein ganz armer Jüngling verlassen hatte, der kaum den Mantel auf den Schultern bezahlen konnte. Er war im Gefolge der Prinzessin Maria Medici weggegangen, welche nach Frankreich zog, um Königin zu werden, und welche nach dem Tode ihres Gemahls, König Heinrichs IV., zu Zeiten Frankreich unumschränkt regierte, obwohl sie das französische Volk beschuldigte, der Ermordung des guten Königs nicht ganz fremd gewesen zu sein. Aus ihrem Kammerdiener hatte sie, kraft ihres Einflusses, einen mächtigen und reichen Marschall von Frankreich gemacht, und konnte sie auch nicht aus allen Italienern, die sie mitgebracht, französische Marschälle und Herzoge machen, so wußte sie doch alle oder die meisten zu bereichern, denn Frankreich ist ein reiches Land, ihr Gatte Heinrich war schwach gegen sie, um sich von ihr manche eigene Schwäche vergeben zu lassen, und während der Minderjährigkeit seines Sohnes Ludwig hatte sie als Vormünderin, wenn auch nicht immer, doch zu wiederholten Malen freie Hand, um über die Würden und Reichthümer des Hofes wie des Landes nach Gutdünken zu verfügen. So war auch Giorgio Sanvitale, der

zu ihrem Hofe gehörte, emporgekommen. Er kehrte jetzt auf einige Zeit nach Siena zurück, um, wie er ſagte, ſeine Vaterſtadt und ſeine armen Anverwandten zu beſuchen, wie aber die Leute behaupteten, nur um ſich in ſeinem Glanze zu zeigen, wo man ihn als armen Schlucker gekannt hatte. Er beſuchte alle ſeine Bekannten, alſo auch die Montanini, mit denen er entfernt verwandt und von früheſter Kindheit an befreundet geweſen. Doch verband er mit dieſem Beſuche noch einen andern Zweck. Der Vicomte von Chinon, als er hörte, daß Sanvitale nach Siena zurückkehrte, hatte ihn erſucht, ſich nach Anna von Saligny, jetziger Montanini, umzuſehen und ihm dann zu berichten, wie es mit ihrem Glücke ſtehe, denn noch immer bewahrte er ihr eine treue Anhänglichkeit, und er war begierig, etwas über ihr Geſchick zu erfahren. Sanvitale war froh, dem Günſtling des Kardinals Richelieu einen Dienſt leiſten zu können, da die Macht zwiſchen dem Kardinal und der Königin Maria hin- und herſchwankte und es für alle Fälle nützlich ſein konnte, in der Partei des Kardinals einen Freund zu haben. Er wurde von Borſo Montanini unter Anſtrengung ſeiner letzten Mittel mit allerlei Gaſtereien auch als Freund und Verwandter und von Anna als ein Mann freundlich empfangen, der aus ihrer Heimat kam und ihr über Manches, was ihr am Herzen lag, Auskunft geben konnte. Selbſt Pia kam aus ihrer Einſamkeit hervor, um an den Gaſtmählern, welche Sanvitale zu Ehren gegeben wurden, theilzunehmen.

Als Sanvitale, der ſchon in der Stadt von Pia's Studien und von ihr ſelbſt wie von einer Art Hexe hatte ſprechen hören, nun auch aus ihrem eigenen Munde die Beſtätigung erhielt, daß ſie den Stein der Weiſen ſuche und bereits die merkwürdigſten, das Leben verlängernden und verkürzenden Elixire und Gifte gefunden habe, bat er ſie um die Erlaubniß, ſie in ihrem Laboratorium beſuchen zu dürfen. Dem Jugendfreunde und Gaſte des Hauſes geſtattete ſie Das bereitwillig. Nachdem ſie ihm Vieles erklärt und er ſie eine Zeitlang beobachtet hatte und darauf nachdenklich geworden war, ſagte er endlich: „Pia Montanini, du

biſt in der Lage, mein und dein Glück, ja das Glück deiner Familie zu machen, wenn du nur den guten Willen dazu haſt. Meine Königin Maria liebt die Leute, die ſolche Künſte verſtehen, wie du, und überhäuft ſie mit Würden und Reichthümern. Sieh nur, was ſie aus der Leonora Galigai, dieſer Zimmermannstochter, gemacht hat, die mit ihr Frankreich beherrſcht und ihr doch nicht halb ſo viele Dienſte leiſten kann, als du ihr mit deiner Wiſſenſchaft leiſten könnteſt. Ich weiß es am Beſten, wie ſich die Königin zu Zeiten nach wiſſenden, in ſolche Geheimniſſe eingeweihten Menſchen ſehnt, denn ich habe ſie oft im Geheimen und in Verkleidungen zu Aſtrologen, Alchymiſten und Giftmiſchern in die entfernteſten und verſteckteſten Winkel von Paris begleiten müſſen, und mit meinen eigenen Augen habe ich es zu wiederholten Malen mit angeſehen, wie vor ihr an Hähnen oder Hunden die Kraft verſchiedener Gifte verſucht wurde. Ich bin überzeugt, daß von dieſen Pariſer Schwarzkünſtlern dich keiner an Wiſſen und Muth erreicht; außerdem hätte Maria eine ſo geſchickte Perſon gern in ihrer Nähe, kann aber, ohne Verdacht zu erregen, einen ſolchen Mann nicht an ihrem Hofe halten. Du, ſchön und jung und ein Edelfräulein wie du biſt, wirſt Niemand auf den Gedanken bringen, daß du Künſte treibſt, wie ſie ſonſt nur alte Doktoren oder bucklige Frauenzimmer zu treiben pflegen, und du wirſt der Königin um ſo willkommener ſein. Die Galigai, ſchwarz, verwachſen und gemein, wie ſie ausſieht, hat ſich ſchon durch ihr Aeußeres verrathen und der Königin, weil ſie allen Franzoſen verhaßt iſt, manche Verlegenheiten bereitet. Auch iſt ſie unwiſſend. Und doch! Sieh nur, wie weit ſie es gebracht hat; um wie viel weiter, o Pia, wirſt du es mit deinem Geiſte, deinem Wiſſen und deiner einnehmenden Schönheit bringen — und ich mit dir, denn die Königin wird mir überaus dankbar ſein für ein ſolches Geſchenk!"

In dieſem Sinne und indem er ihr die Herrlichkeiten ausmalte, die ſie am franzöſiſchen Hofe erwarteten, redete er ihr noch lange zu. Sie bat ihn um einige Tage Bedenkzeit und ant-

wortete endlich, daß ſie bereit ſei, ihm zu folgen, aber nur unter der Bedingung, ihren Bruder Borſo nebſt ſeiner Frau mit ſich führen zu dürfen. Sanvitale willigte gerne in dieſe Bedingung. Borſo, der ſeiner Zukunft mit Beſorgniß entgegenſah und wußte, daß die Noth bereits vor ſeiner Thüre lauerte, und der ſich nach dem reichlichen Leben der letzten drei Jahre vor den Augen ſeiner Landsleute wieder in Armuth zurückzufallen ſchämte, war froh, unter einem guten Vorwande ſeine große Dienerſchaft entlaſſen und rechtzeitig aus Siena abziehen zu können, und war auf den Vorſchlag ſeiner Schweſter mit Eifer eingegangen. Anna beglückte der Gedanke, ihr Vaterland wieder zu ſehen — und ſo waren Alle nach wenigen Tagen zur Reiſe bereit. In Siena war jetzt von nichts Anderem die Rede, als von den Montanini, die ſich mit Sanvitale an den Hof der König Maria begeben wollten, und viele arme Schlucker drängten ſich an Sanvitale heran, um ebenfalls mitgenommen zu werden, wurden aber von ihm unbarmherzig zurückgewieſen.

Endlich machte man ſich auf den Weg. Die Diener Sanvitales und mit ihnen drei Diener, die Borſo nicht verabſchiedet hatte, bildeten, ſämmtlich beritten, den Vor- und Nachtrab, während die Herren und die Damen auf Pferden und Mauleſeln in der Mitte ritten. Man ſchlug den geraden Weg nach Livorno ein, wo man zu Schiffe gehen wollte. Ohne Abenteuer kam man nach San Geminiano und weiter, und man hoffte ſo ruhig und ohne Schwierigkeiten bis an die See gelangen zu können, da das Land ſicher war und man ſchon ſeit lange nichts von Räubern gehört hatte. Aber in der öden und kahlen Gegend zwiſchen San Geminiano und Volterra angekommen, ſahen ſich die Reiſenden plötzlich von einer großen Schaar Bewaffneter umgeben, während ein anderer kleinerer Trupp die Dienerſchaft entwaffnete und auseinander ſprengte. Trotzdem wollten ſich Borſo und Sanvitale zur Wehre ſetzen, als ſie ſich überzeugten, daß ſie es nicht mit eigentlichen Räubern zu thun hatten. Plötzlich ſtand Lorenzo Cattena ihnen gegenüber. Sein ganzes Geſicht bebte vor Grimm und

Wuth, und ohne ſich um irgend Jemand Andern zu kümmern, wandte er ſich an Pia, die er mit Vorwürfen überhäufte, daß ſie ihm entwiſchen wollte, um ſich irgend einen franzöſiſchen Edelmann auszuſuchen. Seit er ſie als Hexe kenne, ſo ſagte er, habe er ſich von ihr abgewandt, aber ſeine Liebe und Eiferſucht ſeien wieder erwacht, als er hörte, daß ſie Siena verlaſſen und ihm entwiſchen wolle. Dank dem Muthe und der Hülfe ſeiner Freunde werde er Das zu verhindern wiſſen, und ſollte er ſie ſammt ihrem Gefolge hier auf dieſem Platze ermorden müſſen. Ihm habe ſie ſich ergeben, und ihr habe er, wie dem Teufel, ſeine Seele verſchrieben, indem er für ſie gemordet habe. Er ſprach alles Dieſes in höchſter Aufregung, offenbar ohne ſelbſt zu wiſſen, daß er es ſagte, und ohne zu bemerken, daß Signora Anna Montanini ihm zu Anfang mit ſtarren Augen auf die Lippen ſah und daß ſie am Ende ſeiner Rede leblos aus dem Sattel glitt.

Sanvitale war von Allem, was um ihn vorging, ſo verblüfft, daß er es kaum bemerkte, wie er ſchon von ſeinen bisherigen Reiſegefährten getrennt war und, von Bewaffneten umgeben, ſammt ſeinem Gefolge auf dem Wege nach Volterra weiter geführt wurde. Von einer Höhe aus, wo ihn die Bewaffneten verließen und ihm glückliche Reiſe wünſchten, ſah er, wie die Andern, ebenfalls von Bewaffneten umgeben, auf dem Wege nach Siena zurückgeführt wurden.

So kamen die Montanini, nachdem ſich Lorenzo mit ſeinen Begleitern vor den Thoren Siena's von ihnen getrennt, am Abend deſſelben Tages, an dem ſie ausgezogen waren, wieder in ihrem Palaſte an. In der Stadt erregte dieſe unverhoffte Rückkehr großes Aufſehen, und da Lorenzo zu ſeinem Ueberfalle vieler Vertrauten bedurfte und dieſe den Vorgang auf der Landſtraße mit erlebt und die Worte Lorenzo's mit angehört hatten, ſo war die Urſache dieſer Rückkehr bald kein Geheimniß mehr. Man wußte, indem man ſich an Mancherlei erinnerte und die einzelnen Thatſachen zuſammenſtellte, eben ſo bald, was zwiſchen Pia und Lorenzo vorgegangen und was dieſe Beiden an einander

knüpfte. Der junge Adel von Siena, auf dem bis jetzt der Vorwurf, den alten Herrn von Saligny ermordet zu haben, gelastet hatte, nahm die neue Entdeckung mit Eifer auf, veranlaßte sofort die Gerichte zur Untersuchung und verband sich untereinander zur Verfolgung und Aufbringung Lorenzo's. Da auf diesem nunmehr noch das andere Verbrechen lag, auf offener Landstraße mit bewaffneter Hand Reisende überfallen zu haben, war Lorenzo Cattena gezwungen, außerhalb der Stadt zu bleiben und sich endlich in Begleitung einiger Freunde, die ihn nicht verlassen wollten, in die Gebirge zurückzuziehen.

Im Palazzo Montanini ging indessen auch Mancherlei vor. Kaum zurückgekehrt, entließ Borso noch die letzten zwei Diener, und das weitläufige Gebäude war nur noch von den drei Personen der Familie bewohnt, und diese Drei hausten getrennt von einander. Pia begab sich sofort in ihr Laboratorium; Anna schloß sich in ein Gemach am entgegengesetzten Ende des Palastes ein, und Borso trat einsam in die Stube, die er früher mit seiner Gemahlin bewohnt hatte. Mit einem Blicke hatte diese es ihm gesagt, daß sie von nun an keine Gemeinschaft mehr mit einander hätten, und er wagte es nicht, ihre Schwelle zu überschreiten, wie oft er sich ihr auch näherte. Tage um Tage vergingen, und Anna kam aus ihrer Einsamkeit nicht hervor, und man hörte auch keinen Laut aus ihrem Munde. Borso ging wie ein irrer Geist durch den Palast. Bald war die Noth im Hause so groß, wie sie es nur jemals in dem Hause der heiligen Katharina gegenüber gewesen war. Pia hatte auch nicht mehr den Pfennig, um Kohlen für ihre Tiegel und Retorten zu kaufen. Doch war sie es, die jetzt die Nahrung, man wußte nicht auf welche Weise, herbeischaffte und den beiden Einsamen, jedem einzeln, die täglichen Speisen brachte. Wenn es Abend wurde, band sie eine Maske um, hüllte ihren Kopf in eine Kapuze und bot auf dem großen Platze am alten Brunnen des Jacopo della Quercia, wo sie sich aufstellte, den Vorübergehenden allerlei Heilmittel und Elixire an. Als sie eines Abends heim kam, fand sie

in ihrem Laboratorium den Bruder ausgeſtreckt daliegen, und als ſie das Fläſchchen erkannte, das er noch in Händen hielt, wußte ſie, daß er nicht mehr ins Leben zurückgerufen werden könne. Die ganze Nacht ſaß Pia an ſeiner Leiche und weinte. Am Morgen trat ſie in die Stube ihrer Schwägerin und theilte ihr mit, wie ſich ihr Gatte das Leben genommen. Komm, ſagte ſie, wir wollen ihn beſtatten; du darfſt ihm die letzte Ehre erweiſen, denn er war unſchuldig. Anna folgte ihr, und die Beiden gruben im Hofe in dem Winkel rechts, wo die Treppe in das kleine Thürmchen führt, ein Grab, in das ſie Borſo's Leichnam legten und über welchem Anna an der Wand mit Kohle ein Kreuz zeichnete. Dieß alles that ſie, ohne eine Thräne zu vergießen und ohne das Schweigen zu brechen, das ſie ſeit der Rückkehr in den Palaſt beobachtete. Als ihr am nächſten Morgen Pia ihr Eſſen brachte, wies ſie es durch Zeichen zurück; ebenſo that ſie am folgenden und am dritten Morgen. Pia merkte nun, daß ſie Hungers ſterben wollte, was auch in der That geſchah.

An demſelben Tag, an dem Anna ihren Geiſt aufgab, erhielt Pia durch einen Sbirren eine Vorladung, in Sachen Lorenzo's und ihrer ſelbſt vor Gericht zu erſcheinen, um über den Tod des Herrn von Saligny Auskunft zu ertheilen. Sie hielt es für unwürdig, ſich dem Gerichte zu ſtellen, um Rede zu ſtehen wie eine Dirne aus dem Volke — und da ſie für Anna nicht mehr zu ſorgen hatte und der edle Name der Montanini mit ihrem Bruder erloſchen war, ſah ſie kein Hinderniß mehr für eine Verbindung mit Lorenzo Cattena, mit dieſem Manne, der ſie ſo ſehr liebte und ſo muthig war und großer Entſchlüſſe fähig, wie wenige Männer.

So machte ſie ſich denn auf und ging zu ihm ins Gebirge. Und ſo verſchwand die letzte Montanini aus Siena.

Note.

Ein Ereigniß aus der Geſchichte der Montanini, das ſich im Jahr 1395 zugetragen und das in den Annali Sanesi d'un anonimo vivente dal 1385 al 1422, alſo von einem Zeitgenoſſen, erzählt wird:

„Die alte Familie der Montanini lag durch mehrere Geſchlechter mit jener der Salimbeni im Kriege. Die Feindſchaft der beiden Häuſer entſprang aus einer Eberjagd, bei welcher ein Salimbeni getödtet wurde. Der wüthende Krieg vernichtete endlich beinahe die ganze Familie der Montanini; alle ihre Beſitzungen wurden eingenommen und konfiszirt; von dem ganzen ruhmvollen Geſchlechte waren nur ein Bruder und eine Schweſter übrig: Carlo und Angelika, die Kinder des Tomaſo Montanini. Sie bewohnten im Val di Strove eine kleine Beſitzung, deren Werth kaum auf 1000 Gulden anzuſchlagen war, und lebten von dem Einkommen dieſes Eigenthums, des letzten Reſtes der großen Güter ihrer Vorfahren. Ein Nachbar wünſchte, dieſes kleine Gut zu erwerben, welches das ſeinige bequem ergänzt hätte. Es war dieß ein Plebejer von großem Einfluß bei der Regierung von Siena; er gehörte zu jener bürgerlichen, argwöhniſchen, eiferſüchtigen Oligarchie, welche ſich unter Anführung des Salimbeni im Jahr 1390 der Staatsgeſchäfte bemächtigt hatte und die man ohne die größte Gefahr nicht verletzen durfte. Trotzdem weigerte ſich Carlo Montanini zu wiederholten Malen, ſein Gut dem Nachbar, der es an ſich bringen wollte, zu verkaufen; er war feſt entſchloſſen, es für ſeine Schweſter Angelika zu erhalten, um ihr mehr als ihre fünfzehn Jahre und ihre ſeltene Schönheit als Heirathsgut geben zu können.

Der Nachbar wollte für dieſe Weigerung an Carlo Rache nehmen, und um ihm die Erhaltung ſeines Erbes unmöglich zu machen, klagte er ihn bei der Regierung an, ſich mit den Guelfen und den Adeligen in eine Verſchwörung gegen die Salimbeni und

die volksthümliche Regierung eingelaſſen zu haben. Der erbliche Haß der beiden Häuſer machte die Anklage wahrſcheinlich, und das Anſehen des Anklägers gab ihr ein beſonderes Gewicht. Doch ſchenkte man Carlo Montanini das Leben, aber man verurtheilte ihn zu einer Buße von 1000 fl. und man befahl ihm, dieſe, „bei Todesſtrafe", binnen fünfzehn Tagen zu bezahlen. Nichts deſto weniger wurde die Gier des Angebers getäuſcht, denn Montanini wollte, um ſeine Schweſter nicht ins äußerſte Elend zu ſtürzen, lieber den Tod im Gefängniß erwarten, als daß er, um dieſem zu entgehen, das Erbe ſeiner Väter verkauft hätte. Er hatte noch Anverwandte von mütterlicher Seite, aber Keiner wagte es, ihm zu Hülfe zu kommen, denn Jeder fürchtete, ſich der Regierung verdächtig zu machen und daſſelbe Verderben auf ſich herabzuziehen: nur die Weiber begaben ſich täglich zu Angelika Montanini, um ſie zu tröſten und mit ihr zu weinen.

Am Morgen des fünfzehnten Tages ritt Anſelmo Salimbeni am Hauſe der Montanini vorüber, ſah jene weinenden Frauen und erfuhr von ihnen, von welchem Schickſale der letzte Sprößling des Geſchlechtes, das mit dem ſeinigen ſo lange um den Vorrang gekämpft, bedroht ſei. Er hatte ſchon früher die Schönheit Angelika's bemerkt, hatte aber eben ſo wenig mit ihr als mit ihrem Bruder jemals ein Wort gewechſelt: die Ströme Blutes, welche in den Fehden ihrer Ahnen vergoſſen worden, waren ſowohl den Salimbeni wie den Montanini gegenwärtig. Aber dieſe letzte Kataſtrophe erfüllte Anſelmo's Herz mit Barmherzigkeit. Er begab ſich ſofort zum Schatzmeiſter der Stadt, zahlte die 1000 fl. Buße und überſandte dem Gefängnißwärter den Befehl, Carlo Montanini in Freiheit zu ſetzen. Dieſer, erſtaunt, in dem Momente, da er nichts Anderes als den Tod erwartete, ſich befreit zu ſehen, eilte zu ſeiner Schweſter, die er noch in der grauſamſten Sorge und Angſt um ſein Leben findet. Weder ſie noch die Freundinnen, die ſie umgaben, konnten ſich es erklären oder es begreifen, auf welche Weiſe Carlo die Freiheit erlangt habe. Bald füllte ſich das Haus mit Anverwandten und Nachbarn,

die ihm Glück wünſchen wollten. Carlo, der unter ihnen ſeinen Befreier vermuthete, drückte einem nach dem andern ſeine Dankbarkeit aus; aber Alle wieſen ſeine Dankſagungen mit Erröthen zurück, indem ſie ihre Gründe oder Ausflüchte auseinanderſetzten, derohalben ſie ihm nicht hätten zu Hülfe kommen können. Nächſten Morgen begab ſich Carlo zum Schatzmeiſter der Stadt, um ſich bei ihm Aufklärung zu holen, und von dieſem erfuhr er, daß er ſein Leben dem Sohne ſeiner Feinde ſchulde.

Carlo, betroffen über dieſen Edelſinn des Feindes, wollte Salimbeni noch an Großmuth übertreffen. Es bedurfte vieler Bitten und endlich gemeſſener Befehle, um ſeine Schweſter zu bewegen, daß ſie ihm ſeinen Willen thue; und als Angelika verſprochen hatte, aus Dankbarkeit für ihren Bruder ſich des höchſten Schatzes, den ſie auf Erden beſaß, zu entäußern, kündigte ſie ihm zugleich an, daß ſie dann an ihre eigene Ehre denken und daß ſie nicht befleckt und in Ehrloſigkeit weiter leben werde.

Zwei Stunden nach Sonnenuntergang begaben ſich Bruder und Schweſter in das Haus Anſelmo Salimbeni's. Carlo verlangte, mit dieſem Edelmann ſprechen zu dürfen, und nachdem er mit der Schweſter eingelaſſen worden, ſagte er: „Euch, Herr, danke ich den Reſt meines unglücklichen Lebens; Euch dankt meine Schweſter ihren Bruder und ihre Ehre. Wenn das Geſchick unſer Haus nicht mit ſolchem Ingrimm verfolgt hätte, beſäßen wir irgend ein Mittel, Euch, wenigſtens theilweiſe, unſere Erkenntlichkeit zu beweiſen. Aber es bleibt uns nichts mehr als unſere Leiber und unſere Seelen; Ihr habt ſie gerettet, Euch mögen ſie denn angehören; wir legen ſie in die Hand Eurer Großmuth und Eures Mitleides; ſchaltet damit wie mit Dingen, die Euer Eigenthum ſind."

Nach dieſen Worten ging er raſch aus dem Gemach und ließ ſeine Schweſter allein mit Salimbeni. Dieſer wollte ſie anſprechen, aber erſchrocken über ihre Todesbläſſe und über die Verzweiflung, die ſich in ihrem ganzen Geſichte ausſprach, ging auch er augenblicklich aus dem Zimmer; er ließ die Frauen aus der

Nachbarſchaft herbeirufen und bat ſie, hineinzugehen und dem edlen Fräulein, das ſie bei ihm finden würden, Geſellſchaft zu leiſten. Als ſie eintraten und in dieſen Gemächern Angelika Montanini gewahrten, war ihr Erſtaunen groß; die Beſcheidenheit und Züchtigkeit dieſes jungen Mädchens verſcheuchten jeden Verdacht, der ſich ſonſt gegen ſie erhoben haben würde: aber bei der Feindſchaft der beiden Geſchlechter war ihr Erſcheinen in dieſem Hauſe unerklärlich. Alle Damen ſchwiegen und ſuchten nach der Löſung dieſes Räthſels. Unterdeſſen hatte Anſelmo ſeine Verwandten zuſammenrufen laſſen, und als ihrer eine große Anzahl erſchienen war, ließ er Angelika ſammt den Frauen, die ſie umgaben, bitten, zu ihm hinein zu kommen. Mit Thränen in den Augen bat er nun alle ſeine Freunde, ihn gütig begleiten zu wollen, und ohne ſich weiter zu erklären, begab er ſich mit dieſem ganzen Gefolge, geführt von einer ganzen Schaar von Fackelträgern, nach dem Hauſe der Montanini.

„Ihr habt mich — ſagte er zu Carlo — ohne Zeugen ſprechen wollen; ich bitte Euch, meine Antwort in Gegenwart dieſer ehrenwerthen Verſammlung entgegen zu nehmen. Die Schönheit, die Sittigkeit und alle Tugenden Eurer Schweſter Angelika haben mein Herz längſt eingenommen; ſeit lange weiß ich, daß es keinen würdigern Gegenſtand einer edlen Liebe gebe, als ſie. Doch habe ich mein Gefühl für ſie immer verborgen gehalten, und Niemand hat es vor Euch entdeckt. Euer Unglück und der Dienſt, den ich Euch geleiſtet, gaben Euch Gelegenheit, meine Gefühle zu errathen. Ihr konntet den Gedanken, einen Ritterdienſt ohne Gegendienſt zu laſſen, nicht ertragen, und Ihr habt Euch und Eure Schweſter mir überliefert; Ihr habt Euer Leben, Eure Ehre, Euer Alles zu meiner freien Verfügung geſtellt. Ich nehme dieſes koſtbare Geſchenk an, aber es wäre meiner unwürdig, es auf unedle Weiſe zu beſitzen. Wenn Ihr alſo einwilliget, ſo nehme ich in Gegenwart dieſer ehrenwerthen Geſellſchaft Angelika Montanini zu meinem geliebten Eheweibe — und ſei ihr Bruder Carlo Montanini mein lieber Schwager und Bruder, und wünſche

ich, daß von dieſer Stunde an all mein Gut mein und ihr gemeinſchaftliches Gut ſei.“ —

Die Vermählung wurde alsbald und auf die pomphafteſte und feierlichſte Weiſe vollzogen; der Prozeß Carlo's wurde aufs Neue geprüft; man erkannte die Ungerechtigkeit, deren Opfer er geweſen, und indem man ihm die bezahlte Geldbuße zurückerſtattete, ſetzte man ihn auch wieder in alle bürgerlichen Rechte ein.

Der goldene Schlüſſel.

1.

Der Weg von Genf nach Chamouny iſt zur Anknüpfung von Reiſebekanntſchaften nicht geeignet; die Naturſchönheiten rechts und links nehmen die Aufmerkſamkeit des Reiſenden zu ſehr in Anſpruch, als daß er auf die gleichgültigen und fremden Perſonen, die in der Diligence neben, vor oder hinter ihm ſitzen, viel achten könnte. Es kann Einem auf dieſem Wege leicht begegnen, was ſonſt in Diligencen ſo ſchwer iſt, daß man nach Stunden gemeinſchaftlicher Reiſe vor einem Hotel ausſteigt und an der Table d'Hôte einem Geſichte gegenüber ſitzt, ohne zu wiſſen, daß man dieſem ſelben Geſichte während einer Fahrt von drei Meilen ſchon gegenüber geſeſſen. Es mußte darum eine ſehr auffallende Perſönlichkeit ſein, die, als ſie ungefähr eine Stunde vor Bonneville auf die Imperiale ſtieg, Aller Augen auf ſich zog. Es war ein Mann, der ehemals groß und ſchlank geweſen, jetzt aber in ſeiner gebückten und beſcheidenen Haltung beinahe klein erſchien. Er trug einen olivengrünen langen Rock, der weder der heißen Jahreszeit, noch der Mode des Jahres, ja nicht einmal der Mode des ganzen Zeitalters entſprach. Es war ein Rock mit langem, ſchmalem Kragen, der rückwärts über den Nacken bis an die Hälfte des Hinterkopfes hinan und vorn mit ſeinen beiden Enden bis unter die oberen Knöpfe des Gilets hinunterſtieg. Der Beſitzer war gar nicht ſo alt, um ein Zeit-

genoſſe dieſes vor mehr als zwei Menſchenaltern verfertigten Rockes ſein zu können; dieſer mußte ein Erbtheil, das Geſchenk eines Wohlthäters oder des Zufalles ſein. Eben ſo auffallend wie dieſes Kleidungsſtück waren die hohen und ſpitzen Vatermörder, die über die Hälfte der Wangen emporragten und ſelbſt einen Theil der Ohren bedeckten. Sie waren blendend weiß, und man ſah ihnen an, daß ſie eben erſt in die große Kravatte geſteckt worden. Kopf und Geſicht, die hinter dem hohen Rockkragen, aus den Vatermördern und hinter einem ſchmalkrämpigen, aber hohen Hute hervorblickten, waren klein, als ob ſie, ebenſo wie der ganze Körper, zuſammengeſchrumpft wären und ehemals größere Dimenſionen gehabt hätten. Nur die Naſe ragte unverhältnißmäßig groß hervor, und nur ſie ſchien größer geworden, während ſich der ganze Reſt der Geſtalt im Laufe der Zeit verminderte. Die Augen dieſer höchſt ſonderbaren Erſcheinung blickten trotz aller Melancholie, trotz dem ganzen gedrückten Weſen, überaus lebhaft, manchmal leidenſchaftlich, ſelbſt wenn ſie um Mitleid zu flehen ſchienen. Dieß thaten ſie in dem Augenblick, da der Fremde fragte, ob noch ein Platz frei ſei, und dann, als er ſich niederſetzte und die Mitreiſenden ſtumm um Entſchuldigung bat, ſie nur einen Augenblick aufgehalten, ſich in ihre Geſellſchaft gedrängt zu haben. An ſeinem Accent erkannte man ſofort den Italiener, und ich bildete mir ein, daß ich ihn auch als Muſiklehrer erkannt haben würde, ſelbſt wenn er nicht eine Rolle Notenpapier in der Hand gehabt hätte, denn er ſah gerade ſo aus, wie die abſonderlichen, halbkomiſchen Geſang- und Muſiknarren oder Lehrer des Italiens des vorigen Jahrhunderts, wie ſie von Reiſebeſchreibern, Novelliſten und unter Andern auch von E. T. A. Hoffmann geſchildert wurden. Ich ſaß neben ihm auf der Imperiale, und ich hatte um ſo mehr Aufmerkſamkeit für ihn, als mir ſeine ganze Haltung, jede ſeiner Bewegungen den Eindruck machte, daß ſie um Entſchuldigung ſeines Daſeins bitten. Es war, als fühlte er ſich im höchſten Grade überflüſſig in dieſer Welt, als wäre er davon durchdrungen, daß er Jeder-

mann nur beläſtigen könne. Es war eine Beſcheidenheit, die den Beobachter traurig machte, weil ſie nur aus großem Unglück und zahlreichen Demüthigungen entſtanden ſein konnte. Es koſtete ihn große Anſtrengung, ſich, da Bonneville ſichtbar wurde, an mich zu wenden und mich zu fragen, ob ich in dieſer Gegend heimiſch oder irgend wie bekannt ſei.

„Gewiſſermaßen," ſagte ich, „vielleicht kann ich Ihnen eine gewiſſe Auskunft geben."

„Sie wiſſen vielleicht, fragte er ſchüchtern, „ob Bonneville einen Muſik- und Geſanglehrer hat? oder ob, wenn Das ſchon der Fall iſt, nicht auch ein zweiter hier ſein Auskommen finden könnte?"

„Darüber," erwiderte ich, „kann ich Ihnen leider keinen Beſcheid geben. So viel ich weiß, iſt die Stadt nicht darnach, daß ſie einen oder gar zwei Muſiklehrer ernähren könnte."

Der Fremde ſeufzte und ſah die vor uns liegende kleine Stadt mit einem betrübten Blicke des Vorwurfs an. Ich glaubte, ihn tröſten zu müſſen, und fuhr fort: „Indeſſen gibt es in der Umgegend mehrere adelige Gutsbeſitzer, die im Winter meiſt in Paris oder Turin leben, ihren Kindern gewiß auch muſikaliſchen Unterricht geben laſſen und vielleicht ſehr zufrieden ſein werden, den Unterricht auch auf dem Lande fortſetzen zu können."

„Vielleicht!" ſeufzte der Fremde wieder mit einem Ausdrucke, der mir deutlich zu ſagen ſchien: „Vielleicht, aber nicht wahrſcheinlich, weil mir, dem Alles ſchief gehen muß, dadurch geholfen würde."

Ich war eben nahe daran, für meinen Nachbar auf der Imperiale große Theilnahme zu empfinden, als die Diligence vor dem Hotel anhielt und mein Muſik- oder Geſanglehrer mit einem Dank für ſo viel Güte, die ich ihm erwieſen, ſich empfahl und den Wagen verließ. Die Diligence rollte augenblicklich weiter, und als ich mich umſah, ſtand der Italiener noch auf demſelben Flecke, auf dem ich ihn verlaſſen, in der Straße vor dem Kaffeehauſe, wie ein Mann, der nicht weiß, wohin ſich

wenden, und wehrte verneinend den Kellner ab, der ihn fragte, ob er nichts zu nehmen gedenke. Doch sah er wie ein Mensch aus, der einiger Erfrischungen bedürfte. Wir fuhren auf die Brücke — der Mann war mir aus den Augen und bald beim Anblick von Salanche und von Chamouny aus dem Gedächtniß verschwunden.

Fünf Tage später fuhr ich mit einem Freunde in einem Miethwagen desselbigen Weges zurück, und ungefähr an derselben Stelle wie das erste Mal, zwischen Bonneville und Genf, sah ich denselben Mann, der gebückt und langsam, immer mit der Musikrolle in der Hand, gegen Genf wanderte. Er sah womöglich noch mehr verwelkt und elender als das erste Mal aus; das Komische, das ihm der hohe Hut mit der schmalen Krämpe und die steifen spitzigen Vatermörder gegeben, war verschwunden, da er den Hut in der Hand trug und anstatt dessen graue Haare sichtbar wurden, und da die Vatermörder, die ihn bei seiner Einführung in Bonneville mit Eleganz hatten unterstützen sollen, zerknittert über die Kravatte herabfielen. Ich lud ihn ein, zu uns einzusteigen, und er nahm es dankbar an.

„Nun," sagte ich, als er uns gegenüber saß, „es scheint, daß Sie in Bonneville und Umgegend schon Alles besetzt fanden?"

Er seufzte, zuckte die Achseln und erwiderte: „Das eigentlich nicht; gerade in dieser Gegend hätte ich nach langem Suchen endlich Beschäftigung gefunden; es sind Beamte, Bürger und Adelige genug in der Stadt und Umgegend, welche ihren Kindern und Frauen Gesangsunterricht geben lassen. Es ist zwar schon ein Lehrer da, aber das Publikum wäre für Zweie ausreichend, ohne daß Einer dem Andern zu schaden brauchte."

Er unterbrach sich, und ich hielt mich nicht für berufen, weiter zu fragen, obwohl er nach diesem Anfang eine Fortsetzung schuldig war. Er fühlte Das selbst und fügte, nachdem er sich gewaltsam aus dem Nachdenken, in das er eben versunken war, herausgerissen, hinzu: „Der Ort ist für jeden andern Musiklehrer gut, nur nicht für mich."

„Haben Sie vielleicht einen Unterricht, eine Manier, eine Schule, die mit den Kunſtanſichten, welche Sie in dieſen Gegenden vorgefunden, nicht übereinſtimmen?“

„Ach nein,“ ſagte der Italiener, „wenn Dem auch ſo wäre, ich dürfte es ſo genau nicht nehmen. Nicht eine Manier oder Schule habe ich, aber ein Schickſal.“

Das Lächeln war bei dieſem Worte, das er mit einem ſchmerzlichen Pathos ausſprach, wieder verſchwunden; die tiefſte Betrübniß lagerte ſich auf ſein Geſicht, und ſein Kopf ſank auf die Bruſt hinab. Ich glaubte, ihn nicht ſtören oder mit weitern Fragen quälen zu dürfen, und knüpfte mit meinem Freunde ein Geſpräch in deutſcher Sprache an. Erſt als wir in Chêne, dem beſonders am Abend belebten Städtchen in unmittelbarer Nähe Genfs, einfuhren, weckte ihn das Geräuſch und der Lärm der Bevölkerung und der Wagen auf dem Straßenpflaſter, daß er den Kopf erhob. „Mein Gott,“ rief er, „ſind wir ſchon in Genf?“

„Noch nicht, aber bald,“ ſagte ich dießmal in italieniſcher Sprache, in dem Gefühl, daß es ihm angenehm ſein müſſe, ſeine Mutterſprache zu hören, und in dem unbeſtimmten Bedürfniß, dieſem Manne, der auf ſeinem ganzen Weſen den Stempel des Unglücks trug, auf eine Weiſe, die ihn anheimelte oder Vertrauen einflößte, entgegenzukommen. Und ſo fuhr ich in derſelben Sprache fort: „Möchten Sie nicht in Genf Ihr Glück verſuchen? Genf iſt heute eine große Stadt, beherbergt immer viele Fremde, und es wäre nicht unmöglich, daß Sie daſelbſt Unterrichtsſtunden fänden.“

„Nein, nein,“ erwiderte er kopfſchüttelnd und mit einem gewiſſen Humor, „ich muß es Ihnen nur geſtehen, ich bin ein Geſanglehrer für Städte unter dreitauſend Einwohnern oder für ländliche Bevölkerungen, die es mit der Methode nicht genau nehmen. Ich kann nichts, ich verſtehe wenig vom Unterricht und von der Kunſt ſelbſt. Ich hatte einmal eine ſchöne Stimme, und ſo kam ich darein und habe eine Reihe von Opernarien ſingen

gelernt. Später habe ich mich allerdings vervollkommnet — aber ſo ein rechter Geſanglehrer, wie er ſein ſoll, bin ich nicht, und in einer Stadt wie Genf kann ich als ſolcher nicht auftreten. Wäre ich ein Charlatan, dann müßte ich fürchten, noch größere Leiden auf mich herabzurufen, oder müßte ich noch mehr fürchten, die bereits erlittenen verdient zu haben. Ich habe meinen Entſchluß gefaßt — ich habe einen Plan, bei dem ich zu keinem Betruge gezwungen bin, und nach den Erfahrungen, die ich in Bonneville gemacht, will ich von dieſem Plane nicht mehr laſſen."

„Und der iſt?" fragte ich, mit dem beſten Willen, ihn, wenn es mir möglich, bei Ausführung ſeines Planes in Genf zu unterſtützen. Aber er that, als ob er meine Frage nicht gehört hätte, und rief: „Da iſt ſchon die Stadt!" ſchwang ſich mit größerer Behendigkeit, als ich ihm zugetraut hätte, vom Wagen, dankte für die Güte und eilte abſeits von der Straße in die dunkle Allee zwiſchen zwei Gartenmauern.

Unſer Mitleid mit Unbekannten, deren Unglück uns ebenfalls unbekannt iſt, hat niemals eine nachhaltige Wirkung; kein Wunder, daß ich des italieniſchen Geſanglehrers bald wieder vergaß. Aber er ſollte darum nicht immer von meinem Lebenswege verſchwunden ſein, und daß er, um in dem Bilde zu bleiben, mir zum dritten Male am Rande dieſes Lebensweges als Bettler ſitzend erſchien, und zwar in einem Momente, da ich in der Blüthe meines Glückes an ihm vorüberfuhr, ſchien mir wie eine Aufforderung des Schickſals, ihn nicht wieder aus den Augen zu verlieren. Iſt es doch nicht wahr, daß der Glückliche grauſam iſt; im Gegentheile macht das Glück empfindlicher für das Unglück Anderer.

Im Herbſte deſſelben Jahres, an einem der verſpäteten Sommertage, die ſich am Genferſee manchmal in den Oktober verirren, fuhr ich, dieſen Irrthum der Natur benutzend, in der Geſellſchaft geliebter Perſonen, nach der Bellotte, jenem ſchönen Ausſichtspunkte am See, wo man im Anblick der Stadt, der ſchönſten Landhäuſer des weſtlichen Ufers, bei Wein und Fiſch

immer einige angenehme Stunden verbringen kann. Wir ſaßen bei unſerm ländlichen Mahle in der Stube, als durch das offene Fenſter Geſang zu einer Guitarre hereindrang, und zwar war es die Arie „Ecco ridente il cielo,“ die ſchon durch ihren erſten Vers und durch ihre Melodie wie wenige andere Lieder mit einem Streiche die ganze Schönheit Italiens herbeizaubert und die holdeſten Erinnerungen an das heſperiſche Land auf ein Mal weckt. Es war eine alte und gebrochene Stimme, die ſang, und zwar zu einem höchſt unvollſtändigen Guitarrengeklimper, doch hörte man es einzelnen Tönen noch an, daß ſie Ruinen einer einſtigen ſchönen Tonleiter waren, und der blaue Himmel mit dem blauen See ſtimmten mit dem Ecco ridente ſo zuſammen, daß die Wirkung des Geſanges auf unſere glücklichen Gemüther eine ſolche war, wie ſie ſonſt ſelbſt die herrlichſten Konzerte in gleichgültiger Umgebung nicht hervorbringen. Ich ſaß ſo, daß ich den Sänger, der draußen unter den Bäumen ſtand und nur für uns ſang, da keine anderen Gäſte da waren, in einem mir ſchräge gegenüberhängenden Spiegel ſehen konnte. Es war ein alter Mann in einer langen blauen Blouſe, deſſen Geſicht oben von einem breitkrämpigen Hute, unten von einem kurzen grauen Barte bedeckt war. Ich glaubte in ihm einen Bettler zu erkennen, der gewöhnlich nicht fern von unſerm Hauſe in der Nähe der Délices ſeinen Stand hatte, und war erſtaunt, daß dieſer Mann ſich plötzlich in einen fahrenden Sänger umgewandelt haben ſollte. Da ich deßhalb näher zuſah, überzeugte ich mich, daß ich mich geirrt, aber mein Erſtaunen wurde darum nicht minder, denn in dem Sänger erkannte ich endlich jenen alten Italiener, dem ich auf dem Wege nach Bonneville zweimal begegnet war. Ich fühlte, daß ich eine Art von Freundſchaft für ihn empfand, als mit einem Male, nachdem er kaum zehn Minuten geſungen, ſeine Stimme zuſammenbrach und dieſelben Töne, die Anfangs angenehm geklungen, jetzt wie eine Parodie ihrer ſelbſt, ſchrill, ja krächzend zum Vorſchein kamen. Einige Mitglieder unſerer Geſellſchaft fingen an zu lachen, was mir im

Namen meines alten Bekannten ziemlich wehe that. Ich bat sie, sich ein wenig zu mäßigen, daß der arme Mann ihr Gelächter und ihre Bemerkungen nicht höre, gab der schönsten Frau unserer Gesellschaft eine etwas größere Münze, als man sonst solchen Sängern zu zahlen pflegt, und ersuchte sie, sie dem alten Manne zu bringen und mit sehr freundlichem Gesichte zu übergeben. Sie vollführte ihren Auftrag, mit der ihr angeborenen Anmuth, und der Sänger hielt sich für verpflichtet, für das verhältnißmäßig große Honorar noch einige italienische Arien zu singen, die allerdings von Minute zu Minute trauriger und mehr und mehr musikalisch falsch ausfielen. Man konnte es ihm ansehen, daß er das Bewußtsein jedes falschen Tones hatte; er schüttelte manchmal den Kopf, machte hie und da eine Bewegung der Ungeduld, brach plötzlich ab und setzte sich traurig auf eine der Bänke unter die Bäume. Ich ließ einige Zeit vergehen, dann näherte ich mich ihm und begrüßte ihn wie einen alten Bekannten. Er war etwas betroffen, daß ich ihn in diesem Zustande wiedersah, ergab sich aber bald in dieses unangenehme Gefühl und sagte schmerzlich lächelnd: „Sie haben sich jetzt überzeugen können, daß ich Sie nicht getäuscht habe, als ich Ihnen von der Mangelhaftigkeit meiner Kunst sprach."

„O," erwiderte ich, „Ihrem Gesange hört man es noch an, daß er einst überaus schön gewesen sein muß."

„Einst, ja einst!" seufzte der Italiener.

„Und," fuhr ich fort „man hört auch, daß Sie kein Natursänger sind, sondern Ihre Kunst gehörig gebildet haben; demnach glaube ich, daß Sie allerdings es hätten wagen können, als Gesanglehrer aufzutreten."

„Nein, nein," antwortete er kopfschüttelnd, „meine Bestimmung war es, als Bettler zu enden; da nützte kein Sträuben, und ich zog es vor, mich halb und halb freiwillig in dieses Schicksal zu fügen. Auch fühle ich mich, seit ich diesen Stand erwählte, viel glücklicher, als seit langen, langen Jahren."

Trotz dieser Versicherung ließ er den Kopf hängen, und ich

ſagte, vielleicht nur um etwas zu ſagen: „Beſuchen Sie mich doch einmal in Genf.“

„Ach nein, Sie ſind zu gütig,“ ſagte er niedergeſchlagen, — „ſehen Sie mich an — ich bin nicht mehr gemacht,“ fügte er mit einem Seitenblick auf die Damen, die aus dem Hauſe getreten waren, hinzu, „ich bin nicht gemacht, in ſolcher Geſellſchaft zu erſcheinen.“

„Irren Sie ſich nicht,“ ſagte ich darauf, indem ich mich zu ihm auf die Bank ſetzte, „ich gehöre mit zu Ihrer Familie; ich bin ein armer Mann wie Sie, ein armer Schriftſteller, dem es heute leidlich ergeht und dem es einſt noch ſchlimmer ergehen kann, als Ihnen im jetzigen Augenblicke, da ich für äußerſte Fälle nicht einmal ſolche Hülfsquellen habe, wie Sie ſie in Ihrer Kunſt beſitzen. Sie haben mich auf der Diligence neben ſich geſehen; der Privatwagen, in dem Sie mir ſpäter begegneten, gehörte einem Freunde, und wenn Sie mich jetzt in luſtiger Geſellſchaft, bei einem guten Mahle und gutem Weine wiederfinden, ſo iſt Das einer der guten Tage, die ſich unſer Einer in guten Zeiten manchmal erlaubt, mit dem Bewußtſein, es nicht immer ſo haben zu können.“

„Aber,“ erwiderte der alte Sänger, „Sie leben doch in einer Geſellſchaft, in welcher eine Erſcheinung wie die meinige eine arge Diſſonanz bilden würde.“

„Nicht im Geringſten,“ verſicherte ich. „Darf ich Sie um Ihren Namen bitten?“

„Ich nenne mich,“ erwiderte er etwas zögernd, „ſeit mehreren Jahren Baſſini.“

„Alſo, Signor Baſſini,“ ſagte ich, „ich müßte mich ſehr täuſchen, oder Sie haben eine künſtleriſche Laufbahn hinter ſich; nun iſt mir die Geſellſchaft von Künſtlern von jeher lieber und angenehmer geweſen, als die Geſellſchaft von Millionären. Ich bin überzeugt, daß Sie in Ihre jetzige Lage nicht gekommen, ohne viel erlebt zu haben, und wenn ich etwas für Sie thun kann, werden Sie mich reichlich dafür belohnen, wenn Sie mir

etwas von Ihren Erfahrungen und Erlebniſſen mittheilen und mich ſo belehren."

„Eine traurige Belehrung!" rief Signor Baſſini.

Ich gab ihm meine Adreſſe; auf mein dringendes Bitten gab er mir auch die ſeinige, mit dem Verſprechen, mich in der That demnächſt beſuchen zu wollen, und wir trennten uns — ich, um auf dem Rückwege nach Genf von den Freunden mancherlei Scherze und Sticheleien in Bezug auf meine Neigung für vagirendes Künſtlervolk anzuhören.

Die ſchönen Oktobertage waren bald dahin: die Biſe wehte die fliegenden Blätter fort, und ihr folgte Schneegeſtöber und endlich kaltes, eindringendes Regenwetter. Wir waren ſchon ſpät im November, und Signor Baſſini hatte nicht Wort gehalten. Es war ein ſchlimmer Winter, man ſprach viel vom Elend der armen Leute, und ich dachte ſeiner oft, überzeugt, daß er ſchweren Mangel dulden müſſe. Indeſſen hätte es mir eine Zudringlichkeit geſchienen, wenn ich ihn, nachdem er meiner Einladung nicht gefolgt war, hätte aufſuchen wollen. Vielleicht wünſchte der Unglückliche, der offenbar beſſere Tage geſehen hatte, in ſeinem Unglück allein und ohne Zeugen zu bleiben. Iſt doch die Einſamkeit oft der beſte Troſt des Unglücklichen; ſie läßt ihn ſeine Qualen leichter vergeſſen als die Geſellſchaft, die uns immer an Das erinnert, was uns fehlt. Doch achtete ich, ſo oft ich durch die Straßen der Stadt ging, auf jede Muſik, auf jeden Geſang, die mir aus Schenke oder Kaffeehaus entgegentönten, und ich folgte meiſtens dieſen Tönen, hoffend, daß ſie mich mit meinem alten Bekannten wieder zuſammenführen. Dieſe Hoffnung war vergebens; Signor Baſſini blieb verſchwunden.

So ſchob ich denn alle Skrupel bei Seite und wanderte eines Tages in die Rue de la Trinité und ſtieg die ſechs Treppen der Nummer 9 hinan. Es war ein elendes, altes, ſchmutziges Haus, wie man ſie in dieſer Gegend der alten Stadt zwiſchen der Rue de la fontaine und dem Perron ſo häufig findet. Es ſchien ſich nur aufrecht zu erhalten, weil es da in ſolchem Häuſergedränge

ſtand, das ſeinen Umſturz verhinderte. Die ſteinernen Treppen waren ſo ausgetreten, daß man an manchen Stellen einen ſteilen Bergpfad hinanzuklimmen glaubte. Vom dritten bis zum fünften Stockwerke führte eine hölzerne Stiege, der aber viele einzelne Treppen fehlten und über deren Lücken man wie über Abgründe ſpringen mußte. Vom fünften in den ſechsten Stock führte eine einfache Leiter. Man konnte da oben nur ermüdet ankommen, und es ſchien Einem, am Ziele angelangt, als hätte man Gefahren und Abenteuer hinter ſich. In einem langen aber ſchmalen Korridor, der ſein Licht durch einige Brüche im Dache erhielt, ſaßen Weiber und Kinder, trotz der Feuchtigkeit des Bodens, ja der kleinen Bächlein, die daſelbſt in Folge des hereinfallenden Regens über die Bretter des Bodens floſſen. Das ſagte mir, daß es in dieſem unwirthlichen Korridor noch beſſer ſein müſſe, als in den Stuben, in welche die Thüren rechts und links hineinführten. Vielleicht kamen die Weiber und Kinder hier auch nur zuſammen, um ſich und den umgebenden Raum durch die Menge zu erwärmen. Ich fragte nach Monſieur Baſſini; Niemand kannte dieſen Namen. Erſt auf meine nähere Schilderung der Perſönlichkeit, und nachdem ich ihn als einen Mann mit einer Guitarre bezeichnete, zeigte man mir die letzte Thüre im Korridor. Ich trat ein und fand meinen Freund auf einem Strohſacke liegend und mit jenem olivengrünen langen Rocke, in dem ich ihn zuerſt geſehen hatte, kümmerlich bedeckt. Eine ganze Ecke des Strohſackes war durchfeuchtet von dem Regen, der durch das zerbrochene Fenſter hereindrang. In der ganzen Stube keine Spur von Möbeln. In einem Winkel an der Thür lag ein kleines Häuflein von Kleidungsſtücken, und auf dieſem, an die Wand gelehnt, ſtand die Guitarre. Signor Baſſini, der mich ſogleich erkannte, entſchuldigte ſich mit Krankheit, daß er mich noch nicht beſucht habe. Wahrlich, es bedurfte keiner Entſchuldigung und keines Zeugniſſes; der Mann ſah krank genug aus. Ich will mich auf weitere Schilderung des Elendes nicht einlaſſen. Nur ſoviel, daß Signor Baſſini zu Grunde gegangen wäre, wenn ihn nicht

eine proteſtantiſche Geſellſchaft, wie das fromme Genf ihrer ſo viele beſitzt, in der Hoffnung, ihn zu bekehren, unterſtützt hätte. Ich kam gerade zur rechten Zeit, denn die fromme Geſellſchaft hatte die Hand von ihm abgezogen, als er, ihre Abſichten erkennend, und um ſie nicht länger in ihrer Täuſchung zu erhalten, erklärte, daß er an einen Religionswechſel nicht denke. Seit mehreren Tagen war er in Folge deſſen ohne alle Hülfe und Unterſtützung.

Ich ſprach mit unſerm Onkel, dem guten Dr. Peliſſier, der daran gewöhnt war, die Kranken unter dem Dache aufzuſuchen; er nahm ſich des alten Italieners auf jede Weiſe an, und — um kurz zu ſein — zu Anfang des neuen Jahres war Signor Baſſini ſo weit wieder hergeſtellt, daß er — NB. in ſeinem olivengrünen Rocke — uns einen Beſuch machen konnte. Ich brachte ihn zu dem Verſprechen, einer Frau unſerer Familie bei ihren Geſangſtudien behülflich zu ſein, ihr mit ſeinem Rathe beizuſtehen, und ſo gezwungen, öfter zu kommen, legte er ſeine anfängliche Scheu ab und fühlte ſich bald heimiſch in unſerm kleinen Kreiſe. Beſonders gerne brachte er die Abende bei uns zu, froh, wieder manchmal auf einem Klavier ſpielen zu können, und mit augenſcheinlichem Vergnügen hie und da kleine Erlebniſſe aus früherer Zeit erzählend, mit denen er vielleicht nur beweiſen wollte, daß er in guter Geſellſchaft nicht fremd war.

Mit all Dem wußten wir doch nichts Weſentliches aus ſeiner Vergangenheit, obwohl wir in dieſer Beziehung nicht ohne Neugierde waren. Dieſe war bei Menſchen, die nunmehr mit ihm in ziemlich gemüthlichem Umgange lebten, um ſo mehr gerechtfertigt, als wir wußten, daß Baſſini nicht ſein eigentlicher Name war, und wir allerlei Urſache zu haben glaubten, dieſen Namen als eine bloße Maske eines berühmtern betrachten zu dürfen. Natürlich enthielten wir uns trotzdem aller Fragen, und dieſes Zartgefühl wurde uns ſehr erleichtert, da Signor Baſſini zu wiederholten Malen Anſätze zu Bekenntniſſen machte und vorauszuſehen war, daß er uns demnächſt etwas Näheres über ſeine

Schickſale mittheilen werde. Es bedurfte vielleicht nur eines kleinen äußern Anſtoßes, irgend einer unbedeutenden Veranlaſſung.

Dieſe fand ſich bald und zufällig. Auf meinem Tiſche lagen eines Abends verſchiedene Werke über alte Koſtüme, die ich behufs einer Arbeit aus Bibliotheken und von Freunden zuſammengetragen hatte. Unter dieſen auch mehrere franzöſiſche Theateralbums, die mir ein Freund wegen der in verſchiedenen Stücken gebrauchten Koſtüme beigelegt hatte. Signor Baſſini blätterte, während ich im Zimmer auf und ab ging, in dieſen Büchern. Plötzlich bemerkte ich, wie er vor einem Blatte erſchrocken Halt machte, es einen Augenblick mit einer Art von Furcht betrachtete und dann raſch weiter blätterte. Ich glaubte, er ſei auf etwas ganz Beſonderes geſtoßen, und bückte mich über den Tiſch und fragte: „Welches Bild machte Sie ſo betroffen?“ Er überlegte einen Augenblick und blätterte dann entſchloſſen zurück und zeigte mir ein Koſtümbild, welches, wie die Schrift darunter beſagte, einen gewiſſen ehemals berühmten Tenoriſten in einem gewiſſen Rollenkoſtüme zeigte.

„Nun,“ fragte ich, „was fällt Ihnen hier ſo beſonders auf?“

Signor Baſſini ließ ſeinen Kopf auf das Blatt fallen und antwortete nicht. In mir ſtieg eine Ahnung auf, ich machte der Frau, die gegenwärtig war, ein Zeichen, und ſie verließ das Zimmer. Als Signor Baſſini den Kopf wieder erhob, blickte er um ſich, und da er ſich mit mir allein ſah, ſagte er ſchmerzlich lächelnd und auf das Blatt deutend: „Ich glaube, daß ich Das ſelber bin.“

„Wie!“ rief ich aus, „Sie wären der berühmte Sänger, von dem man vor zwanzig Jahren ſo viel geſprochen?“

„Ich glaube, ich bin's,“ ſagte Signor Baſſini immer lächelnd, „ich glaube es, aber wahrlich ganz ſicher bin ich meiner Sache nicht, denn es iſt mir ſehr ſchwer, den Elenden, den ich nun ſeit ſo langen Jahren mit mir einherſchleppe, und den Glücklichen, den ich einſt in Paris gekannt hatte, für eine und dieſelbe Perſon zu halten. Iſt es möglich, daß derſelbe Menſch zwei Lebensläufe

durchmache, die von einander ſo verſchieden ſind, wie Himmel und Hölle, dann iſt es auch möglich, daß ich jener glückliche Künſtler war, deſſen Bild Sie hier in ſeiner Glanzrolle ſehen und das ehemals in allen Albums prangte und von den bedeutendſten Künſtlern für die Schaaren ſeiner Verehrer vervielfältigt wurde."

Das Eis war gebrochen, Signor Baſſini fragte, ob wir dieſen Abend allein bleiben, und auf die bejahende Antwort begann er nach einigen einleitenden Worten, wie folgt:

„Ich bin in Bologna geboren und ſtamme aus einer jener vielen alten Familien, an denen dieſe Stadt noch heute ſo reich iſt, und die, obwohl in die bitterſte Armuth verſunken, in Erinnerung an ihre ehemalige Größe jede Arbeit, jeden Erwerb als unverträglich mit ihrer Ehre betrachten. Meine Jugend verſtrich, wie die Jugend aller jener berühmten Müſſiggänger, welchen Bologna einen ſo ſchlechten Ruf verdankt. Ich hatte nichts gelernt und verbrachte meinen Vormittag in der Barbierſtube, meinen Nachmittag im Kaffeehauſe und unter den Arkaden. Der heutigen Jugend Italiens war es vergönnt, im Kampfe fürs Vaterland die Schmach, die auf ihrem nutzloſen Leben lag, abzuwälzen; meine Zeit fiel in eine Epoche, welche dieſer Leere nicht nur nichts bot, ſondern ſie wie einen Lebenszweck ermuthigte. Es fiel mir nie ein, daß meine Exiſtenz jemals eine andere Wendung nehmen ſollte, denn ich war mir Deſſen ſehr wohl bewußt, daß ich nichts beſaß, was mich zu einem andern Leben hätte ermuthigen können. Ich hatte, wie geſagt, nichts gelernt; ich weiß nicht, ob ich damals meinen eigenen Namen ordentlich ſchreiben konnte; meine äußere Erſcheinung hatte nichts Empfehlendes, ſie war im Gegentheil derart, daß ich nicht einmal auf jenen Schein vergänglichen und frivolen Glückes rechnen durfte, welcher bei dem galanten Leben Bologna's vielen meiner Mitgenoſſen im Müſſiggange einen halb und halb ſchimmernden Inhalt gab. In dieſer Beziehung hatte ich mich, wenn auch mit Widerſtreben, ſchon mit zwanzig Jahren ganz und gar in mein

Schickſal gefügt; ich wußte, daß mich weder Einfluß, Ehre, Reichthum, noch das Glück der Liebe in dieſer Welt erwarteten, und ich richtete mich ganz darnach ein, mit einigen hundert Lire jährlich wie viele Andere meine Jugend, mein Mannes- und Greiſenalter durch Kaffeehaus und Arkaden bis zum Grabe hinaus zu verſchlendern. Da entdeckte man plötzlich eine ungewöhnlich ſchöne Tenorſtimme in mir, und in jener Zeit, da man in Italien kein anderes Intereſſe kannte, als das Intereſſe für die Oper, wurde ich mit Einem Male bis zu einem gewiſſen Grade der Held des Tages. Der Impreſario, um kurz zu ſein, bemächtigte ſich meiner und nahm mich mit ſich für die Karnevalſaiſon nach Florenz, wo er die Pergola übernommen hatte. Mein kleines Vermögen gab ich gerne für Muſik- und Geſangunterricht aus, da es mir mit reichen Zinſen zurückkommen ſollte; mein Herz war voll der ſchönſten Hoffnungen, und die Prophezeiungen, die jeden Anfänger bis vor die Lampen begleiten, bewährten ſich bei mir bis zur geſättigtſten Verwirklichung. Meine erſte Arie wurde mit Enthuſiasmus aufgenommen, und bei meiner letzten war ich ein großer Sänger. Sie waren damals jung und erinnern ſich nicht, wie raſch mein Name, als eines Phänomens, durch alle Zeitungen Europa's lief, und mein Impreſario, der auch an der italieniſchen Oper in Paris Antheil hatte, erwägend, daß meine ſchöne Stimme in dieſer Hauptſtadt mit größerm Vortheile in Gold verwandelt werden könne, verurſachte den Florentinern den großen Kummer, mich, allerdings unter den glänzendſten Bedingungen, in die Ferne zu ſchicken. Ich beſtand meine Probe vor dem Pariſer Publikum mit demſelben Erfolge wie in Florenz; nach wenigen Tagen war ich der erſte Sänger, der gefeierteſte Held der Kunſtwelt und der glücklichſte Menſch der Welt überhaupt. In jener Zeit, da die Politik ſchlummerte und die Regierungen ſich überall Mühe gaben, die Aufmerkſamkeit des Publikums auf andere Gegenſtände, beſonders auf Vergnügen zu lenken — was ihnen auch ſtets ſo gelang, daß das Theater der gebildeten Welt des Kontinentes überall als das

wichtigſte Inſtitut erſchien — in jener Zeit war es noch mehr zu entſchuldigen, wenn ein Schauſpieler oder Sänger bei ſolchem Erfolge und bei der mit dieſem Stande verbundenen Eitelkeit ſich für den Mittelpunkt der Welt hielt. Die franzöſiſchen Zeitungen hatten das Zartgefühl, mein Glück und meinen Erfolg nicht zu verringern, indem ſie meiner Häßlichkeit vergaßen. Ich geſtehe es, daß ich mich ihrer mitten in meinem Glücke auf das Schmerzlichſte erinnerte. Wie beneidenswerth wäre dein Loos, ſagte ich mir oft, welch ein unbeſchränkter Beherrſcher aller Freuden dieſer Hauptſtadt wärſt du, wenn du mit deiner Stimme ein Geſicht, eine Geſtalt vereinteſt, die mit ihr in irgend welcher Harmonie wären. Zu meiner Freude glaubte ich mich bald zu überzeugen, daß jene Vergeßlichkeit der franzöſiſchen Journaliſten nicht aus ihrem Zartgefühl entſprang; über meiner Stimme vergaß man wirklich und wahrhaftig, wie meine mangelhafte muſikaliſche Bildung, ſo auch meine äußere Erſcheinung. Meine Stimme ſchien Alles an mir zu vergolden und zu verklären, oder wenigſtens das Auge Derjenigen zu blenden, deren Ohr und Herz ich entzückte. Ich bemerkte, daß mich Frauen ſo zu behandeln anfingen, wie ſie ſonſt nur ſchöne Männer behandeln, und ich dachte, daß ich jener Frau unendlich dankbar wäre, die mich wirklich das Glück der Liebe, auf das ich ſo früh verzichtet hatte, koſten ließe. Indeſſen wußte ich wohl, was die Täuſchung jenſeits der Lampen vermag und wie wenig dauerhaft die Täuſchung ſein könne; ich war immer darauf gefaßt, von der Höhe dieſes Glückes auf halbem Wege wieder herabzuſtürzen, aufs Neue entſagen zu müſſen, und in dieſer Stimmung war es natürlich, daß mich die Zaghaftigkeit, die mit dem Bewußtſein meines wenig einnehmenden Weſens verbunden war, niemals verließ. Ich wollte zufrieden ſein, wenn mich eine ſchöne Frau aus der Ferne hinter dem täuſchenden Lampenlichte im trügeriſchen Koſtüme eines Helden liebte. Dieſes Glück wollte ich mir nicht verſagen, und von der Bühne aus wählte ich Diejenige, die ich lieben und von der ich aus der Ferne geliebt ſein wollte. Es war zu ent-

ſchuldigen, daß ich nach dem Schatten jener Seligkeiten ſtrebte, die ich ſonſt immer als die unausbleibliche Beigabe meiner Laufbahn rühmen gehört.

„Rechts von mir, ungefähr in der fünften Seitenloge erſten Ranges, bemerkte ich bald eine Dame, die, ſo oft ſie auch in der italieniſchen Oper erſchien, immer und jedes Mal die ſchönſte der ganzen Verſammlung blieb. Da ich die freie Wahl hatte, warum ſollte ich nicht die ſchönſte meiner Zuhörerinnen wählen? Der Stolz, die Härte, die auf ihrem Geſichte lagen, aber den Reiz und die Schönheit, indem ſie ſie unnahbar machten, nur erhöhten, konnten mich nicht abſchrecken, da ich mich nicht nähern wollte, eben ſo wenig, als mir ihr Marquistitel abweiſend erſcheinen konnte. Ihr ſang ich meine zärtlichſten Arien zu, zu ihr wandte ich mich, wenn ich Liebesworte zu ſprechen hatte, und bald dachte ich auf meiner Stube nur an ſie, wenn ich eine Arie einſtudirte und den liebevollſten Ausdruck hineinzulegen ſuchte. Solche Phantaſieſpiele ſind überaus gefährlich, wo ſie ſich mit einer ſchönen Frau beſchäftigen. Es braucht nur kurze Zeit zu dauern, ein ſolches Spiel, und man weiß nicht mehr, wo die Phantaſie aufhört und das Gefühl beginnt. Das Eine wiederholte ich mir mit Ausdauer, daß es nur Phantaſie ſein könne, wenn ich mir einbildete, daß die Marquiſe mir mit noch größerer Theilnahme horche, als das übrige Publikum; daß ſie mich mit innigerem Blick betrachte und daß es an Wahnſinn gränze, wenn ich manchmal zu ſehen glaubte, wie ſie voll Einverſtändniß, voll Mitleid, wie ſie mit Liebe zuhöre, den Kopf bewege, ſich verneige, als ob ſie mir antworten wollte, wenn ich ihr meine Liebesworte entgegenſang.

„Wir hatten eine elende alte Sängerin am Theater, die man nur äußerſt ſelten und in den untergeordnetſten Rollen verwendete, die aber immer hinter den Kuliſſen ſtand. Die Beſchäftigung dieſer Perſon, die alle Laſter in ſich vereinigte, für welche die Bühne ein fruchtbar treibender Boden iſt, beſtand darin, die Beziehungen der Sänger und Sängerinnen zu einander und zum

Publikum zu beobachten, ſich darein zu mengen und ſie nach ihrer Art zu benutzen. Signora Rita hatte es bald bemerkt, nach welcher Seite, nach welcher Loge ich mich mit Vorliebe wendete, und nach einiger Zeit machte ſie mir die Bemerkung, daß die Marquiſe Basvallé meine aufmerkſamſte Zuhörerin ſei. An dieſe Bemerkung knüpfte ſie während der nachfolgenden Vorſtellungen andere derartige, immer weiter gehende, bis ſie mir ihre Ueberzeugung ausſprach, daß die ſchöne Marquiſe bis über den Kopf in mich verliebt ſei. Ich kannte die Perſon und ihren Beruf und wies ſie mit ihren Bemerkungen ziemlich derb von mir. Wenn ich die Marquiſe liebte, — noch mehr, wenn ſie für mich einige Neigung hatte, dann ſollte die Einmiſchung einer Perſon, wie Signora Rita, dieß Verhältniß nicht verunreinigen. Lieber niemals die Hand meiner Geliebten berühren, als zu dieſem Glücke durch dieſe Vermittelung gelangen. Die Marquiſe war im Laufe der Wochen in meinem Herzen zu einem ſolchen Ideale erwachſen, mit ſolchen Tugenden ausgeſtattet worden, daß ich es ihr ſchuldig war, jeden unreinen Hauch von ihr fern zu halten.

„Indeſſen konnte dieſes ſelbe Herz, voll von Idealen, für die zu ſchmeichleriſchen, zu hoffnungsvollen Einflüſterungen der Signora Rita nicht taub bleiben. Die unreine Perſon konnte ja möglicher Weiſe doch eine Wahrheit entdeckt haben! Ich ſträubte mich mit aller Kraft gegen meinen eigenen Wahn, als ich mit Einem Male eine Einladung erhielt, in einer Soirée der Marquiſe Basvallé zu ſingen. Neue Hoffnung und neue Zaghaftigkeit theilten mein Herz. War die Einladung nicht vielleicht ein Beweis, daß ſie wirklich etwas für mich fühlte? Aber bisher hatte ſie mich nur im Koſtüme hinter den Lampen geſehen; wird nicht alle Täuſchung und mit ihr jeder Anflug von Neigung, wenn eine ſolche vorhanden iſt, ſchwinden, ſobald ſie mich in der Nähe betrachtet? Die drei Tage, die vor mir lagen, vergingen mir in Qual und Hoffnung unendlich langſam, und in der letzten Stunde ſchienen ſie mir wie ein Augenblick dahingeſchwunden.

Ich hätte gewünscht, noch mehrere Tage vor mir zu haben, um länger hoffen zu können, und doch wieder freute ich mich, daß mit der Gewißheit auch die Qual vorüber sein werde. Noch im letzten Augenblicke, da ich schon in den Wagen steigen sollte, überfiel mich eine furchtbare Angst; ich kam mir in Frack und weißer Kravatte so erbärmlich vor: mein Spiegel hatte mir nie eine häßlichere Erscheinung gezeigt, und dazu überfiel mich das niederschmetternde Bewußtsein, wie sehr es mir an Wissen, Bildung und Formen fehlte, um in der Gesellschaft einer großen Dame von Paris aufzutreten. So gehörig vorbereitet, von einer lieb gewordenen Täuschung für immer zu scheiden, aus einem schönen Traume auf das Grausamste geweckt zu werden, stieg ich in den Wagen, wie ein Verurtheilter in den Karren, und fuhr ins Faubourg St. Germain, als wäre es meine Richtstätte.

„Die französischen Aristokraten sind menschlicher, als die englischen; sie behandeln den Künstler, den sie in ihre Gesellschaft ziehen, wenigstens für den Augenblick wie ihres Gleichen, nicht wie Livreebediente; sie trennen ihn auch nicht durch einen Kordon von den andern Gästen und lassen die Gleichheit gelten, die sie auf politischem Felde bekämpfen. Ich wurde in die Masse der Gäste hineingeführt, dem Herrn und der Dame des Hauses vorgestellt, wie jeder Andere, und mein Nachbar im Gedränge redete mich eben so freundlich und höflich an wie den andern Nachbarn, der ein Duc et Pair war. Ich hatte für diese Dinge Aug und Gefühl offen, weil ich vor meiner Geliebten nicht gedemüthigt sein wollte. Ich bemerkte auch mit Vergnügen, daß mich alle Welt mit Interesse ansah, ohne irgend welchen Schreck über meine Häßlichkeit zu äußern. Man sah nur den berühmten Künstler, der ganz Paris entzückte, man horchte auf jedes seiner Worte, ob nicht ein Theil des Zaubers auch aus seiner gewöhnlichen Rede herausklinge. Ich hatte die Gemüthsruhe, diese Bemerkungen bei den Andern zu machen, nachdem ich sie zu meiner höchsten Befriedigung schon bei der Marquise gemacht hatte. Es ist wahr, sie empfing mich bei aller Freundlichkeit mit der

ruhigen Form einer großen Dame; ob ſie mich liebte oder nicht — konnte ſie mich anders empfangen? Aber von der Enttäuſchung, von dem Entſetzen, das ich gefürchtet hatte, war auch nichts zu bemerken, und der ſchmeichelnde Gedanke, daß meine Stimme wirklich und wahrhaftig ganz und gar meine Häßlichkeit vergeſſen mache, ja gewiſſermaßen verkläre, tauchte aufs Neue in mir auf und erfüllte mich mit Muth und Hoffnung. In dieſer Stimmung wagte ich es, die Marquiſe prüfend zu betrachten. Wie ich in der Nähe häßlicher ſein mußte, ſo war ſie, in der Nähe betrachtet, um ein Unſägliches ſchöner. Erlauben Sie mir, ſie Ihnen nicht zu beſchreiben, ich ſage nur, daß, wie ſie ſonſt mein Herz mit Sehnſucht erfüllte, mich an dieſem Abende ihr Anblick berauſchte. In ihrem weißen Spitzenkleide mit den offenen, bis auf den Boden herabfallenden Aermeln, welche beide Arme ſehen ließen, mit den wenigen blitzenden Diamanten in dem ſchwarzen Haare war ſie ſchöner, als irgend ein Bild des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts, das ich in den Galerien meines Vaterlandes geſehen hatte; doch war ſie manchem dieſer Bilder anverwandt, denn ſie hatte etwas von der tiefen, aber zugleich unheimlichen Schönheit der berühmten Frauen jener Zeit. Ihr Mann, um wenigſtens dreißig Jahre älter als ſie, ein alter, unbeholfener Bretone von kleiner Geſtalt, verlor ſich gänzlich in der Geſellſchaft; das Haus, die ganze Pracht, ſämmtliche Gäſte, ſchienen nur der Marquiſe, nicht ſeinetwegen da zu ſein, obwohl er der Träger des alten Namens und der Beſitzer des Vermögens, ſie ein armes Fräulein aus dem Inſtitute von St. Denis und von weit geringerer Abkunft war.

„Ich wurde endlich zum Singen eingeladen, und ich glaube, daß ich nie ſo ſchön geſungen, wie an jenem Abend. Ich ſpielte mit dem Tone nach Herzensluſt, er war ganz in meiner Gewalt, und was ich immer ſang, ich drückte nur das Gefühl meines Glückes und meiner Leidenſchaft aus. Ich wurde mit Beifall überſchüttet, man bedauerte, mich meiſt nur auf der Bühne zu hören, da ich à la camera ein noch weit größerer Künſtler ſei

als auf dem Theater; die Damen waren wie berauſcht und ließen ihrem Enthuſiasmus freien Lauf. Es fielen Worte, die mich ſtutzen machten, die ich aber mit Entzücken hörte, nicht aus Eitelkeit, ſondern nur, weil ſie mir ſagten, daß man mich lieben könne. Ich mußte immer wieder und wieder ſingen; mein Triumph wuchs mit jedem Geſange. Ich war der Mittelpunkt und der Heros der Geſellſchaft geworden. Das Bewußtſein der Häßlichkeit ſank von mir, wie ein Alp; nur Eines war, von dem ich nicht wußte, ob es mich freuen oder ſchmerzen ſollte: die Marquiſe hatte ſich am Meiſten zurückhaltend gezeigt; von ihr erhielt ich nur wenige freundliche und höchſt maßvolle Worte. Nach Mitternacht verſchwand ſie auf einige Zeit aus dem Salon. Mir war, als ob ich jetzt auch gehen müßte, bald aber erſchien ſie wieder, näherte ſich mir und ſagte mir, ſie wünſche, daß ich unter den letzten Gäſten ſei, damit ſie mich noch ein Mal, weniger geſtört, nur in kleinerem Kreiſe hören könne. So blieb ich denn, als die Gäſte ſich zu zerſtreuen anfingen, ſang noch vor vier oder fünf ausgewählten Freunden, bis mir die Marquiſe auf die liebenswürdigſte Art gute Nacht ſagte und den Wunſch ausſprach, mich bald wieder zu ſehen.

„Ich ging. Das Vorzimmer war bereits leer. Ich ſah mich nach meinem Ueberrocke um und war erſtaunt, ihn nicht zu finden, als mir ein Stubenmädchen ſagte, daß er unten im Korridor hänge und daß ich durch den Korridor, anſtatt durch die Rue de Lille, auf den Quai und ſo ſchneller über die Seine nach Hauſe gelangen könne. Ich folgte ihr, und eine Minute ſpäter wußte ich nicht mehr, ob ich träumte oder wachte, denn daſſelbe Stubenmädchen hielt mich am Arm, zog mich durch die ganze Länge des Korridors, dann eine Treppe hinab durch einen langen gedeckten Gang, durch deſſen Fenſter ich in einen Garten ſah, und aus dem Gange in ein zweites Haus, einen Gartenpavillon, und da wieder durch mehrere Stuben, bis mit einem Male eine Thüre hinter mir zufiel und ich allein war. Es mußte ſich erſt mein Geiſt an das Sonderbare meiner Lage, dann mein

Auge an die Dunkelheit des Zimmers gewöhnen. Dieſes wurde zum Theile von dem Lichte einer Laterne des Quais erhellt, und mit einiger Anſtrengung erkannte ich, daß ich mich in einer kleinen ſchön möblirten Eckſtube befand. Ich befühlte mich ſelber, ob ich es denn auch wirklich war, ob ich noch lebte und das Bewußtſein meiner ſelbſt hatte, oder ob meine ſchönſten Träume nicht zu Wahnſinn, zu einer fixen Idee in mir geworden. Ich ſuchte mich vor Allem der letzten Minuten, die wie eine Betäubung über mich hingegangen waren, bis ins Einzelnſte zu erinnern, und wie ſehr ich mich zu überzeugen ſtrebte, daß Das alles bloße Einbildung ſei, ſo ſprach das Zimmer, ſprach jedes Stück Möbel, die fremden Bilder und Alles, was da war und meinem ſpähenden Auge immer deutlicher aus der Dämmerung hervortrat, zu laut, zu handgreiflich von einer nicht wegzuleugnenden Wirklichkeit. Sonderbarer Weiſe wagte ich es lange nicht, mich vom Flecke zu rühren, nicht aus Angſt, gehört zu werden, ſondern aus Furcht, daß jede Bewegung die Phantasmagorie verſcheuchen könnte. Endlich warf ich mich in einen Lehnſtuhl und empfand zum erſten Male jenes glückliche und bange Gefühl des Wartens."

2.

Signor Baſſini ſchwieg. Er war nicht von Gefühlen überwältigt, es war, als ob er ſich ſcheute, von ſeinem Glücke weiter zu erzählen. Plötzlich griff er an die Bruſt und holte einen gelben Schlüſſel hervor, der an einem ſchwarzen Bande um ſeinen Nacken hing. „Sehen Sie," ſagte er, „das iſt ein goldener Schlüſſel. Ich habe, ſeit ich ihn beſitze, Tage und Wochen lang gehungert, ich war oft dem Hungertode nahe; dieſer Schlüſſel hätte mich retten können, ich habe nie einen Augenblick daran gedacht, ihn zu verkaufen und ſo mein Leben zu retten, und ich werde es nicht, wenn noch durch Jahre das Elend an mir nagt; dieſen Schlüſſel habe ich mir damals ſelber machen laſſen, nach dem eiſernen, den ſie mir gab und der zu jenem Pavillon auf dem Quai der

Seine führt. Er erinnert mich an eine glückliche Zeit, an die glücklichſte meines Lebens. Doch war der Pavillon nicht lange der Sitz meines Glückes. Die Marquiſe bedauerte es, mich während der ſchönen Stunden nicht ſingen hören zu können, da der Geſang meine Anweſenheit im Hauſe verrathen haben würde. Wie ſehr mich Das demüthigte, da es mich erinnerte, daß es doch nur mein Geſang war, dem ich mein Glück verdankte, ſo fürchtete ich doch, dieſes Glück ohne die Hülfe meines Geſanges bald zu verlieren, und ich miethete in der Rue de Courcelles, die damals noch in der Einſamkeit lag und meiſt aus Gärten beſtand, ein in einem dieſer Gärten gelegenes Haus, welches nunmehr der Wohnſitz unſerer Liebe wurde. Geſtatten Sie mir, über dieſe Spanne Glückes in meinem Leben, über dieſe Idylle mitten in Paris, raſch hinweg zu gehen. Nur ſo viel aus jener Zeit, daß trotz aller Vorſicht, trotzdem kein Menſch ahnte, daß jenes Haus mir gehörte und daß unſere Zuſammenkünfte dort ſtattfanden, ſich doch und zwar mehr in der guten Geſellſchaft, als in der Künſtlerwelt, das Gerücht verbreitete, daß die Marquiſe Basvallé meine Geliebte ſei. Ich habe damals die Wahrheit des Satzes erfahren, daß man nur Einer Frau zu gefallen braucht, um allen zu gefallen. Sie werden, wie Sie mich hier ſehen, und nach Allem, was ich Ihnen geſagt, mich nicht für der Eitelkeit verdächtig halten, doch muß ich Sie mir zu glauben bitten, wenn ich Ihnen ſage, daß ich damals viele Beweiſe unerwarteter Neigungen empfangen, daß mir von unzähligen Seiten auf erſtaunliche Weiſe entgegengekommen wurde. Mein Leben mit der Marquiſe war zu ſchön, meine Dankbarkeit, daß ſie, die Erſte, meine Häßlichkeit vergeſſen, zu groß und meine Liebe überhaupt zu ernſt und zu tief, als daß ich nur einen Augenblick daran hätte denken können, auch nur einen Funken meines Gefühls Andern zuzuwenden, auch nur mit einem Gedanken nur für Momente einer Anderen anzugehören. Was mein Glück noch erhöhte, war das Gefühl der Treue und das Bewußtſein von der Dauer dieſes Gefühls. Ich hatte damals keinen andern Wunſch

als den, daß in Folge irgend eines Ereigniſſes die Marquiſe ganz mir angehören, daß ich nur für ſie leben, daß ich ihr irgend welche ſchwere Opfer bringen könnte. Der Marquis war alt; er konnte ſterben. Die Marquiſe war arm und hatte keine Kinder. Das ganze Vermögen konnte an die Familie Basvallé zurückfallen und die Marquiſe hülflos und verlaſſen daſtehen. Ich ſchwelgte in dieſem Gedanken. Ich gewann große Summen, ich wollte noch mehr gewinnen, ich wollte arbeiten, und ich arbeitete ſchon in der That, um mich künſtleriſch mehr und mehr auszubilden, mit meiner Stimme mehr Kunſt zu verbinden und ſo auf eine weitere Zukunft hinaus zu ſorgen; Dieß alles, um für die Geliebte leben und ſterben zu können. Wie viel trug dieſe Möglichkeit zur Verklärung und gewiſſermaßen zur Berechtigung meines Glückes bei?

„Es war mir nicht gegönnt, ſolche beglückende Opfer zu bringen: mein ganzes Leben ſollte grauſamer für dieſe Liebe geopfert werden.

„Es war gegen den Frühling; die Marquiſe blieb plötzlich aus; vergebens wartete ich im Gartenhauſe der Rue de Courcelles Abende, Nächte, Tage lang. Die ſchwärzeſten Sorgen nagten an meinem Herzen, die Tage vergingen mir in Angſt und Pein. Es war nicht länger zu ertragen, ich machte von meinem goldenen Schlüſſel Gebrauch und drang in die mir wohlbekannte Stube des Pavillons am Quai der Seine. Der Pavillon, die Wiege meines Glückes, hatte ſich in meine Falle verwandelt; kaum eingetreten, war ich umringt, und ehe ich mich faßte, ſank ich verwundet und bewußtlos zu Boden. Ich fand mich auf meiner Stube in meinem Bette wieder, aber nur, um mich aufs Neue in Delirien eines heftigen Fiebers zu verlieren. Erſt nach Wochen erfuhr ich, daß ich nicht nur eines heftigen Fiebers wegen, ſondern auch wegen einer ſchweren Wunde am Halſe behandelt wurde, und nach langer Anſtrengung erinnerte ich mich, daß ich im Dunkel des Pavillons auch den Marquis vor mir geſehen und daß ich ihn rufen gehört: „In die Kehle!

Stoßt in die Kehle!“ Der Marquis wollte die Stimme vernichten, die ihm ſeine Frau entführt hatte.

„Im Publikum verlautete von alle Dem nur ſehr wenig. Mein Verſchwinden fiel nicht auf, da die Saiſon der italieniſchen Oper eben jetzt zu Ende war, und der Marquis ſcheint von ſeiner Rachethat nicht geſprochen zu haben. Mir vergingen, als mir das Bewußtſein, aber noch nicht die Geſundheit zurückgekehrt war, die Wochen in peinigender Ungewißheit. Ueber meine Stimme hatte mich der Arzt zwar beruhigt und verſichert, daß mit vollkommener Heilung der Wunde auch die Stimme in ihrer alten Kraft wiederkehren werde; die Kehle war gegen die Abſicht des Barons glücklicherweiſe nicht erheblich verletzt worden, aber welches war das Schickſal der Marquiſe? Welche Rache hatte ſie getroffen? Ich konnte mich Niemand anvertrauen, ich hatte keinen Freund, und unter meinen Kunſtgenoſſen fand ich keinen, dem ich hätte Bekenntniſſe machen mögen. Auf Umwegen erfuhr ich, daß das Hotel in der Rue de Lille geſchloſſen war und die ganze Familie Basvallé, wie immer im Frühling, aufs Land nach der Bretagne gezogen war. Als ich Das erfuhr, ſtanden wir ſchon in der Mitte des Sommers. Meine Geneſung war noch nicht ſo weit vorangeſchritten, daß ich das Haus hätte verlaſſen können, und ich mußte mich in Geduld faſſen, um noch den Reſt des Sommers ſo an mir vorübergehen zu laſſen. Dann, wenn ich wieder auftrat, wenn ich mich wieder in die Geſellſchaft miſchen konnte, ſollte es mir leicht werden, das Schickſal der Marquiſe zu erſpähen und mich wieder mit ihr in Verbindung zu ſetzen. Das klingt Alles ſehr gefaßt; wie qualvoll aber mir jene Zeit der Ungewißheit dahinging, davon gibt Ihnen dieſes Haar Zeugniß, welches damals in meinem dreiundzwanzigſten Jahre zu grauen begann. Der Winter kam endlich; nie iſt ein Frühling mit ſolcher Sehnſucht herbeigewünſcht, mit ſolcher Freude empfangen worden, wie dieſer Winter. Die Beſorgniſſe wegen meiner Stimme, ob ſie in Folge der Wunde, der langdauernden Krankheit und der Aufregungen nicht gelitten, waren auch ver-

ſchwunden; ich ſang wie ehemals, und wenn ich auch meine Kehle etwas ſchonen mußte, ſo verſicherte man doch allgemein, daß ich künftig noch größere Wirkung machen werde, da ſämmtliche Töne, über die ich gebot, ſanfter, weicher, runder geworden. Als erſter Sänger, der die Hauptſtütze der ganzen Geſellſchaft bildete, ſollte ich nach der Politik des Impreſario nicht gleich zu Anfang der Saiſon, ſondern erſt ſpäter, wenn ſich die ganze große Welt in Paris verſammelt, auftreten, und ſo gewann ich Zeit zu Uebungen und Studien, die Publikum und Kritik überzeugen ſollten, daß ich unterdeſſen Fortſchritte gemacht. Davon ſchien man übrigens ſchon unterrichtet, und man erwartete mein Auftreten mit großer Spannung. Freilich dankte ich das Intereſſe, das mir das Publikum entgegenbrachte, noch einem andern Umſtande, der mir minder angenehm war, der mich ſogar bekümmerte. Ich war unterdeſſen ein Romanheld geworden. Meine Verwundung war kein Geheimniß geblieben, und da es immer in einer Stadt wie Paris Theaternarren gibt, denen Alles derart, was ſich auf Schauſpieler bezieht, höchſt wichtig erſcheint, ſo folgten Leute den Spuren, auf die ſie meine Verwundung geführt, und bald war leider mein Abenteuer kein Geheimniß mehr, und erzählte ſogar eine Zeitung mit mehr oder weniger Genauigkeit meine Geſchichte in Form einer Novelle. Auf dieſem Wege erfuhr ich ſelbſt Manches auf unbeſtimmte Weiſe über das Schickſal der Marquiſe. Es hieß, daß ſie der Marquis, eine Art Othello, oder vielmehr ein anderer Tolomei, deſſen Sie ſich aus Dante erinnern, in tiefe Einſamkeit irgendwo auf einem ſeiner Schlöſſer begraben, und die Novelle ließ es errathen, daß, wie jener italieniſche Große die Pia langſam in der Luft der Maremmen hinſterben ließ, auch der Marquis, ein langſamer, hartnäckiger Bretone, ſeine Frau auf irgend welche Weiſe werde hinwelken laſſen. Auf andern Wegen, durch Bekanntſchaften im Faubourg St. Germain erfuhr ich, daß der Marquis im Gegentheile zu ſeiner Ehrenrettung die ganze ausgeſprengte Geſchichte Lügen ſtrafen und mit der ſchönen Marquiſe wieder in Paris und wie ſonſt

in der Oper erſcheinen werde. Ich ſah darum meinem erſten Auftreten mit der bangſten Erwartung entgegen, ja ich konnte es natürlicherweiſe nicht erwarten, auch früher einige Gewißheit zu erlangen. Wie oft ſchlich ich damals in dunkler Nacht um das Hotel des Marquis. Es war und blieb geſchloſſen. Stumm lag es da mit ſeinem Garten und Pavillon, wie ein trauriges Geheimniß. Ich verſuchte es mehrere Male, mit meinem goldenen Schlüſſel die bekannte Thüre zu öffnen, hoffend, daß ich ſelbſt in dem verlaſſenen Hauſe irgend etwas vorfinde, was mir über das Schickſal der Geliebten Auskunft gebe. Aber die Thüre war von Innen verriegelt, und ich war vom ehemaligen Schauplatz meines Glückes ebenſo wie von meinem Glücke ſelbſt ausgeſchloſſen; der einzige Bewohner des Hauſes, den ich mit großen Summen beſtach, daß er mich auf die Fährte der Marquiſe ſetze oder mir ſofort, wenn er etwas erführe, Nachricht zukommen laſſe, war ſo wenig unterrichtet wie ich ſelbſt, und ſo mußte ich mich auf den entſcheidenden Abend vertröſten, ob ſie dann im Theater erſcheinen werde. Dieſer Abend kam endlich. Das Haus war in allen Räumen überfüllt. Die Billets wurden an dieſem Tage um das Vier- und Fünffache ihres gewöhnlichen Preiſes verkauft; die Spekulanten machten glänzende Geſchäfte. Jedermann wollte den beliebten Sänger bei ſeinem erſten Auftreten gehört, noch mehr aber den durch eine blutige Kataſtrophe und durch die Liebe einer großen Dame berühmt gewordenen Romanhelden geſehen haben; beſonders zahlreich war das weibliche Publikum. Meine Kollegen drängten ſich hinter den Kuliſſen mit Glückwünſchen an mich heran und gaben zu, daß das große Intereſſe des Publikums nur mir zu danken ſei; der Impreſario rieb ſich die Hände vor Freude, erkennend, daß er ſich nicht verrechnet, als er mir bei Erneuerung des Kontraktes die glänzendſten Zugeſtändniſſe gemacht. Nur Signora Rita, jene alte Sängerin, von der ich Ihnen geſprochen, machte mir Vorwürfe, daß ich mich nicht ihr anvertraute, mit der Verſicherung, daß dann Alles beſſer ausgefallen und ich gewiß nicht verwundet worden

wäre. Eine Wunde am Halſe, fügte ſie hinzu, ſei immer bedenklich bei einem Sänger, und man könne nicht wiſſen, welche Folge dergleichen noch in Zukunft haben könne. Der Impreſario wollte ſogar, daß ich die ſteife Krauſe, die zum Koſtüme meiner Rolle gehörte, ablege, damit das Publikum die intereſſante Narbe ſehen und an die Wahrheit der Geſchichte glauben könne; dieß werde die Theilnahme ſehr erhöhen und den Empfang ſehr lärmend machen. Ich wies dieſen Antrag mit Verachtung von mir, wie ich die Wünſche und Bemerkungen der Andern mit Gleichgültigkeit angehört hatte. Mein Sinn war auf etwas ganz Anderes als auf den vorbereiteten rauſchenden Empfang gerichtet. Wird ſie, oder wird ſie nicht erſcheinen? Soll ich ſie wiederſehen? Nur dieſe Fragen hämmerten in meinem Herzen, das wilder und ängſtlicher ſchlug als damals, da ich die Bretter zum erſten Male betrat. Zugleich nahm ich mir vor, mich zu beherrſchen und nicht ſogleich bei meinem Auftreten nach der bekannten Loge zu ſehen oder überhaupt nach der Marquiſe zu ſuchen. Ich wußte nicht, ob ich mich ſelbſt ſo weit würde beherrſchen können, und dieſer Zweifel trug noch mehr zu meiner Aufregung bei. Endlich kam der Moment — das Glöckchen läutete, das Orcheſter eilte dem Takte entgegen, auf den ich aus der Kuliſſe zu treten hatte — ich lehnte mich an eine Leinwand, unfähig eines Schrittes. Man mußte mich hinausſtoßen, da ſtand ich, meiner unbewußt und nach dem Einen gewiſſen Punkte hinſtarrend. Ungeheurer Applaus empfing mich; ein Sturm, der das Orcheſter übertönte und es ſogar zum Schweigen brachte. Aber der Menſch iſt ein eigenthümliches Geſchöpf. Stand, Gewohnheit, Eitelkeit wirken auf ihn in den Momenten der höchſten Aufregung, übertäuben ſelbſt Unglück und Leidenſchaft. Vollkommen bewußtlos im erſten Momente, war ich doch ſchon Komödiant genug, daß mich der raſende Applaus wieder zu mir ſelber brachte, und gewohnheitsmäßig fiel ich ein, als das Orcheſter wieder begann und meinen Takt angab. Ich ſang. Ich ſang drei und vier Takte — Todtenſtille herrſchte jenſeits des Orcheſters — da fiel mein Blick auf

die bekannte Loge — ein fremdes gleichgültiges Geſicht ſah mir kalt entgegen, mein Herz fing aufs Neue zu pochen an, und mit einem Male brach mein Ton in der Mitte ab; es war mir, als ob in meinem Halſe etwas geplatzt oder geriſſen wäre. Ich faßte mich raſch und wollte fortfahren, aber ein gräulich ſchriller, falſcher, ächzender Ton kam aus meiner Kehle hervor. Ein Summen und Murmeln ging durch den Saal, ich ſtand wie verſteinert da. Wieder faßte ich mich und brachte dem Orcheſter ein Zeichen, aufs Neue meine Arie zu beginnen. Ich ſetzte an, es war derſelbe ſchreckliche, häßliche Mißton, das Orcheſter verſtummte wieder, das Publikum war ſtille, mir ſanken die Arme herab, ich war vernichtet. Es blieb mir nichts übrig, als mich aufzuraffen und die Bühne zu verlaſſen. Todtenſtille folgte mir; mein Abgang war wie ein Begräbniß, und ich ſagte mir auch, daß in dieſem Augenblicke der große Sänger begraben wurde.

„Wozu Ihnen mein Unglück weiter und breiter auseinanderſetzen? Eine Zeitlang hielten mich die Aerzte mit der Hoffnung hin, meine Stimme wieder herſtellen zu wollen, aber ich war der Anſicht des Publikums, daß ſie für immer verloren war. Was war ich nun ohne Stimme? Viel weniger als jener Müſſiggänger in Bologna, der nie etwas geweſen war und von dem man auch nichts erwartet hatte. Ich war ſo hoch geſtiegen, nur um noch tiefer zu fallen. Die glänzendſten Ausſichten waren dahin. Im erſten Jahre meiner Laufbahn, im Rauſche meines Glückes, hatte ich wenig geſpart, und das wenige Erſparte war während meiner Krankheit dahingegangen. Es blieb mir nichts übrig, als die ſchönen Reſte meines Ruhmes, wie ſie ſich bei einem Sänger immer in Geſtalt von Ringen, Buſennadeln und Dergleichen anhäufen, zu benutzen, um noch leben zu können, vor Allem aber, um die Entdeckungsreiſe nach der Marquiſe anzutreten. Ich geſtehe es, daß mich das Unglück, eine glänzende Laufbahn ſo unterbrochen zu ſehen, weniger erſchütterte, im Angeſichte des größern Unglücks, daß die Marquiſe nicht wieder auf dem Schauplatze erſchien, und des Gedankens, daß ſie vielleicht wirklich

irgend wo in der Einſamkeit geheimen unbelauſchten Qualen ausgeſetzt ſei. Das ganze Bewußtſein, nunmehr allen Werth, allen Inhalt verloren zu haben, nichts, gar nichts mehr zu ſein, trat vor dieſem Einen Gedanken zurück, und dieſem ganz verfallen, beachtete ich es wenig, daß es nach und nach auch rings um mich einſam wurde, und brütete ich die abenteuerlichſten Pläne zur Befreiung der Marquiſe aus.

„Nachdem ich die Aerzte eine Zeitlang an mir hatte herumexperimentiren laſſen, machte ich mich mit einer kleinen Summe in der Taſche auf, um alle die Orte aufzuſuchen, an denen ich nach der Angabe des Portiers und nach Dem, was ich aus Anderen ausgehorcht hatte, möglicherweiſe die Marquiſe finden konnte. Ich verließ Paris, das ich durch ſo viele Monate mit meinem Namen angefüllt hatte, ohne Sang und Klang. Niemand bemerkte meine Abweſenheit, und die Zeitungen, die ſonſt jede Kleinigkeit von mir berichteten, als wäre ich irgend ein Potentat, wußten nichts von meiner Abreiſe. Wen konnte ſie auch intereſſiren? Was lag jetzt daran, wo ich mich aufhielt? Wer war ich noch? Ich fühlte es zu wohl, ich war todt für dieſe Welt, in der ich ein Jahr lang geherrſcht hatte. Ein obſkurer Mann wanderte von Schloß zu Schloß, durch die ſchwarzen Berge, über die Heiden der Bretagne. Verkleidet und mit entſtelltem Geſichte ſchlich ich in die Höfe und Gärten aller dem Marquis Basvallé gehörigen Schlöſſer und Landhäuſer, und wie jener Blondel, den ich aus der Oper kannte und der mit Geſang ſeinen König Löwenherz ſuchte, ſang ich gleich einem Bettler vor den Thüren und Fenſtern. Ach, ich wußte wohl, daß ſie meine Stimme nicht wieder erkennen werde, aber die Arien, die ich ihr in glücklichen Stunden im einſamen Hauſe der Rue des Courcelles geſungen, dieſe wird ſie vielleicht erkennen und dankbar für die Erinnerung ans Fenſter kommen, um dem armen Bettler ein Stück Geldes zuzuwerfen. Glauben Sie mir, mein Freund, es koſtete nicht geringe Ueberwindung, mich mit dieſer gebrochenen verzerrten Stimme möglicherweiſe vor ihr hören zu laſſen, ihr ſelber zuerſt

anzukündigen, daß das Einzige, was ſie an mir liebte, verloren war. Während ich ſang und wünſchte, daß ſie mich hören möge, zitterte ich zugleich vor der Erfüllung meines Wunſches. Und wenn ſie mich nun erkennt, und wenn ſie unbewacht iſt und ich mich frei wieder in ihre Arme ſtürzen kann, wenn ich ſie aus ihrem Gefängniſſe entführen kann, welches Entſetzen wird ſie erfüllen, ſobald ſie meine jetzige Verarmung erkennt! Nichts als der häßliche ungebildete Mann bin ich ihr dann, der verdorbene Komödiant, ein niedriges, leeres Geſchöpf, das nicht den geringſten Anſpruch, nicht das kleinſte Recht mehr auf ihre Liebe hat. Aber alle dieſe Erwägungen traten in den Hintergrund vor der Sehnſucht, ſie wieder zu ſehen, vor dem Wunſche, etwas für ſie thun zu können.

„Es war nichts; alle meine Anſtrengungen erreichten kein Ziel. Nachdem ich die Bretagne durchforſcht, durchforſchte ich noch manchen Winkel der Pyrenäen und des mittleren Frankreich. Ich zog überall hin, wohin mich die geringſten Spuren wieſen. Alles vergebens; längſt ſchon wanderte ich als wirklicher Bettler von Dorf zu Dorf, mit Mangel und Elend kämpfend, zu wiederholten Malen ſchon als Landſtreicher von der Polizei aufgegriffen, die mich erſt wieder weiter wandern ließ, nachdem ich mich bezwungen und als den berühmten Sänger zu erkennen gegeben. So ging es, bis aus meinem ermüdeten Herzen jede Hoffnung ſchwand und ich mich endlich von einem herumziehenden Theaterdirektor, der auf meinen Namen ſpekulirte, bewegen ließ, in einer Provinzſtadt, in Rhodez, wieder aufzutreten. Die Spekulation war nicht ſchlecht, mein Ruf zog die erſten Abende ein zahlreiches Publikum herbei, bis man ſich überzeugte, daß die Pariſer Zeitungen ſeiner Zeit wahr berichtet und daß meine Stimme gänzlich gebrochen war. Dann blieb man aus und wollte mich nicht mehr hören. Mein Theaterdirektor gab mir Urlaub, bis er wieder in einer andern Provinzialſtadt zu ſpielen begann. So ſang ich in Limoges, in Bourges, in Poitiers und andern Provinzſtädten dritten und vierten Ranges, ſo gab ich mich,

von Noth getrieben, zu einer unehrlichen Spekulation her, und ſo ſank ich immer tiefer, bis ich mir ſagte, daß ich nicht mehr würdig war, die Marquiſe an ihre ehemalige Liebe auch nur zu erinnern; bis ich ſelbſt nicht mehr glaubte, daß ich mit jenem Glücklichen eine und dieſelbe Perſon und daß jener Winter in Paris mehr als ein leerer Traum war. Und wie ein Träumer, wie ein Nachtwandler ging ich durch die Jahre, durch das Elend, ja wie ein Todter, denn mein Leben lag ja hinter mir. Von den Jahren, die vor mir lagen, hatte ich nichts zu erwarten, und was mich zu etwas gemacht hatte, war in der That und ſeit lange todt.

„Jener Theaterdirektor führte mich wie eine Reliquie mit ſich, und ſo kam ich nach langen Kreuz- und Querzügen in die Nähe von Paris. Da erwachte ich wieder aus meinem Träumen und Brüten; ich wünſchte wieder auf der Oberwelt zu erſcheinen, den Schauplatz wieder zu ſehen, auf dem ich gelebt hatte, und nachdem mein Name für einen Abend auf dem Theaterzettel gedient hatte, machte ich mich auf, um einige Stunden darauf in Paris einzuziehen. Es war im Winter, und kaum war die Dämmerung eingebrochen, als ich ſchon, wie Sie ſich denken können, um Haus und Pavillon der Rue de Lille und des Seine-Quai's umherſtreifte. Es war ein feuchter, häßlicher Abend; Regen und Schnee fielen trübe und in ſchmutziger Miſchung vom Himmel; in den Straßen floß es, die Wagenräder ſpritzten die häßliche Jauche auf Häuſer und Fußgänger. Ich kümmerte mich wenig um alles Das. Stundenlang ging ich vor dem Pavillon auf und nieder, bis ich den Muth hatte, auf der Schwelle jener Thüre, die mich ſo oft ein- und ausgelaſſen, auszuruhen. Ich vertiefte mich in alte Erinnerungen. Sie wurden, wie durch den langen Schlummer neu geſtärkt, ſo lebendig, als wäre jene Zeit des Glückes erſt geſtern von mir geſchieden, ja, als lebte ich noch mitten drin. Jedermann kennt die Qual, die man nach der Trennung von geliebten Perſonen empfindet, wenn ſich einzelne Züge des Geſichtes zu verwiſchen anfangen. Bald iſt es dieſer, bald jener

Zug, bald der Blick, bald ein gewiſſes Lächeln, die zum Ganzen des Bildes fehlen und die trotz aller Anſtrengung des Gedächtniſſes nicht herbeigeſchafft werden können, um das Geſicht der geliebten Perſon zu ergänzen. Mit dieſem peinvollen Zuſtande hatte ich in den letzten Jahren viel zu kämpfen; jetzt, da ich auf der Schwelle ſaß, ſtand die Marquiſe in ihrer ganzen Schönheit ſo lebhaft vor meinen Augen wie in vollſtändigſter Leibhaftigkeit, und wie ich ſie ſo vor mir ſah, daß ich glaubte, ſie umarmen zu können, und in der That meine Arme voll Sehnſucht nach ihr ausbreitete, hörte ich hinter mir im Hauſe einige Bewegung. Ich erhob den Kopf, und aus dem Fenſter jener Eckſtube, in die mich einſt das Stubenmädchen geführt hatte, fiel Licht auf die Straße. Ich ſprang auf, trat einige Schritte zurück und ſah an den weißen Vorhängen einen Schatten vorüberſtreifen, einen Schatten, den ich ſogleich erkannte. Ohne nur zu wiſſen, was ich that, zog ich den goldenen Schlüſſel aus dem Buſen — er öffnete, und ich ſtürzte auf dem wohlbekannten Wege in die Stube, und mit dem Rufe: ‚Mathilde!‘ lag ich zu den Füßen der Geliebten.

„Sie fuhr zurück, als ſie den durchnäßten ſchmutzigen Bettler zu ihren Füßen ſah; ſie glaubte wohl an einen räuberiſchen Ueberfall oder etwas derart. Aber ihr Schrecken ſteigerte ſich zu wahrhaftem Entſetzen, als ſie mir ins Geſicht ſah und mich erkannte. Die Szene war kurz: ‚Quelle horreur!‘ rief ſie, riß ihr Kleid, das ich gefaßt hatte, aus meinen Händen und ſtürzte mit aufgehobenen Armen, wie vor einem grauenvollen Anblick fliehend, aus der Stube. Auf dieſen Schrei ſtürzten einige Diener herein und faßten mich in dem Augenblicke, da ich zu Boden ſank. Ich fand mich auf dem Trottoir wieder. Ein kleines Geldſtück, das neben mir lag, ſagte mir, daß mich die Diener für einen Bettler gehalten und daß ein Barmherziger unter ihnen, da er mich in die regneriſche Nacht hinausſtoßen mußte, Mitleiden mit mir hatte.

„‚Quelle horreur!‘ dieſer Ausruf des Entſetzens, den ihr mein Anblick einflößte, iſt das letzte Wort, der letzte Laut, den

ich in dieſem Leben aus dem Munde der Marquiſe, meiner Geliebten, gehört habe; Sie werden ſich nicht wundern, daß dieſer Schrei in meinem Ohre lange nachklang und noch nachklingt. Es war eine Brandmarkung, die mir meine Geliebte für den Reſt meines Lebens mitgab. Ich hatte mich ſelbſt um den einzigen Beſitz meines Herzens, um den einzigen Troſt in allem Elende gebracht, um die Erinnerung an eine ſchöne Zeit, um den Glauben, einmal geliebt worden zu ſein. Hätte ich die Marquiſe nicht wiedergeſehen, ich hätte das Bild jener glücklichen Monate und ihr eigenes Bild in unverſehrter Schönheit in meinem Herzen wie bis dahin aufbewahrt. Jetzt war auch das dahin, und anſtatt jenes Bildes trage ich jetzt das Echo ihrer letzten Worte: ‚Quelle horreur!‘ mit mir fort.“

3.

Signor Baſſini unterbrach ſich hier wieder, und ich hatte nicht die geringſte Luſt, ihn zur Fortſetzung aufzufordern. Wozu, warum den armen Mann mit Wiederbelebung todter Leiden quälen? Ich war überraſcht, als er mit Lächeln den Kopf erhob und mich fragte: „Welches Alter geben Sie mir wohl?“ Ich betrachtete ihn lange und prüfend und antwortete endlich: „Etwas über Sechzig.“

Er ſchüttelte den Kopf, lächelte wieder und ſagte: „Ich bin noch nicht volle Siebenundvierzig. Möge Ihnen Das Vieles ſagen, was ich verſchweige. Es iſt auch nicht viel zu erzählen von einem alten Sänger, deſſen Namen man bald auch nicht als Aushängeſchild und als Lockvogel fürs Publikum brauchen konnte. Seit fünfzehn Jahren bin ich bald Geſanglehrer, bald Souffleur, bald Bettler mit einer Guitarre in der Hand auf den Straßen. Wie ich es ertragen, wie ich über eine ſo unendliche Zeit hinweggekommen — fragen Sie mich nicht. Ich weiß es nicht. Es ſcheint, daß das Unglück das Leben zäher macht, als das Glück. Doch ich bin Ihnen eine Fortſetzung meiner Geſchichte ſchuldig, die hoffentlich der Schluß iſt. Ich bin ſie Ihnen ſchuldig, weil Sie gewiſſermaßen Zeuge des letzten Kapitels meiner Geſchichte ſind,

denn dieſes Kapitel ſpielte in Bonneville drei Tage, nachdem ich das Glück hatte, Sie kennen zu lernen, und nur einen Tag, bevor ich Sie auf dem Wege von Bonneville nach Genf zum zweiten Male traf.

„Ich kam mit jener elenden Operngeſellſchaft, welche letzten Frühling in Genf ſpielte, als Souffleur hieher. Ich wurde entlaſſen, als ſich dieſe Geſellſchaft, wie Sie vielleicht wiſſen, in Folge ſchlechter Geſchäfte auflöste. Nachdem ich mir durch mehrere Wochen vergebliche Mühe gegeben, mich in Genf, das ich wegen Mangel an Reiſekoſten nicht verlaſſen konnte, zu ernähren, beſchloß ich, in Bonneville mein Glück zu verſuchen. Savoyen wurde eben franzöſiſch; in alle dieſe, ſelbſt in die kleinen Städte wurden reichere Beamte geſchickt, und die Savoyarden, die in Paris Glück gemacht, kehrten in ihre Heimat zurück, um ſich der franzöſiſchen Regierung bei der allgemeinen Abſtimmung und bei den Wahlen gefällig zu erweiſen. Ich wollte ſehen, ob ich bei der Rückkehr dieſer reichern Bevölkerung Savoyens nicht irgend wie Beſchäftigung finden könnte. Indeſſen wollte man mir in Bonneville, als ich mich erkundigte, nur wenig Hoffnung geben. Es ſei nur eine einzige junge Frau da, die Muſik liebe und die vielleicht einen erfahrenen Meiſter engagiren würde, der ſie auf dem Klavier begleiten oder ihr auch Unterricht geben könnte. Dieſe Frau, Madame de Chantilly, war meine einzige Hoffnung, daher für mich die intereſſanteſte Perſönlichkeit der ganzen Umgegend, und es war natürlich, daß ich mich, bevor ich mich ihr vorſtellte, ſo viel als möglich nach ihr erkundigte. Zuerſt erfuhr ich, daß der Baron von Chantilly ein franzöſiſcher Edelmann ſei, der immer in Paris gelebt und der jetzt auf eines ſeiner Güter bei Bonneville zurückgekehrt, weil ihn die franzöſiſche Regierung darum erſuchte, da er auf die öffentliche Meinung einwirken konnte, und weil er mit alle Dem Senator zu werden hoffte. Das und Aehnliches konnte man in Bonneville von Jedermann erfahren. Einzelnes über die Perſönlichkeiten, beſonders die Baronin, erfuhr ich im Kaffeehaus von einem jener Menſchen,

die jede kleine Stadt beſitzt, die Alles wiſſen und ſtolz darauf ſind, beſonders über höher ſtehende Perſönlichkeiten Auskunft geben zu können. Es war dieß ein Advokat, der eine Zeitlang in Paris gelebt hatte, deßhalb in Bonneville eine Rolle ſpielte und in dieſen Wochen der politiſchen Aufregung, welche die Annexion hervorbrachte, noch mehr Zeit als ſonſt in den Kaffeehäuſern verbrachte. Man machte leicht ſeine Bekanntſchaft, und er erzählte mir mitten im Kaffeehauſe und nach ſeiner Art mit einer lauten Stimme, die einen Kreis von Zuhörern um ihn verſammeln mußte, eine Geſchichte der Baronin von Chantilly, von der Niemand unter den Anweſenden ahnte, wie nahe ſie mich anging und wie tief ſie mich aufregte. ‚Die Baronin von Chantilly,‘ ſagte er laut, ‚iſt die Tochter des Marquis Basvallé,‘ und mit leiſerer Stimme fügte er hinzu: ‚was aber kein Menſch glaubt. Es gab einen großen Skandal, der Marquis wollte ſeine Tochter nicht anerkennen. Vor mehr als zwanzig Jahren hatte die Marquiſe eine Intrigue mit einem italieniſchen Sänger. Der Marquis kam dahinter und entführte ſeine Frau ins Ausland. Kein Menſch wußte, daß ſie eine Tochter hatte, bis dieſe Tochter nach dem Tode des Marquis auftrat und Anſprüche auf die Erbſchaft machte, welche Erbſchaft bereits von den Anverwandten des Marquis in Beſitz genommen war. Es gab einen großen Prozeß. Ich war gerade damals in Paris, und in meiner Welt, in der juriſtiſchen Welt, wurde viel von dem Prozeſſe geſprochen. Die Anverwandten behaupteten, daß der Marquis dieſe Tochter nie anerkannt habe, aber die Marquiſe erkannte ſie als ihre Tochter an, und Das war genug, denn ſie war in der Ehe geboren. Die Anverwandten behaupteten ferner, der Marquis habe ſich mit ſeiner Frau, um dem Skandal, den die Intrigue mit dem Sänger hervorgebracht, und dem Gerede der Leute ein Ende zu machen, nur unter der Bedingung verſöhnt, daß ſie dieſe Tochter fern von Paris in der Schweiz aufwachſen und ſie niemals als ihr Kind vor der Welt gelten laſſen werde. Aber was konnte Das den Anverwandten helfen, wenn die Marquiſe nach dem Tode ihres

Mannes ihr Wort nicht halten wollte? In der That that ſie es nicht und führte ſie ihre Tochter als junge Marquiſe und in Trauerkleidern nach dem Tode des Marquis in Paris ein. O, wie amüſirte dieſe Geſchichte die Pariſer, beſonders des Faubourg St. Germain! Sie amüſirte, einmal, weil die Anverwandten mit langer Naſe abzogen, und dann, weil dieſe junge Marquiſe, wie alle Welt behauptete, jenem italieniſchen Sänger auf das Erſtaunlichſte ähnlich war, obwohl dieſer Sänger ein Ausbund von Häßlichkeit geweſen ſein ſoll und die junge Marquiſe doch eine hübſche Perſon iſt.'

„Ich weiß nicht, was der Advokat weiter erzählte. Ich hörte nichts mehr, ich ſah nichts mehr, was um mich herum vorging, ich fing wieder zu leben und zu fühlen an, wie ich ſeit vielen Jahren nicht gelebt und gefühlt hatte. Es floß wieder warm durch meine Adern, mein Herz klopfte wieder. Ich ſchlich aus dem Kaffeehauſe, um wieder einmal eine Geſellſchaft aufzuſuchen, die mir ſo lange nichts geweſen war, meine eigene Geſellſchaft. Ich wollte wieder einmal mit mir allein ſein, mich in mich ſelbſt verſenken. Dieſes Bedürfniß war ein Glück, wie ich mich deſſen nicht mehr für fähig hielt. Ich war allein, draußen vor dem Städtchen, auf einem Raine zwiſchen zwei Saatfeldern liegend; ich wollte denken, ich wollte überlegen, allerlei wirre Eindrücke ordnen, aber ich war unfähig, etwas Anderes zu denken, als: ‚Ich habe ein Kind!' Von meinem Ruheplatze aus konnte ich das reizende Landhaus oder Schlößchen ſehen, das ſich weiß und heiter von dem dunklen Hintergrunde des Môle abhob und in das Thal niederlachte. ‚Dort,' ſagte ich mir, ‚wohnt mein Kind. Mein Kind, mein Kind,' wiederholte ich fortwährend und redete mir ein, daß die Fenſter des Schloſſes dabei wie freundliche Augen auf mich niederſähen.

„Am nächſten Tage ſtieg ich den etwas ſteilen Weg zum Schlößchen hinan, und ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, daß es nicht die Steilheit des Weges und nicht die Hitze war, die mein Herz klopfen machte. Vor Allem wollte ich die Tochter der

Marquiſe und mein Kind ſehen, dann wollte ich es um jeden Preis durchſetzen, von ihr beſchäftigt zu werden, und wenn ich ſie auf den Knieen darum anflehen ſollte.

„In das Vorzimmer tretend, war meine Aufregung ſo groß, daß ich den falſchen Namen Baſſini, unter dem ich mich einführen wollte, nicht ausſprechen konnte und daß ich in Gefahr war, meinen wahren Namen zu nennen. Der Bediente ſah mich mit mißtrauiſchem Auge an und wurde noch mißtrauiſcher, als ich ihm, nachdem ich ihm den Namen Baſſini genannt, aus dem Vorzimmer in den erſten Salon folgte. Ich konnte nicht anders, es zog mich unwiderſtehlich in die Richtung nach meinem Kinde. Der Bediente ließ deßhalb die Thüre, die aus dem erſten in den zweiten Salon führte, offen und richtete meinen Auftrag aus, indem er immer rückwärts blickte. Ich konnte die Baronin Chantilly in einem Spiegel ſehen, und bei ihrem Anblicke ergriff es mich wie ein Fieber. Es war die Marquiſe, und doch waren es ganz und gar meine Züge, nur von Schönheit bedeckt. Ich weiß es nicht, wie ich mich bei dieſem Anblick länger zurückhielt; ich weiß nur, daß ich mich mit der Hand auf einen Seſſel ſtützte und vorgebeugt in jenen Spiegel ſtarrte, um das Spiegelbild mit gierigen Augen einzuſaugen.

„‚Signor Baſſini?‘ hörte ich ſagen, ‚ich kenne ihn nicht, ich kann ihn nicht empfangen — ſagen Sie ihm, daß ich keinen Geſanglehrer brauche.‘

„Ich ſollte alſo abgewieſen werden, ſie nur im Spiegel geſehen haben, ohne einmal ein Wort an ſie gerichtet zu haben. Ich fühlte, daß ich außer mir gerieth, und als ſich mir der Bediente wieder näherte, um mir die Antwort ſeiner Herrin zu bringen, rief ich ihm mit lauter Stimme zu: ‚So melden Sie Signor ...‘ — ich nannte meinen Namen. Der Bediente, vom Tone meiner Stimme, meinem ganzen Ausſehen und der plötzlichen Veränderung des Namens überraſcht, ging wieder in den Salon zurück, aber noch bevor er die Schwelle überſchritten hatte, war ich ihm ſchon zuvorgekommen. Die Baronin, die den Namen gehört hatte,

stand zitternd und blaß an die Wand gelehnt, aber sie fuhr zusammen, als sie mich plötzlich vor sich sah. Sie starrte mein Gesicht an, erhob plötzlich beide Arme, und mit dem Ausrufe: ‚Quelle horreur!‘ stürzte sie durch den Salon in eine anstoßende Stube.

„Lieber Freund,“ sagte Signor Bassini nach einer kurzen Unterbrechung — „was wollen Sie — was glauben Sie, daß ich in diesem Momente gethan habe? Was konnte ich anders thun als lachen? Ich lachte, als meine Tochter mit derselben Bewegung der Arme denselben Entsetzensruf ausstieß wie ihre Mutter. Der Tochter mochte ich mit der Karikatur ihres Gesichtes noch gespenstischer erschienen sein als der Mutter. Ich ging und sagte mir mit vollkommener Ruhe des Verstandes, daß Madame de Chantilly Recht hatte, einen Vater nicht anzuerkennen, nachdem ihre Anerkennung als Marquise von Basvallé so viele Mühe gekostet. Die Blässe, die bei Nennung meines wahren Namens ihr Gesicht überzog, sagte mir, daß sie ihre Geschichte vollkommen kannte. Eine Stunde vorher hätte ich geglaubt, daß die Kenntniß dieser Geschichte mir ihre Arme öffnen werde; jetzt sah ich ein, daß sie nothwendiger Weise das Gegentheil hervorbringen mußte. Mir blieb nichts weiter zu thun übrig, als aus Bonneville und Umgegend ein häßliches Gesicht zu entfernen, dessen Aehnlichkeit mit einem schönen ein Zeugniß gegen mein Kind abgelegt hätte, — und der Mann, den Sie am nächsten Tage auf der Landstraße wieder fanden, hatte sich eben, wie schon so oft im Leben, wieder in sein Schicksal gefügt. Gute Nacht.“

Diese Geschichte erzählte mir der sogenannte Herr Bassini vor einigen Jahren; ich zeichne sie so getreu als möglich wieder auf und wünsche, daß sie der Leser als den Nekrolog eines Unglücklichen betrachte, denn dieser selbe Signor Bassini ist am 12. Juni des Jahrs 1862 auf dem katholischen Kirchhofe zwischen Genf und Châtelaine begraben worden. Der Leser würde dort seinen falschen, unberühmten Namen ebenso vergebens suchen wie seinen wahren, berühmten, denn er hat kein eigenes Grab und keinen Grabstein.

Das Schloß im Gebirge.

Von Genf kommend, ſollte ich in St. Jean de Maurienne, am Fuße des Mont-Cenis, mit Herrn B... aus Paris zuſammentreffen, um mit ihm über den Berg und nach Turin weiter zu reiſen. Bei meiner Ankunft an dieſem letzten Ende der Eiſenbahn erkundigte ich mich ſogleich beim Chef de gare nach meinem Reiſegefährten. Er war nicht da. Ein Telegramm hatte gemeldet, daß er erſt in zwei oder drei Tagen kommen könne, und mich gebeten, entweder die Reiſe allein fortzuſetzen oder Herrn B... in St. Jean zu erwarten, und endlich den Chef de gare erſucht, mich freundlich aufzunehmen und mir alle möglichen Aufmerkſamkeiten zu erweiſen. Herr B... iſt einer der großen Unternehmer und Eiſenbahnkönige Frankreichs; auf dieſer Eiſenbahn hatte er als einer der erſten Verwaltungsräthe noch beſondern Einfluß, und ſo reichte das Telegramm hin, um mir die geſammte Beamtenwelt dieſes Bahnhofes zur Verfügung zu ſtellen. Meine Anweſenheit in Turin war, wenn ich ohne B... dahin kam, nutzlos; ich verſpürte wenig Luſt, die Reiſe über den öden Mont-Cenis allein zu machen, und ſo beſchloß ich, die durch das Ausbleiben meines Reiſegefährten gewährte Friſt zu benutzen, um dieſen wilden und in ſeinen Seitenthälern wenig bekannten Theil Savoyens kennen zu lernen.

Das Elend, das hier überall aus den erblindeten oder ganz und gar ſcheibenberaubten Fenſtern der Hütten blickt, hat aller-

dings wenig Verlockendes, aber die Wildheit der Gegend, die gewaltigen Felsmaſſen, die Wildbäche, die aus geheimnißvollen Seitenthälern hervorbrechen, Höhen und Schluchten, die unnahbar ſcheinen, und der ganze Apparat großartiger Alpennatur verſprechen, wenn ſie auch bei der Armuth und Gedrücktheit der Menſchen dem Herzen mit manchem ſchmerzlichen Eindruck drohen, doch vielfache Nahrung für Aug und Phantaſie. Wer außerdem ſeinen Livius geleſen, wird ſich leicht überreden, daß er ſich hier auf dem Wege befindet, auf dem Hannibal die gewaltigſten Hinderniſſe zu bekämpfen hatte, und zu den andern Verlockungen tritt noch der allgewaltige hiſtoriſche Reiz. Ich geſtattete dem behaglich eingerichteten Zimmer, das mir der Verwalter einräumte, nicht, mein Capua zu werden, und ſchon eine Stunde nach meiner Ankunft befand ich mich an der Seite eines an der Eiſenbahn angeſtellten Eingeborenen auf der Wanderung.

Ungefähr eine halbe Stunde lang ſüdwärts dem Bache entgegenwandernd, bogen wir dann rechts in ein Seitenthal ab, das mich mit ſeinen kahlen, abſchüſſigen, himmelhohen Felswänden anlockte. Der Bach brauste tief unter uns, während wir auf einem feuchten, nur einige Stunden im Jahre von der Sonne beſchienenen Wege dahingingen. Die wenigen Pflanzen, die mit kümmerlichen Wurzeln an den Felſen hingen, ſahen aus wie Kellerpflanzen. Der Weg ſelbſt, zum großen Theil künſtlich angelegt, war feucht und ſchlüpferig; über den ſumpfigen Riſſen, die ihn unterbrachen, lagen Balken, die, faul und verwittert, unter uns zuſammen zu brechen drohten. Ein ſolcher Weg konnte nicht in einen glücklichen Winkel führen, und in der That mündete er auf ein Dorf, in dem ſich Elend und Kretinismus brüderlich nebeneinander niedergelaſſen hatten. Ich will dieſes Dorf nicht weiter beſchreiben, ich hätte nur Häßliches, Abſtoßendes, ja Schlimmeres zu ſagen. Mein Führer ſagte mir, daß wir uns hier in einem der Thäler befinden, die alljährlich die größte Zahl von Knaben und Mädchen in die Welt ſchicken, damit ſie in der Ferne, auf welche Art immer, ihr Brod ſuchen. Sie ſehen ein,

fügte er hinzu, daß dieſe Gegend nicht gemacht iſt, auch nur eine dünne Bevölkerung zu ernähren, ſelbſt die Ziegen ſterben hier Hungers. — Das ſehe ich wohl ein, erwiderte ich, was ich aber nicht begreife, iſt, daß ſie überhaupt noch bevölkert iſt, daß hier nicht längſt alle Einwohner ausgewandert ſind. — Ja, lachte der Mann, das iſt eben unſere Narrheit, wir können ohne dieſes Land nicht leben. Dieſelben Kinder, welche die Eltern des Elendes wegen in die Fremde ſchicken, kehren in einem gewiſſen Alter wieder in die Heimat zurück, die Einen arm, wie ſie gegangen, die Andern reich wie irgend ein Pariſer — aber arm oder reich, ſie kehren eben wieder; ſie können ohne Savoyen nicht leben. Sie können ſich ſelbſt davon überzeugen. Sprechen Sie im nächſten Dorfe den erſten beſten armen Mann an, und er wird Ihnen ſagen, daß er zwanzig und dreißig Jahre in der Fremde, in Paris, Marſeille, Brüſſel zugebracht, und kaum eine Stunde von hier können Sie ein prächtiges Schloß ſehen, das einem Manne gehört, der vor ſechzig Jahren mit einem Murmelthiere als ſeiner ganzen Habe von hier fortgezogen. Es iſt Monſieur Laurens, einer der reichſten Leute des Landes, er ſoll Millionen beſitzen. —

Gut! Führen Sie mich nach dieſem Schloſſe.

Die Schlucht erweiterte ſich nach und nach, und wir kamen, immer ſteigend, in ein längliches Keſſelthal, auf dem die Sonne lag und von deſſen Sohle aus ſich hübſche Matten ziemlich hoch die Abhänge hinan erſtreckten. Ueberall ſonſt würde auch dieſes Thal, in das von der Höhe kahle Felſen und kalte Schneeberge blicken, einen traurigen Eindruck gemacht haben, nach der Schlucht aber, die wir ſeit zwei Stunden durchwanderten, erſchien es wie eine der glücklichen Inſeln. Die angenehme Täuſchung, die der Anblick dieſes Thales hervorbrachte, und der Kontraſt, den es mit der Schlucht bildete, dauerten freilich nicht lange, denn in dem Dorfe, das am Eingange lag, hauste nicht mindere Noth als in der Schlucht, und das wenige Vieh, das auf den Wieſen weidete, war klein und verkrüppelt, als gehörte es der Thierwelt des Polarkreiſes zu. Ueberraſchend aber und das Thal fürſtlich

beherrſchend, blickte von einer Höhe hinter dem Dorfe ein prächtiges Schloß mit vier Thürmen, unzähligen glänzenden Fenſtern, einem hohen, ſteilen Dach, wie es dem Schloßſtil aus der Zeit Heinrichs II. eigen iſt, mit vielen und reichen Verzierungen auf dieſem Dache, mit Balkonen, mit einer großen Hufeiſentreppe, die ſich von der dreifachen Thüre des erſten Stockwerkes breit und groß in den Hof hinabzog, und endlich mit einem uralten Parke, der ſich weit hinter dem Schloſſe mit rieſigen Bäumen ſanft den Berg hinaufſtreckte und für daſſelbe einen ſchönen, abhebenden Hintergrund bildete. In ungleichen Entfernungen vom Hauptgebäude, aus dem dunkeln Schooße des Parks hervor blickten mehrere Pavillons mit hohen Dächern, Thürmen oder Kuppeln.

Dieß iſt das Schloß des Herrn Laurens! ſagte mein Führer, als ich erſtaunt ſtehen blieb und die unverhoffte Pracht mit weit offenen Augen betrachtete.

Es hatte etwas Zauberhaftes, dieſer Pracht nach ſolcher Wanderung, in ſolcher Einſamkeit zu begegnen. So mag Montſalvatſch plötzlich vor den irrenden Rittern aufgetaucht ſein. Ich beſchleunigte meine Schritte, um dem herrlichen Bau raſch näher zu kommen, als ich bei einer Biegung nicht fern von einer Hütte ſtand, vor welcher auf einer Bank zwei alte Männer ſaßen, die ebenfalls auffallen mußten, denn ſie ſahen anders aus als die übrigen verkommenen Bewohner des Dorfes, anders in ihrer Kleidung wie in ihrem Weſen. Sie ſaßen ſorgenlos da wie zwei Menſchen, die der Arbeit nicht bedürfen, und waren auch ſo gekleidet, wie die andern gewiß nicht an höchſten Feiertagen ſich kleiden konnten. Der Eine, eine derbe, breitſchultrige Greiſengeſtalt, trug lange graue Locken, die in dichter Fülle auf eine reinliche, weiße, leinwandne Blouſe herabfielen, und auf dieſen Locken einen Panamahut, wie er damals in Paris Mode war. In der Hand hielt er eine Zeitung und plauderte ſo vor ſich hin, während der Andere immer bejahend mit dem Kopf nickte und lächelnd zuhörte. Dieſer Andere nahm ſich neben der derben Blouſengeſtalt doppelt ſchmächtig aus, und während bei dem

Blouſenmann eigentlich nur die grauen Haare ſein Alter verriethen, ſprach bei dieſem Alles und Jedes vom Verfall eines hohen Greiſenthums. Er hielt einen alten Cylinderhut in der zitternden Hand und zeigte einen kahlen Schädel, der nur von wenigen ganz weißen Löckchen eingefaßt war. Sein Geſicht war zu einer erſtaunlichen Kleinheit zuſammengeſchrumpft, was neben dem breiten, derben Antlitz des Blouſenmannes noch mehr auffallen mußte. Ueberaus klein waren auch Hände und Füße, und mit dieſen ſtimmte die ſchmächtige Geſtalt überein, welche von einem zwar alten, aber ſorgſam gebürſteten blauen Frack mit gelben Knöpfen wie zur Noth zuſammen und aufrecht gehalten wurde. — Und ſo wie die Beiden ſich von den übrigen Bewohnern unterſchieden, ſo war auch die Hütte, vor der ſie ſaßen, eine Ausnahme unter den Hütten des Dorfes. Sie war ſo klein und an ſich ſo unbedeutend wie die andern, aber ſie war mit hübſcher grauer Oelfarbe überſtrichen, mit Ziegeln gedeckt, und ihre Fenſter hatten klare Scheiben, hinter denen weiße Gardinen hervorſchimmerten. Auch hatte ſie, was den andern fehlte, einen Flur, aus dem man rechts und links in die zwei Zimmer, die ſie enthielt, durch niedrige, aber hübſch gezimmerte und bläulich angeſtrichene Thüren gelangte.

— Der Herr dort in der Blouſe, ſagte mein Führer, iſt Herr Laurens.

— Der Beſitzer des Schloſſes? Unmöglich! Sie meinen wohl den Andern im blauen Frack.

— Der Andere iſt der Marquis von Villarſon, das Schloß aber gehört Herrn Laurens.

Ich ging auf Herrn Laurens zu und fragte, ob es erlaubt ſei, das ſchöne Schloß zu beſichtigen.

Herr Laurens erhob ſich ſogleich, grüßte überaus freundlich und rief: Warum denn nicht! Es wird mir eine Ehre ſein!

— Warum denn nicht! Es wird mir eine Ehre ſein! wiederholte der Marquis, der ſich ebenfalls erhob und verneigte, mit einer ſchwachen und zitternden Stimme, die wie ein meckerndes

Echo der geſunden und kräftigen des Herrn Laurens klang. Es war, wie ich ſpäter merkte, ſeine Gewohnheit, kurze Sätze des Herrn Laurens zu wiederholen; längere ſchienen ihm zu viel Mühe zu machen, und er begleitete ſie nur mit einem: Ja, ja! oder einem beſtätigenden Kopfnicken.

Ich will ſelbſt Ihren Führer machen, ſagte Herr Laurens, und ſchon auf dem Wege zum Schloß wurde er ſehr beredt, wie Einer, der froh iſt, nach langem einſamen Leben ſich ein wenig ausſprechen zu können.

— Woher kommen Sie, fragte er unter Anderm.

— Aus Genf!

— Aus Genf! das kenne ich auch, aber es muß ſich, ſeit ich es geſehen, ſehr verändert haben. Ich war acht Jahre alt, als ich dahin kam, nur mit meiner Vielle und meinem Murmelthier. Man hatte damals Angſt, nach Paris zu gehen, denn es war die Zeit, da die Guillotine ſo gewaltig arbeitete. So ging ich denn nach Genf, als mein Vater ſtarb. Aber dort war auch nicht viel zu holen; ich hungerte in Genf und wohnte in einem hohlen Baum auf dem Wege nach Sacconex. Möcht' wiſſen, ob er noch ſteht. Eines Morgens, als ich erwachte, war mein Murmelthier fort; Das verbitterte mir den Aufenthalt, und ich zog trotz der Guillotine weiter nach Lyon und dann nach Paris.

— Ja, ja, Paris! lächelte der Marquis, der ſich Mühe gab, mit uns gleichen Schritt zu halten — ja, ja, die Guillotine!

— Ich kenne eine alte hohle Platane auf dem Wege nach Sacconex, verſicherte ich, vielleicht iſt es dieſelbe —

— Richtig, eine Platane war es, rief Laurens — wie ſchade, daß man ſo einem Baume keine Penſion ausſetzen kann.

— Es iſt doch ein großer Unterſchied zwiſchen der Platane und dieſem Schloß! ſagte ich.

— Ei was, erwiderte Laurens achſelzuckend, das iſt nicht ſo arg.

— Aber eigenthümlich iſt es doch, ſo aus der hohlen Platane in ein ſolches Schloß zu gelangen.

— Das iſt es, weiß Gott, beſtätigte der Alte, und ich kann es mir kaum ſelbſt erklären, obwohl ich die Geſchichte dieſes Wunders am Beſten kennen muß.

— Es muß eine ſehr intereſſante Geſchichte ſein, ſagte ich ausholend.

— Nun, iſt auch wieder nicht ſo arg, als man meint, lächelte Herr Laurens — etwas Glück, ein klein wenig Verſtand, Gottes Segen — und, fügte er leiſer hinzu — ein gutes, kluges Weib. Aber am Ende, aufs Schloß kommt es nicht an, man kann auch ohne Schloß leben. Es kann ſehr langweilig ſein in einem ſolchen Schloß.

Im Schloßhof angekommen, machte mir das Gebäude mit einem Male einen unheimlichen Eindruck, und zwar gerade ſeiner Pracht und Schönheit wegen, denn gerade mit dieſen Eigenſchaften und mit der außerordentlichen Reinlichkeit, die hier überall herrſchte, vertrug ſich die Verlaſſenheit und Oede des Ganzen am Wenigſten. Ueberall ſah man die ordnende, ſorgende und erhaltende Hand, aber nirgends war ein Menſch zu ſehen. Fenſter, Treppen, Erker, Balkone, Alles leer und unbelebt; im Hof und in den Nebengebäuden, geſchaffen, um von zahlreicher Dienerſchaft bevölkert zu werden, keine Seele. Wir ſtiegen die Treppe hinauf, und die Flügelthüren, die von da in einen gewaltig hohen und großen Saal führten, waren unverſchloſſen und wichen einem einfachen Drucke. Die Schritte wiederhallten in dieſem Saale und in den zahlreichen Zimmern, die wir durchwanderten — es war unendlich öde und einſam — aber Staub, Moder, Spinneweben, die zu dieſer Einſamkeit gepaßt hätten, fehlten überall. Alles war ſo gut und ſorglich gehalten, als ſollte die Herrſchaft eben einziehen — und wie ordentlich und reinlich, ſo prächtig waren auch Schmuck- und Hausrath: koſtbare Möbel jeder Art, Seiden- und Ledertapeten, Holzgetäfel und Schnitzereien, Oelgemälde und Kupferſtiche, ſelbſt ſchön bemalte, im Stil des 17. Jahrhunderts gehaltene Plafonds. Auf meine Verwunderung über die Einſamkeit antwortete Herr

Laurens mit einem Achſelzucken und einem verhaltenen Seufzer; meine Bewunderung der Pracht nahm er mit Gleichgültigkeit hin und ging durch die Gemächer ruhig wie ein Führer, während der Marquis jedes meiner lobenden Worte mit beifälligem Lächeln aufnahm, freudig dazu den Kopf ſchüttelte und ſtolz neben mir einherſchritt.

— Wer hält Ihnen Das alles ſo in Ordnung? fragte ich Herrn Laurens.

— Das ganze Dorf! antwortete er; die armen Leute haben nichts zu thun und ſind froh, wenn ich ſie beſchäftige.

— Sie haben alſo keine Dienerſchaft?

— Ebenfalls das ganze Dorf, ſagte er und fügte hinzu: Ich habe wohl bemerkt, daß Sie ſich über die Stille im Schloſſe verwunderten. Machen Sie mir das Vergnügen, ſeien Sie mein Gaſt und bleiben Sie über Nacht hier — ſo will ich Ihnen das Schauſpiel geben, wie ſich Alles hier belebt und wie es in einer halben Stunde hier von Bedienten wimmelt.

Ich überlegte eine Zeit lang, Herr Laurens drang in mich, und ich ſagte zu. Darauf ging er auf die Platform vor der Treppe und pfiff, dann zog er eine Glocke über der Treppe, daß es im ganzen Thale wiederhallte. Nicht eine Minute verging, und Männer und Weiber eilten aus dem Dorfe herbei. Herr Laurens wartete, bis ſie nahe genug waren, dann rief er ihnen zu: Ich habe heute Abend einen Gaſt; daß Alles bereit ſei! —

Darauf lud er mich ein, die Wanderung fortzuſetzen. Wir durchſtrichen den Park, beſahen die Pavillons und beſtiegen mehrere ſchöne Ausſichtspunkte. Als wir nach ungefähr einer Stunde ins Schloß zurückkehrten, hatte ſich hier Alles wie durch Zauber verändert. Eine Reihe von Zimmern erwartete mit hellerleuchteten Fenſtern den nahen Abend, der hier raſch hereinbricht; auch an allen Eingängen und im Hofe brannten alte, große Laternen; aus dem Souterrain ſtiegen Speiſedüfte auf, und wohin man ſah, überall erblickte man wartendes oder hin und her eilendes, theils in Livree, theils in bäuerlichen Sonntagsſtaat

gekleidetes Volk. Es war wie eine kleine Hofhaltung. Der ewig lächelnde und ſchweigende Marquis reckte und ſtreckte ſich und fühlte ſich offenbar ſehr wohl. Am Anſpruchloſeſten und Einfachſten in der plötzlich geſchaffenen luxuriöſen Welt ſah der Beſitzer ſelber aus. — Noch ſchöner und prächtiger wurde es, als die Sonne gänzlich hinter den hohen Bergen verſchwand, dichte Dunkelheit eintrat und zu den vielen Laternen noch andere und dazu noch eine Reihe von kienholzgefüllten Eiſenkörben vor dem Schloſſe angeſteckt wurden und in hohen Flammen aufwallten.

— Das iſt ein wahres Feſt für die Leute, ſagte mein Wirth, als ich mit ihm betrachtend auf der Platform ſtand, wenn ſie ſolch ein Spektakel bereiten können. Sie ſind auf meinen Reichthum ſtolz, als wäre es der ihre, weil ich zu ihnen gehöre. Sie ſehen ihn gern auch deßhalb, weil Mancher von ihnen denkt, ſo wie dieſer Laurens kehrt vielleicht mein Kind einmal als Millionär aus Paris zurück. Ich bin ja nicht der Erſte, der als Betteljunge fortgezogen, um als Millionär heimzukehren.

Der Marquis ſeufzte. Laurens ſah ſich um und ſagte: Nicht traurig ſein, Herr Marquis!

— Nicht traurig ſein, Herr Marquis! wiederholte dieſer und lächelte wie früher und nickte mit dem Kopfe.

Ich ſah ein, daß es mir nicht ſchwer ſein würde, die Geſchichte der beiden eigenthümlichen Alten zu erfahren, und vertröſtete mich auf das Nachteſſen, das für uns bereitet wurde und das wir gemeinſchaftlich einnehmen ſollten. Ein ſchwarzgekleideter Mann mit weißer Kravatte erſchien bald und kündigte an, daß das Eſſen bereit ſei. Wir gingen durch eine Reihe ſchöner Gemächer, in ein kleines, rundes, mit Stukkaturarbeiten geſchmücktes Eckzimmer, wo uns ein elegant ſervirter Tiſch erwartete.

— Das ſind wohl Ihre Zimmer? fragte ich Herrn Laurens.

— Meine Zimmer? — Nein! ich wohne unten im Dorfe, in der Hütte, vor der Sie mich geſehen, zur Miethe beim Herrn Marquis.

Der Marquis lächelte und bestätigte: Ja, ja, zur Miethe bei mir, dem Herrn Marquis.

Als wir uns zu Tische setzten, bemerkte ich, wie Herr Laurens dem Bedienten, der uns eingeführt, mit strenger Miene ein Zeichen machte, das ein Verweis sein sollte. Sogleich eilte dieser aus dem Zimmer und kam mit einem andern Diener in prächtiger Livree zurück, der sich hinter dem Stuhle des Marquis aufstellte. — Vom Essen sage ich nur — um nicht einen Speisezettel aufführen zu müssen — daß es vortrefflich war und daß es von Leuten servirt wurde, denen man eine mehrjährige Dienstzeit zu Paris als Kellner und Aufwärter ansah. Den Speisen und der Bedienung entsprechend waren die edlen Weine, die in zweckmäßiger Abwechslung auf einander folgten. Den besten Appetit bewährte der alte Marquis, der sich durch unsere Gespräche nicht stören ließ, nur von Zeit zu Zeit bejahend mit dem Kopfe nickte und sich manchmal benahm, als wäre er unser Wirth, eine Illusion, in der ihn dann Herr Laurens immer zu bestärken suchte. Ich begriff die Ursache dieser Handlungsweise und zum Theil das ganze Benehmen Laurens' gegen den Marquis, als ich fragte, ob das Schloß nicht einen besondern Namen habe, und dieser rasch antwortete: Chateau Villarson. Der Marquis war also offenbar der frühere Besitzer, glaubte es manchmal noch zu sein, und Herr Laurens wollte in solchen Momenten die süße Täuschung nicht stören.

Nachdem verschiedene Weinsorten an uns vorübergegangen, neigte der arme Marquis den Kopf auf die Schulter und schloß die glänzenden Augen, die eigentlich noch das einzige Lebende an ihm waren und ohne deren Glanz man es nicht geglaubt hätte, daß noch ein Fünkchen menschlicher Vernunft in diesem kahlen und alten Schädel brannte. Er dämmerte von nun an so hin zwischen Träumen und Wachen, und seine Erscheinung wurde noch traumhafter als zuvor. Mein Wirth hingegen, der viel mäßiger im Genusse der Speisen wie der Getränke gewesen, wurde desto lebhafter und mittheilsamer, und da ich in demselben

Grade zudringlicher wurde, bekam ich, während draußen die Flammen in den Körben immer tiefer brannten, seine Geschichte zu hören, in deren Erzählung er sich selbst durch die Diener nicht stören ließ, die ab- und zugingen.

Als die Franzosen, so begann Herr Laurens, aus diesem Lande eine Republik machten, welche sie die allobrogische nannten, wurde hier trotz aller guten Absichten die Noth größer als je. Wir hatten Einquartierungen und sollten fremde Soldaten ernähren, während wir selbst kaum das Brod hatten. Viele Savoyarden flüchteten sich aus Paris zurück in die Berge, und die Zahl der Verzehrenden wurde größer, während die Zahl der Arbeitenden und Erwerbenden immer kleiner wurde, da die rüstige Jugend in den Krieg zog. Dazu kam, daß der reiche Adel, von dessen Tisch früher manche Brosamen für die Armen abfielen, jeden Nichtadligen als Feind zu betrachten anfing und dem Volke, das er aushungern und, wie er dachte, zur Unterwerfung zwingen wollte, jeden Abfall von seinem Ueberfluß entzog. Die Herren, die in Chambery in der Kirche als Vertreter der allobrogischen Republik saßen, beriethen vielerlei, aber dem Elende der Zeit konnten sie nicht abhelfen — und wie zu Anfang der Revolution die Savoyarden aus Paris zurück eilten, so begann jetzt die Auswanderung in weit größerem Maßstabe. Ich war kaum zehn Jahre alt, als ich ausgerüstet mit einem Murmelthier und dem Segen der Mutter auf die Wanderschaft ging; neben mir ging ein Mädchen, ein Waisenkind, Louison hieß sie, die meinem, des zehnjährigen Knaben Schutze vertraut war. Ihre Ausrüstung war eine Vielle, die sie von ihrer Mutter geerbt hatte. Meine Mutter begleitete uns bis St. Jean de Maurienne, und wir weinten alle Drei. Auf dem Wege dahin begegneten wir dem zwölfjährigen Sohn unserer Herrschaft, dem jungen Marquis von Villarson, hoch zu Roß. Die Mutter befahl uns, dem jungen Seigneur pflichtgemäß Lebewohl zu sagen. Wir thaten es mit Zagen, denn der junge Marquis war als ein wilder, unbarmherziger Knabe verrufen, und ich

ſowohl wie Louiſon hatten ſchon manche Püffe von ihm empfangen.

— Ja, ja, unterbrach hier der alte Marquis den Erzähler, der junge Villarſon war ein wilder, unbarmherziger Knabe.

— Er war es, lächelte Herr Laurens, indem er ihm die Hand entgegenſtreckte, aber er wurde ein guter Mann.

— Er wurde ein guter Mann, beſtätigte der Marquis, ohne die Augen zu öffnen.

— Sprechen Sie vom Marquis? fragte ich.

— Von dieſem, der hier ſitzt, erwiderte Herr Laurens — man darf von ihm ſprechen wie von einem Abgeſchiedenen.

— Wie von einem Abgeſchiedenen! wiederholte der Marquis wie früher.

Der junge Marquis, fuhr mein Wirth fort, ließ uns nicht zu Worte kommen. Ah, Canailles, rief er uns entgegen, geht ihr nach Paris zu Robespierre, um Jakobiner zu werden und mit den Franzoſen zurückzukommen und uns unſere Schlöſſer zu nehmen?

— Verzeihen Eure Gnaden — fiel ihm meine Mutter in die Rede, aber Louiſon ließ ſie nicht weiter ſprechen, und böſe über ſeine Bosheit rief ſie darein: Ja, Herr Marquis, wir gehen hin, um in Ihr Schloß zurückzukehren und Sie daraus zu vertreiben.

— Canaille! Canaille! wiederholte der junge Marquis.

— Anſtatt die armen Kinder zu ſchimpfen, ſagte meine Mutter, ſollten Sie als unſere Herrſchaft ihnen einen Zehrpfennig auf den Weg geben.

— Zehrpfennig? den ſollen ſie haben! rief der wilde Knabe, ſprengte auf uns los und ſchlug mich und mehr noch Louiſon mit der Reitpeitſche auf Rücken und Geſicht. Ich wollte mich auf ihn ſtürzen, aber der Bediente, der mit ihm war, warf mich mit ſeinem Pferde um. Darauf ritten Beide im Galopp weiter. Ich war beſchämt und ergrimmt, Louiſon, die ich ſo ſehr lieb hatte und die meinem Schutze empfohlen war, vor mir

mißhandelt zu ſehen, ohne helfen und ſie rächen zu können. Thränen der Wuth ſtürzten aus meinen Augen, während auch meine Mutter weinte; aber Louiſon tröſtete uns. Wir gehen jetzt in die Welt, ſagte ſie, und ich ſchwöre es, wir wollen es noch dahin bringen, daß wir den böſen Marquis aus ſeinem Schloſſe drängen; dann wollen wir ihn an die Schläge erinnern. — Ach, es war eine ſtarke Seele, meine Louiſon, und mein Lebenlang hat ſie mehr mich beſchützt, als ich ſie.

Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß wir aus Furcht vor der Guillotine, die übrigens damals gar nicht mehr arbeitete, nicht nach Paris, ſondern nach Genf gingen. In der bewußten Platane ſchlief ich nicht allein, ſondern mit Louiſon. Als die Noth groß wurde, ſagte Louiſon: Ach, wer wird ſich auch vor der Guillotine fürchten; die ſchlägt nur Ariſtokraten den Kopf ab. Wir ſind keine Ariſtokraten, gehen wir nach Paris. Und ſo gingen wir nach Paris.

Die damalige Welt hatte wenig für Savoyarden übrig, und es ging uns herzlich ſchlecht. Ich wäre wohl zehnmal verhungert, wenn mir nicht Louiſon immer ein Stück Brod zu verſchaffen gewußt hätte; ihren ſchönen, braunen Augen konnte Niemand widerſtehen, und ſie tanzte ſo ſchön, daß ſie immer einige Sous zuſammenbrachte, genug, um ſie und mich zu ernähren. Indeſſen — Sie kennen ja das Leben der Pariſer Savoyardenkinder — wozu ſoll ich Sie mit einer langen Beſchreibung langweilen? Wir ſchliefen à la belle étoile, wir aßen oder wir aßen auch nicht ein Stück trocknen Brodes, und ſo verging eine ſchöne Zeit, und wir wuchſen trotz allem Elend rüſtig darauf los. Eines Tages, während eines heftigen Schneegeſtöbers, ſuchte ich unter der Einfahrt eines großen Hauſes Schutz, und da das ſchlechte Wetter nicht aufhören wollte, legte ich mich in einen Winkel und entſchlief. Es war ſchon ſpäter und dunkler Abend, als ich mich ſanft geweckt fühlte und eine Frau mit freundlichem, lächelndem Geſichte vor mir ſtehen ſah. Sie lud mich ein, ihr zu folgen, was ich gerne that, da ich auf ein gutes

Nachteſſen hoffte. Sie ging voran, ich folgte, bis ſie nach einer ziemlich langen Wanderung in der Rue Pepinière eine Hausglocke zog. Der Portier öffnete und empfing die Dame mit vieler Unterthänigkeit. „Die Frau Gräfin, ſagte er lächelnd, haben eine gute Jagd gehabt.“ Sie antwortete nicht und führte mich drei Treppen hinauf in ein großes Zimmer, wo unter dem Vorſitz eines ältern Herrn an zehn Knaben um einen Tiſch ſaßen und mit Appetit ein einfaches Nachteſſen verzehrten. Mit Erſtaunen erkannte ich unter den Knaben mehrere als Landsleute und Kollegen, die noch vor Kurzem wie ich die Straßen durchzogen oder als Schornſteinfeger fungirt hatten. Ich überzeugte mich bald, daß ſämmtliche dieſe Knaben Savoyarden waren. Ich will Ihnen das Räthſel in wenigen Worten löſen.

Gräfin Montarcy wurde unter der Schreckensherrſchaft verdächtig, mit der Armee der Emigranten korreſpondirt zu haben. Sie ſollte verhaftet werden — und eine Verhaftung unter ſolchem Verdachte war damals ſo viel werth wie ein Todesurtheil. Ein Savoyarde, der bei ihr als Portier diente, rettete ſie, indem er einen Mann des Geſetzes niederſchlug, den andern Gerichtsbeamten im Hofe einſperrte, ſich mit ſeiner Herrſchaft in den Straßen verlor und ihr dann, nachdem er ſie in die Kleider ſeiner Schweſter geſteckt, aus Paris verhalf. Mad. de Montarcy entkam glücklich nach London. Unter dem Direktorium kehrte ſie nach Frankreich zurück und ſetzte jetzt die Bemühungen fort, die ſie ſchon von England aus eingeleitet hatte, ihren Retter aufzuſuchen und etwas über ſein Schickſal zu erfahren. Er war in Frankreich zurückgeblieben, da ſeine Geſellſchaft den Verfolgern der Gräfin deren Entdeckung erleichtert hätte, denn er war ein rieſiger und in ſeiner Geſtalt auffallender Mann. Die Gräfin erfuhr nur zu bald, wie ihr Retter geendet hatte. Er erſetzte ſie auf dem Schaffotte. Da er keine Anverwandten hatte, denen ſie hätte Wohlthaten erzeigen können, beſchloß ſie, ihre Dankbarkeit an den Savoyardenkindern zu beweiſen, die, wie Jener, nach Paris gekommen, unwiſſend und hülflos allem Elend preis-

gegeben ſind — und ſie miethete eine Wohnung, groß genug, um zehn oder zwölf Knaben zu beherbergen, die ſie in den Straßen auflas, und denen ſie einen würdigen Mann vorſetzte, der für ihr leibliches wie geiſtiges Wohl ſorgen ſollte. Die Kinder waren da gut aufgehoben, und ſobald durch den Abgang des Einen ein Platz frei wurde, ging, wie es der Portier dieſes Hauſes nannte, die gute Gräfin auf die Jagd aus, um ein neues aufzutreiben. Dieſe Freude, die Kinder ſelbſt herbeizuſchaffen, ließ ſie ſich nicht nehmen. Bei all Dem aber war ſie nichts weniger als reich, ihre Güter waren konfiszirt und verkauft worden, und ſie beſaß nur die kleinen Reſte eines großen Vermögens. Von dieſen gönnte ſie ſich ſelbſt nur den kleinern Theil, den größeren wendete ſie ihrer Anſtalt zu. Daher kam es auch, daß ſie den Aufenthalt in der Anſtalt keinem Knaben länger als zwei oder drei Jahre geſtattete, gerade die Zeit, die er bedurfte, um ordentlich ſchreiben, leſen, rechnen und dergleichen zu erlernen, was zum Fortkommen in der Welt unumgänglich nothwendig iſt; dann mußte er Andern Platz machen, damit ſie derſelben Wohlthat theilhaft werden. Dabei war auch noch ein Reſtchen Ariſtokratie im Spiele, denn Mad. de Montarcy war der Meinung, daß bei Kindern unſerer Klaſſe der Unterricht nicht über das Nothwendigſte hinausgehen dürfe, daß etwas mehr Wiſſen aus unſeres Gleichen nur Revolutionäre mache. Nun, die gute Frau hat durch die Revolution zu viel gelitten, und ſie hatte ein Recht, ſie zu fürchten. Nicht ich, der ich ihr ſo viel zu danken hatte, werde mit ihr rechten.

Mit dem Nachteſſen, das mich empfing, war ich ſehr wohl zufrieden, noch mehr mit dem guten Bette, darin ich köſtlich ſchlief, während es draußen ſchneite und ſtürmte. Mein erſter Gedanke, als ich des Morgens erwachte, galt meiner Louiſon und dem Bedauern, daß ſie die ſo böſe Nacht, der Himmel weiß wo? und wie? zugebracht; dann fühlte ich mich wie ein Gefangener und ſehr unglücklich darüber, daß ich von Louiſon getrennt ſein ſollte. Der Lehrer ſtellte mir in eindringlichen

Worten vor, welches Glück, von Gott geſandt, es ſei, daß ich in die Anſtalt gekommen, und welchen Nutzen es mir bringen werde, wenn ich da etwas lernte. Vergebens! ich ſchämte mich wohl, einzugeſtehen, daß ich vorzugsweiſe eines Mädchens wegen wieder ins Elend hinaus und alle die Wohlthaten von mir weiſen wollte; aber ich blieb dabei, daß ich fort müſſe. Solche Widerſetzlichkeit war dem Lehrer nicht neu, da ſie bei den meiſten neuen Zöglingen vorkam, die, an das herumſtreifende Leben gewöhnt, ſich Anfangs immer unbehaglich fühlten. Man übte in der erſten Zeit einen leiſen Zwang, vertröſtete von einem Tage zum andern, bis endlich der Junge freiwillig in der Anſtalt blieb. So ging es auch mir, ohne daß ſich meine Sehnſucht nach Louiſon vermindert hätte, und durch Wochen war ich wohl der traurigſte Geſelle der ganzen Anſtalt und ging es auch mit dem Lernen ſchlecht vorwärts, bis mir mit einem Male die Erlöſung kam und zwar von Louiſon ſelbſt. Eines Tages ſcholl plötzlich vom Hofe herauf ein liebes Lied aus der Heimat, das mir eben ſo bekannt war als die Stimme, die es ſang. Mit drei Sätzen war ich im Hofe, und ehe ſie mich geſehen, lag ich weinend am Halſe Louiſons. — Habe ich dich endlich, rief ſie, ebenfalls weinend; ſeit Wochen ziehe ich ſo von einem Hauſe zum andern — an keinem einzigen bin ich vorübergegangen — und überall ſinge ich nur dieſes Eine Lied. Ich wußte wohl, du kommſt aus deinem Verſtecke hervor, ſobald du das Lied zu hören bekommſt. —

Ich erzählte ihr, was mit mir geſchehen, und kündigte ihr den Entſchluß an, ſofort aus der Anſtalt zu entwiſchen und mit ihr weiter zu ziehen, wie ehemals. — Sie freute ſich darüber, aber nur einen Augenblick. Bald legte ſie ihr Geſicht in ernſte Falten, ſprach mir von der herrlichen Wohlthat, die mir da geſchehe, und ſetzte mir ſehr klug auseinander, wie ich in der Anſtalt aushalten und ſo viel als möglich lernen müſſe. „Siehſt du," ſagte ſie nach einer längeren und weiſen Rede, „das iſt nur der Anfang, und du wirſt gewiß ein großer und reicher Mann. Wenn man was gelernt hat, geht Alles leichter und ſchneller.

So wird man ein Monſieur. Und ich ſage dir, es iſt ganz gewiß, daß wir als ſehr reiche Leute in unſer Dorf zurückkommen, und daß wir uns dort ein ſehr ſchönes Schloß bauen — es iſt ſogar möglich, daß wir das Schloß des Marquis kaufen und dann leben wie geborene Marquis.

— Ja, ja, das Schloß des Marquis kaufen, — murmelte hier der Marquis, die Erzählung des Herrn Laurens unterbrechend.

Herr Laurens ließ ſich nicht ſtören und fuhr fort: Sie müſſen wiſſen, daß es von dem Augenblicke an, da uns der junge Marquis in der Stunde unſeres Abſchiedes von der Heimat gepeitſcht hatte, bei Louiſon ausgemachte Sache war, daß wir als reiche Leute in unſer Thal zurückkehren, uns daſelbſt ein Schloß bauen müſſen, ſo ſchön wie das des Marquis, oder noch beſſer, daß wir den Marquis aus ſeinem eigenen Schloſſe verdrängen müſſen. Mit dieſem Gedanken tröſtete ſie ſich in allem Elend, auf dieſen Gedanken kam ſie bei jeder Gelegenheit zurück — und wie kindiſch er auch war, er wurde ſtärker und mächtiger in ihr, je größer ſie wurde. Sie war ein herzensgutes Geſchöpf, aber die Hoffnung, den Marquis mit einem gleich ſchönen Schloſſe in demſelben Thale zu ärgern oder gar in ſein eigenes Schloß einzuziehen, hätte ſie nicht ſo leicht für ein anderes Glück ausgetauſcht. Mit dieſen Träumen ging der meine, daß wir uns einſt heirathen und jenes Glück gemeinſchaftlich genießen werden, Hand in Hand. Es wurde Louiſon um ſo weniger ſchwer, mich von meinen Fluchtgedanken abzubringen und zu treuem Ausharren in der Anſtalt wie zu fleißiger Arbeit zu ermuntern, als ſie verſprach, ſo oft als möglich wieder zu kommen.

Sie hielt Wort. Jede Woche an einem gewiſſen Tage, zu einer beſtimmten Stunde erſcholl ihr Lied und ertönte ihr Inſtrument im Hof, und manchmal bereitete ſie mir eine Ueberraſchung, indem ſie auch plötzlich an einem andern als dem gewohnten Tage erſchien. Es wurde mir dann auch erlaubt, zu

ihr, als dem Kinde deſſelben Dorfes, hinabzuſteigen und in der Wohnung des Portiers ein angenehmes Stündchen zu verplaudern. Es war eine glückliche Zeit, und ich fing damals an, zu fühlen, daß ich ohne Louiſon nicht leben könnte, und zugleich bemerkte ich, daß ſie von Woche zu Woche ſchöner wurde. Ich wußte es nachher, daß ich ſie damals mit Liebe zu lieben begann; aimer d'amour, wie wir zu ſagen pflegen. Wir ſtanden eben an der Thüre des Jünglings- und Jungfrauenalters. Klug und brav, wie Louiſon war, fühlte ſie ebenfalls, daß ſich die Zeiten ändern, und eines Tages kündigte ſie mir plötzlich an, daß ſie nicht mehr auf dieſelbe Weiſe als herumziehende Sängerin in den Hof kommen und daß ſie dem Inſtrument, dem Liede und auf einige Zeit auch mir Lebewohl ſagen wolle. — Schau, ſagte ſie, ich werde groß und auch hübſch, da ſchickt es ſich nicht mehr, daß ich ſo durch die Straßen von Paris ziehe. Ich habe ſchon Manches erfahren, was mich belehrt, daß ich auf andere und anſtändigere Weiſe mein Brod verdienen muß. Ich werde einen Dienſt ſuchen.

Was ſich Louiſon vornahm, das führte ſie auch aus. Sie fand einen Platz bei einer reichen Dame, und da ſie ſich ſehr anſtellig zeigte, ernannte ſie dieſe bald zu ihrer Kammerjungfer. Ich durfte ſie jeden Sonntag beſuchen, und ſie, wie ſie Alles benützte, wollte auch, daß dieſe Beſuche nicht nutzlos für ſie ſeien, und ich mußte ſie lehren, was ich in der Anſtalt ſelbſt gelernt hatte. „Denn," ſagte ſie, „ich muß ja ſchreiben und leſen können, um, wie es ſich ſchickt, in unſerm Schloſſe Briefe zu ſchreiben und Bücher zu leſen." Das Schloß! immer das Schloß! — Sie lernte raſch, und je älter wir wurden, deſto mehr Zeit blieb uns während der Unterrichtsſtunden für unſere Liebe. —

Ich blieb länger als drei Jahre in der Anſtalt, da ich nach Verlauf dieſer Friſt zu einer Art von Unterlehrer ernannt wurde, und der Himmel weiß, wie lange es noch ſo gleichförmig fortgegangen wäre, wenn uns nicht plötzlich die Umſtände an „unſer Schloß" erinnert und wenn ich nicht eingeſehen hätte, daß ich

Louiſon, die von Haus aus meinem Schutze empfohlen war, in eine geſicherte Lage bringen mußte.

Wir waren im Kaiſerreich, Paris hatte wieder einen Hof, und was von altem Adel war, wurde an dieſem Hofe der Emporkömmlinge mit Freuden aufgenommen. Der Marquis von Villarſon, derſelbe, der uns geſchlagen hatte, war einer der ſchönſten und glänzendſten Kavaliere dieſes Hofes; man ſchmeichelte ihm, man hätſchelte ihn, und er durfte ſich Vieles erlauben. Der ſavoyiſche Adel gehört ja zum älteſten und anerkannteſten Europa's, und Napoleon —

— Ja, ja, Napoleon! rief hier wieder der alte Marquis dazwiſchen, öffnete die Augen und leerte ein Glas Marſala.

So unterbrochen, nahm Herr Laurens den Satz nicht wieder auf, ſondern blickte den träumenden Greis lange an, ſeufzte und ſagte dann: Was iſt ein Menſchenleben! und Glanz und Jugend und Schönheit! Sehen Sie den Herrn Marquis an! Wir dürfen in ſeiner Gegenwart von ihm ſprechen, denn er iſt ein großer Philoſoph geworden und betrachtet ſich ſeit Jahren, als wäre er nicht er ſelber, ſondern irgend ein Dritter, deſſen Geſchichte er nur ſehr gut kennt. Dieſer Herr Marquis hatte Glanz, Jugend, Schönheit, und er war es, der mir Louiſon entreißen wollte und gerade in einer Zeit, da meine Liebe in vollſter Blüthe ſtand. Sie war ſchön —

— Sie war ſchön! wiederholte der Marquis, aber dießmal weniger als Echo, ſondern mit einem ſelbſtändigen Ausdruck tiefſter Ueberzeugung und mit einem Lächeln, das wie ein Glanz von Jugend über ſein verwittertes Antlitz flog.

— Sie war ſchön, ſie war anmuthig, fuhr Laurens fort, nachdem er eine Zeitlang vergebens gewartet hatte, ob nicht der Marquis ſeinem Lobe etwas hinzufüge, ſie war neunzehn Jahre alt, und jeder Zug ihres Geſichtes ſprach von Verſtand und Güte zugleich.

— Verſtand und Güte zugleich! wiederholte der Marquis.

Herr Laurens ſtreckte ihm über den Tiſch die Hand entgegen,

er aber hatte die Augen geſchloſſen und ſah es nicht. Laurens zog die Hand wieder zurück und ſagte: Wir waren jung und ſind alt geworden; wir waren Feinde, weil wir Dieſelbe liebten, jetzt ſind wir Freunde, eben weil wir Dieſelbe liebten. Er kam ins Haus der Vicomteſſe C..., bei der Louiſon diente, er verliebte ſich in Louiſon, er verfolgte ſie, ich blieb ruhig. Er bot ihr ſeine Hand an, ja, ja, er wollte ſie heirathen, obwohl ſie nur Kammerjungfer war, ich war immer noch ruhig. Aber einmal, da ihre Dame ſich in ſeiner Gegenwart von Louiſon einige unſerer Volkslieder vorſingen ließ, fand der Marquis, daß ſie zu einer großen Sängerin geboren ſei, daß ſie eine wunderſchöne Stimme und viel Talent habe und daß ſie als Sängerin eine große Carriere machen könnte. Da fing ſie Feuer. Die Geſchichte der „Fanchon", die ebenfalls eine Savoyardin geweſen ſein ſoll, die damals auf dem Theater aufgeführt wurde und in Aller Munde war, trug noch dazu bei, ihren Kopf zu erhitzen, und ſie bildete ſich ein, eine zweite Fanchon zu ſein. Der Weg zur Million, der allerkürzeſte, und in das „Schloß" war gefunden. Das waren böſe Zeiten. Umſonſt ſtellte ich ihr vor, daß ich nie und nimmer eine Theaterprinzeſſin heirathen würde, ſelbſt wenn ſie mir eine Million mitbrächte, und daß mir die arme Kammerjungfer viel lieber ſei; ſie meinte, daß ich ſie gewiß und um ſo lieber heirathen werde, wenn ich mich nur erſt überzeuge, daß ſie als Millionärin und gefeierte Sängerin eben ſo tugendhaft und treu bleibe, wie ſie es als Kammerjungfer geweſen. Da ich aber auf meiner Anſicht beharrte, nichts von der Sängerin, von ihren Millionen und ihrem Schloß wiſſen wollte, wandte ſie ſich mit ihrem Vertrauen der Vicomteſſe zu, die mit dem Marquis einverſtanden war, und vergaß nach und nach den Groll, den ſie ſeit Jahren gegen dieſen hegte. Der Marquis glaubte nun ſein Spiel gewonnen und traf demgemäß ſeine Anſtalten. Ich aber war auch nicht unthätig und beobachtete den jungen Herrn um ſo eifriger auf Schritt und Tritt, je ſchweigſamer und zurückhaltender Louiſon gegen mich geworden. Um Das ohne Störung thun zu

können, verließ ich die Anſtalt für immer, ohne übrigens zu wiſſen, wie ich mich künftig durchſchlagen würde. Aber was lag mir daran, mein Hauptziel war jetzt, der verblendeten Geliebten die Augen zu öffnen und ihren Verführer bei nächſter Gelegenheit zu züchtigen, auf das Furchtbarſte zu züchtigen. Ich ſchrak vor keinem Gedanken zurück und ſagte mir, daß ich ihn im gegebenen Falle auch todtſchlagen könnte. Und nachdem ich ſo durch einige Wochen dem Marquis wie ein Spion gefolgt war, holte ich eines Tages Louiſon ab und bat ſie, mit mir einen Spaziergang zu machen. Sie meinte, ich ſei nun mit dem Gedanken an ihre glänzende Laufbahn verſöhnt, und ſprach mir auf dem Wege von nichts Anderem, als von dem Glücke, das uns Beide erwarte, und wie wir uns früher, als wir je hätten träumen dürfen, in unſer „Schloß" zurückziehen würden. Ich ſchwieg und ging immer weiter, bis wir auf die Höhen jenſeits der Rue St. Lazare ankamen, wo damals noch viele einzelne Pavillons in großen Gärten ſtanden. Ich trat in einen dieſer Pavillons, und man ließ mich ungehindert eintreten, da ich die letzten Tage mehrere Mal in Geſellſchaft der Arbeiter, die daſelbſt beſchäftigt, gekommen war. Louiſon fragte mich, was ich da wollte. Ich ſchwieg und führte ſie von Zimmer zu Zimmer. Sie war von der ſchönen Einrichtung entzückt. Dann rief ich den Portier herauf und fragte ihn in Louiſons Gegenwart: wer dieſen Pavillon ſo ſchön einrichten laſſe? und wer ihn dann bewohnen ſolle? — „Der Marquis Villarſon," antwortete der Portier, „ein Savoyarde, will hier ſeine Geliebte, ebenfalls eine Savoyardin, unterbringen." — Louiſon erbleichte und wollte zum Hauſe hinausfliehen, ich aber hielt ſie zurück und zwang ſie, ſich mit mir auf eines der ſeidenen Sopha's niederzulaſſen. Ich wußte, daß der Marquis kommen ſollte, um das Appartement zu beſichtigen. Er ließ auch nicht lange auf ſich warten. Ein Phaëthon fuhr vor, und bald darauf hörten wir die Stimme des Marquis in den vordern Zimmern, der Zweien ſeiner Freunde Erklärungen gab, welche Louiſon über ſeine Abſichten allerlei Aufſchlüſſe

gaben. Sie wollte aufſpringen und ihm entgegeneilen; ihre Augen funkelten vor Wuth, ihre Arme zitterten, ihre Finger zuckten. Ich hielt ſie zurück.

Als der Marquis in Begleitung ſeiner Freunde bei uns eintrat und uns erblickte, ſtutzte er einen Augenblick, faßte ſich aber bald und herrſchte mir entgegen: Was ich da zu thun hätte; ich ſolle mich ſofort packen!

— Das werde ich auch thun, antwortete ich, ſo bald ich Sie hier zu dieſem Fenſter hinausgeworfen habe. — So ſprechend, hatte ich ihn auch ſchon um den Leib gefaßt, in die Luft gehoben und befand mich mit ihm auf dem Wege zum Fenſter. Seine beiden Freunde warfen ſich mir in den Weg und ſuchten mir meine Beute zu entreißen; vergebens. Ich hatte in dieſem Momente eine Rieſenkraft; den Marquis hielt ich ſo feſt, daß er ſich kaum winden konnte, und trotz aller Anſtrengungen der beiden Herrn rückte ich Schritt vor Schritt dem Fenſter entgegen. Der Marquis ſchrie, die Freunde ſchrieen, es war ein Höllenlärm. Mit Einem Male aber miſchte ſich ein eigenthümliches Geräuſch in dieſen Lärm und verwandelte ſich das Geſchrei der Herren in ein lautes Gelächter, das ſo herzlich, beinahe krampfhaft wurde, daß ſie von der Vertheidigung ihres Freundes ablaſſen mußten; ja, ſelbſt der Marquis lachte trotz der kritiſchen Lage, in der er ſich befand. Ich ſtutzte, ließ mit dem Vordringen gegen das Fenſter in dem Maße nach, als der Widerſtand ſich minderte, und ſah mich um; da ſtand Louiſon neben mir und ohrfeigte den Marquis mit ſolcher Schnelligkeit, ſolchem Ernſt, ſolchem Eifer, daß es in der That unendlich komiſch anzuſehen war, daß ich ſelbſt von dem allgemeinen Lachkrampf angegriffen wurde und den Marquis fallen ließ. Seine beiden Wangen waren ſchon dunkelroth und angeſchwollen; trotzdem wälzte er ſich lachend auf dem Boden. Louiſon ſtand neben ihm, ſah zornig auf ihn hinab, die einzige ernſte Perſon der Geſellſchaft, immer bereit, wieder über ihn herzufallen, was das Komiſche der Lage nur noch erhöhte.

— Sie hatte ein Händchen wie eine Herzogin, ſchaltete hier der alte Marquis ein — o, ich erinnere mich ganz deutlich.

Indeſſen hatte der Lärm unten im Garten und auf der Straße ſeinen Widerhall gefunden, die Polizei kam, und da ſie drei vornehme Herren und einen Savoyarden fand, überlegte ſie ſichs nicht lange, nach Art der Napoleoniſchen Polizei, fragte Jene nur nach ihren Namen und führte mich als Gefangenen fort. Ich ging ganz ruhig, nie war mein Vertrauen in Louiſon größer als in dieſer Stunde. Die Freunde riethen dem Marquis, mir wegen Mordverſuchs einen Prozeß machen zu laſſen, oder wenigſtens dafür zu ſorgen, daß ich in die Armee geſteckt und nach Oeſterreich oder Spanien geſchickt werde — er werde dann freien Spielraum haben, ſich an mir rächen und mit Louiſon am Ende doch fertig werden. Aber ich war ſchon am nächſten Tage frei und wurde auch nicht in die Armee geſteckt — und Beides dankte ich den Bemühungen des Marquis. Ja, er hatte ſogar alle mögliche Mühe, um mich vom Soldatenthum zu befreien, denn damals war es üblich, daß die Polizei, wo ſie ihre Hand auf einen jungen Mann legte, die Gelegenheit benutzte, um die Armee Sr. Majeſtät zu vergrößern. Der Marquis mußte von Pontius zu Pilatus laufen, um Louiſon ihren Geliebten zu retten. Sehen Sie, er war eigentlich immer ein guter Mann!

— Er war eigentlich immer ein guter Mann! wiederholte der Marquis trauernd, als ſpräche er von einem Todten.

Ich hatte auch wenig Luſt, mich mit Oeſterreichern und Spaniern zu ſchlagen, die mir kein Leides gethan hatten; wohl aber verließ der Marquis bald nach jener Geſchichte das Hofleben und trat in die Armee, wo er ſich auch tapfer ſchlug, als ein ächter Savoyarde, der er iſt. Ich empfand das dringendſte Bedürfniß, der Gefahr, ein ſolches Mädchen wie Louiſon zu verlieren, ein für alle Mal ein Ende zu machen — und wir verheiratheten uns kurzweg, ich mit wenigen Sous, ſie mit etwas mehr Franken in der Taſche.

Nun, mein Herr, beginnt ein arbeitsvolles Leben, von dem

ich Ihnen ſo wenig als möglich erzählen will. Ich war Aufſeher der Arbeiter bei einem großen Unternehmer; nach einiger Zeit hatte ich den Muth zu kleinen Unternehmungen auf eigene Fauſt. Ich wußte, wie man mit Hülfe der berufenen Leute Straßen, Dämme u. dergl. baute, Kanäle grub, Steinbrüche ausbeutete, und ich begann mit kleinen Erſparniſſen und mit dem Kredit meines Landsmannes, des Bankiers P... Nach einigen Jahren legte ich ſchon Kapitale in ſein Geſchäft, und ehe ich mich Deſſen verſah, war ich Bankier und Unternehmer zugleich. Unter Napoleon hatten die Seehäfen ſämmtlicher franzöſiſcher Küſten, immer von den Engländern blokirt, brach und öde gelegen und waren während der Zeit verfallen, verſandet, zum Theil zerſtört. Jetzt mußten Deiche, Dämme, Werften und was dazu gehört, gebaut, ganze Strecken entſandet und zu all Dem Schiffe konſtruirt werden. Ich hatte beinahe überall mein Theil, denn ich gebot über eine kleine Armee von Arbeitern, die mich als den Ihrigen betrachteten und lieber bei mir als bei Andern arbeiteten. Ich gewann große Summen als Unternehmer, und dieſe Summen machten Junge in unſerm Bankhauſe. Wir wohnten in der Chauſſee d'Antin in einem prächtigen Appartement, in dem wir manchmal noch viel reichere Leute, als wir ſelbſt waren, empfingen — aber wenn die Leute fort waren, zogen wir uns in ein kleines Hinterſtübchen mit einfachen Möbeln zurück, in dem wir uns heimiſch fühlten. Dort ſprach ich auch den Dialekt unſerer Berge, den Louiſon auch in dem prächtigen Appartement gebrauchte. Dort ſprachen wir viel von unſerer Heimat, dahin wir uns endlich zurückziehen wollten, und Louiſon vergaß dabei niemals das „Schloß". Der Marquis war wie von der Erde verſchwunden; wir hörten erſt ſpät, daß er jetzt am Hofe von Turin lebe, da Turin nach dem Falle Napoleons wieder die Hauptſtadt Savoyens geworden. Und wieder nach Jahren liefen durch unſere Komptoirs zu wiederholten Malen große Wechſel und Schuldverſchreibungen, die mich an ihn erinnerten, da ſie ſeine Unterſchrift trugen. Wenn ich Louiſon davon erzählte, ſagte ſie

ruhig: Wir bekommen noch ſein Schloß, wie ich es ihm verſprochen habe. Das iſt gut, dann brauchen wir nicht erſt ein neues zu bauen.

Und ſo iſt der Menſch: die Gelder floßen zu, die Jahre floßen ab. Ich ſtak immer ſo tief in Geſchäften, daß an ein Abbrechen und Abrechnen nicht zu denken war — und mein Aſſocié, der brave P..., deſſen Namen Sie wohl kennen, meinte immer, es gehe zu gut, um aufzuhören, und es werde ſchon eine Zeit kommen, die ſich von ſelbſt als geeigneten Schlußpunkt ankündigen werde. Geldmachen ermüdet nicht, und an das Alter denkt man nicht, als bis es da iſt. Es geht mit der Jugend wie mit der Geſundheit; man denkt an dieſe erſt, wenn man krank, und an jene, wenn man alt iſt. Mit Einem Male iſt man alt. Aber zwei Menſchen, die von Kindesbeinen an neben einander einherliefen und deren Liebe nicht altert und die einander immer ſo ſehen, wie damals, als ſie einander zu lieben anfingen, die merken es am Späteſten. Erſt die große Revolution vom Jahre 1848 konnte P... überzeugen, daß der Schlußpunkt gekommen ſei, und erinnerte uns, Louiſon und mich, daß wir alt geworden. Sind wir doch aus Savoyen ausgezogen, als man noch vor Robespierre und der Guillotine Angſt hatte. Aber hélas! Louiſon lag auf dem Krankenbette, auf dem Sterbebette. Sprechen wir nicht davon. Eine Stunde vor ihrem Tode mußte ich ihr verſprechen, in unſer Thal zurückzukehren und das Schloß zu kaufen, denn der Marquis war gänzlich ruinirt, die Revolution hatte ihm den letzten Stoß gegeben, und ſein Gut wurde von den Gläubigern an den Meiſtbietenden losgeſchlagen. Sie beſchwor mich, gleich nach ihrem Tode abzureiſen, damit mir das Schloß ja nicht entgehe. Ich verſprach Alles, und ruhig lächelnd ſchloß ſie die Augen. Ich begrub ſie neben dem Monument, das ich der guten Frau v. Montarcy hatte errichten laſſen, und eilte in das Thal zurück, das ich an ihrer Seite und unter den Schlägen des Marquis vor beinahe ſechzig Jahren verlaſſen hatte.

Herr Laurens ſtützte die Ellenbogen auf den Tiſch und legte das Geſicht in beide Hände. Der Marquis ſchlief und lächelte

im Schlafe. Der ruinirte, abgelebte, in die Kindheit schwächlichsten Greisenthums versunkene Kavalier schien mir glücklicher, als der kräftige alte Mann, der sein Leben in frischer Arbeit und Thätigkeit und liebend und geliebt verbracht hatte; der sein Ideal erreichte, aber allein und zu spät.

Nach einer im Verhältniß zu seiner Erregung kurzen Pause fuhr Herr Laurens mit fester Stimme fort: Mich tröstet Eines: nämlich, daß Louison sich in dem Schlosse so wenig heimisch gefühlt hätte wie ich. Ich kaufte eben das Schloß zu einem außerordentlich geringen Preis, es kostete mich nicht den vierten Theil meiner Jahresrente. Der Marquis verließ es lächelnd, während ich trauernd einzog. Er nahm die Hütte, die meiner Mutter gehört und die seit ihrem Tode leer gestanden hatte; ich nahm das Schloß seiner Ahnen. Aber hieher zurückgekehrt, fühlte ich mich ganz als Das, als was ich die Berge verlassen hatte, als den Sohn jener Hütten, und mit Sehnsucht sah ich hinab auf die elenden Dächer — mit Neid ging ich an dem Häuschen vorbei, in dem der Marquis wohnte. Ich besaß das Schloß, der Traum Louisons war verwirklicht, ihr letzter Wille befolgt; wenn an ihrem Wunsche, das Schloß zu besitzen, einiges gegen den Marquis gerichtete Rachegefühl Theil hatte, so würde sie, Das war ich überzeugt, dieses Gefühl gänzlich zum Schweigen gebracht haben, wenn sie den ehemals wilden und übermüthigen, aber eigentlich nie bösen Gesellen in seinem jetzigen Zustand gesehen hätte. Was that ich, nachdem ich Das alles erwogen? Das Häuschen des Marquis hatte zwei Stuben, ich miethete ihm die eine ab und bin nun sein Miethsmann. Ich bot ihm das Schloß zur Wohnung an, er lehnte es lächelnd ab. Verkauft ist verkauft, sagte er. Im Grunde wollte er sich keine Wohlthaten erweisen lassen, er gestattete aber, daß ich das Häuschen wohnlich einrichten ließ. Und so hausen wir zusammen, und sein Umgang ist mir der liebste, denn er hat Louison in ihrer Blüthe gekannt und — wie immer — sie doch geliebt. Jetzt wollen wir ihn in sein ehemaliges Bett bringen lassen und dann: gute Nacht!

Eine Entführung in Böhmen.

Es koſtete mich keinen ſchweren Entſchluß, ſo bald ſich das Elend des Exiles geltend zu machen begann, wie viele Andere die Laufbahn eines Stundengebers zu betreten und in Paris die Rolle eines Apoſtels deutſcher Sprache, Literatur und Geſchichte zu übernehmen. Von vielen und angeſehenen Freunden unterſtützt, fand ich bald, was ich ſuchte, und unter andern wurde ich der Vicomteſſe St. Hilaire empfohlen, mit deren fünfzehnjährigem Töchterlein ich deutſche Dichter leſen ſollte. Die Empfehlung war ſehr warm und kam von einem Freunde des Hauſes, und einige Zeit nach meiner Einführung fand mich die Vicomteſſe mit ihrer alten Mutter, der Gräfin Drumont, im intimen Zirkel einer ihrer Freundinnen, wo ſie erfuhren, daß ich daſelbſt zu den Vertrauteſten gehörte — ſo wurde mein Verhältniß zu den beiden Damen ein viel beſſeres, als ſolche Verhältniſſe ſonſt zu ſein pflegen. Dazu kamen noch andere Umſtände und unter dieſen vorzugsweiſe zwei, welche eine innigere Annäherung ſehr begünſtigten. Die Familie gehörte ſeit lange, trotz ihrem Alter und ihrer hohen Titel, zur liberalen Partei, und ein politiſcher Flüchtling hatte für ſie nichts Erſchreckendes. Sie wußten auch, was von den Verleumdungen zu halten iſt, die den Verbannten oft bis auf die harten Wege der Fremde verfolgen, und als ihnen eine ariſtokratiſche Freundin aus Dresden, der ſie von ihrer Verbindung mit mir geſchrieben, berichtete, daß ich in Deutſch-

land eine Frau mit mehreren Kindern habe ſitzen laſſen, lächelten ſie darüber, da ſie von mir wußten, daß ich unverheirathet war. In den Augen der alten Gräfin Drumont, der Großmutter meiner Schülerin, war es noch eine beſondere Empfehlung, daß ich aus Böhmen ſtammte. Dieſes Land, das konnte ich gleich bei meiner erſten Unterhaltung mit der alten Dame bemerken, war ihr ganz beſonders intereſſant. Sie kam, als ich ihr meine Heimat nannte, in wahrhafte Aufregung und erkundigte ſich ſeitdem zu wiederholten Malen, und ſo oft ſie nur die Gelegenheit herbeiführen konnte, nach der Beſchaffenheit des Landes, nach ſeinen Städten und Schlöſſern, nach ſeinen Sitten und Gebräuchen. Sie liebte offenbar meine Unterhaltung, und bald war ich im Ganzen der Freund des Hauſes und im Beſondern der Bevorzugte und Günſtling der ehrwürdigen Matrone. Aber erſt nach Monaten erfuhr ich von ihr, warum ſie an meiner Heimat ſo großes Intereſſe nahm. „Ach," rief ſie eines Tages mit Thränen in den Augen aus, „ach, in Böhmen iſt mir ja das Liebſte, was ich auf Erden hatte, ſpurlos verſchwunden. Mein Glück, mein Stolz und der Name, den ich trage, ſind dort irgendwo in einem unbekannten Winkel begraben. Dort hat das Ende eines Trauerſpieles geſpielt, das mir das Herz durchbohrte, obwohl es mir bis auf den heutigen Tag ein Räthſel geblieben iſt und wohl immer bleiben wird. Sie, mein Herr, waren damals zu jung, als daß ich irgend von Ihnen eine Auskunft hoffen könnte, auch ſtand Ihre Welt, als die eines Dorfkindes, den Regionen, in denen dieſes Trauerſpiel ſpielte, zu ferne, als daß Sie oder Jemand der Ihrigen deſſen Zuſchauer ſein oder davon hätten hören können. Doch will ich Ihnen die Geſchichte meines Unglücks erzählen — ſo weit ich ſie ſelber kenne — um Ihnen zu erklären, was meine Gedanken und Gefühle ſo ſehr an Ihre Heimat feſſelt, und um mich bei Ihnen zu entſchuldigen, daß ich Sie oft und immer wieder mit demſelben Gegenſtande des Geſpräches behellige.

„Mein verſtorbener Gatte, Graf Amy Drumont, gehörte

ſchon unter der Reſtauration zur liberalen Partei und ſtand auf der Seite von Männern wie Manuel, General Foy, Benjamin Conſtant, welche erkannten, daß es zum Verderben Frankreichs wäre, wenn man über die Grundſätze von 1789 zurückgehen würde, und wenn man den zurückgekehrten Emigrirten, die von den ſtattgefundenen Veränderungen im öffentlichen Geiſte keine Ahnung hatten oder haben wollten, Gehör gäbe. Doch war er ein treuer Royaliſt, und ſeines Namens wegen zählten ihn ſelbſt die entſchiedenſten Ariſtokraten zu den Ihrigen, obwohl er ſo Manches verſchuldete, was ſie aufs Strengſte verurtheilen mußten. Dazu gehörte unter Anderem das Verbrechen, unſern Sohn René in ſeinem achtzehnten Jahre der verrufenen, von der Republik gegründeten polytechniſchen Schule anvertraut zu haben, in der man nichts lernte, was an den Hof der Ludwige erinnerte, wohl aber Manches, was die Jugend mehr mit der Nation und mit dem Leben, als mit dem Hofe und mit den von Karl X. begünſtigten Kongregationen, verband. Mein Mann ſtarb vor Erfüllung ſeiner Prophezeiungen, das iſt vor der Julirevolution und der Vertreibung des Königs und ſeines Hofes. René, als Polytechniker und als fortgeſchrittener Sohn ſeines Vaters, kommandirte das Volk und war einer der Helden der drei Tage. Der Ehre, des Ruhmes wurde ihm genug, auch der Freude, da er ſeine Sache triumphiren ſah. Aber ſein Sieg ſollte der Tod ſeines Glückes werden.

„Von früher Jugend an hing er mit der ganzen Treue und Leidenſchaft ſeiner Seele an Viktorine de la Pérouſe, der Tochter unſeres Nachbars im Faubourg St. Germain und Kapitains der Garden Karls X., eines der eifrigſten Royaliſten und Anhängers des alten Regime. Trotz dieſem letztern Umſtande hatte es nicht im Entfernteſten den Anſchein, als ob die Liebe der beiden Kinder ein Schickſal wie das von Romeo und Julie heraufbeſchwören ſollte. Die beiden Familien waren ſeit Jahrhunderten durch Freundſchaft, verwandtſchaftliche Bande und eine theilweiſe gemeinſame Geſchichte zu ſehr an einander geknüpft, als daß die

Verſchiedenheit der Meinungen während einer oder zweier Generationen trennend hätte wirken können, und von Seiten des alten La Pérouſe hielt man zu ſehr auf Traditionen, um nicht, trotz jener Verſchiedenheit, die man für unnatürlich und darum für vergänglich erklärte, bei uns auszuhalten. Aber Alles änderte ſich ſchnell, als aus meinem Sohne, wie ſich der alte Kapitän der Garden ausdrückte, ein Barrikadenheld wurde und zwiſchen dieſem und den Anhängern des Königs ein ewig trennender Blutſtrom dahinfloß. Zu dieſer moraliſchen Trennung kam noch die materielle, indem ſich Herr von La Pérouſe mit ſeiner ganzen Familie freiwillig verbannte und ſeinem Könige nach Böhmen folgte.

„Mein armer René ertrug ſein Schickſal Anfangs mit vielem Muthe, auch dachte er in den erſten auf die Julirevolution folgenden Zeiten zu ſehr an das Vaterland und war mit dieſem zu leidenſchaftlich beſchäftigt, als daß er für ſein eigenes Schickſal genug Aufmerkſamkeit hätte übrig haben können, und er fühlte ſich mit Viktorine zu innig verbunden und verwachſen, um der Furcht, gänzlich von ihr getrennt zu werden, fähig zu ſein. Auch war ſein heiteres Weſen nicht darauf angelegt, irgend welche Beſorgniß in ſich aufkommen zu laſſen; er kannte keine Hinderniſſe, er glaubte alle beſiegbar, und die Welt, die ſeiner Liebenswürdigkeit überall entgegenkam und ihm alle Wege ebnete, beſtärkte ihn in dieſer heitern Zuverſicht. Wie er während der Julitage an der Spitze einer kleinen Schaar auf große Heeresmaſſen losging, ſo bot er lächelnd und ſingend allen Möglichkeiten menſchlicher Schickſale die Stirne. Erſt als auf mehrere Briefe von mir ein kurzes und entſchiedenes Abſageſchreiben des alten La Pérouſe ankam, in welchem er jene Ausdrücke gebrauchte, begann das Gemüth meines armen Sohnes ſich zu verdüſtern. Es waren indeſſen mehrere Monate ſeit der Revolution und ſeit der Trennung von Viktorinen vergangen; von den öffentlichen Angelegenheiten wandten ſich jetzt ſeine Gedanken wieder mehr den eigenen zu, und die Sehnſucht nach dem Mädchen,

das ihm Schweſter und Geliebte zugleich war, wuchs mit der wachſenden Zeit. Er war nahe daran, in Schwermuth zu verſinken, als ihn die Kämpfe in Polen aufs Neue weckten und er mit einigen jungen Männern, die an dem verlaſſenen Lande gut machen wollten, was die franzöſiſche Regierung verſäumte, aufbrach, um den heldenmüthig Kämpfenden mit ſeinem und ſeiner Genoſſen Muth und Kenntniſſen beizuſtehen. Ich will Ihnen nicht von den Sorgen und Qualen ſprechen, mit denen mein Herz dem einzigen Sohne auf die fernen Schlachtfelder folgte. Genug, er kam mir unverſehrt zurück, mit neuer Ehre bedeckt und, wenn auch über den unglücklichen Ausgang des Kampfes betrübt, doch ſo jugendlich glücklich, als man es nach Erprobung ſeiner Kraft in großen Fährlichkeiten immer iſt.

„In dieſem Gefühle war er auch wieder der Hoffnung fähig. Auf die Liebe ſeiner Viktorine, auf ihre gänzliche Hingebung durfte er bauen und überzeugt ſein, daß ſie ihm im äußerſten Falle trotz aller Hinderniſſe folgen würde. So ſah ich ihn bald wieder mit der ganzen früheren Freudigkeit ausgeſtattet und Pläne machen, die er mit Zuverſicht als Grundlage dauernden Glückes betrachtete. Unter dieſen Plänen obenan ſtand die Abſicht, einen ritterlichen Zug in das unbekannte Böhmen zu unternehmen und ſeine Geliebte zu entführen. In dieſer Abſicht wurde er durch einen Freund, einen Polen, den er ſich auf dem Schlachtfelde erworben hatte, noch beſtärkt. Graf Bobrowsky lebte in Böhmen, das ihm die Regierung Metternichs als Gefängniß angewieſen hatte. René bat ihn, ſich in die Nähe Viktorinens zu begeben und ihm von Zeit zu Zeit von ihrem Leben, ihrem Ausſehen, ihrer Umgebung zu berichten. Bobrowsky vollzog die Aufträge ſeines Freundes mit der größten Gewiſſenhaftigkeit und wußte, obwohl Herr von La Pérouſe revolutionäre Geſellſchaft von ſeiner Tochter fern hielt, obwohl er ſie auf dieſe Weiſe nur von fern beobachten konnte, doch ſo viel des Schönen von ihr zu berichten, daß René's Sehnſucht, ſie wiederzuſehen und ſich des theuern Beſitzes zu bemächtigen, durch des Freundes Briefe

mächtig entflammt wurde. Und ſo verließ er mich aufs Neue und dießmal, ach, um nie wiederzukehren. Kurz nach ſeiner Ankunft in Böhmen erhielt ich die froheſten und hoffnungsvollſten Nachrichten von ihm. Er ſchrieb, daß ſein polniſcher Freund Alles aufs Trefflichſte vorbereitet habe, daß er Viktorine geſprochen und ſie entſchloſſen gefunden, ihm zu folgen. Sie lebte in Geſellſchaft ihres Vaters und einiger anderer Emigranten, älterer und jüngerer Offiziere, die in Verſailles unter Herr von La Pérouſe geſtanden hatten, in einem einſam gelegenen Schloſſe, Namens Bukowan, das ihnen ein böhmiſcher Legitimiſt gaſtlich einräumte und in deſſen Umgebung ſie ſich unbewacht bewegte und lange Spaziergänge machte. René's Plan war es, ſie von einem ſolchen Spaziergange zu entführen und ſich ſofort in irgend einem Kloſter oder bei einem Pfarrer, den man gewinnen wollte, trauen zu laſſen. Das waren die letzten Nachrichten, die mir zukamen. Seitdem blieb mir mein Sohn verſchwunden, trotz aller angeſtellten Nachforſchungen bei den Behörden und bei einzelnen böhmiſchen Großen, an die ich mich empfehlen ließ. Es wußte mir Niemand irgend welche Auskunft zu geben. Als ich mich endlich, auf unſere alte Freundſchaft geſtützt, an Herrn von La Pérouſe ſelbſt wandte, blieb ich ohne Antwort, und meine noch ſpäter an Viktorine gerichteten Briefe kamen uneröffnet zurück, mit dem Bemerken, daß Fräulein von La Pérouſe ins Kloſter gegangen und daß es ihr verboten ſei, Briefe aus Frankreich zu empfangen. Wenige Jahre nach dem Verſchwinden meines Sohnes erhielt ich, durch Mittheilungen an die Anverwandten im Faubourg, kurz nach einander Nachricht von dem Tode des Herrn von La Pérouſe und ſeiner unglücklichen Tochter.

„Sie begreifen jetzt, mein lieber Freund, warum ich mich für Ihr Land ſo ſehr intereſſire. Iſt es nicht das Grab meines Sohnes? Iſt es nicht der Schauplatz, auf welchem er, vielleicht mit ſeinem Freunde, der mir ſo verſchwunden geblieben, wie er ſelbſt, in einem, allem Anſcheine nach blutigen Trauerſpiele zu Grunde gegangen?“

Die alte Gräfin verſank nach dieſen Mittheilungen in das trübſinnige Schweigen, das ich ſchon oft an ihr beobachtet hatte und deſſen Urſache ich nun kannte. Als ſie ſich endlich erhob, um mir gute Nacht zu ſagen, bemerkte ſie in meinem Geſichte eine große Aufregung. Sie ſchrieb Das meiner Theilnahme an ihrem Kummer zu und drückte mir dankbar und herzlich die Hand. Doch galt meine Aufregung ihrem Kummer nur zu einem verhältnißmäßig kleinen Theile: in mir ging etwas ganz Anderes vor, etwas, das, wenn es die alte Dame geahnt hätte, ſie gewiß bewogen haben würde, mich noch länger zurückzuhalten. Alte Erinnerungen aus früheſter Kinderzeit, ſchattenhaft wie ein Traum, und die ich in der That längſt für einen Traum, für Ausgeburten meiner eigenen Phantaſie zu halten gewohnt war, erhoben ſich nach und nach in mir, wurden immer lebendiger — und endlich, als ich mich auf dem Heimwege zu ſammeln ſuchte, wurden ſie ſo leibhaftig, daß mir das ganze Erlebniß greifbar, faßbar in allen Theilen vor Augen und Seele ſtand, als ob es von vorgeſtern wäre. Soll ich morgen zu der alten Dame zurückkehren und ihr erzählen, was ich im zehnten Jahre meines Lebens geſehen und wovon ich jetzt überzeugt war, daß es mit ihren Mittheilungen im innigſten Zuſammenhange ſtand? oder täuſchte ich mich? habe ich das Phantaſtiſche, daran ſie mich erinnerte, vielleicht wirklich nur geträumt? Und wenn ich es wirklich erlebte, war es denn nothwendig die Schlußſzene im Trauerſpiele ihres Sohnes?

* * *

Unſer Dorf liegt in einer der unſcheinbarſten, ödeſten, in einer von der Welt vergeſſenen Gegend Böhmens, hinter unbedeutenden Hügeln und traurigen Föhren- und Kieferwäldern verſteckt, einen großen Theil des Jahres von Walddünſten und Nebeln bedeckt. Keine Landſtraße führt daran vorüber, und ſelbſt mit den nächſten Dörfern iſt es durch ſo ſchlechte, ausgeſchwemmte, ſteinige Wege verbunden, daß ſogar mit dieſen kaum

der gewöhnlichſte Verkehr ſtattfindet. In dieſer an Naturſchönheiten und Naturprodukten gleich armen Gegend hat weder der Vergnügungsreiſende noch der Kaufmann etwas zu ſuchen, und ein fremdes Geſicht, eine fremde Erſcheinung, welcher Art immer, iſt hier eben ſo ſelten, als es ſelten vorkommt, daß ein Einheimiſcher über die Gränzen dieſer einſamen Gegend hinausgelangt. Ein fremder Einſpänner reicht ſchon hin, um ſämmtliche Einwohner an die Fenſter zu locken, denn ſelbſt die Pferde gehören hier zu den ſeltenen und koſtbaren Phänomenen. Nur zwei Bauern des ganzen Dorfes ſind ſo reich, daß ſie ihre Pflüge von einzelnen Pferden ziehen laſſen, die andern müſſen ſich mit Ochſen und Kühen begnügen, wenn nicht der Spaten den Pflug erſetzt. Das Dorf hat nichts als ſeine Einſamkeit und ſein Elend für ſich, nichts Anderes gibt ihm einen individuellen, beſondern Charakter, nicht einmal ſein Name, den es mit fünfundzwanzig andern Dörfern in nicht weitem Umkreiſe theilen muß. Das Einzige, das die Einwohner von ihrem Dorfe zu erzählen wiſſen, iſt, daß im Schloſſe ein Erzbiſchof geboren worden und daß von dieſem Erzbiſchofe — vielleicht — die kleine Kirche im Schloßgarten erbaut worden. Das Gebäude, dem man den ſtolzen Titel „Schloß" ertheilt, verdient dieſen in ſo ferne, als es aus Stein erbaut iſt und als einſtockiges Gebäude über die hölzernen Häuſer hervorragt. Auch hat das Schloß in der Mitte ein Thürmchen, mit einer Uhr, welche aber ſeit Menſchengedenken nicht mehr im Gange iſt und nur manchmal, man weiß nicht aus welchen Urſachen, plötzlich, ohne Rückſicht auf die Tageszeit, irgend eine beliebige Stunde anſchlägt. Nach heftigen Stürmen bemerkt man auch, daß ſich der eine noch übrige Zeiger etwas vor- oder rückwärts bewegte. Wozu das Kirchlein im Schloßgarten erbaut worden, das iſt eigentlich nicht zu ergründen, denn es gibt weder einen Pfarrer noch einen Kaplan im Dorfe, und die Einwohner müſſen wenigſtens anderthalb Stunden weit zu den Kapuzinern im Walde pilgern, um die Meſſe zu hören. Die Kapuziner haben auch die Seelſorge im Dorfe, wofür ſie ſich

dadurch bezahlt machen, daß sie so oft als möglich einen Pater herabschicken, der Mehl, Eier, Früchte, Geflügel und andere Lebensmittel einsammelt. Die Kirche wird darum zweckmäßig benützt, indem der Pächter des Schloßgartens, der einzige Bewohner des Schlosses, seine Produkte: Kartoffeln, Kohl, Gurken, Baumfrüchte ꝛc. daselbst aufstapelt. Das ist beinahe zu bedauern, denn dieses Kirchlein ist das einzige Gebäude des Dorfes, das einen gewissen künstlerischen Styl hat, im Innern selbst mit Bildern geschmückt ist, recht malerisch auf einer kleinen grünen Erhöhung, von hohen alten Bäumen eingefaßt, dasteht, sich melancholisch in einem großen Teiche spiegelt und außerdem in seinem geschwungenen Thürmchen zwei Glocken besitzt, die einen überaus schönen Ton von sich geben. Einige nicht üble Fernblicke abgerechnet, aus denen ein phantasievoller Landschaftsmaler etwas machen könnte, wüßte ich keine andere Schönheit, die unserm armen Dorfe nachzurühmen wäre.

Am Morgen eines sanft umnebelten, aber im Ganzen warmen und schönen Herbsttages erschien in diesem unserm Dorfe der Kapuzinerpater Adam zum Staunen und Schrecken sämmtlicher Bauern, da er erst vor wenigen Tagen da gewesen war, um zu sammeln, und er sonst, nicht allzu habgierig, nur in größern Zwischenräumen zu erscheinen pflegte. Man beruhigte sich bald, als man merkte, daß er dießmal nicht des Bettelns wegen kam, obwohl er den weißen Bettelsack über die Schultern geworfen hatte. Aber dieser Bettelsack war bereits ganz voll und viel weiter aufgebauscht als sonst. Mit diesem trat er in das erste Bauernhaus, um wenige Minuten darauf wieder hervorzukommen, und jetzt wußte man, was der Bettelsack enthalten hatte, denn Pater Adam war wie verwandelt. Anstatt der schmutzigen und zerrissenen Kutte trug er jetzt eine ganz neue, noch im Tuche glänzende; um den Leib hatte er eine ganz weiche, frisch gewaschene Kordel gebunden, die vorn in vielfachen Knoten bis hinab fiel zu den Sandalen, welche er gegen seine Gewohnheit an die nackten Füße gesteckt hatte. Stolzer als sonst und mit

mehr Würde durchschritt er das ganze Dorf, bis er auf einer kleinen Anhöhe vor demselben stehen blieb, seine Tabaksdose aus der Kapuze nahm und mit dieser in der Hand, wie ein Steingebilde, aufmerksam und unverwandt dem Süden und dem steinigen, von dorther führenden Wege entgegensah. Von dorther mußte etwas Neues, etwas Außerordentliches kommen. Pater Adam wies alle Bitten und Fragen mit erbarmungsloser Strenge und mit einer verächtlichen Handbewegung von sich, und so blieb uns, den Männern, Weibern, Greisen und Kindern des ganzen Dorfes, nichts Anderes übrig, als uns, da er den vordersten Platz auf der Höhe einnahm, hinter ihm im Halbkreise aufzustellen und ebenso aufmerksam und erwartungsvoll in die Ferne zu sehen.

Wir warteten nicht lange, und wir überzeugten uns, daß in der That Außerordentliches ankommen und geschehen sollte. Vom Süden her kam eine offene Kalesche oder etwas derart herangefahren, und zwar von fünf Pferden zugleich gezogen, welche, wie der Dorfjude erklärte, auf „polnische Art" vorgespannt waren, d. i. so, daß drei Pferde unmittelbar vor dem Wagen, und zwei vor diesen liefen. Das war das Eine Außerordentliche. Das Andere war, daß dieser Wagen über den steinigen und holperigen Weg mit einer Schnelligkeit dahin brauste, wie man es für unmöglich gehalten hätte und wie man in dieser Gegend überhaupt noch nicht hatte fahren sehen. Rechts und links vom Wagen liefen, mit den Pferden um die Wette, zwei Männer, die sich am Schlage hielten und das Umfallen des Fuhrwerks verhinderten. Der Eine derselben hielt zugleich die Zügel und munterte die Pferde mit allerlei Rufen auf. Im Wagen selbst saß eine einzelne Dame. Das alles konnte man schon von ferne sehen. Als der Wagen in die Ebene und in die Nähe des Dorfes kam, war unser Staunen noch größer. Alles an den Fremden war sonderbar und fremdartig: die kleinen, aber feurigen Pferde, das vielfach ausgezackte und geschmückte Geschirr, der Wagen, der beinahe ganz aus Leder bestand, und nun erst die Fremden selbst! Die Dame im Wagen war verschleiert, was in dieser

Gegend, die von der Exiſtenz eines Schleiers gar nichts wußte, doppelt geheimnißvoll erſchien; die beiden Männer hatten Geſichter, wie man ſie hier wohl auch noch nie geſehen. Beide waren jung und liefen neben dem Wagen und über die Steine des Baches, den ſie paſſiren mußten, mit außerordentlicher Behendigkeit. Der Eine hatte ein ſchönes braunes Geſicht mit dunklen Augen und einem feinen ſchwarzen Schnurrbärtchen und trug einen leichten kurzen Rock, der beinahe wie der Kittel eines Bergmannes oder Arbeiters ausſah, obwohl er von feinem ſchwarzen Damentuche war. Der Andere hatte über einen Schnürrock noch einen Mantel geworfen, der vorn von einer breiten Agraffe zuſammengehalten war und, über die Schulter zurückgeſchlagen, hinter dem Laufenden einherflog. Auf dem Kopfe trug dieſer eine niedrige runde Pelzmütze. Sein Geſicht, obwohl von blonden Haaren eingefaßt, ſah etwas wilder aus als das des Andern, und Das kam vorzugsweiſe von dem röthlichen, dicken, unendlich langen Schnurrbart, der mit ſeinen Spitzen beinahe die Schultern berührte und auch von hinten ſichtbar war. Dieſer Mann war trotz ſeiner ſchönen und freundlichen blauen Augen bei Weitem nicht ſo ſchön wie der andere, der Braune, und daran war wohl die kleine ſtumpfe Naſe, die über dem dicken Schnurrbart noch kleiner erſchien, beſonders ſchuld. Doch konnte man die meiſten dieſer Bemerkungen erſt ſpäter machen, da der ganze Aufzug unendlich raſch an uns vorüberflog und hinter uns und hinter den erſten Häuſern des Dorfes verſchwand. Wir hatten an dieſem flüchtigen Anblick nicht genug, und kaum waren die Fremden an uns vorbei, als ſich der ganze Haufe wandte, um ſie ſo weit als möglich, wenigſtens mit den Augen, zu verfolgen.

Wir hatten nicht lange zu laufen. Zu unſerer höchſten und angenehmſten Ueberraſchung fanden wir die Fremden im Dorfe ſelbſt, wo ſie auf dem großen Platze Halt machten. Der eine Fremde, der Braune, half der Dame aus dem Wagen, oder vielmehr reichte ihr nur die Hand hin, als ſie leicht wie ein Reh auf das Gras niederſprang, worauf der Andere Wagen und

Pferde unter den großen Kastanienbaum führte, welcher die Statue des heiligen Johann von Nepomuk beschattete. Die ganze Einwohnerschaft des Dorfes schloß einen Kreis um die Fremden und betrachtete sie, als wäre es eine Kunstreitergesellschaft. Das Interesse wuchs plötzlich um ein sehr Bedeutendes, als die Dame den Schleier zurückschlug und ein wunderschönes, kaum zwanzigjähriges Gesicht zum Vorschein kam, das der versammelten Menge auf das Wohlwollendste entgegenlächelte. Sie nahm den Arm des jungen Mannes und ging mit ihm auf dem Platze auf und nieder. Beide sahen einander mit großer Zärtlichkeit an, und auffallend war es, wie die schöne junge Dame, während sie so auf und abging, bald vor Freude auflachte und überaus glücklich schien, bald wieder das Tuch vor die Augen drückte und herzlich weinte. Wir hätten uns wohl Manches erklären können, was uns an diesen Fremden auffiel, wenn sie nur irgend eine verständliche Sprache gesprochen hätten! So aber sprachen sie unter einander eine Sprache, die nur darum, weil man sie nicht verstand, und weil man wußte, daß Herrschaften französisch sprechen, der Dorfjude für französisch erklärte. Derselbe Dorfjude machte die Bemerkung, daß die Stoffe sämmtlicher Kleider der Fremden außerordentlich fein und theuer seien. Die Dame allein, die in ein seidenes Kleid und in einen sammtenen Ueberwurf gekleidet war, mußte, den Hut mit der Feder mit eingerechnet, nach seiner Schätzung wenigstens dreihundert Gulden auf dem Leibe haben, und daraus folgerte er, was übrigens das ganze Dorf vermuthete, daß die Fremden hohe Herrschaften sein müßten. Doch war es unerklärlich, warum diese hohen Herrschaften ohne Dienerschaft, selbst ohne Kutscher reisten, und noch unerklärlicher war es, was solche Herrschaften in unserem elenden Dorfe zu thun hatten.

Der einzige Eingeweihte war offenbar der Pater Adam, der augenscheinlich nur sie erwartend in das Dorf gekommen war und sich nur ihretwegen vor demselben aufgestellt hatte. Seit ihrer Ankunft stand er zwar bescheiden in der Ferne, aber er ließ

den jungen Mann, der ſich jetzt noch mit den Pferden beſchäftigte, nicht aus den Augen, und es hatte den Anſchein, als erwartete er, von dieſem angeſprochen zu werden. Dieſer aber wandte ſich zuerſt an einen Einwohner des Dorfes, der in ſeiner Nähe ſtand, und redete ihn zur allgemeinen Ueberraſchung in einer Sprache an, die mit der czechiſchen einige Aehnlichkeit hatte und in der er nach einiger Anſtrengung auch begreiflich zu machen wußte, daß er nach Futter für ſeine Pferde verlange und es gut bezahlen wolle. Sogleich liefen mehrere Bauern, um das Verlangte herbeizubringen, während der Jude nach rechts und links flüſterte: Er ſpricht polniſch, es iſt ein Pole, irgend ein polniſcher Graf oder Fürſt oder Gott weiß was.

Jetzt erſt, da für die Pferde geſorgt war, ſah ſich der Pole, wie wir ihn von nun an nennen wollen, ſuchend im Dorfe um und ging, ſobald er den Kapuziner bemerkte, auf dieſen zu. Nachdem Beide eine Zeitlang leiſe mit einander geſprochen, eilte der Kapuziner in den Schloßgarten, und der Pole kehrte zu dem jungen Paare zurück. Er lächelte, indem er auf das Kirchlein zeigte; die junge Dame drückte dabei den Arm des jungen Mannes, den wir den Franzoſen nennen wollen, an ihr Herz, und dieſer hob ihr den Kopf in die Höhe, den ſie geſenkt hatte, und redete ihr freundlich zu. Während der Zeit ſuchte ſich der Pole einigen jungen Leuten aus dem Dorfe verſtändlich zu machen, gab ihnen große Silbermünzen in die Hand und forderte ſie mit Worten und Geberden auf, ſich auf der Höhe vor dem Dorfe aufzuſtellen, den Weg, auf dem ſie, die Fremden, gekommen, zu beobachten und ihn ſogleich zu benachrichtigen, wenn ſie etwas Fremdes von dorther bemerken ſollten. Die Bauernjünglinge verſtanden lange nicht, was er von ihnen wollte, bis der Jude, dem ſich der Pole in deutſcher Sprache erklärte, den Dolmetſcher machte. Darauf ging dieſer wieder durch das verſammelte Volk und liſpelte Jedermann zu, daß die Fremden offenbar vor irgend Jemand Furcht hätten.

Nach wenigen Minuten kam Pater Adam aus dem Schloß-

garten zurück, ſprach wieder einige Worte mit dem Polen, worauf ihm dieſer und das junge Paar in den Garten folgten. Der Kapuziner und die Fremden ſchritten, obwohl etwas eilig, doch mit Feierlichkeit dahin. Sie ſchwiegen ſämmtlich. Nicht ſo war es in der Menge, die ſich neugierig, murmelnd und drängend dem kleinen Zuge ſo raſch nachſtürzte, daß es dem Gärtner, der die Fremden an der Gartenthüre erwartete, nicht gelang, das Volk auszuſchließen. Es wäre daſelbſt beinahe zu einem Kampfe gekommen, wenn ihm der Pole nicht zu verſtehen gegeben hätte, daß er keine Zeit verlieren und das Volk gewähren laſſen ſolle. An der Thüre des Kirchleins, in das jetzt die Fremden traten, war es leichter, das Volk zurückzuhalten, da ſich hier der Kapuziner auf die Schwelle ſtellte, die Andringenden zurückwies und die Thüren ſelber ſchloß, nachdem er hinter den Fremden nur noch den Gärtner eingelaſſen hatte. Wir konnten, während die Thüren offen ſtanden, nur bemerken, daß die kleine Kirche ſich ganz und gar in ihrem gewöhnlichſten Zuſtande befand, daß ſie wie immer von den Produkten des Schloßgartens angefüllt war. Doch führte zwiſchen Rüben, Kürbiſſen, Kartoffeln u. ſ. w. ein ſchmaler freier Strich geraden Weges von der Thüre zum Altar, und auf dieſem lag ein weißes Tiſchtuch und ſtand das Allerheiligſte. Nachdem die Thüren geſchloſſen waren, blieb uns nichts übrig, als zu horchen, oder an den Bäumen hinaufzuklettern, um durch die Fenſter ins Innere blicken zu können. Die Fenſter aber waren ſo erblindet, daß man ſelbſt von den beſten Plätzen auf den Bäumen die fünf Perſonen in der Kirche nur undeutlich wie Schatten ſah und unmöglich mit Genauigkeit angeben konnte, was da drinnen vorgehe. Doch ließ die Verſicherung des Dorfjuden keinen Zweifel übrig, daß da drinnen eine heimliche und unerlaubte Ehe geſchloſſen werde.

Wir warteten ſo vor der Kirche kaum zehn Minuten, als die Burſche, die der Pole vors Dorf geſchickt hatte, athemlos zurückkamen und mit großem Geſchrei nach den Fremden fragten. Dann ſtürzten ſie ſich auf die Thüre der Kirche und verführten mit

Pochen und Klopfen einen ſo großen Lärm, als ſie im Einklange mit der guten Bezahlung für nothwendig hielten. Doch öffnete man nicht ſogleich, da man im Innern glaubte, daß es das neugierige Volk ſei, das ſich den Eingang erzwingen wolle. Es verſtrich eine geraume Zeit, bis die Thüre vom Gärtner geöffnet wurde. Da ſahen wir, wie die junge Dame ſehr herzlich weinte und wie ihr der Franzoſe auf das Zärtlichſte zuredete. Auf die Nachricht aber, die die Burſche dem Polen brachten, faßte dieſer das junge Paar an den Händen und ſtürzte in großer Aufregung mit Beiden aus der Kirche, durch den Schloßgarten auf den Dorfplatz, unter den Kaſtanienbaum. Mit einer Geberde der Ungeduld und der unangenehmſten Ueberraſchung ſah er, daß die Bauern, zu dienſtfertig, behufs der Fütterung die Pferde ausgeſpannt und entzäumt hatten. Er rief ihnen zu, ihm beim Anſpannen zu helfen. Sie aber, ungewohnt des Pferdeanſpannens überhaupt und gänzlich unbekannt mit der polniſchen Weiſe, fünf Pferde vor den Wagen zu ſpannen, zeigten ſich ſehr ungeſchickt und wurden, indem er ihnen Geld hinwarf, von ihm endlich weggejagt. Der Franzoſe eilte zwiſchen dem Wagen und der jungen Dame hin und her. Bald ſuchte er da zu helfen, bald dort zu tröſten und zu ermuthigen, denn die Dame war blaß wie der Tod, zitterte am ganzen Körper und ſah mit unſäglicher Angſt dem Wege, auf dem ſie gekommen war, entgegen. Bald hörte man von dorther ſtarkes Pferdegetrappel und Wagengeraſſel, und einen Moment lang ſah man zwiſchen den Häuſern, ſchon ganz nahe dem Dorfe, einen ganzen Zug, der ſich aus einem Wagen und mehreren Reitern zuſammenſetzte. Bei dieſem Anblick ſprang der Pole, der indeſſen mit Anſpannen fertig geworden war, in den Wagen und holte aus einer Vertiefung vier Piſtolen hervor. Zwei ſteckte er ſich vorn in die Kleider, die andern zwei drückte er dem Franzoſen in die Hand, hob dann die Dame in den Wagen und ſprang, während der Franzoſe ſich dieſer nachſchwang, ſelber auf den Bock, und fort ging es wie im Sturm. In demſelben Augenblicke erſchien der Zug der Verfolger

auf dem Platze, erblickte die Fliehenden noch und flog wie ein Blitz durch das Dorf. Wir alle hinter drein. Vor dem Zuge befand sich ein junger Mann zu Pferde, der beim Anblick der Fliehenden seinem Schimmel die Sporen gab und, während ein alter Mann im Wagen sich erhob und ihm aufmunternde Worte zurief, mit unendlicher Geschwindigkeit vorwärts sprengte. Obwohl der polnische Wagen ohne Rücksicht auf das Gestein des Weges dahinflog, war es dem Reiter, der den besseren Fußpfad am Wege wählen konnte, doch leicht, ihn zu erreichen, und wir sahen, wie er ihm nach wenigen Minuten zuvorkam. In demselben Augenblicke blitzte ein Schuß, und der polnische Wagen, nachdem er eine heftige Wendung nach der Seite gemacht und noch einige Schritte weit vorwärts geschossen war, blieb stehen. Der Reiter hatte ein Pferd niedergeschossen. Gleich darauf aber stürzte er selbst aus dem Sattel, denn der Pole hatte seinen Schuß erwidert und besser getroffen als er. Bei diesem Anblick sprengte ein anderer Reiter, gefolgt von zwei Büchsenspannern, wüthend und mit Geschrei auf den Polen los, und er hatte ihn kaum erreicht, als dieser unter seinem Degen und unter den Hirschfängern seiner beiden Büchsenspanner erlag. Mittlerweile war auch der Wagen mit den andern Begleitern auf dem Schauplatze angekommen, der bereits vom Blute zweier Todten getränkt war. Im Wagen erhob sich ein alter Mann und richtete eine Büchse, die er bis dahin auf seinen Knieen gehalten hatte, gegen den Franzosen. Dieser hatte sich erhoben und spannte beide Pistolen gegen den alten Mann und sein Gefolge. Die junge Dame aber, indem sie mit herzzerreißender Stimme einige Worte ausrief, zog ihm beide Arme nieder, sank aber selbst in demselben Momente zusammen, denn der alte Mann hatte losgedrückt, und der Franzose stürzte aus ihren Armen rücklings über den niedern Rand des Wagens. Auf einen Befehl des alten Mannes, das wie ein Kommandowort ertönte, faßten mehrere Männer die Ohnmächtige und trugen sie zu ihm hinüber, um sie an seine Seite in den Wagen zu setzen oder vielmehr zu legen. Auf ein zweites

Kommandowort wurde auch jener Reiter — es war ein blutjunger Menſch — den der Pole vom Pferde geſchoſſen hatte, in ſeinen Wagen gebracht und ihm zu Füßen, mit dem Kopf an den Vorderſitz gelehnt, hingelegt; und auf ein drittes Kommandowort wandte ſich der ganze Zug, Wagen und Reiter, und flog mit dem Todten und mit der Ohnmächtigen denſelben Weg zurück, auf dem er vor weniger als einer Viertelſtunde gekommen war, unbekümmert darum, daß zwei Todte auf dem Platze zurückblieben. Nicht ein einziger Mann dieſes Zuges ſah nach, ob einer der unglücklichen jungen Männer vielleicht nur verwundet und noch zu retten wäre.

Plötzlich war es ganz ſtille auf dem Platze, auf dem eben mehrere Schüſſe gefallen und drei Menſchen getödtet worden. Das Volk ſtand ſprachlos im weiten Kreiſe herum, ſo entſetzt oder gelähmt von dem Unerhörten, daß ſich auch nicht ein Einziger von ſeinem Platze rührte, um nach den Todten zu ſehen. Die Pferde ſtanden ſtill, da ſie von der Laſt ihres todten Gefährten zurückgehalten und mit ihren Köpfen und der Deichſel gegen die Seitenwand des etwas hohlen Weges gerichtet waren. Erſt als Pater Adam, der in ſein Kloſter zurückkehrte, herankam, belebte ſich die todte Volksmaſſe, um ihm zu erzählen, was vorgegangen, und man wagte ſich in ſeiner Geſellſchaft in die Nähe der Leichen. Jetzt drängte ſich Alles heran, aber Pater Adam ſchob ſie zurück, befahl einigen Bauern, das todte Pferd abzuſchneiden und bei Seite zu ziehen, und nachdem er ſich überzeugt, daß in den beiden jungen Männern kein Leben mehr war, und nachdem er über ſie das Zeichen des Kreuzes gemacht, legte er mit Hülfe Anderer die beiden Leichen in den Wagen und gebot uns, in das Dorf zurückzukehren. Wir thaten, wie er befahl, aber ungeſehen von ihm, hinter den Zäunen der erſten Häuſer, blieben wir ſtehen und blickten ihm nach, wie er eines der Vorderpferde am Zügel nahm und langſamen Schrittes mit dem Wagen und der todten Laſt darauf ſich dem Walde entgegenbewegte, in welchem ſein Kloſter ſtand und in welchem er nach langſamer, mehr als halbſtündiger Fahrt verſchwand.

Im Dorfe war es wieder ſo ſtill und öde wie immer. Das ganze traurige und phantaſtiſche Schauſpiel hatte kaum eine Stunde gedauert, und am Abend deſſelben Tages hätte man verſucht ſein können, es für bloße Einbildung zu halten. Natürlich bildete das Ereigniß lange Zeit das Geſpräch des ganzen Dorfes; ob auch außerhalb viel darüber geſprochen wurde, das hat man bei uns nie erfahren — ich glaube es aber nicht, denn die Geſchichte wurde höchſt wahrſcheinlich ebenſo erſtickt, wie andere Blutthaten, wenn ſie in ariſtokratiſchen Kreiſen ſpielten.

Dieſe Erinnerungen tauchten aufs Lebhafteſte in mir auf, als mir die Gräfin Drumont in Paris ihre Mittheilungen gemacht hatte. Habe ich nicht allen Grund, zu glauben, daß die drei erſten Perſonen, die in unſerem Dorfe erſchienen, Bobrowsky, René und Viktorine geweſen? Dann war der alte Mann im zweiten Wagen wohl kein Anderer als Herr von La Pérouſe, und ſein Gefolge beſtand wohl aus legitimiſtiſchen Emigranten, die ſich freuten, ihre Waffen gegen einen Mann zu gebrauchen, der trotz ſeinem alten Namen auf den Julibarrikaden geſtanden.

Eine Mutter.

In dem gewiſſen Jahre, das gewiſſe Leute ſo ungerne nennen, nämlich in dem Jahre 1848, war ich Student an der Univerſität Wien. Wie alle andern Studenten nahm ich Theil an den Bewegungen und zuletzt auch an der Vertheidigung der Stadt gegen die k. k. Truppen, die Fürſt Windiſchgrätz kommandirte. Nach dem Falle der Stadt fiel es mir nicht ein, die Flucht zu ergreifen. Ich hatte mich durch nichts beſonders ausgezeichnet, ich hatte gethan, was Tauſende von Bürgern und Studenten gethan; ich war eine unbekannte Größe, die ſich in der Menge verlor. Es hätte mir eine arge Anmaßung geſchienen, für mich irgend eine Gefahr zu befürchten, die nur hervorragenden Perſönlichkeiten aufbewahrt blieb, und ich räſonnirte, wie viele Andere, daß man doch nicht Tauſende und Tauſende mit kaltem Blute auf dem Richtplatze hängen und erſchießen oder in die Kerker ſchicken könne. Dennoch hielt ich mich ruhig und beinahe wie verſteckt auf meiner Stube in der Alſervorſtadt, weniger aus Furcht vor der Polizei und ihren Spähern, als aus Angſt, die Schauergeſchichten von Verfolgungen und Hinrichtungen zu hören, die damals die Atmoſphäre Wiens ſo unheimlich machten, und die Bevölkerung zu ſehen, die ſich aus niedergeſchlagenen und hochmüthigen Geſichtern zuſammenſetzte.

So waren wohl drei Wochen des unglückſeligen blutigen Novembers vergangen, als eines Vormittags der Sohn meines

Nachbars auf meine Stube ſtürzte und mir athemlos ankündigte, daß man Polizei und „Spitzel" in unſerm Gäßchen bemerke, daß offenbar eine Verhaftung vorbereitet werde und daß dieſe, da ſonſt kein Verdächtiger in der Nähe und ich der einzige Student in der Straße, höchſt wahrſcheinlich auf mich abgeſehen ſei. Ich fuhr in meinen Rock, ließ mir von meinem vorſichtigen Nachbarsſohn anſtatt meines Kalabreſers, den ich ergriffen, ſeine Kappe aufſetzen und ſtürzte die Treppe hinab, entſchloſſen, mich, wenn ſich mir Hinderniſſe entgegenſtellten, durchzuſchlagen und durch die Flucht zu retten. Im unterſten, glücklicherweiſe dunkeln, aber engen Raume des Hauſes ſtanden zwei Männer. Ich nahm von der Treppe aus einen ſtarken Anlauf und brach mit ſolcher Heftigkeit mitten durch, daß ich den einen niederwarf, den andern einige Schritte weit hart an der Wand neben mir herſchob. Ich war in der Straße. Aber auf das Geſchrei der beiden Männer wurde es augenblicklich lebendig um mich her. Es war mir, als wimmelte es rings um mich und als griffen hundert Hände nach mir. Je mehr beängſtigend dieſes Gefühl war, deſto raſcher lief ich, aber wie raſch ich auch lief und wie ſehr ich auch von der Angſt befangen und dem Wunſch, der Gefahr zu entgehen, eingenommen war, ich bemerkte doch, wie ſich einzelne gute Leute meinen Verfolgern in den Weg ſtellten und ſie hie und da mit unbefangenen Fragen aufhielten, um mir einen Vorſprung zu verſchaffen. In der That verminderte ſich die Zahl meiner Verfolger ſchon nach wenigen Minuten und hörte ich ſchon in der dritten oder vierten Straße nur noch den eilenden Schritt von Dreien oder Vieren hinter mir, während ich Anfangs eine Legion zu hören geglaubt hatte. Dieſe Bemerkung erneuerte meine Hoffnung und verdoppelte meine Kraft. Je länger ich lief, deſto raſcher lief ich. Ein dicker Nebel begünſtigte mich, und endlich, fühlend, daß ich den Wettlauf nicht mehr lange fortſetzen könne, ſprang ich am Ende einer kurzen Straße, noch bevor ſie meine Verfolger erreicht hatten, und von dieſen ungeſehen, links ab in ein Haus und ohne Aufenthalt drei Treppen hinauf. Während

ich mit großen, aber leisen Schritten hinaufflog, hörte ich die Häscher unten vorbei und aus der Straße hinauslaufen. Sie setzten voraus, daß sie, um die Ecke biegend, mich wieder erblicken würden.

Es war mir, als müßte ich, um ganz sicher zu sein, zwischen mir und meinen Verfolgern eine geschlossene Thüre haben, und ich riß die auf, die sich am Ende der dritten Treppe gerade vor meinen Augen befand.

Ich stand in einer Art von Küchenvorzimmer, oder vielmehr ich flog nur durch, da es mich, wie einen geschleuderten Ball, immer noch weiter trieb, riß eine zweite Thür auf und stand athemlos in einem warm und gemüthlich durchheizten Zimmer und vor einer Frau in schwarzer Kleidung, die vor einem Buche am Tische saß. Sie erhob sich und sah mich erstaunt an. Athemlos, wie ich war, bemühte ich mich vergebens, ihr Erklärungen zu geben und sie offenherzig um ihren Schutz zu bitten. Ich brachte kein Wort hervor. Sie sah mich noch einmal prüfend an, seufzte und gab mir dann mit einer beruhigenden Handbewegung zu verstehen, daß ich mich nicht weiter anstrengen und mich beruhigen solle.

Ich begreife, sagte sie mit zitternder Stimme, und mich an der Hand fassend, fügte sie hinzu: Komm, mein Kind!

Damit führte sie mich in eine zweite, nach rückwärts gelegene Stube mit der Aussicht auf Hof und Garten.

Schnell, sagte sie, indem sie mir die Kappe abnahm und den Rock abzog, schnell die Kleider gewechselt!

Ehe ich mich dessen versah, stak ich in einem Studentenschlafrock. Die Frau stellte sich vor mich hin, betrachtete mich lächelnd und sagte mit einem merkwürdigen Gemisch von Glück und Traurigkeit: Er steht dir, als wäre er für dich gemacht. — Dann, indem sie eine sichtliche Anstrengung machte, sich von gewissen Gedanken loszureißen, fügte sie eilig hinzu: Ich verstecke deine Kleider; du setze dich hierher an den Schreibtisch, lege ein Buch vor dich hin, und wenn sie kommen, so bist du mein Sohn, mein Sohn Wilhelm.

Sie ſeufzte wieder und ging, um Rock und Kappe zu entfernen, aber in der Thüre wandte ſie ſich wieder um und fragte: Du ſtudirſt Medizin?

Ja, beſtätigte ich.

Siehſt du wohl, wie ich es errathen habe! lächelte ſie wieder mit einem unbeſchreiblichen, faſt möchte ich ſagen, myſtiſchen Ausdrucke, verſicherte mich, daß ſie mich jetzt erſt recht werde zu verbergen und zu vertheidigen wiſſen, und verließ die Stube.

Nun ſah ich mich in meiner Zufluchtsſtätte um, und es wurde mir ganz märchenhaft zu Muthe, denn es war, als wäre ſie eigens für mich eingerichtet worden, und wie ich im Schlafrock daſtand, als ob ich hier ſeit lange heimiſch wäre. Auf einigen Bücherbrettern über dem Pulte ſtanden mehrere mediziniſche Bücher, die ich ſelber beſaß und die mir vertraut waren; an den Wänden hingen dieſelben Porträts beliebter Volksmänner damaliger Zeit und der beliebteſten Profeſſoren der Univerſität, die auch daheim die Wände meiner Stube ſchmückten. Wie um definitiven Beſitz zu ergreifen, nahm ich eine der Pfeifen, die mit Dreikönigstabak geſtopft in einem Winkel ſtanden, ſteckte ſie an und ſetzte mich rauchend und behaglich in den Strohlehnſtuhl vor dem Arbeitstiſch. Aus mehreren auf dem Tiſche liegenden Briefcouverts erkannte ich, daß ich mich in der Stube des mir unbekannten stud. med. Wilhelm Kürenberger und unter dem Schutze der Wittwe Frau Aloiſia Kürenberger befand.

Nach dieſer Entdeckung fühlte ich mich nicht nur, wie ſchon vorher, äußerſt ſicher, ſondern noch doppelt behaglich. Die Studentenmütter haben immer einen gewiſſen esprit de corps und eine ausgeſprochene Vorliebe für die Kollegen ihrer Söhne. Dazu kam, daß ich trotz der kurzen Bekanntſchaft und der wenigen gewechſelten Worte von dieſer Frau Kürenberger überzeugt war, daß ſie mich im Nothfalle wie eine Löwin ihr Junges vertheidigen, daß ſie allen weiblichen Muth und Liſt anwenden würde, um eine drohende Gefahr abzuwenden. Dieſe Ueberzeugung hatte ich trotz dem räthſelhaften Weſen der Frau, das äußerlich eher

unſicher als ſicher machen konnte, und ſie blieb mir, obwohl dieſes Weſen immer räthſelhafter wurde. So z. B. war es ſonderbar, wie ſie wenige Minuten, nachdem ich meine Pfeife angeſteckt hatte, auf den Zehen herbeiſchlich, die Thüre leiſe öffnete, den Kopf hereinſteckte und mit dem glücklichſten Geſichte liſpelte: Du rauchſt! Ja, rauche! Rauche viel! — Darauf ſchloß ſie die Augen und athmete mit Luſt den Duft des Tabaks ein, und es lagerte ſich ein Ausdruck des Glückes über ihr ganzes Geſicht, wie bei einer Perſon, der altbekannte Düfte alte, liebe Erinnerungen erwecken. So ſtand ſie lange Zeit, aber je länger ſie ſtand, deſto mehr wich der Ausdruck des Glückes einer Geberde des Schmerzes, bis ihre Züge ganz von einem Schatten tiefer Schwermuth bedeckt waren. Leiſe zog ſie endlich den Kopf zurück, immer mit geſchloſſenen Augen, lehnte die Thüre an und verſchwand. Darauf wurde es ganz ſtille.

Erſt nach mehr als einer Stunde regte es ſich wieder in der Wohnſtube neben mir; ich hörte das Klirren und Geklapper von Teller, Meſſer und Gabel, und wieder nach einigen Minuten den Ruf: Wilhelm, die Suppe ſteht auf dem Tiſch! — Da ich nicht Wilhelm heiße, blieb ich, trotz meines großen Appetites, ruhig auf meinem Platze. Aber der Ruf wiederholte ſich und zwar mit einiger Ungeduld im Tone, und da er meinem Zimmer zugekehrt war, ſagte ich mir, daß doch ich gemeint ſein müſſe, warf raſch den Schlafrock ab, fuhr in einen an der Wand hängenden Gehrock und trat in die Wohnſtube vor den Tiſch. Frau Kürenberger ſaß bereits davor und deutete auf den Platz ihr gegenüber. Als ſie aber ſachte die Augen aufſchlug und den ſchwarzen Rock bemerkte, ſagte ſie etwas verdrießlich: Du kommſt doch ſonſt im Schlafrock zu Tiſche; warum heute nicht? Geh, hole den Schlafrock! — Ich wußte nicht, was aus all Dem zu machen, aber ich gehorchte unwillkürlich, ging zurück, wechſelte mein Koſtüm und kehrte im Schlafrock wieder. Meine Wirthin lächelte und gab mir die Suppe und lächelte noch mehr, als ſie meinen gewaltigen, durch jenen Wettlauf nur noch geſteigerten Appetit

bemerkte. Als der Teller leer war, machte ſie Miene, ihn aufs Neue zu füllen; aber plötzlich hielt ſie inne und ſagte: Nein, du mußt deinen Hunger ſparen; wir haben Dampfnudeln, die du ſo gerne iſſeſt. — Und als die angekündigten Dampfnudeln wirklich kamen, häufte ſie mir die Fülle auf meinen Teller, eine ſolche Fülle, daß ich danken mußte, als ſie mir eine zweite Ladung zudachte. — Aber Wilhelm, ſagte ſie erſtaunt, du haſt ſie ja ſonſt ſo gerne gegeſſen!

Erlauben Sie, Frau Kürenberger, erwiderte ich, ich heiße Paul, nicht Wilhelm, wie Sie mich ſchon mehrere Male genannt haben.

Sie legte ihre Stirne in Falten und zog die Augenbrauen zuſammen. Ein tiefer Schatten von Schmerz und Zorn bedeckte ihr ganzes Geſicht, und mehr zornig als ſchmerzlich rief ſie: Wilhelm heißeſt du, Wilhelm! Stille! Schweig!

Ich ſchwieg erſchrocken und betrachtete mit einem Gefühl der Unheimlichkeit das Geſicht der armen Frau, das nach und nach milder wurde und mit dem ſie, als es endlich den Ausdruck tiefſter Trauer angenommen, flehend ſagte: Störe mich nicht! Laſſe mich dich Wilhelm nennen, ſo lange du bei mir biſt!

Von dem Augenblicke an ſprachen wir Beide kein Wort mehr, ſo lange wir bei Tiſche waren. Nach vollendeter Mahlzeit ſagte ſie: Jetzt rauche! — Ich holte meine Pfeife, und ſie zeigte auf einen Platz am Fenſter, wohin ich mich ſetzen ſollte. Ich gehorchte ihr in Allem und nahm mir vor, ſo lange ich bei ihr bliebe, ſie aus ihrer Täuſchung nicht zu wecken, aus einer Täuſchung, in die ſie ſich offenbar hineinreden wollte und die ihr augenſcheinlich ſehr lieb war. Ich ahnte, daß hinter all Dem ein großer Kummer ſtecke, der durch einen glücklichen Traum verhüllt werden ſollte. In der That wirthſchaftete ſie, während ich ſo da ſaß und rauchte, mit einem ganz heiteren Geſichte in der Stube herum und ſetzte ſich, als der Tiſch abgeräumt war, eben ſo heiter mit ihrer Arbeit mir gegenüber in die Fenſterniſche. Doch ſprach ſie kein Wort und ſah unverwandt auf ihre Arbeit nieder, als ob ſie

Angſt hätte, durch einen Blick auf mich aus ihren Träumen geweckt zu werden. Ich ſaß da wie eine Statue, vermied jede Bewegung und hütete mich wohl, ſie zu ſtören, denn, offenherzig geſagt, ich fühlte neben dem Mitleid mit ihrem geheimen Unglück, ſeit ſie mich bei Tiſche ſo angefahren, auch einige Angſt vor ihr und legte mir im Stillen die Frage vor: ob die gute Frau nicht ein wenig wahnſinnig ſei oder etwas der Art. Schien doch die Ausdauer, mit der ſie mich Wilhelm nannte und mir vorſchrieb, was ich thun und laſſen ſollte, aus einer fixen Idee zu entſpringen. Deſto mehr überraſchte es mich, als ſie nach einiger Zeit, freilich nach ſichtbarer Anſtrengung und Selbſtüberwindung, mit ruhiger Stimme und aufs Wohlwollendſte ſagte: „Nun erzähle mir! Wer biſt du? wie heißt du? Woher kommſt du? Wer ſind deine Eltern?“

Ganz glücklich, wieder feſten Boden unter meinen Füßen zu fühlen, fing ich zu erzählen an und erzählte mit breiter Ausführlichkeit, ſo viel ich von mir und meiner Familie wußte. Sie hörte mir mit großer Ruhe und Aufmerkſamkeit zu, erkundigte ſich mit Theilnahme beſonders nach meiner Mutter und warf hie und da verſtändige und einſichtsvolle Bemerkungen, manchmal ſelbſt eine mütterliche Zurechtweiſung ein. So verging beinahe der ganze Nachmittag ohne Sonderbarkeit und Unheimlichkeit. Es war mir, als ſäße ich in Ferien zu Hauſe bei meiner Mutter, die es auch liebte, wenn ich ſo bei ihr ſaß und ihr vorplauderte, und ich fühlte mich ganz behaglich bei Frau Kürenberger und gewann ſie in dieſen wenigen Stunden, abgeſehen von der Dankbarkeit, die ich ihr ſchuldete, herzlich lieb. Gegen Abend rieth ſie mir, eines erwarteten Beſuches wegen, mich wieder auf meine Stube zurückzuziehen. Das that ich auch, bis ſie mich gegen acht Uhr wieder als „Wilhelm“ zum Nachteſſen rief. — Schon der Name ſagte mir, daß ich jetzt wieder zu einer Figur ihres Traumes geworden, und deutlicher noch ſagte es mir, als ich in die Wohnſtube eintrat, ihr Geſicht, das alle die ruhige Klarheit des Nachmittags verloren hatte und auf dem es wieder, wie heute

Morgen und wie während des Mittagstiſches, gleich einem Schleier lag. In dieſem Zuſtande hielt ſie auch die Augen meiſt niedergeſchlagen, ſah immer nur auf irgend einen einzigen todten Gegenſtand und trat ſo behutſamen Schrittes auf, als ob ſie Jemand zu wecken fürchtete. Dieſer Jemand war offenbar ſie ſelber. Während des Nachteſſens mußte ich mehrere Male, wenn ich ungeſchickterweiſe nicht ſchnell genug auf ihre Abſichten einging oder etwas Anderes that, als der abweſende, unbekannte Wilhelm, der ich ſein ſollte, denſelben ungeduldigen oder zornigen Blick, wie beim Mittageſſen, oder auch manchen ſchroffen Verweis ertragen.

So — um kurz zu ſein — ging es mit beſtändiger Abwechslung durch die ſechs Tage, die ich verborgen unter ihrem Schutze in ihrer Wohnung zubrachte. Bald war ſie die ruhige, klare, gute, theilnehmende Frau, die mir mit klugem und mütterlichem Rathe zur Seite ſtand, bald war ſie die räthſelhafte Perſon, deren Grillen ich mit Aengſtlichkeit beobachtete, um ihnen genug zu thun und um ſchmerzhafte Stellen dieſer kranken Seele nicht unſanft zu berühren. Nur Das hatte ſich in unſerem Zuſammenleben geändert, daß ich Grund und Art ihres ſonderbaren Weſens zu erkennen glaubte, mich demgemäß benahm und ſo ihrem Zorn, ihrer Ungeduld, die mich erſchreckten, ausweichen konnte.

Am ſechsten Tage ließ ſie mich durch mehrere Stunden allein im Hauſe. Als ſie wieder kam, ſetzte ſie ſich zu mir, legte ihre Hand auf die meinige und ſagte: Mein Neffe, ein junger Oekonom aus der Gegend von Wieſelburg in Ungarn, iſt hier. Er kam mit ſeinem Bauernwagen und brachte Getreide auf den Markt. Morgen geht der Wagen zurück. In der halbbäuerlichen Tracht meines Neffen und mit dieſem ſeinem Paſſierſchein ausgerüſtet, wirſt du in ſeinem Wagen morgen früh über die Gränze fahren. Wie die Sachen jetzt ſtehen, biſt du dort in Sicherheit. Die Verhältniſſe können ſich ſo ändern, daß du in wenigen Tagen nicht mehr über die Gränze kannſt. Alſo mußt du jetzt ſchon fort.

Ich werde dich begleiten, um ſelbſt zu ſehen, ob du wohlbehalten über die Gränze kommſt.

Nach einer Pauſe fuhr ſie fort: Dieſe wenigen Tage hatte ich glückliche Stunden — ich konnte mir einreden —

Sie unterbrach ſich wieder, ſah mich mit einem unendlich wehmüthigen Lächeln an und ſagte dann: Ich werde es dir nie vergeſſen!

Ich will hier gleich einſchalten, daß mich die gute Frau, die mir ſo ſprechend die Thränen in die Augen trieb, in der That bis an ihr Lebensende nicht vergeſſen hat. Ich habe nichts von der Noth, von den Entbehrungen ſo vieler Flüchtlinge gelitten; ich konnte in Zürich meine mediziniſchen Studien mit Muße fortſetzen und vollenden. Das alles danke ich ihr. Und daß ich jetzt in behaglichen Verhältniſſen lebe — auch Das danke ich ihrem Teſtamente.

Am Morgen des ſiebenten Tages in aller Frühe trat ſie in mein Zimmer und brachte mir die Kleidung, die mich unkenntlich machen ſollte. Dann geſchah Alles, wie ſie es angeordnet hatte. An ihrer Seite fuhr ich in dem Leiterwagen über die Gränze. Im erſten Dorfe angelangt, nahm ſie Abſchied von mir. Ich konnte ſie nicht überreden, wenigſtens bis Wieſelburg mit mir zu fahren. — Nein, ſagte ſie, ich kehre jetzt gleich nach Wien zurück, fahre nur durch die Stadt und ruhe nicht eher, als bis ich in Oberöſterreich bei deiner Mutter bin, um ihr Alles zu erzählen und ihr zu ſagen, daß du in Sicherheit biſt. Ich weiß es, wie es thut. Ach, ſie haben mir ja meinen Wilhelm erſchoſſen!

Die Brüder Mathieu.

Erſtes Kapitel.

Die drei glücklichen Häuſer.

Dieſelbe Gegend bei Waterloo, welche im Jahre 1815 der Schauplatz des letzten Aktes des großen Drama's geweſen, war zu Anfang der Vierziger Jahre die Szene eines Verbrechens, das, obwohl einfach in ſeiner Natur, nicht aus gemeinen Beweggründen hervorgegangen und urſprünglich nur einen Mord zum Gegenſtand hatte, wie die Gerichtszeitungen aller Länder, man kann ſagen leider wöchentlich, von einem ſolchen zu berichten haben; doch durch die Folgen, die es hatte, durch die zahlreichen Opfer, die es nach und nach in den Abgrund zog, durch die höchſt merkwürdigen pſychologiſchen Vorgänge, die in der Folge zum Vorſchein kamen, mit zu den bedeutendſten und mehr für den Pſychologen als für den Juriſten intereſſanten Ereigniſſen gehört. Das Drama wird in ſeinem Verlaufe ſo traurig, ja mörderiſch, daß der Erzähler es für nothwendig hält, die Verſicherung von der Wahrhaftigkeit dieſer Geſchichte vornehin zu ſtellen; ſie iſt ihm, kurz nachdem der Vorhang über das letzte Opfer des Trauerſpiels gefallen, im Jahre 1847 von Herrn van den Hoven, dem öffentlichen Ankläger von Brüſſel, der in dieſer Affaire ſein Amt verrichtete, mitgetheilt worden. Uebrigens kann ſich der Leſer leicht ſelbſt überzeugen, wenn er in den

betreffenden Jahrgängen der belgiſchen Gerichts- und anderer Zeitungen nachſchlägt: dort wird er gewiß noch intereſſante Einzelnheiten finden, welche dem Aufzeichner dieſer Geſchichte entfallen ſein mögen.

Im Jahre 1840 hatte das Schlachtfeld, auf welchem einſt der Titanenkampf ausgekämpft worden, das friedlichſte und glücklichſte Ausſehen von der Welt: das gehügelte Land ringsumher grünte und blühte, und an jene Kataſtrophe, an die Wunden von Tauſenden und an das Todesröcheln von Zehntauſenden erinnerte hier nichts mehr, als höchſtens hie und da eine Kugel, die zum Andenken in eine Wand gemauert worden, und in der Mitte der gewellten Ebenen der Löwe, den die Sieger daſelbſt errichtet haben. Doch nein, die Landleute behaupten, daß die ganze Blüthe und Ueppigkeit der Pflanzenwelt und des Erdreiches eine ſich jährlich erneuernde Erinnerung an die Schlacht von Waterloo ſei; denn dem Menſchenblut danke die Erde jene Fruchtbarkeit und lachende grüne Farbe, die heute den Bewohner der hiſtoriſchen Gegend erfreue und ſeinen Speicher fülle. Die Menſchen vergeſſen ſo leicht vergangenes Leid, mit den Geſchlechtern wird ihr Unglück begraben, und auf ihren grünen Gräbern und auf dem Boden, den ihr Leid fruchtbar gemacht, freut ſich ein neues und glückliches Geſchlecht.

Uebrigens wiſſen wir nichts Ausführliches über das Glück oder Unglück der Bewohner Waterloo's und der Umgegend; wir kennen nur die Geſchichte dreier Häuſer, mit denen wir es hier allein zu thun haben und die in ziemlicher Entfernung von einander, mehr und weniger prächtig, mehr und weniger beſcheiden, ſich auf dem welthiſtoriſchen Boden erhoben. Von dieſen drei Häuſern allein wiſſen wir, daß ſie im Jahre 1840 und bis zu dieſem Jahre in der That vom Glücke bewohnt waren, wenn auch das Glück, das ſo viele Geſichter hat, als es Menſchengeſichter gibt, in den drei verſchiedenen Häuſern, in verſchiedenen Formen, in verſchiedene Verhältniſſe und Zuſtände gekleidet, auftrat.

Das Eine derſelben iſt mehr ein Schloß als ein gewöhnliches Haus zu nennen. Es lag am Abhange eines kleinen Hügels und hob ſich mit ſeiner Façade und ſeinen zwei kleinen Thürmchen, die mehr den adeligen Neigungen des Beſitzers als der Nothwendigkeit und der Zweckmäßigkeit ihre Entſtehung verdankten, glänzend von dem dunklen Hintergrunde ab, den ein rückwärts über den Hügel hinlaufender Park mit ſeinen Waldbäumen jeder Art bildete. Vor dem Schloſſe lief ein friſcher Raſenplatz den ſanften Abhang hinab, bis wo er ſich mehr und mehr ländlich verlaufend und unmerklich an den Rändern der Fruchtfelder verlor, ſo daß die Feldraine eine Fortſetzung der Sandwege bildeten, die ſich vom Schloſſe in die Ebene hinabzogen. Graf Eugene Belport liebte es, hier ſeine Sommer zu verleben, denn hier war er geboren, und hier erinnerte ihn der Löwe und die ganze Gegend an den merkwürdigſten Tag ſeines Lebens, an den Tag, an welchem er ſeine Jugend als Freiwilliger im Heere der Verbündeten mit Ruhm bedeckte.

Graf Belport lebte in den angenehmſten Verhältniſſen. Reich und im ganzen Lande wegen einer fleckenloſen, ehrenhaften Vergangenheit geachtet, war er auch einer der würdigen Vertreter ſeines Volkes, welche die durch die Revolution des Jahres 1830 errungenen Inſtitutionen im Senate ausbauen halfen. Er beſaß nicht nur das Vertrauen der höhern beſitzenden Klaſſe, die ihn in den Senat abgeordnet hatte, er war auch der Liebling des Volkes, für das er bei jeder Gelegenheit eintrat, und ſeiner Nachbarn, die er gerne mit Rath und That unterſtützte. Wie mit ſeiner öffentlichen Stellung, hatte er Urſache, mit ſeinem häuslichen Glücke zufrieden zu ſein. Fünf geſunde und kräftige Kinder umgaben ihn, in denen er mit Glück ſchon frühzeitig die Keime zu trefflichen Menſchen entdeckte, und vorzugsweiſe war es ſein Sohn Alfred, auf den er ſeine Hoffnung baute. Mit einem kräftigen Charakter verband ſich in dieſem Knaben ein weiches Gemüth, das ſich gerne liebend anſchloß, ein inſtinktmäßiges Erkennen von Gut und Bös, und endlich ein heftiger

Wiſſensdrang, der alle Hoffnung gab, daß die angeborenen guten Eigenſchaften des Kindes durch Bildung noch bedeutend erhöht und gekräftigt werden können. Was dieſen Knaben vorzugsweiſe auszeichnete, war eine Art von Divination, von Errathen des Charakters anderer Menſchen, ſelbſt bei kürzeſtem Umgang, ja auf den erſten Blick. Sein Vater, der in dieſer Beziehung mit ihm ſchon die überraſchendſten Erfahrungen gemacht, pflegte zu ſagen, daß er einen Fremden ſeinem Alfred nur durch eine Thürſpalte zu zeigen brauche, um zu wiſſen, ob er ſich mit ihm in irgend ein Verhältniß oder Geſchäft einlaſſen ſolle oder nicht. Freilich brachte dieſes Weſen des Kindes ſeinen Vater wie das ganze Haus oft in Verlegenheit, denn Alfred äußerte ſeine Sympathie und Antipathie aufs Unverhohlenſte. Er behandelte wildfremde Menſchen, die ihm Vertrauen einflößten, ſofort wie alte Bekannte, wie Familienangehörige, und weihte ſie oft in allerlei Dinge ein, die man vor Fremden, ſelbſt wenn es die unſchuldigſten Angelegenheiten betrifft, nicht immer gerne entſchleiert; ebenſo ſtieß er Andere mit der größten Rückſichtsloſigkeit von ſich und verhehlte es nicht, daß er von ihnen den übelſten Eindruck empfange: Eigenthümlichkeiten, welche im geſellſchaftlichen Leben, das oft zum Umgang mit den verſchiedenſten Charakteren zwingt, dem Grafen manche komiſche und ernſte Verlegenheit bereitete.

Die guten Anlagen Alfreds waren es, welche den Grafen bewogen, im zwölften Lebensjahre des Kindes ſich nach einem Hofmeiſter umzuſehen, dem er deſſen Ausbildung mit Ruhe anvertrauen könnte. Er war ſo glücklich, bald einen jungen Mann zu finden, der ihm Vertrauen und ſeinem Kinde ſofort eine wahrhaft leidenſchaftliche Liebe einflößte. Herr Edouard Conſcience hatte in Gent und Brüſſel in ſeinem zweiundzwanzigſten Jahre die Studien mit Ehren vollendet. Er wollte ſich dem Lehrfache an einer dieſer Univerſitäten widmen, hatte aber nicht die Mittel, die Zeit einer Anſtellung ruhig abzuwarten, ſah außerdem ein, daß er für eine ſolche Stellung zu jung war, und hielt ſich beſcheiden auch nicht für genugſam ausgerüſtet, um als Lehrer an

einer Hochſchule ſo auftreten zu können, wie er es wünſchte; ein Mittel, über einige Jahre wegzukommen, eine Stellung, in der er eine Pflicht zu erfüllen und dabei Muße genug hätte, um ſeine Studien fortzuſetzen, mußten ihm willkommen ſein, und er ergriff den Antrag des Grafen, die Erziehung ſeines Kindes zu übernehmen, mit um ſo größerer Freude, als neben dem guten Rufe, deſſen ſich dieſer erfreute, auch das Familienleben des Grafen als ein glückliches und gemüthvolles bekannt war, und als der herrliche Knabe, den er erziehen ſollte, ihm einen ebenſo guten Eindruck machte, als er von dem jungen Hofmeiſter ſelbſt empfangen hatte.

Herr Edouard Conſcience war nunmehr ſchon ſeit zwei Jahren im Hauſe, und er hatte nichts von den Bitterniſſen geſchmeckt, die ſonſt das Antheil ſolcher Stellungen zu ſein pflegen, nichts von der Unterordnung, die man ſonſt verlangt, nichts von dem Gefühl der Fremde, das ſelbſt bei Stellungen, welche die größte Innigkeit vorausſetzen, nicht fehlt, ſobald dieſe Stellungen bezahlt ſind; nichts endlich von jenen kleinen demüthigenden Vorkommniſſen, auf die ſich ein Bürgerlicher meiſt gefaßt machen muß, wenn er ſich an den Tiſch des Adeligen ſetzt. Nicht nach dieſen zwei Jahren, ſchon nach den erſten zwei Tagen war Herr Edouard Conſcience ein Glied der Familie, und es ſah in der That aus, als ob er ſeine beabſichtigte Laufbahn in der Zukunft aufgeben müſſe, weil man ſich nicht mehr vorſtellen konnte, wie er einen andern Weg als die Familie und getrennt von dieſer gehen ſollte. Selbſt wenn Graf und Gräfin Belport nicht ihr eigenes Herz und Einſicht gedrängt hätte, ihren Hofmeiſter wie einen Sohn des Hauſes zu behandeln, wie Das in der That der Fall war, ſie hätten es ſchon aus Rückſicht für Alfred gethan, der eine andere Behandlung nicht begriffen, ja nicht geduldet haben würde.

Edouard, denn nur ſo hieß er noch im Hauſe, der, eine Waiſe, ſeine Jugend in Einſamkeit verlebt hatte, war dem Schickſale und den neuen Freunden dankbar für ſo viele Liebe, die er

mit Zinsen zurückgab. Jeder, der ihn kannte, mußte zugeben, daß er ein Glück wie diese Liebe verdiente. Schon sein Aeußeres nahm für ihn ein. Eine schlanke, etwas schmächtige Gestalt mit einem edlen, blassen Gesichte, dem man es ansah, daß sein Träger sich sein Leben lang vorzugsweise geistig beschäftigt und daß er vor Allem zu solchen höheren Beschäftigungen berufen sei, flößten sogleich eine mit Achtung gemischte Sympathie ein; das blasse, von schwarzen Haaren eingerahmte Gesicht schien durch ein mildes und bescheidenes Lächeln den geistigen Ausdruck verbergen zu wollen, so wie überhaupt sein stilles Auftreten, seine etwas gebückte Haltung glauben machen konnte, daß er sich all der trefflichen Eigenschaften, die schon sein Aeußeres verrieth, gewissermaßen schämte. Doch hatte er, wie man nach dem eben Gesagten glauben könnte, nichts Gedrücktes; man brauchte bloß wenige Worte mit ihm auszutauschen, um sich zu überzeugen, daß er den Muth seiner Meinung hatte, und er durfte über welche Streitfrage immer nur zu sprechen anfangen, um keinen Zweifel übrig zu lassen, daß er für seine Ueberzeugungen, sei es gegen wen immer, einzutreten verstehe. Die mit ihm lebten, wußten, daß dieser noch so sehr junge Mann bereits unverrückbare Grundsätze hatte, und daß diese Grundsätze nicht bloß in der Theorie bestanden, sondern wirklich und wahrhaftig im Leben bethätigt wurden. Doch gab ihm dieses so weit fertige und in sich abgerundete Wesen nicht im Geringsten einen dogmatisch starren Charakter; bei all diesem Wesen war die Bezeichnung eines bon enfant, wie man ihn in und außer dem Hause nannte, eine treffende.

Aber wir wollen uns nicht lange bei der Schilderung eines Charakters aufhalten, der frühzeitig von der Bühne zu verschwinden bestimmt ist.

Edouard war in der Gegend von Waterloo schon so bekannt, wie irgend ein anderes Glied der Familie Belport. Wenn er seinen Abendspaziergang durch die Felder machte, grüßten ihn die Arbeiter, die heimkehrten, wie einen alten Bekannten, und

wurde er ebenſo in den Häuſern empfangen, in die er manchmal einkehrte. Er machte dieſe Spaziergänge meiſt, während ſein Schüler auf einem Pony neben ſeinem Vater ins Land hineinritt. Edouard pflegte wohl dieſe Spazierritte mitzumachen, aber während des zweiten Sommers, den er bei Waterloo verbrachte, zog er jene einſamen Fußwanderungen vor, und vielleicht hätte ein Späher, wenn es einen ſolchen gegeben, herausgefunden, warum er, dem ſonſt Alfred immer wie ein treues Hündchen folgte, jetzt die Gegend lieber allein durchſtreifte und ſich freute, wenn er die ſonſt ſo geliebte Geſellſchaft ſeines Zöglings entbehrte.

Dem Schloſſe des Grafen Belport gegenüber, von dieſem durch eine ungefähr eine halbe Stunde lange Entfernung getrennt, lag die Ferme Mathieu. Auf halbem Wege, zwiſchen dem Schloß und der Ferme, erhebt ſich mitten aus Getreidefeldern der Löwe von Waterloo. Dort am Fuße des Monumentes pflegte Edouard mit einem Buche in der Hand auszuruhen. Das war ihm ſo zur Gewohnheit geworden, daß man faſt ſicher war, ihn um dieſe Stunde dort ſinnend oder leſend zu finden. Erſt wenn die Sonne ſich ſchon den Hügeln zuneigte, machte er ſich auf, um weiter nach der Ferme Mathieu zu wandern.

Die Meierei, wenn das Hauptgebäude derſelben nicht in einer Menge von Wirthſchaftsgebäuden verſchwunden wäre, und wenn ſie ſich mit Thürmchen herausgeputzt hätte wie das Landhaus des Grafen Belport, hätte ſich ebenſo wie dieſes den ſtolzen Titel eines Schloſſes beilegen können; ſo aber, wie ſie war, obwohl maſſig und aus großen Quaderſteinen gebaut und auf einen ziemlich alten Urſprung deutend, verrieth ſie doch zu ſehr die unmittelbare Beſchäftigung mit dem Landbau und den Betrieb deſſelben durch die Beſitzer. Es war nach der Anſicht der ganzen Gegend eine ſchöne Ferme, eine prachtvolle Ferme, größer als manches Schloß und jedenfalls mehr werth; aber ſie ein Schloß zu nennen, wäre keinem noch ſo liberalen oder ariſtokratiſchen Einwohner von Waterloo eingefallen. Daran mag

allerdings der ſehr bürgerliche Name ihres Beſitzers mit Schuld geweſen ſein; denn im Jahre 1840 waren noch nicht ſo viele belgiſche Schlöſſer und ehemals adelige Landhäuſer im Beſitze von Bürgerlichen, wie heute, und war man noch nicht ſo ſehr an den Gedanken gewöhnt, ehemalige Edelſitze von Bürgerlichen bewohnt zu ſehen.

Die Brüder Mathieu gehörten zu den Notabeln der Gegend, und dazu machte ſie ihre große Wohlhabenheit, der gute Name ihrer Familie, die ſeit undenklichen Zeiten hier ſeßhaft war, und endlich der gute Ruf, deſſen ſich die jetzigen Beſitzer, mit die größten Grundbeſitzer der Gegend, erfreuten. Was man an ihnen vorzugsweiſe rühmte, war die Eintracht, in der die beiden Brüder zuſammen auf demſelben Beſitze lebten. Als Jacques und Denis Mathieu das Gut zugleich mit einem baaren Vermögen von ihrem Vater überkamen, fiel es ihnen nicht einen Augenblick ein, an eine Theilung zu gehen; ſie verwalteten Bewegliches und Unbewegliches nach wie vor gemeinſchaftlich, und an dieſem Verhältniſſe wurde nichts geändert, als Jacques ſich verheirathete und Kinder bekam. Der jüngere Denis lebte mit ihm weiter, und dieſes innige Familienleben ſchien ihm ſo ſehr zu genügen, daß er an ſeine eigene Verheirathung gar nicht dachte. So viel war wenigſtens gewiß, daß er jetzt ſchon tief in den Dreißigen ſtand, ohne ſich, ſo viel man wußte, um die Hand irgend eines Mädchens beworben zu haben. Als ſich Jacques verheirathete, prophezeiten die guten Nachbarn, daß es mit dem liebevollen Einverſtändniſſe der Brüder jetzt wohl bald ein Ende nehmen werde: eine Frau bringe ja gewöhnlich ſolche Veränderungen ins Haus. Zwei Junggeſellen könnten leicht ruhig neben einander leben; ein Junggeſelle und ein Ehemann, Das ſei etwas ganz Anderes. Und warum ſollte Denis die Herrſchaft im Hauſe mit Zweien theilen und ſich mit einem Drittheile des Einfluſſes begnügen, da er ein Recht auf die Hälfte habe? Aber es war nichts mit dieſen Prophezeiungen der beſorgten Nachbarn. Die Frau, die Jacques heimführte, war eine gute Frau und eher geeignet,

die Eintracht zwiſchen den Brüdern, wenn dieſe nicht beſtanden hätte, herzuſtellen, als irgendwie zu ſtören. Die guten Nachbarn ſchoben die Prophezeiungen hinaus auf die Zeit, da Kinder kommen würden; denn warum ſollte der gute Denis mit ſeiner Arbeit und mit ſeinem Vermögen eine Familie ernähren, die nicht die ſeinige war? Aber es war auch mit dieſer Prophezeiung nichts. Auch als Kinder da waren, hörte man nichts von Mißverſtändniſſen oder Zwietracht, und Denis erwies ſich als eben ſo vortrefflicher Oheim, als er ſich als Bruder und Schwager erwieſen hatte. Die Kinder Jacques' wuchſen heran, Denis wurde älter, man hatte nie von Mißhelligkeiten in der Ferme Mathieu gehört, wohl aber war im Laufe der Zeit die brüderliche Liebe, welche die Beiden verband, nahezu ſprüchwörtlich geworden. Seit dem Tode der Madame Mathieu, welcher nach ungefähr zwölfjähriger glücklicher Ehe erfolgte, nannte der Volkswitz die beiden Brüder Mann und Frau, und abgeſehen von dem Unglück, eine gute Frau und Mutter verloren zu haben, lebten ſämmtliche Einwohner der Ferme Mathieu, die beiden Brüder und die drei Kinder des Aeltern, nachdem die Wunde vernarbt war, ruhig weiter: Denis, der die Rolle, die ihm der Volkswitz auferlegt hatte, bereitwillig annahm, vorzugsweiſe mit den mutterloſen Kindern ſeines Bruders, während dieſer, der in ſeiner Jugend ſtudirt hatte, ſich mehr der Geſchäfte annahm, wenn dieſe nicht den Landbau, ſondern die Verbindung mit Fremden, mit der Stadt oder mit Geſchäftsfreunden betraf.

Die Ferme Mathieu iſt das zweite glückliche Haus von den dreien, die wir genannt haben.

Edouard richtete, wie geſagt, ſeine Schritte meiſtens dahin. Kurz nach ſeinem Eintritt in das Haus des Grafen hatte er von den Brüdern Mathieu ſprechen hören und ſie, da die beiden Häuſer in Verbindung waren, bald kennen gelernt. Er wurde in der Ferme mit großer Freundlichkeit aufgenommen und kehrte gerne dahin zurück, denn dort trieb ſich ein kleines, zartes, kaum fünfzehnjähriges Geſchöpf herum, das von dem plumpen großen

Haufen ebenſowohl, wie von den derben, vom Sonnenbrand gebräunten Geſtalten der Herren und der Knechte auffallend abſtach und die Aufmerkſamkeit jedes Fremden ſogleich auf ſich lenken mußte. Es war Marion, die älteſte Tochter Jacques Mathieu's, eines jener intereſſanten ſchwächlichen Geſchöpfe, von denen man ſich ſagt, daß eine Ueberfülle des Gemüthes oder eine zu frühe Reife des Geiſtes die körperliche Entwickelung nicht aufkommen laſſe. In der That drängte ſich bei ihr auf den erſten Blick alles Dasjenige hervor, was das Urtheil nur auf Geiſt und Charakter lenkt: ein großes blaues Auge, das im erſten Momente ſchwarz, und ſozuſagen die Hälfte des Geſichtes, das es ganz beherrſchte, einzunehmen ſchien; eine Stirne, die trotz der Jugend ſchon von einigen feinen, feſtſtehenden Fältchen durchfurcht war und ihr den Ausdruck ununterbrochenen Nachſinnens gab; zwei feine Lippen, die geſchloſſen feſt auf einander lagen, bei der Rede aber, oder wenn Marion einer ſie intereſſirenden Mittheilung horchte, plötzlich wie zwei Roſenknoſpen anſchwollen. Erſt wenn man dieſe Beobachtungen gemacht und auf gleich regſames Gemüth wie Geiſt geſchloſſen, bemerkte man, daß Marion auch äußerlich ſchön war, eine feine, überaus zarte Geſtalt, die ſchon als ſolche auch ohne jenen Ausdruck würde gefallen haben. Ein Pädagog und ein Menſch wie Edouard Conſcience, der überall das Beſte vorausſetzte und ſich gerne nützlich machte, mußte ſich beim Anblick eines ſolchen Geſchöpfes ſagen, daß daraus etwas zu machen wäre. Mit Vergnügen bemerkte er, wie ſie ſeinen Reden horchte, die allerdings in Form und Inhalt ſehr verſchieden waren von den Reden, die ſie von ihrer ländlichen Umgebung zu hören gewohnt war. Sie las und lernte Mancherlei, und er hatte Gelegenheit, ihr Rath und Lehre zu geben. Und es machte ſich im Laufe weniger Wochen wie von ſelbſt, daß ſeine freie Abendſtunde eine Lehrſtunde für Marion und er ihr Lehrer wurde. Doch dauerte dieſes Verhältniß nicht lange. Herr Jacques Mathieu erklärte ihm, daß er ſo viel Gefälligkeit nicht annehmen könne, und daß außerdem eine Bildung, wie Herr

Conſcience ſie ſeiner Tochter geben könnte, für ſeinen und ihren Stand zu viel wäre. Edouard war aufrichtig betrübt; die Stunden waren ihm lieb geworden, und er hatte außerdem bemerkt, daß das Mädchen wegen des plötzlichen Verbotes ihres Vaters nicht minder, ja vielleicht noch mehr betrübt war, als er ſelbſt, obwohl ſie in Gegenwart des Vaters, als er jene Abſchiedsworte ausſprach, das gleichgültigſte Geſicht machte. Erſt als er im Hofe ſich noch einmal umſah, bemerkte er, wie Marion, die am Fenſter ſtand, zwei große Thränen die Wangen herabrollten, und es war ihm, als ob ſie ihm ihren Schmerz gar nicht verhehlen wollte. Des Abends theilte er das Vorkommniß der Gräfin Belport mit, welche Marion liebte und ihn aufgemuntert hatte, ihr zu einer Bildung des Geiſtes zu helfen, die mit ihrem, wie ſich die Gräfin ausdrückte, ariſtokratiſch feinen Weſen übereinſtimmte. Die Gräfin lächelte zu dieſer Mittheilung: „Sie ſind zu beſcheiden, lieber Edouard," ſagte ſie, „daß Sie die Worte Herrn Mathieu's, die pure Ausflucht ſind, für baare Münze nehmen. Die eigentliche Urſache Ihres Abſchiedes iſt, daß der beſorgte Vater für die Herzensruhe ſeines Töchterleins fürchtet. So junge Lehrer, wie Sie, lehren ſo junge Geſchöpfe, wie Marion, und noch viel jüngere beim beſten Willen noch etwas mehr als Geſchichte und Literatur."

Edouard wollte dieſe Erklärung nicht gelten laſſen; er behauptete, Herr Jacques Mathieu betrachte ſeine Tochter noch zu ſehr als Kind, als daß er an Dergleichen denken könnte: „Nein," ſagte er, „ich bin überzeugt, daß die Urſache meines Abſchiedes von ſeinem Bruder Denis kommt. Ich bemerkte ſeit einiger Zeit, daß er mich und meine Beſuche mit ſcheelem Auge betrachtete, überhaupt, daß er mich nicht leiden mag."

„Das iſt Einbildung," lachte die Gräfin, „was ſollte Denis gegen Sie haben? Man läßt ſich," fügte ſie lächelnd hinzu, „immer lieber von einem böſen Onkel als vom Vater der Theuern die Thüre weiſen, und darum ziehen Sie es vor, ſich die Sache ſo zu erklären."

„Nein! nein!“ erwiderte Edouard kopfſchüttelnd, „ich wüßte keine Gründe anzugeben, aber ich bin vom Haſſe Denis Mathieu's überzeugt; noch mehr, ſo oft ich mit ihm in einer Stube bin, überkommt mich ein unheimliches Gefühl, es fröſtelt mich, ich habe Ahnungen, mit einem Worte, es iſt mir in ſeiner Nähe nicht wohl.“

Die Gräfin wollte wieder lachen, als Alfred, der während der letzten Worte ſeines Lehrers eingetreten war, ausrief: „Da haben Sie ganz recht, Edouard, hüten Sie ſich vor dieſem Menſchen! Es iſt mir bei dem letzten Beſuche, den ich mit Ihnen bei Mathieu machte, aufgefallen, daß Sie Denis nicht ſo anſieht, wie man Sie anſehen ſoll.“ — Und ſeine Stirne in ernſte Falten legend, fügte er altklug hinzu: „Ich traue dieſem Menſchen nicht.“

Indeſſen ſchreckte dieſe Warnung Alfreds und die eigene Ahnung Edouard von ferneren Beſuchen der Ferme nicht ab. Nur der Unterricht, nicht die freundſchaftlichen Beziehungen waren ihm abgeſagt worden. Er hatte ein Recht, wiederzukommen, und ſo folgte er gerne dem Bedürfniß, es ſo oft zu thun, als es der Anſtand geſtattete. Freilich ging er jetzt öfter als ſonſt an der Ferme vorüber und begnügte er ſich, Marion von Ferne zu grüßen. Er bog dann in einem großen Halbkreiſe um das Ackerland der Brüder Mathieu, das ſich breit und üppig vor ihrem Hauſe ausdehnte, um auf der Landſtraße nach dem Schloſſe zurückzukehren. Auf dieſem Wege kam er dann an dem dritten der Häuſer vorbei, von denen wir ſagten, daß ſie im Jahre 1840 zu Anfange unſerer Geſchichte von der Zufriedenheit, vom Glücke bewohnt waren.

Dieſes Haus im Norden des Schlachtfeldes und in ungefähr gleicher Entfernung vom Schloſſe, vom Waterloolöwen und von der Ferme Mathieu gelegen, dieſes Haus oder vielmehr dieſes Häuschen trug das Aushängeſchild des Glückes in Geſtalt eines jungen, ewig lachenden Mädchens, das man zu jeder Stunde des Tages am Fenſter ſehen konnte. Das Haus war die beſcheidene,

aber überaus liebliche Wohnung des Steuereinnehmers der Gegend, Monſieur Foulquet, und das ewig lachende Mädchen war ſeine Tochter, Mademoiſelle Cöleſtine Foulquet. Der alte Steuereinnehmer war, wie Graf Belport, unter dem er als Sergeant-Major gedient hatte, ein Veteran von Waterloo und hatte ſich außerdem, trotzdem er nur noch den linken Arm beſaß, in der Brüſſeler Revolution der Septembertage als tapferer Kämpfer für die belgiſche Freiheit ausgezeichnet. Dieſer ſeiner Vergangenheit dankte er die Protektion des Grafen Belport und die Rückſicht, die das Miniſterium Rogier-Lebeau, ein Kind der Septemberrevolution, für ihn hatte, und beiden zuſammen die ruhige und einträgliche Stellung eines Steuereinnehmers des ganzen Kantons von Waterloo. Er miethete das kleine Häuschen mit drei Fenſtern Front, welches ſeine Tochter Cöleſtine bald ſo auszuſchmücken und mit Schlingpflanzen jeder Art zu umgeben wußte, daß es mehr einem großen, im Gebüſch verſteckten Vogelneſte, als der proſaiſchen Wohnung eines proſaiſchen Steuereinnehmers ähnlich war. Der alte Soldat bildete ſich ein, daß er in dieſem Hauſe, von deſſen Fenſtern aus er das Waterloo-Monument, das er als ſein eigenes betrachtete, und den Schauplatz ſeiner Thaten überblicken konnte, ſehr glückliche alte Tage hinſpinnen werde. Bald aber fand er, daß der beſtändige Anblick des Schlachtfeldes ihn zu lebhaft an jene franzöſiſche Kanonenkugel erinnere, die ihm den rechten Arm weggeriſſen, und er verſicherte hoch und theuer, daß er in Folge dieſer beſtändigen Erinnerung fortwährend denſelben Schmerz empfinde, den er damals empfunden, als ſein Arm dreißig Schritte weit davon flog, als ihn der Chirurg verband, und als er wochenlang im Brüſſeler Hoſpital im Fieber lag. Er war der Ueberzeugung, daß er dieſer Qual auf die Länge erliegen müſſe, und er zog es vor, um ſich zu retten, nach Brüſſel, und in Brüſſel alltäglich in die Bierſchenke der Rue des Fiancées zurückzukehren, wo er in Geſellſchaft altgewohnter Kameraden glückliche Stunden verlebt, verraucht und vertrunken hatte, bevor ihn ſeine September-

heldenthaten zur Höhe eines königlichen Steuereinnehmers erhoben. Doch war mit seiner Rückkehr nach Brüssel sein Amt nicht aufgegeben. Als seinen Stellvertreter ließ er unter dem Schutze einer alten Tante und der ganzen Bevölkerung von Waterloo seine Tochter Cöleſtine zurück, welche, im Besitze ihres rechten Armes und einer vortrefflichen Handschrift, doch auch schon während seiner Anwesenheit die Pflichten seines Amtes erfüllt hatte. Er behauptete, damit der Regierung einen Dienst zu erweisen. Das Steuereintreiben sei von jeher eine beim Volke unbeliebte Operation; wenn diese noch dazu von einem alten Soldaten mit braunem Gesichte, großem Schnurrbart und gewohnten Flüchen ausgeführt werde, bekomme diese Operation überflüssiger Weise noch einen brutalen, gewaltsamen Anstrich, der ein freies, konstitutionelles Volk empören und die Regierung unkluger und ungerechter Weise verhaßt machen müsse; wenn aber ein junges, heiteres und schönes Geschöpf, wie seine Cöleſtine unstreitig eines sei, die Steuern entgegennehme, so bekomme eine an sich nothwendige, aber nichtsdestoweniger unangenehme Sache einen ganz gemüthlichen Charakter, und er leiste der Regierung mit Substituirung eines solchen Substituts betreffs der Stimmung des Kantons Waterloo einen wesentlichen Dienst.

Man muß sagen, daß sich der alte Soldat nicht verrechnete. Es hat wohl nie einen beliebteren Steuereinnehmer gegeben, als Cöleſtine Foulquet war. Ewig am Fenster an der Landstraße sitzend, mit jedem Vorübergehenden, der dazu Lust hatte, plaudernd, kannte sie alle Welt und war sie aller Welt bekannt, und mehr als bekannt. Diese ewige Heiterkeit, die aus dem von Schlingpflanzen umgebenen Fenster hinter Blumen hervorlachte, mußte selbst Unbekannte für sie einnehmen, die nicht Gelegenheit hatten, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, um wie viel mehr mußte sie auf Jene wirken, denen Cöleſtine im Vorübergehen ein freundliches Wort zuwarf oder die Hand entgegenstreckte. Trotz ihrer beinahe schutzlosen Einsamkeit und, was mehr ist, trotz ihrer wirklich großen und auffallenden Schönheit wagte sich die

Verleumdung nicht an ihren Ruf, der rein und unbefleckt blieb, wie zutraulich sie auch Jedermann entgegenkam, wie ungezwungen sie sich auch in Wort und Benehmen gehen ließ. Die Verleumdung ahnte wohl, daß Cöleſtine in der ganzen Bevölkerung der Gegend zahlreiche Vertheidiger gefunden hätte. Ihre beſte Vertheidigung aber war das glückliche, muntere Weſen, hinter dem ſelbſt das ärgſte Mißtrauen nichts Verwerfliches oder Tadelhaftes zu ſuchen gewagt hätte. Solche Unbefangenheit konnte nur mit dem reinſten Bewußtſein verbunden ſein.

Es gibt unglückliche Mädchen, die ſich nicht ein einziges Mal in ihrem Leben ſelbſt die unſchuldigſte Liebſchaft erlauben dürfen, ohne um ihren Ruf zu kommen, während andere vom Schickſal ſo begünſtigt ſind, daß ſie ſich von jedem Vorübergehenden dürfen den Hof machen laſſen, ohne dadurch ihren Namen im Geringſten befleckt zu ſehen; ja, je größer die Zahl der Anbeter, deſto höher ſteigen die Begünſtigten des Schickſals in der Achtung ihrer Umgebung. Man ſagt von ihnen: Seht, wie man ihr ſchmeichelt, wie man ihr ſchön thut, wie man ſie belagert — und doch —. Cöleſtine war unſtreitig von der Zahl dieſer Begünſtigten. Dazu trug höchſt wahrſcheinlich die Oeffentlichkeit bei, die ſich bei allen Hofmachereien von ſelbſt ergab. Viele ihrer Verehrer kannten nur ihren ſchönen Blondkopf, ihre wohltönende Stimme, ihre volle Büſte, ihren Geiſt und Witz; von ihrer ſchlanken und üppigen Geſtalt wußten nur Diejenigen, welche ſie zufällig einmal in der Kirche oder auf einem ihrer ſeltenen Spaziergänge geſehen. Man kannte ihr Fenſter und die Blumen davor: das Innere ihrer Stube war ein unbekanntes Land, ein unzugängliches Paradies, vor welchem kein Cherub mit flammendem Schwerte, keine Tante mit wüthenden Augen ſtand, in das aber trotzdem ohne die Erlaubniß Cöleſtinens kein Anbeter einzudringen gewagt hätte, und es war bekannt, daß ſie dieſe Erlaubniß bis auf den heutigen Tag nicht ertheilt hatte. Jedermann mußte ſich damit begnügen, ſich von der Landſtraße aus mit ihr zu unterhalten; jeder Vorübergehende konnte dieſe Unter-

haltung belauſchen; die höchſte Gunſt, deren ſich ein Freund rühmen konnte, war, daß Cöleſtine die Arbeit für einen Augenblick ruhen ließ und ihre Hand zwiſchen den Blumen dem Kommenden oder Gehenden entgegenſtreckte.

Schon bevor Herr Jacques Mathieu Edouard Conſcience als Lehrer ſeiner Tochter entlaſſen, konnte man bemerken, daß ihm dieſe Gunſt von Cöleſtine öfter als allen andern Bekannten gewährt wurde, und bald hieß es auch, daß zwiſchen den Beiden ein ziemlich inniges Verhältniß beſtehe, und endlich unterlag es, ſo viel man verſicherte, keinem Zweifel, daß die beiden jungen Leute die Sache ernſt nehmen. Man hatte nichts dagegen einzuwenden; man zollte ſelbſt dem vorausgeſetzten Verhältniſſe ſeinen ganzen Beifall. Warum, fragte man, ſollten die Beiden einander nicht lieben? Und mit der gewöhnlichen Logik fügte man hinzu: Sie ſind Beide arm, ſie paſſen zu einander. Die Wahrheit an der ganzen Sache war, ſo viel wir wiſſen, daß Edouard Anfangs, wenn er von Mathieu's auf dem Umwege nach dem Schloſſe zurückkehrte, an dem kleinen Häuschen ganz gleichgültig vorüberging. Das ſchöne Mädchen im Rahmen des umſchlungenen Fenſters unter den Dolden und hinter Blumen war auch ihm ein ſchönes Bild, aber die auffallende, in ihrer vollen und üppigen Jugendblüthe gewiſſermaßen lärmende Schönheit Cöleſtinens war nicht der Art, um auf ſein Weſen, welches das Stille und Sinnige liebte, irgend welche Anziehungskraft auszuüben. Aber immer wieder vorbeikommend, immer von den ewig freundlichen Augen ſo angeblickt, als ob ſie ihn grüßten, war es ihm, noch ehe er mit Cöleſtinen ein Wort gewechſelt, als ob ſie alte Bekannte wären. Unwillkürlich zog er eines Abends ſeinen Hut, und da war es beinahe zur Nothwendigkeit geworden, daß er auch einmal wie jeder Andere vor dem Fenſter ſtehen blieb. Und nachdem er Dieſes einigemal gethan, ſetzte er ſeine Beſuche mit Vergnügen fort. Das Wohlwollen, das Cöleſtine der ganzen Welt gegenüber empfand, die Offenheit ihres Charakters, die fortwährend ihre geheimſten Gedanken über die Lippen drängte,

und mit der ſie ihn verſicherte, wie aufrichtig ſie ſich ſeiner Bekanntſchaft freue; ein geſunder heller Verſtand, und alle die guten Eigenſchaften, die mit den genannten gewöhnlich verbunden ſind, flößten ihm eine ſo innige Freundſchaft für das Mädchen ein, daß ſich bald jenes innige Verhältniß einſtellte, welches das Gerede der Nachbarn rechtfertigte. Nur wenige Tage vor jener ſchon mehrmals erwähnten Abſchiedsſzene in der Ferme Mathieu, eines Abends, da Edouard, an das Fenſter Cöleſtinens gelehnt, mit dieſer zugleich über einen Scherz auflachte, wurde er auf unangenehme Weiſe durch einen unartikulirten Laut geſtört, der plötzlich von der Landſtraße her ertönte und der ſich, von einer andern Stimme kommend, wiederholte, noch ehe Edouard ſich umſehen konnte. Der Ton hatte etwas Widerliches, etwas von verhaltener Wuth, und Edouard ſah mit Staunen Denis Mathieu und den Knecht der Ferme, Auguſtin, die höchſt wahrſcheinlich eben aus Brüſſel vom Markte kamen. Sie ſtanden, ihre großen Stöcke in der Hand, wie zwei Bildſäulen da und ſtarrten das Fenſter an; nach einiger Zeit murmelte Denis etwas zwiſchen den Zähnen, worauf ſein Begleiter auch dieſes nachahmte, und als gleich darauf der Herr ſich in Bewegung ſetzte, folgte ihm ſein Knecht in gleichem Schritte und in gleicher Haltung, die eiſerne Spitze des Stockes in den Boden ſtoßend, den Kopf vorgebückt, Alles wie ſein Herr Mathieu, daß es ausſah, als ob dieſem ſein Schatten in aufrechter Stellung folge. Nach ungefähr hundert Schritten ſah ſich Mathieu um, ſofort that es auch ſein Begleiter; dann gingen Beide raſchen Schrittes vorwärts, bis ſie hinter den Vorwerken der Ferme verſchwanden.

„Was war Das?“ fragte Edouard, indem er ſich mit erſtauntem Geſichte Cöleſtine zuwandte.

Cöleſtine lachte. Anſtatt die Frage zu beantworten, rief ſie aus: „Sonderbare Leute, dieſe Mathieu's! Nicht wahr?“

„Dieſe Szene und das ganze Benehmen des Herrn und des Knechtes hat allerdings etwas Sonderbares,“ erwiderte Edouard, „aber ſonſt habe ich nichts an ihnen bemerkt, was mir auffiele.“

„Glauben Sie mir," ſagte Cöleſtine, „wie eben und rechtſchaffen Alles in dieſem Hauſe ausſieht, ſo iſt doch etwas Schiefes da, etwas, was nicht ſo iſt wie überall und alle Tage."

„Sind es nicht brave Leute?"

„Vortreffliche Leute! Sie thun ſehr viel Gutes und ſind in der ganzen Gegend beliebt, und mit Recht beliebt... und doch..."

„Nun? was haben Sie gegen dieſe Leute, Cöleſtine?" fragte Edouard, erſtaunt, ſie, die er immer nur mit Wohlwollen von aller Welt hatte ſprechen hören, zum Ausſpruche eines verwerfenden Urtheils bereit zu ſehn. „Ich," fügte er hinzu, „habe, ſeit ich ins Haus komme, nichts Tadelnswerthes bemerkt, und wenn mir Herr Denis Mathieu auch nicht gerade ſympathiſch iſt, ſo muß ich doch ſagen, daß ich ihn ſowohl wie ſeinen Bruder bewundere wegen der Liebe, die ſie Beide zu einander . . ."

„Das iſt es eben," unterbrach ihn Cöleſtine, „dieſe brüderliche Liebe, ſie iſt gewiß höchſt ehrenwerth, ſchön, rührend, Alles, was Sie wollen. Einer würde für den Andern durchs Feuer gehen, durch Dick und Dünn, durch Gut und Bös. Merken Sie wohl, Herr Conſcience, ich ſage durch Gut und Bös. Glauben Sie mir, das Haus hat etwas Unheimliches, und dieſe Liebe, die alle Bewohner ſo wunderbar eigenthümlich verbindet, dieſe gerade hatte für mich das Unheimliche. Sehen Sie nur dieſen Knecht, den Auguſtin! Er iſt der Milchbruder Denis', und er hängt an dem Hauſe gerade ſo, wie die Brüder aneinander hängen. Dem Jüngern folgt er wie ein Hund, ahmt ihn in Allem und Jedem nach, empfindet Alles, was er empfindet, und würde ſich für ihn in Stücke hauen laſſen."

„Das iſt Alles ganz hübſch," ſagte Edouard in einem Tone, der ein Verweis für den Ton des Vorwurfs ſein ſollte, in dem Cöleſtine ſo eben geſprochen.

„Allerdings iſt das ganz hübſch," ſagte ſie zugebend, „aber ich kann nichts dafür, daß es mir doch nicht ganz gefällt und daß mir die Sache ſo vorkommt, als ob da irgend ein Zauber dahinter ſtecke."

Edouard lächelte. Er erlaubte Cöleſtinen einigen Aberglauben, er fragte nur noch: „Und Marion?“

„Marion iſt ein Engel,“ rief Cöleſtine, „aber doch auch ein Geſchöpf, von dem ich nicht glaube, daß ſein Leben ſo einfach dahinfließen werde, wie das Leben anderer ordentlicher Leute. Sie macht mir den Eindruck, als müßte ſie einmal in irgend einem großen Ereigniß zu Grunde gehen, verbrennen wie ein zartes Reis, das in eine Flamme geworfen wird.“

„Sie ſprechen ja ganz poetiſch,“ lächelte Edouard, „und prophetiſch obendrein; da Sie Alles wiſſen, ſo ſagen Sie mir auch, was die Szene bedeutete, die wir eben erlebten, dieſes gewiſſe Gewieher von Herrn und Knecht, dieſe ſtarren Blicke, kurz Das alles zuſammen?“

Cöleſtine lachte laut auf, „Das errathen Sie nicht?“ rief ſie lachend, „Das war Eiferſucht, die ſimpelſte Eiferſucht.“

„Eiferſucht?“ ſagte Edouard erſtaunt.

„Ihr Staunen,“ ſagte Cöleſtine mit komiſchem Zorn, „iſt beleidigend und benimmt mir jede Hoffnung, die ich auf Ihre Liebe gebaut habe; aber ich will Ihnen verzeihen, denn Sie ſind ein Gelehrter und ein Träumer, und als ſolcher ſehen und hören und wiſſen Sie nichts von Allem, was um Sie herum vorgeht, ſelbſt wenn es Ihre eigene Perſon, Ihr höchſtes Glück betrifft. So erfahren Sie denn von mir, was jedes Kind in und um Waterloo weiß, daß wir Zwei uns leidenſchaftlich lieben und daß wir einander heirathen, ſobald nur Herr Graf Belport eine gute und einträgliche Stellung für Sie gefunden. Iſt es nun nicht natürlich, daß Denis Mathieu eiferſüchtig iſt? Seit zwei Jahren hat er die beſte Abſicht, mir den Hof zu machen, und kommt immer nicht dazu. Da fällt ſo ein kleiner Gelehrter ohne Gut und Habe vom Himmel, iſt liebenswürdig und droht, ohne die geringſte Liebeserklärung, ihm mein Herz vor der Naſe wegzuſchnappen. Muß ihn Das nicht ſehr unglücklich machen, den armen Denis?“ Und ernſthafter fügte ſie hinzu: „In der That iſt der Mann unglücklich, glauben Sie mir es. Er hat ein Herz

voll Leidenſchaften, und dieſe kochen um ſo wilder in ihm, als er in ſeinem Leben nicht den Muth hatte, irgend eines ſeiner Gefühle oder eine ſeiner Leidenſchaften in Wort oder That zu äußern. Er iſt einer jener Unglücklichen, die ſich ſelbſt verzehren und eher zu Grunde gehen, bevor ſie ein Wort ſprechen, das ſie mit Leichtigkeit retten könnte. Wer ſpricht nicht mit mir?" fuhr Cöleſtine, wieder in ihren heitern Ton fallend, fort. „Wer hält ſich nicht an meinem Fenſter auf? wer macht mir nicht den Hof? und weiß Gott, man kann nicht ſagen, daß ich es den Leuten ſchwer mache, — nur Denis Mathieu hält ſich ſeit einem Jahre fern von mir, richtet kein Wort an mich, ja ſieht mich kaum an, und Das iſt mir ein Beweis, daß er mir etwas zu ſagen hat."

Wer Denis Mathieu an jenem Abend gefolgt wäre, hätte ſich überzeugt, wie ſehr Cöleſtine in allen Stücken Recht hatte. Während ſein Begleiter in den Pferdeſtall ging, eilte er mit großen Schritten über den Hof und die Treppe hinauf in ſeine Stube. Herr Jacques Mathieu ſah ihn ſo von der unteren Wohnſtube über den Hof eilen und war erſtaunt, ihn, gegen ſeine Gewohnheit, nicht eintreten und ohne Gruß ſo am Fenſter vorübereilen zu ſehen.

„Was mag er haben?" ſagte Jacques, zu Marion gewendet, mit der er allein im Zimmer war, und während er ſich umwandte, um nach einigem Nachdenken zu ſeinem Bruder hinaufzugehen, hörten ſie über ſich einen dumpfen Schall wie vom Falle eines ſchweren Körpers; es erzitterte die Decke über ihren Köpfen. Jacques Mathieu fuhr erſchrocken zuſammen, war aber gleich darauf mit wenigen Sätzen die ſteinerne Treppe hinaufgeeilt und in das Zimmer ſeines Bruders geſtürzt. Marion folgte ihm, blieb aber auf dem Flur des erſten Stockwerks ſtehen, da ſie die beiden Brüder ſprechen hörte. Und ſie wollte wieder die Treppe hinabſteigen, da ſie ſich gleich nach den erſten gehörten Worten ſagte, daß das Geſpräch von Vater und Onkel nicht für ſie war, als ſie den Namen Edouard von dem Letztern mit Wuth und Grimm rufen hörte. Sie blieb ſtehen und blickte durch die Thüre,

welche der Hut Denis', der an der innern Seite der Schwelle lag, halb offen erhielt. Sie ſah ihren Onkel ausgeſtreckt auf dem Boden liegen, wie er mit der Stirne den Eſtrich ſchlug und den Bemühungen ſeines Bruders, der ihn aufzureißen ſuchte, widerſtand.

Plötzlich richtete Denis Mathieu ſich auf und rief: „Deine Schuld, Jacques, deine Schuld! Du biſt an meinem Unglück ſchuld, du wollteſt, ich ſolle heirathen. Nun habe ich meine Gedanken auf dieſes Mädchen gerichtet, nun habe ich es mir in den Kopf geſetzt, ſie zu heirathen, und du weißt, daß ich nicht mehr los kann, wo ich mich einmal anklammere. Das zehrt an mir ... Das frißt mich auf, und wenn ich ſie nicht haben kann, ſchneide ich mir den Hals ab."

Jacques beugte ſich zu ihm hinab und wollte ihm Troſt zuſprechen, aber Denis ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Kein leeres Gerede!" rief er grimmig, „der Student, der Gelehrte ... freilich, der kann die Worte beſſer ſetzen als ich, es iſt Alles richtig zwiſchen ihnen, ich habe es ſelbſt geſehen. O, könnte ich ihn mit dieſen Händen erwürgen." — Jacques Mathieu blickte um ſich, und als er die Thüre offen ſah, ſchob er mit dem Fuße den Hut bei Seite und drückte ſie leiſe zu. Marion hörte und ſah nichts mehr, ſie drückte beide Hände vor die Augen und ging wie eine Nachtwandlerin die Treppe hinab.

Seit jenem Abend, wenn Marion den Hofmeiſter des Grafen Belport vom Hauſe fort- oder am Hauſe vorübergehen und den Weg nach des Steuereinnehmers Häuschen einſchlagen ſah, rief ſie jedesmal den Onkel und wies ſtumm nach dem Wege. Denis ſchlich dann durch Hecken und über die Fußwege, zwiſchen den Kornfeldern nach der Richtung, die ihm Marion angedeutet hatte.

So viel wiſſen wir vom Stande der Dinge und von den Beziehungen der drei Häuſer zu einander im Sommer des Jahres 1840.

Zweites Kapitel.

Das Verbrechen.

Am Abend eines der ersten Julitage desselben Jahres trat in die Gaststube des größten Hotels zu Waterloo ein Reisender, den man sogleich als einen der hundert Söhne Altenglands erkennen mußte, welche alljährlich den Schauplatz jenes Sieges besuchen, den sie nur Britannien und dem eisernen Herzog zuschreiben. Er blieb eine Zeit lang an der Schwelle des Speisesaales stehen und musterte einen Tisch nach dem andern, bis er sich nach langer Ueberlegung an dem entferntesten niederließ, in einem Winkel, in dem er sich am Einsamsten fühlen konnte und dessen Einsamkeit er noch zu erhöhen suchte, indem er dem Saal den Rücken kehrte. Der Kellner reichte ihm die Speisekarte. Nachdem er diese lang studirt, fragte er nach der Bedeutung jedes einzelnen Wortes, und nachdem dieses geschehen, verlangte er ein Beefsteak. Nach vollendeter Mahlzeit, ungefähr eine Stunde nach seinem Eintritte ins Gasthaus, rief er den Kellner abermals und murmelte ihm wieder nach langer Ueberlegung nur die Worte zu: „Das Monument von Waterloo."

„Ja, Sir," sagte der Kellner mit einer Verbeugung, „das Monument von Waterloo ist etwas über eine englische Meile von hier entfernt."

„O, eine englische Meile," murmelte wieder der Reisende.

„Man kann Ihnen," fuhr der Kellner fort, „morgen den Weg dahin zeigen; Sie wünschen es gewiß zu sehen."

„O," erwiderte aufs Neue der Engländer. Der Kellner stand noch einige Zeit und wollte sich, da jener kein Wort mehr sagte, wieder entfernen, als der Engländer vor sich hinmurmelte: „hab' es so eben gesehen." Der Kellner verneigte sich wieder, um zu gehen, als der Engländer sich plötzlich ihm zuwandte und fragte: „Liegt dort immer eine Leiche?"

„Eine Leiche?“ Der Kellner erſtaunte wieder, nicht wiſſend, was er aus der Frage machen ſolle, oder ob er da eines der verrückten Exemplare jener Nation vor ſich habe.

„Ja, eine Leiche,“ ſagte der Engländer mit größerem Nachdruck.

„Ob immer eine Leiche bei dem Waterloo-Monumente liege?“ wiederholte der Kellner und fügte hinzu: „Sie meinen wohl, ob man dort noch Todtengebeine findet? Jetzt iſt Das ſeltener der Fall, aber ſonſt ſtieß man allerdings mit dem Pfluge auf allen dieſen Feldern der Gegend ſehr oft auf menſchliche Knochen.“

„Nein,“ ſagte der Engländer mit der früheren Ruhe, „ich frage, ob dort bei dem Löwen immer ein todter Mann liegt?“

Der Kellner war wieder erſtaunt, ſah ſein Individuum etwas beſorgt an und ſagte dann mit einer Stimme voll Entſchiedenheit: „Nein, Sir, es liegt nie ein todter Mann bei dem Löwen-Monument, niemals.“

„Niemals?“ fragte der Engländer, entrüſtet über die Entſchiedenheit des Kellners, wieder und ſetzte mit größerer Lebhaftigkeit hinzu: „Jetzt, gerade jetzt liegt ein friſcher todter Mann dort.“

Dann, als ob er ſich ſeiner Lebhaftigkeit ſchämte, wandte ſich der Engländer wieder dem Tiſche zu und fing an, in ſeinem Reiſehandbuche zu blättern. Der Kellner zuckte die Achſel und ging, um dem Gaſtwirth über den ſonderbaren Reiſenden und ſeine Worte Bericht zu erſtatten; einige Gäſte, die das Geſpräch mit angehört hatten, umgaben ihn und beſtürmten ihn mit Fragen. Da man aus ſeinen Antworten ebenſo wenig klug werden konnte, als er es aus den Worten des Engländers geworden war, forderte man den Gaſtwirth auf, den Reiſenden noch einmal zu befragen. Dieſer erſchien eben in der Thüre der Gaſtſtube, um ſich nach ſeinem Schlafzimmer zu begeben, der Gaſtwirth bat ihn, doch zu erklären, was er vorhin gemeint habe. „All right!“ ſagte der Engländer, „dort liegt ein Todter noch ganz von Blut bedeckt,“ und ſo ſprechend ging er auf die Treppe los und hinauf in ſeine Stube.

„Ein Todter beim Löwen!“ wiederholte man da und dort, in und vor dem Hauſe, und bald ſammelte ſich ein Volksgedränge vor der Thüre, und Jeder fragte, und Jeder wollte etwas Näheres wiſſen, und Niemand konnte Auskunft geben. Die Worte: „Ein Todter beim Waterloo-Monumente,“ verbreiteten ſich mit außerordentlicher Schnelligkeit durch die Gruppen, welche vor allen Thüren der Hauptſtraße Waterloo's ſaßen, um nach dem heißen Tage die friſche Nachtluft einzuathmen. Und nach kaum einer Viertelſtunde ſtrömte eine unendliche Menge aus den Straßen Waterloo's, aus Männern, Weibern und Kindern beſtehend, lärmend, ſchreiend, nach der Gegend des Löwen-Monumentes. Die Menge ſchwoll immer mehr an, da die Rufe: „Ein Todter beim Löwen!“ immer neue Neugierige anwarben. Es war wohl die große Mehrheit der Bewohner Waterloo's, welche da hinausdrängte. An der Ferme Mathieu, an der man vorüber mußte, angekommen, rief man auch da hinein: „Ein Todter am Monumente!“ Auguſtin ſtand am Hofthore mit den Händen in den Taſchen und regte ſich nicht, als die erſten Neugierigen mit dem Rufe an ihm vorbeikamen. Da aber der Strom immer dichter und der Ruf öfter wiederholt wurde, ſtieß er ſeine Hände tiefer in die Taſchen und ſtürzte ſich, indem er vor ſich hinmurmelte: „Ich gehe mit,“ mitten in das Gedränge.

Die Menge war ſo groß, daß ſie die Raine und Feldpfade nicht faſſen konnten; rückſichtslos in ihrem Eifer und in ihrer Ungeduld, ſtürzte ſie über die Felder hin, und nach einigen Minuten lagen die hohen Saaten geknickt, zertreten, zerſtampft darnieder, als ob die wilde Jagd darüber gegangen wäre. Ein breiter Weg zog ſich jetzt zwiſchen den hohen Aehren wie zwiſchen zwei Mauern in gerader Linie von der Ferme Mathieu bis zum Löwen-Monument. Dort angekommen, riefen die erſten Vorläufer der Menge: „Es iſt wahr, da liegt Einer todt!“ Eine Minute darauf war das Gedränge ſo groß und drückte Alles nach der Leiche hin, die Jeder ſehen wollte, daß es den Erſten, die ſie umgaben, ſchwer wurde, ſie zu ſchützen oder ſie ſo zu legen, daß

man das Geſicht erkennen konnte. Dieſes war in das Gras gedrückt, welches rings um den Kopf ebenſo wie die langen Haare des Opfers in Blut getaucht war. Dem erſten Lärm folgte, als man ſich überzeugt hatte, daß hier wirklich ein Todter war, das Schweigen des Schreckens, und während dieſer Zeit wurde es einigen Männern auch möglich, den Todten aufzuheben und ihn bis an die Stufen des Waterloo-Monumentes zu tragen. Der Mond war noch nicht aufgegangen, und in der erſten Eile hatte Niemand in dieſer Menge daran gedacht, eine Laterne, ein Licht, welcher Art immer, mitzubringen, ſo daß die Vorderſten, welche die Leiche umſtanden, den dringenden Fragen nach der Perſon des Todten, die fortwährend aus den hinteren Reihen erſchollen, nicht antworten konnten. Endlich brachten einige Männer mit Hülfe ihrer Feuerzeuge eine Beleuchtung zu Stande, die zwar kurz war, aber doch lange genug, um das bleiche Geſicht des Todten erkennen zu laſſen. „Herr Conſcience aus dem Schloſſe! der Hofmeiſter des Grafen Belport!“ ſo lautete der Entſetzensruf, der ſich jetzt vom Monumente aus durch die ganze große Menge verbreitete. Bald darauf wußte man auch, daß der Unglückliche eine tiefe Wunde am Halſe hatte, und daß ſein Kopf an mehreren Stellen geſpalten war. Die Neugierde, und was ſonſt bei ſolchen Gelegenheiten die Menge bewegt, war verſchwunden und machte dem unmittelbaren Mitleide Platz. Alle Welt hatte den jungen, ſchönen Mann gekannt, alle Welt ihn geliebt. Ein Schrei aufrichtigen Schmerzes erhob ſich aus dieſer Menge und ſcholl durch die Nacht über die Ebene hin und wiederholte ſich, ſo oft neue Berichte über das Ausſehen des Todten, über die Grauſamkeit, mit der er offenbar getödtet worden, in die Menge gelangten. Die Kinder, die mit herausgekommen waren und weniger das Entſetzliche der That begriffen, als das Schreckliche dieſes Lärmens und Gewirres empfanden, brachen vor Angſt in Weinen aus, und ihnen folgten die Weiber und Mädchen. Indeſſen diskutirten die Männer, die die Leiche umgaben, was mit dieſer anzufangen. Die Einen meinten, man

müſſe ſie hier liegen laſſen, ja ſogar ſie auf dieſelbe Stelle und gerade ſo hinlegen, wo und wie ſie da gelegen habe, um der Juſtiz die Nachforſchungen und die Entdeckung des Mörders zu erleichtern. Die Andern meinten, es ſei unmenſchlich, den armen Herrn Conſcience ſo auf freiem Felde liegen zu laſſen, und man ſolle ihn nach dem Schloſſe des Grafen Belport tragen, oder wenigſtens die Nachricht von dem traurigen Ereigniſſe dahin ſchicken und anfragen laſſen, was mit der armen Leiche anzufangen ſei.

Aber dieſe Verhandlungen zeigten ſich bald als überflüſſig, das Geſchrei war durch die Nacht bis in das Schloß gedrungen. Alfred, der auf der Terraſſe ſaß und ſeinen Lehrer erwartete, verwundert, daß er heut ſo lange ausbleibe, fuhr erſchrocken auf, als er die erſten Rufe und den erſten dumpfen Lärm vom Löwen-Monumente her vernahm. Als ſich dieſer Lärm wiederholte und vermehrte, rief er durch die offenen Fenſter in das Schloß: „Beim Monumente iſt ein Unglück geſchehen," und lief dann ſelbſt den Abhang hinunter, dem Lärm entgegen. Mit unwiderſtehlicher Gewalt drang er durch die Menge, und wie eine Bildſäule ſtand er plötzlich vor der Leiche, die, mit dem Geſichte dem hellen Mondlichte, das indeſſen aufgegangen war, zugewandt, ihm noch milde, aber ſchmerzlich zuzulächeln ſchien. Keines Wortes fähig und keiner Bewegung, ſtand er da, während es rings um ihn murmelte: „Das iſt der junge Graf, das iſt der Schüler des Todten!" Mit einem Male ſank er auf die Leiche nieder und lag ohnmächtig, ſelber wie eine Leiche, auf der Bruſt ſeines geliebten Lehrers. Die Nächſtſtehenden glaubten, daß ſie ihn im Fall den Namen Mathieu hätten ausſprechen hören.

Man mußte den Knaben zu ſeinen Eltern zurückbringen, und da verſtand es ſich jetzt von ſelbſt, daß man auch die Leiche ins Schloß tragen müſſe. Ein tüchtiger Arbeiter nahm den bewußtloſen Alfred in ſeine Arme; Andere hoben Conſcience auf ihre Schultern, und ſo ſetzte ſich der traurige Zug in Bewegung,

und ihm folgte die ganze Menge, die so lärmend gekommen war, schweigend durch die stille Nacht. Auf halbem Wege kam ihnen Graf Belport mit mehreren Knechten entgegen. Der Platz, auf welchem die Leiche gefunden worden, war wieder verlassen, bald verhallte der letzte Lärm in der Nähe des Schlosses.

Aber so ganz verlassen war die Umgegend des Monumentes doch nicht. Als der letzte Laut auch aus der Ferne nicht mehr vernehmbar war, bewegten sich plötzlich die Aehren eines Feldes, an dem vorhin die Menge vorbei getobt war, und hervor schlich ein altes Mütterlein, gebeugt, in ärmlicher Kleidung, zitternd und ängstlich. Sie sah scheu um sich, wankte über die zertretenen Halme dorthin, wo die Leiche gelegen hatte, sank daselbst in unmittelbarer Nähe der Blutspuren auf die Knie, erhob beide Hände zum Himmel, und murmelte kaum vernehmbar und doch inbrünstig: „Heiland der Welt und du allerheiligste Jungfrau Maria, Mutter Gottes, seid gnädig und gewähret mir die Gnade des Schweigens, daß ich nicht mit Willen und ohne Willen das Schreckliche verrathe, das ich gesehen habe. Verzeih, o lieber Heiland, daß ich schweige, wo ich sprechen sollte; vergib, daß ich nicht als Anklägerin auftrete gegen Diejenigen, die mir Gutes erzeigt;" — dann zu dem Blute, welches vor ihren Knieen die Gräser färbte, niedergebeugt, murmelte sie weiter: „Und du, unschuldig vergossenes Blut, das zum Himmel aufschreit um Rache und Gerechtigkeit, vergib, daß ich dir Rache und Gerechtigkeit nicht verschaffe, vergib deinen Schuldigen, wie der Herr dir vergeben möge deine Schuld. Amen."

Sie erhob sich und schwankte dem Flecken entgegen. Es war schon Mitternacht, als sie dort ankam. Trotzdem schellte sie noch an der Thüre des Kirchendieners, und bevor dieser öffnete, zog sie ein kleines Beutelchen aus ihrer Tasche und leerte den ganzen Inhalt in die hohle Hand. So wartete sie, bis er, verschlafen und verdrießlich fragend, wer da sei, am Fenster erschien. Sie streckte ihm die Hand mit dem Gelde entgegen und sagte: „Hier, Meister Meßner, meine ganze Ersparniß, drei Franken und fünf-

undſiebenzig Centimen, nimm ſie und ziehe ſogleich das Todtenglöcklein zum Heile einer armen Seele."

Wenige Minuten darauf erſchien der Kirchendiener vor dem Hauſe und öffnete die Kirchenthüre, die kaum drei Schritte von ſeinem Hauſe entfernt war. Die Alte ſchlüpfte ihm nach, und während das Todtenglöcklein durch die Nacht erſchallte, lag ſie in der dunklen Kirche vor dem Altar auf den Knieen und betete für den Ermordeten — vielleicht auch für die Mörder.

Drittes Kapitel.

Die Blutſpuren.

Da wir bloß die Hauptbegebenheiten dieſer merkwürdigen Geſchichte, ſo weit ſie nach Außen bekannt worden, erzählen wollen und nur ſie erzählen können, wenn wir nicht aus einem bloßen Berichte einen Roman machen ſollen, ſo können wir auch nichts Näheres über die Vorgänge in den Gemüthern der Schloßbewohner und in Andern mittheilen. Was die gräfliche Familie bei dem Verluſte eines ſo theuren Mitgliedes gefühlt, kann ſich Jedermann vorſtellen, und daß das glückliche Haus durch das blutige Ereigniß in eine Wohnung der Trauer verwandelt wurde, läßt ſich denken — einer doppelten Trauer, da Alfred ſich in einem Zuſtande befand, der die höchſte Beſorgniß erregte. Aus ſeiner Ohnmacht erwacht, verfiel er in ein heftiges Fieber, in dem er die ſchrecklichſten Geſichte und Erſcheinungen hatte. Verließ ihn das Fieber für Momente, ſo war es, als ob es nur einem noch viel traurigern Zuſtande, dem tiefſten Schmerze, Platz machen wollte. Im Orte ſelbſt war die Aufregung groß. Seit Jahren war daſelbſt kein Verbrechen vorgekommen, und nunmehr trat eines mitten in das friedliche Leben, und zwar ein Verbrechen, das eine beliebte Perſönlichkeit vernichtete und in

das Glück einer ebenſo beliebten Familie eingriff. Den ganzen folgenden Tag ſah man in den Straßen und auf den Feldern Gruppen, die das Ereigniß diskutirten und Vermuthungen über die Thäter und die Urſachen der That aufſtellten. Man war beinahe einig darin, daß die That ein gemeiner Raubmord, wenn nicht ein unglückſeliges Mißverſtändniß ſein müſſe. Denn wer in der ganzen Gegend ſollte gegen den guten, liebenswürdigen Herrn Conſcience etwas gehabt haben? Wer konnte ihn haſſen? Wen hat er je beleidigt? Nur irgend ein verzweifelter, fremder Strolch konnte die That gethan haben, um ſich des wenigen Geldes in ſeiner Taſche oder ſeiner Uhr zu bemächtigen. Oder war die That auf Jemand Andern abgezielt, und der Mörder hat in der Dunkelheit den armen Conſcience fälſchlich für dieſen Andern gehalten? Aber war es auch gewiß, daß Herr Conſcience im Dunkeln ermordet worden? Der Engländer fand ihn allerdings, als die Nacht ſchon hereingebrochen war — doch kannte man die Gewohnheiten des Ermordeten und wußte, daß er das Löwen-Monument meiſt vor Sonnenuntergang oder höchſtens mit Sonnenuntergang zu verlaſſen pflegte. Auch fand man ſein Buch „Bacons Eſſays," das er an dieſem Tage mitgenommen hatte, in der Nähe des Monumentes aufgeſchlagen, was nicht der Fall geweſen wäre, wenn er bis zum Einbruch der Dunkelheit geleſen hätte. Er würde es dann, wenn er nicht mehr leſen konnte, zugeſchlagen haben. Alle dieſe Fragen und Räthſel trugen nur zur Erhöhung der Aufregung bei. Es iſt natürlich, daß die Juſtiz ſich der Sache ſofort bemächtigte. Schon mit frühem Morgen erſchienen ihre Vertreter auf dem Schauplatze der That, aber die genaueſten Durchforſchungen der Oertlichkeit führten zu keinem Ergebniß. Die große Menge, die Abends vorher ſich da zuſammengedrängt, hatte alle Spuren verwiſcht. Das Getreide, die Gräſer, die Feldwege, ſie zeigten alle nur die Spuren der Hunderte von Füßen, die ſich da herumgetrieben. Im Gedränge wurden Manche bis in die Blutlache geſchoben, und ihre Füße verbreiteten dann Blutſpuren nach allen Seiten.

Die Juſtiz erkannte, daß ſie von der Oertlichkeit der That am Wenigſten lernen könne. Sie begab ſich in das Schloß und mit ihr der Arzt, der die Wunden unterſuchen ſollte. Das ärztliche Erkenntniß ergab, daß die Wunde am Halſe vermittelſt eines gewöhnlichen Taſchenmeſſers, wie es alle Männer des Volkes in Brabant und Flandern zu tragen pflegen, beigebracht worden. Die Wunden am Kopfe rührten offenbar von gewaltigen Schlägen mit dicken Knitteln her. Der Schädel war zerſplittert, und die Zahl der Schläge, die er empfangen, nicht zu ermitteln. Das Eine ſchien klar, daß die That nicht von Einem, ſondern von Zweien oder Mehreren begangen worden, da die Wunden von verſchiedenen Seiten und ſo zahlreich beigebracht waren. Ob Einer oder Mehrere die That begangen — ſo viel ſchien am Abend dieſes Tages gewiß, daß es ein Raubmord geweſen; denn, obwohl ſich in den Taſchen des Ermordeten eine kleine Baarſchaft vorfand, ſo fehlte doch die Uhr ſammt Kette, die ihm Graf Belport letztes Neujahr zum Geſchenke gemacht hatte.

Im Schloſſe machte man Vorbereitungen zum Begräbniß, und die ganze Angelegenheit ſchien auf dieſem Standpunkte ſtehen bleiben zu wollen. Die Autoritäten Waterloo's ſchickten reitende Gendarmen nach allen Seiten aus, um verdächtiges, fremdes Volk, dem ſie etwa begegnen würden, zu beobachten, und Mittheilungen an ſämmtliche Aemter in der Umgegend, die zugleich zu ähnlichen Beobachtungen aufforderten.

Am Abend ſelben Tages kam in Waterloo der Procureur des Königs aus Brüſſel an. Er benützte den Reſt des Tages, um noch den Engländer und andere Zeugen, die geſtern auf dem Schauplatz geweſen, zu verhören und dem Grafen Belport einen Beſuch zu machen. Die Oertlichkeit der That ſelbſt zu unterſuchen, war für heute zu ſpät. In die Stadt zurückgekehrt, erfuhr er von den Agenten, die ihm von Brüſſel aus gefolgt waren, daß man hie und da in der Bevölkerung den Namen Mathieu nenne, obwohl Niemand die Urſache angeben könne, warum dieſer Name in der Affaire mitgenannt werde. Es war

in der That eigenthümlich, wie dieſer Name oft ohne Zuſammenhang in die Geſchichte gemiſcht wurde. Niemand war ſich der eigentlichen Urſache dieſer Erſcheinung bewußt, die doch allem Anſcheine nach daher kam, daß Alfred im Momente, da ihn die Ohnmacht überfiel, dieſen Namen ausſprach und daß er von der Umgebung wiederholt wurde. Trotzdem nun dieſer Name, man wußte nicht, wie und warum, im Munde des Publikums fortwährend mit dem Verbrechen in Verbindung gebracht wurde, fiel es doch Niemand ein, das Verbrechen ſelbſt zu irgend einem Träger dieſes Namens in Beziehung zu ſetzen: Das verhinderte die hohe Reſpektabilität der Familie.

Anders war es mit Herrn van den Hoven, dem königlichen Procureur aus Brüſſel. Dieſem, der aus der Fremde kam, war der Name Mathieu ſo fremd und gleichgültig, wie jeder andere Name irgend eines Bewohners von Waterloo. Er hatte kein Vorurtheil zu Gunſten oder Ungunſten deſſelben; er hörte ihn nur bei dieſer Gelegenheit nennen, und er vergaß ihn nicht. Als er am andern Morgen in Begleitung des Maire von Waterloo, des Friedensrichters und des andern Beamten- und Agentenperſonals den Schauplatz des Verbrechens beſuchte, fragte er den Maire zuerſt nach den Bewohnern verſchiedener Häuſer, die er von ſeinem Standpunkte aus ſehen konnte. „Wer bewohnt jenes kleine Häuschen dort, uns gerade gegenüber?“

„Des Steuereinnehmers Tochter, Mademoiſelle Foulquet,“ erwiderte der Maire.

„Welche Art Perſon iſt Mademoiſelle Foulquet?“

„Ein ſehr achtungswerthes, ſchönes junges Mädchen.“ So ſprechend, blickte der Maire mit größerer Aufmerkſamkeit und angeſtrengtem Auge nach dem Häuschen hinüber. „Tiens! Tiens!“ rief er dann verwundert, „eine große Veränderung! ihre Fenſterläden ſind geſchloſſen, und ſie ſelbſt iſt unſichtbar.“

„Hat Das etwas Auffallendes?“ fragte der Procureur.

„Allerdings,“ erwiderte der Maire, „denn Das iſt noch nicht vorgekommen, ſeit Mademoiſelle Foulquet das Haus bewohnt.

Sie ſitzt ſonſt den ganzen Tag am Fenſter und plaudert mit jedem Vorübergehenden, der ſie oder den ſie anhören will."

„Sie irren, Herr Maire," verbeſſerte der Friedensrichter, „auch geſtern war das Häuschen ſchon geſchloſſen und Cöleſtine unſichtbar."

„Alſo ungefähr ſeitdem das Verbrechen geſchehen," bemerkte Herr van den Hoven. „Stand Fräulein Foulquet denn in irgend welcher Beziehung zu dem ermordeten Herrn Conſcience?"

„Wenn das Gerücht wahr erzählte," antwortete wieder der Friedensrichter, „ſo ſtand Mademoiſelle Foulquet zu Herrn Conſcience allerdings in ziemlich intimen Beziehungen. Man ſagte, daß ſie beinahe im Verhältniß von Verlobten zu einander ſtanden."

„Gut!... und dort in jener Ferme? wer wohnt dort?" fragte der Procureur weiter.

„Die Brüder Mathieu, zwei der angeſehenſten und achtbarſten Männer des Kantons," nahm wieder der Maire das Wort.

Der Procureur ſchien nur den Namen gehört zu haben. Prüfend betrachtete er den zerſtampften und von geknickten Halmen bedeckten Weg, der zur Ferme Mathieu führte; dann gab er Befehl, daß das zertretene Getreide, welches auf den Feldweg herabgedrückt wurde und ihn bedeckte, entfernt und der Feldweg ſo viel als möglich in den Zuſtand zurückverſetzt wurde, in dem er ſich am vorgeſtrigen Tage, bevor ihn die Volksmaſſe ſo zugerichtet, befunden hatte.

Sofort machten ſich die Agenten und mehrere Leute aus dem Volke, die als Zuſchauer die Magiſtratsperſonen umſtanden, an die Arbeit. Während die Einen die Halme entfernten, prüften einige Agenten den Erdgrund des Weges, und zwar mit der Anſtrengung und dem Eifer von Spürhunden, obwohl Maire und Friedensrichter während der ganzen Zeit den Procureur von der Nutzloſigkeit der Arbeit zu überzeugen ſuchten. Der Maire zählte ihm die vielen guten Eigenſchaften der Brüder Mathieu und die vielen Wohlthaten auf, welche die Armen der ganzen Gegend ſo

zu ſagen alltäglich von ihnen erfahren, und war eben daran, auch ihre exemplariſche brüderliche Liebe zu erwähnen, als einer der Agenten auf dem Boden knieend ausrief: „Eine Blutſpur!“ Der Procureur eilte auf die Stelle zu, während Maire und Friedensrichter einander erſtaunt anſahen. Doch faßte ſich der Erſtere, näherte ſich der Blutſpur, die ſich in der That auf einem Steine des Weges deutlich genug zeigte, und erklärte dem Procureur, daß dieſe wie die andern Blutſpuren rings um das Monument von den in das Blut des Unglücklichen getauchten Sohlen herkommen müſſe.

„Möglich,“ ſagte der Procureur.

„Nicht möglich,“ behauptete raſch der Agent, der die Blutſpur gefunden hatte, „das Blut befindet ſich unter den Halmen, die darauf niedergetreten wurden, während die Halme ſelbſt nicht im Geringſten vom Blute bedeckt ſind. Als man die Halme niedertrat, mußte das Blut ſchon auf dem Steine geweſen ſein, und zwar in getrocknetem Zuſtande.“

„Die Halme können auch ſpäter niedergedrückt worden ſein,“ erklärte der Maire, „nachdem das Volk mit den blutigen Füßen über dieſen Weg gelaufen.“

„Das iſt nicht wahrſcheinlich,“ entgegnete der Agent; „denn das Volk verlief ſich von der Blutlache aus nicht nach der Seite der Ferme, ſondern nach der entgegengeſetzten des Schloſſes, da es der Leiche folgte.“

Während dieſer Diskuſſion hatte ein anderer Agent einige Schritte weiter eine zweite und bald eine dritte der erſten ganz ähnliche Blutſpur entdeckt. Man arbeitete mit größerem Eifer weiter, und ſiehe da, die Blutſpuren führten geraden Weges an den Eingang des Hofes der Ferme Mathieu. Die Magiſtratsperſonen, die ihnen gefolgt waren in dem Maße, als ſie aufgedeckt wurden, kamen ſo bis an das Thor der Ferme Mathieu. Procureur und Agenten ließen ihre Blicke über den Hofraum ſchweifen, aber ohne Erfolg, die Blutſpuren waren hier verſchwunden. Trotzdem trat Herr van den Hoven mit ſeinem

Gefolge in den Hof und war eben im Begriffe, in das Haus zu gehen, als ihm Herr Jacques Mathieu entgegenkam und ihn nach höflicher Begrüßung fragte, was ihm zu Dienſten ſtehe?

„Wir kamen," antwortete der Procureur, nachdem er ſich genannt hatte, „unwillkürlich über die Schwelle Ihrer Wohnung, Herr Mathieu, denn eine Blutſpur führte uns geraden Weges vom Orte des Verbrechens hieher. Können Sie mir vielleicht eine Erklärung dieſes Umſtandes geben?"

„Herr Procureur," erwiderte der ſo Angeredete mit Stolz, „ich bin Jacques Mathieu, und dieſes hier iſt mein Haus."

„Herr Mathieu," ſprach wieder der Procureur im verbindlichſten Tone, „ich frage Sie nur meiner Pflicht gemäß, ob Sie mir dieſen höchſt auffallenden Umſtand erklären können?"

„Ich kann es nicht!" antwortete Jacques Mathieu mit Nachdruck. Alles ſah nach jener Seite, und Auguſtin, der Pferdsknecht, trat hervor und ſagte: „Herr Procureur und Sie, meine Herren, wenn Sie mir folgen wollen, bin ich gerne bereit, Ihnen die Fortſetzung der Blutſpuren zu zeigen. Es thut mir leid, daß ich geſtern das Pflaſter des Hofes gewaſchen und Sie ſo um das Vergnügen gebracht habe, ſelber bis an das Ende derſelben vorzudringen."

So ſprechend, wandte er ſich dem Pferdeſtall zu, und die Andern folgten ihm. Er that zwei Schritte über die Schwelle, und auf einen großen Blutfleck am Stallpflaſter zeigend, ſagte er: „Hier, meine Herren, ſehen Sie die Fortſetzung jener Blutſpuren."

„Und woher kommt dieß Blut?" fragte Herr van den Hoven. Auguſtin faßte den Hinterfuß eines Pferdes, das unmittelbar an dieſem Flecke ſtand, hob ihn in die Höhe, und einen Verband ablöſend, zeigte er auf eine kleine Wunde: „Dieſem Roß haben wir vor wenigen Tagen, wie man Das in der heißen Zeit zu thun pflegt, zur Ader gelaſſen; vorgeſtern habe ich mit dieſem Pferde auf dem Felde rechts vom Monumente gearbeitet. Bei der Heimkehr auf dem ſteinigen Feldwege iſt der Verband abgefallen, hat ſich die Wunde wieder geöffnet, und daher die Blutſpuren,

die Sie noch gestern Morgen bis in diesen Stall herein hätten verfolgen können." So sprechend, ließ der Knecht den Fuß los, gab dem Pferde einen Stoß und ging achselzuckend aus dem Stalle. Maire und Friedensrichter waren durch diese Lösung offenbar wie von einem Alpdrücken befreit und sichtbar erzürnt, daß der Procureur trotz der genügenden Erklärung eine Haussuchung anordnete.

Um kurz zu sein, wollen wir nur sagen, daß man, wie es alle Anwesenden, Bewohner oder Beamte von Waterloo, nicht anders erwarteten, im ganzen Hause und in allen Nebengebäuden nichts fand, das auf die Brüder Mathieu oder irgend einen ihres Gesindes auch nur den Schatten eines Verdachtes hätte werfen können. Ein trauriger Anblick aber wurde den Magistratspersonen nicht erspart. In einer der Stuben lag Marion mit geschlossenen Augen und unverkennbar sehr krank. An ihrem Bette saß Denis Mathieu gebeugt, wie von einem unendlichen Schmerze niedergedrückt, die Hände vor beide Augen gepreßt. Er bewegte sich nicht, er that auch die Hände nicht von den Augen, als die Magistratspersonen eintraten. Das Krankenbett des jungen Mädchens achtend, zogen sich diese rasch wieder zurück. Draußen im Hofe konnte der Friedensrichter nicht umhin, Herrn van den Hoven an das schmerzerfüllte Aussehen Denis' zu erinnern: „Sie haben," sagte er, „da ein kleines Beispiel, wie die Mitglieder dieser Familie aneinander hängen. So verzweifelt haben Sie, Herr Procureur, wohl noch keinen Onkel am Krankenbette seiner Nichte sitzen sehen. Die Mathieu's sind auch in der ganzen Gegend ihres ungewöhnlich starken Familiengefühls wegen berühmt. Solche Menschen," fügte der Friedensrichter mit einem Tone leisen Vorwurfs hinzu, „solche Menschen sind selten Verbrecher, und ich fürchte, daß es die hiesige Bevölkerung der Justiz lange nicht vergeben wird, das Haus Mathieu auch nur einen Augenblick lang verdächtigt zu haben."

Die Magistrate hatten das Haus kaum verlassen, als sich oben in der Stube Marion in ihrem Bette erhob, die Augen

öffnete und ſagte: „Ich weiß ſehr wohl, wer die Männer waren, die eben durchs Haus gingen und in dieſe Stube blickten. Es ſind die Sendboten der göttlichen Gerechtigkeit! Sie ſuchen nach den Mördern Deſſen, den ich geliebt habe und der mich geliebt hat. Ja, ja, Onkel Denis, mich hat er geliebt! Mich, wiſſe es!“ rief ſie mit einer Stimme voll Kraft, die man bei dieſem blaſſen, kranken, erſchöpften Ausſehen nicht für möglich gehalten hätte und die deßhalb deſto unheimlicher klang. Denis fuhr zuſammen und ſaß zuſammengekauert da wie ein Knäuel. Sie hatte die Worte: „Mich hat er geliebt!“ ſeit der erſten Nachricht von der Ermordung Edouards wohl ſchon zehnmal, ſo oft ſie aus ihrem halb bewußtloſen Zuſtande erwachte, ausgeſprochen; ſie machten jedesmal die gleiche, niederſchmetternde Wirkung auf Denis. Jetzt aber ſtreckte ſie noch den Arm aus und rief gebieteriſch: „Fort, Onkel Denis, fort von meinem Bette!“ Er ſtand auf und ſchwankte, immer die Hände vor dem Geſichte, aus der Stube.

Viertes Kapitel.

Das einfache Kreuz.

Als die Nacht wieder einbrach, erhob ſich an der Stelle des Verbrechens ein kunſtloſes Kreuz, ungefähr wie es die erſten Miſſionäre in den Wildniſſen mögen aufgerichtet haben; ein einfacher Stab, der das Getreide der Felder ringsumher etwas überragte und an den nicht ferne der Spitze der kleine Querſtab mit einer einfachen Schnur befeſtigt war. Niemand ſah es errichten, und Niemand konnte ſagen, von wem es errichtet worden; aber warum ſollen wir nicht annehmen dürfen, daß die fromme Seele, jene Alte, die an dieſer Stelle gebetet und die mit ihren wenigen Pfennigen das Todtenglöcklein bezahlte, auch dieſe fromme That gethan?

Um Mitternacht wurde dieſes Kreuz der Mittelpunkt einer eigenthümlichen Verſammlung. An ſeinem Fuße lag eine weiße, kleine, ſchmächtige Geſtalt, die wenige Minuten vorher gleich einem Geiſte von der Ferme Mathieu hierhergehuſcht war. Ungefähr um dieſelbe Zeit kam, langſamern Schrittes und geſenkten Hauptes, Cöleſtine von ihrem Hauſe herbei. Als ſie aus den Kornfeldern heraustrat und die Geſtalt am Fuße des Kreuzes liegen ſah, fuhr ſie einen Schritt zurück, liſpelte „Marion" und blieb ruhig hinter den hohen Aehren ſtehen. Traurig betrachtete ſie das arme Kind, das regungslos am Kreuze lag und deſſen Fuß umklammerte. Nur wenn manchmal Marions Leib wie in Krämpfen zuckte, ſeufzte die Lauſchende leiſe auf.

Bald bewegte ſich auch etwas vom Schloſſe her. Cöleſtine erkannte im Mondſcheine eine höhere und eine kleinere Geſtalt, die ſich bald deutlicher als die Grafen Belport, Vater und Sohn, erkennen ließen. Cöleſtine ſchlich an Marion vorüber und ſtellte ſich an das Ende des Raines, über den die Beiden daherkamen, wo dieſer auf den Platz des Kreuzes mündete. Als ſie ſich näherten, machte ſie ihnen ein Zeichen des Schweigens, und als ſie dem Zeichen folgend leiſe hervortraten, deutete ſie auf Marion und liſpelte dem Grafen ins Ohr: „Es iſt Marion Mathieu. Sie hat Herrn Conſcience geliebt — Herr Conſcience hat auch ſie geliebt."

Alfred vernahm auch die Worte, die nur für das Ohr des Vaters beſtimmt waren. Die Hände in einander gelegt, ſah er durch Thränen auf das Kreuz und auf die Geſtalt, die wie vernichtet an deſſen Fuße lag, nieder; dann wandte er ſich und eilte einige Schritte zurück in den Gang zwiſchen den Feldern, und wenn Marion nicht ſo tief in ihr Elend verſunken geweſen wäre, ſie hätte ihn ebenſo wie ſeinen Vater und wie Cöleſtine ſchluchzen hören.

Cöleſtine nahm den Grafen am Arm und führte ihn ebenfalls deſſelben Weges zurück. Fern genug vom Kreuze, daß ihre

gedämpfte Stimme dort nicht gehört werden konnte, ſagte ſie zum Grafen: „Herr Graf, Sie haben das unglückliche Geſchöpf geſehen. Marion iſt rein wie ein Engel, und doch gibt es heute auf Erden vielleicht kein elenderes Weſen als ſie. Herr Graf, was Sie immer denken, welchen Verdacht Sie immer haben mögen, ſprechen Sie Ihre Gedanken nicht aus, haben Sie Erbarmen mit dem Kinde, das den Todten geliebt hat. Ueberlaſſen Sie die Rache dem unſichtbaren Richter und rufen Sie nicht die irdiſchen Gerichte an. Machen Sie Marion nicht zur Nichte oder vielleicht zur Tochter eines Hingerichteten.“

Der Graf ſah Cöleſtinen ins Geſicht und erſchrak über den Ernſt, ja die unendliche Trauer, die es bedeckte. Cöleſtine war in dieſen zwei Tagen um Jahre gealtert. Sie bemerkte den Schrecken, den ihr Anblick dem Grafen einflößte, und ſchmerzlich lächelnd ſagte ſie: „Ja, Herr Graf, ich habe auch viel verloren, vielleicht ſo viel als Sie und Alfred. Doch werde ich ſchweigen — und ich bin die Einzige, die mit furchtbarer Anklage auftreten könnte. Niemand kennt die Gründe dieſer That, Niemand als ich und die Thäter. Aber da ich trotzdem ſchweigen werde, ſo laſſen auch Sie von Verfolgung ab um Marion willen.“ Der Graf ſtreichelte gerührt ihren Scheitel: „Du biſt ein gutes Mädchen,“ ſagte er. „Du wirſt jetzt ſehr einſam ſein, komm zu uns ins Haus, wo du mit Trauernden trauern kannſt.“ Cöleſtine ſchüttelte den Kopf. „Mein Platz,“ ſagte ſie, „iſt nun dort bei dieſer. Gehen Sie jetzt, Herr Graf, und laſſen Sie mich mit Marion allein, daß ich ſie aufrichte und nach Hauſe bringe.“ Der Graf gehorchte, und nach einiger Zeit ſah er von einer kleinen Anhöhe, wie die beiden Mädchen, die Eine auf die Andere geſtützt, der Ferme Mathieu entgegen gingen.

Cöleſtinens Barmherzigkeit und ihre Bitten ſchienen vergebens, obwohl der Graf aus Rückſicht für das unſchuldige Kind darauf eingegangen war. In dieſer ſelben Stunde war der Verhaftsbefehl, lautend auf die beiden Brüder Mathieu und den Pferdeknecht Auguſtin Feldmans, bereits unterzeichnet. Der königs-

liche Procureur, als er des Morgens in die Stadt zurückkehrte, ſprach ſeine Abſicht, die Genannten verhaften zu laſſen, gegen Maire und Friedensrichter unverhohlen aus. Die Beiden zeigten ſich darüber im höchſten Grade entrüſtet, und ihre Entrüſtung theilte ſich bald dem ganzen Orte mit, der in wahrhafte Aufregung gerieth. Es bildeten ſich überall Gruppen, man diskutirte, man wagte ſelbſt Ausfälle gegen die Juſtiz. Es werde ſich, hieß es, die Unſchuld der Brüder Mathieu unfehlbar herausſtellen. Aber der Schandfleck, einmal auf ſolchen Verdacht hin verhaftet geweſen zu ſein, werde doch immer am Namen der ehrenvollen Männer haften. Man begriff nicht, wie der königliche Procureur nur auf den Gedanken kommen konnte, ſolche Männer zu verdächtigen. Die Sache ſei klar, die abhanden gekommene Uhr ſei ein ſprechender Beweis, daß der Mord ein Raubmord ſei, und einen Raubmord werde man doch den reichen und ehrenwerthen Mathieu nicht in die Schuhe ſchieben wollen? Und wenn nicht dieſes, welches andere Motiv zur That ſollten ſie gehabt haben? Der Procureur ſah die Aufregung, wurde ſchwankend und gab endlich die Idee der augenblicklichen Verhaftung auf. Cöleſtine wurde noch vorgeladen, und da ſie beim Verhöre aus ihrer Liebe für den Todten kein Hehl machte, ihrer Klage freien Lauf ließ, aber doch nicht das Geringſte äußerte, was eine Anklage begründen konnte, ſo entſchloß ſich der Procureur, ſich mit den in ſolchem Falle gebotenen polizeilichen Vorſichtsmaßregeln und Inſtruktionen zu begnügen und die Sache für jetzt, ehe nicht andere Anzeichen hinzukommen, auf ſich beruhen zu laſſen und noch dieſen Abend nach Brüſſel zurückzukehren.

Der Engländer war von den Autoritäten erſucht worden, ſeine Abreiſe bis zur Beendigung wenigſtens der Voruntersuchungen aufzuſchieben. Er zeigte ſich bereitwillig; um aber die Zeit in Waterloo auf eine ihm angenehme Weiſe zu verbringen, holte er aus ſeinem Reiſegepäcke die Angelinſtrumente hervor, wanderte vor den Flecken hinaus und blieb am erſten

Waſſer, dem er begegnete, regungslos ſitzen. Es war dieß ein Kanal, wie Belgien ihrer ſo viele beſitzt. Vor einer der Schleuſen, an der ſich ein weites, ruhiges Baſſin ausbreitete, konnte man ihn die zwei Tage in jener ſtarren Ruhe ſitzen ſehen, die man bei dieſer Beſchäftigung in allen Ländern Europa's an ſeinen Landsleuten bewundert. Selbſt das Eſſen mußte ihm aus dem Gaſthauſe hinausgeſchickt werden, damit ſein Vergnügen keine Unterbrechung leide. Erſt nach Sonnenuntergang des erſten Tages kehrte er in die Stadt und ins Gaſthaus zurück; am zweiten Tage kam er etwas früher, und dießmal von einer großen Menge Volkes begleitet, das ihn nicht ins Gaſthaus, ſondern vor die Wohnung des Maire, in welcher der Procureur abgeſtiegen war, drängte. An ſeiner Schulter hoch aufgerichtet trug er die Stange, und am Ende der Leine, die um die Stange verwickelt war, am Angelhaken ſelbſt, hing ein Gegenſtand, der nicht ein Fiſch ſein mußte, da ein Fiſch an der Angel ſchwerlich ſo große Aufmerkſamkeit erregt, ſo großen Aufruhr hervorgebracht und ſo viele deutende Finger auf ſich gelenkt hätte. An der Angel hing eine goldene Taſchenuhr mit Kette und Siegel, und als man dieſe vor dem Hauſe des Maire von der Angel loslöste, ſah man, daß in das Siegel die beiden Buchſtaben E. C. eingravirt waren. Der Engländer hatte dieſe Uhr anſtatt eines Fiſches aus dem Kanal gezogen. Kein Zweifel mehr, daß jener Mord kein Raubmord geweſen, daß dem Unglücklichen ſeine Uhr nur genommen worden, um das Verbrechen zu einem Raubmorde zu ſtempeln und den Verdacht abzulenken. Dieſe Ueberzeugung ſtand in der Menge feſt, bevor ſie vor der Mairie angekommen. Wie ſollte ſie der Procureur nicht zur ſeinigen machen, da er das Siegel mit den Anfangsbuchſtaben des Namens Edouard Conſcience in Händen hielt; Maire und Friedensrichter wagten keinen Widerſpruch mehr, als er den Verhaftsbefehl unterzeichnete.

Als Marion, von Cöleſtine geführt, an der Ferme Mathieu anlangte, jagte eben ein großer, ſchwarzer, geſchloſſener Wagen

dahin. Rechts und links am Schlage des Wagens galoppirten zwei berittene Gendarmen. Marion erhob bei dieſem Anblick beide Arme gen Himmel und ſank dann bewußtlos auf den Boden hin. Cöleſtine hob ſie auf und trug ſie wie ein Kind auf den Armen ins Haus.

Fünftes Kapitel.

Veränderungen.

Man erzählte, daß, als die drei Verhafteten in den Wagen ſtiegen, Auguſtin, der Pferdeknecht, das Geſinde, welches ſich im Hofe verſammelt hatte, angeredet habe. Er forderte die Knechte und Mägde auf, nichts in der Wirthſchaft zu vernachläſſigen, das Vieh gut zu verſorgen und die Ernte zu einem guten Ende zu bringen, dann ſagte er: „Eure beiden Herren werden bald wieder zurückkehren, Das verſpreche ich euch, wenn auch vielleicht ohne mich.“

Aber Tage vergingen, und die Brüder Mathieu kehrten nicht zurück, auch ſchienen die Worte Auguſtins auf das Geſinde keinen großen Eindruck gemacht zu haben. Viele der Knechte und Mägde verliefen ſich, weil ſie in dem Hauſe nicht mehr dienen wollten, und andere Diener waren in dem Momente ſchwer aufzutreiben. Ein alter Vetter, der herbeigekommen war, um die Intereſſen der abweſenden Brüder wahrzunehmen, und der auch vom Gerichte als ihr Vertreter in der Verwaltung des Gutes anerkannt wurde, war nicht im Stande, das Weſen ſo, wie es bisher geſchehen, fortzuführen. Er ſah ſich gezwungen, einen Theil des Viehſtandes zu verkaufen, überhaupt Alles zu thun, was Arbeitskräfte erſparte, da es an dieſen immer mehr mangelte. Die Ernte kam heran, auf allen Feldern regte ſich die größte Betriebſamkeit, nur auf denen der Mathieu's war es ſtille, viele Frucht konnte erſt ſpät, viele nur verdorben heimgebracht werden.

Der Leſer erſieht daraus, wie raſch ſich die öffentliche Meinung ſeit Auffindung der Taſchenuhr Edouards und ſeit der Verhaftung gegen die Mathieu gewendet hatte. Selbſt das alte, maſſive Haus hatte jetzt, ſo redete man ſich ein, ein unheimliches Ausſehen. Man ging nicht gerne daran vorüber, man machte einen Umweg, um ihm auszuweichen. Es ſah in der That auch anders aus als ehemals; das rege, arbeitſame Leben war aus dieſen Räumen verſchwunden, und ſie blickten um ſo einſamer und ſo öder, je weitläufiger ſie waren. Sonſt ſchollen um dieſe Zeit die Rhythmen unzähliger Dreſchflegel aus den Scheuern und klangen auf den abgemähten Feldern rings um die Maierei die großen und kleinen Glocken der Rinder- und Schafheerden. Jetzt hörte man den traurigen Takt höchſtens zweier Dreſcher und irrten auf den Feldern die kleinen Ueberreſte der Heerde zerſtreut umher. Es war in der That, als wäre ein Fluch auf dieſes Haus herabgefallen; das Schöne, das Mitleideinflößende, das es beherbergte, war unſichtbar. In einer Seitenſtube des erſten Stockwerkes wohnten wie zwei trauernde Wittwen oder wie Anachoretinnen Marion und Cöleſtine.

Aber nicht nur hier hatte ſich Vieles verändert, auch das kleine Häuschen gewährte jetzt einen andern Anblick. Das grüne Fenſter war zwar wieder geöffnet, aber anſtatt des leſenden ſchönen Mädchenkopfes ſah jetzt das braune, ſchnurrbärtige Geſicht des alten Veteranen, den Cöleſtine aus Brüſſel herbeigerufen hatte, daß er ſein Amt ſelbſt übernehme, verdrießlich und gelangweilt über die Ebene hin, und anſtatt des holden Geplauders und des friſchen Gelächters, das ſonſt hier herausſcholl, ſtiegen jetzt Rauchwolken aus der Thonpfeife des Invaliden auf.

Im Schloſſe beeilte man ſich, gleich nach dem Begräbniſſe Edouards, dem Rathe des Arztes folgend, welcher für Alfred eine raſche Veränderung zuträglich hielt, aufzubrechen und früher als ſonſt in die Stadt zurückzukehren. Die grauen Jalouſien waren verſchloſſen; die Wetterfahnen auf den Thürmchen ſchrillten im Winde, der über die Stoppelfelder fuhr, und ſämmtliche drei

Häuſer, die wir Eingangs dieſer Erzählung als die glücklichen bezeichneten, blickten jedes in anderer Art, das eine geſpenſtiſch, das andere verdrießlich, das dritte traurig, auf das einfache Kreuz, welches jetzt, da die hohen Saaten gefallen waren, hoch, einſam und mager aus der Ebene hervorragte und im Herbſtwinde zitterte.

Plötzlich verbreitete ſich durch Waterloo die Nachricht, daß ſich Auguſtin, der Pferdeknecht, im Gefängniſſe erhängt habe. Er hatte Tags vorher ausgeſagt, daß er allerdings Edouard Conſcience ermordet und zwar nur, um ſich in den Beſitz ſeiner ſchönen Uhr zu ſetzen, obwohl er dieſe nach der That aus Furcht, daß ſie ihn verrathen könne, in den Kanal geworfen.

Kein Menſch in Waterloo glaubte dieſer Ausſage; man kannte das Verhältniß des Pferdeknechtes zu den Brüdern Mathieu zu genau, um ihr Glauben zu ſchenken; man wußte, daß Auguſtin, wenn er Luſt nach einer ſolchen Uhr verſpürte, es nur ſeinem Herrn ſagen durfte; man wußte, daß es nur von ihm abhing, daß er als Knecht bei den Pferden im Stalle, und nicht mit ſeinen Milchbrüdern wie ein Bruder im Hauſe lebte. Namentlich Denis Mathieu verſagte ihm nichts, der an ihm hing, wie er ſelbſt an Denis. Man wußte ferner, daß Auguſtin im Stande war, für Denis ſein Leben hinzugeben. Man wußte Das von der Brüſſeler Revolution her, welche Beide als junge Leute unter dem Zuzug vom Lande her mitmachten. Auguſtin ſtürzte ſich damals mitten in einen Haufen holländiſcher Soldaten, um Denis, der von ihnen umgeben war, mit außerordentlicher Tapferkeit herauszuhauen, und ſtellte ſich mitten im Kugelregen immer vor ihn, um ihn mit ſeinem Leibe zu decken. Daß er ſich nun für den Mörder Edouards ausgab, daß er für eine That eintrat, zu der man keine Gründe finden konnte, galt den Einwohnern Waterloo's für einen Beweis, daß Denis der Mörder war. Aber die Advokaten der Brüder Mathieu ſchienen in Brüſſel, wo man Perſonen und Verhältniſſe nicht kannte, den Tod Auguſtins gut benützt zu haben, und bald darauf erſchienen ſie wieder in ihrer Ferme, entlaſſen wegen Mangels an Beweiſen.

In der Nacht traten ſie leiſe in ihr Haus, und erſt am andern Morgen merkte der Reſt des Geſindes, daß die Herren wieder da waren. Jacques Mathieu ging ſchweigend durch das Haus, durch Stallungen und Scheunen, betrachtete den Verfall des Hausweſens, ohne zu fragen, ohne irgend eine Bemerkung zu machen. Anders war es mit Denis. Dieſer ſchien im Gefängniß ſein ganzes Weſen verändert zu haben. Er trat lärmend auf, redete Jedermann an und erzürnte ſich ſofort mit dem Vetter, der das Gut indeſſen verwaltet hatte, als mit einem nachläſſigen Bevollmächtigten. Er wollte nichts von Entſchuldigungen hören, ſchrie und ſprach laut, als ob er die Aufmerkſamkeit des ganzen Geſindes und der Nachbarſchaft auf ſeine Anweſenheit lenken wollte. Ebenſo wie er mit dem Einen böſe, war er mit dem Andern ungewöhnlich freundlich; er that, was er früher nie gethan hatte, er ſcherzte und lachte laut und machte ſelbſt einige Späſſe über das Gefängniß.

Aehnlich benahmen ſich die Brüder den Kindern gegenüber. Jacques Mathieu ſetzte ſich an den Frühſtücktiſch und ließ, wie ehemals, die Kinder herabrufen; als die beiden jüngeren eintraten, ſchloß er ſie ſchweigend in ſeine Arme, als aber Marion, die erſt durch den Diener von der Anweſenheit des Vaters erfuhr, zur Thüre hereinſchwankte, erhob er erſchrocken die eine Hand, während er ſich mit der andern an ſeinem Stuhle feſthielt. Marion ſah in der That ſchlecht genug aus, um einen heimkehrenden Vater zu erſchrecken, und das Gemiſch von Freude und Angſt, das ſich bei ihrem Eintreten auf ihrem blaſſen Geſichte malte und das ſich auch in einem krampfhaften Zittern des ganzen Körpers ausdrückte, erhöhte noch das Krankhafte und Bemitleidenswerthe der ganzen rührenden Erſcheinung. Ihre Wangen waren eingefallen, und ihre dunklen Augen erſchienen in dem abgemagerten Geſichte noch größer als ehemals. Jacques war unfähig, ihr einen Schritt entgegen zu thun, und als ſie an ſeine Bruſt ſank, drückte er einen Kuß auf ihren Scheitel, der in demſelben Augenblicke von Thränen überſchwemmt war.

Dann ſetzte er ſie neben ſich und hielt ihre Hand in der ſeinigen, ohne daß Vater und Kinder ein Wort geſprochen hätten. Erſt als Denis eintrat, wurde es lebendiger. Er küßte die Kinder mit einer ſtürmiſchen Haſt, auch Marion, bei der er that, als ob er ihr Sträuben gegen ſeine Umarmung nicht bemerkte, indem er ihr, während er ſie auf die Stirne küßte, wie unwillkürlich beide Arme, die ihn abwehren wollten, herabdrückte. Er ſprach viel und ſcherzte mit den Kindern, was dieſe, an Dergleichen von ihm nicht gewohnt, mit Staunen aufnahmen, indem ſie einander mit großen Augen anſahen. Sein haſtiges Weſen, mit dem er Dieß und Jenes angriff, die Beweglichkeit, die ihm ſonſt ſo ſehr abgegangen war, und von Zeit zu Zeit ein lautes Gelächter, das er bald über das Geringfügigſte, bald ohne alle Urſache erſchallen ließ, erfüllte ſie ſichtbar mit großer Angſt, und dieß um ſo mehr, als dieſes Benehmen ſo ſehr von der Schweigſamkeit und Trauer des Vaters abſtach. Es ſchien übrigens auch Denis am Familientiſche nicht wohl zu ſein, und es war, als ob er die erſte Gelegenheit, ſich zu erheben, ergriffe, als er aufſprang, um einem Knechte, den er im Hof erblickte, etwas zu ſagen.

Draußen angekommen, vergaß er den Knecht und ſtarrte einer Perſon nach, die eben mit einem Bündel unter dem Arm an der Hofmauer vorſichtig dahinſchlüpfte, als ob ſie von dem Zimmer aus, in dem gefrühſtückt wurde, auf ihrer Flucht nicht bemerkt werden wollte. Es war Cöleſtine. Als ſie plötzlich Denis Mathieu in ihrer Nähe und ſich von ihm bemerkt ſah, hielt ſie einen Augenblick inne, wie unfähig, ihre Flucht fortzuſetzen. Denis ſchien eben ſo unfähig, ſie zu verfolgen; aber als ſich Cöleſtine doch aufraffte und plötzlich weiter eilte, erwachte er aus ſeiner Erſtarrung und flog ihr eben ſo raſch nach, als ſie von ihm eilte. Er gab ſeine Verfolgung nicht auf, bis er an der Thüre des kleinen Häuschens ſtand, auf deren Schwelle Cöleſtine hochaufathmend inne hielt.

„Warum fliehen Sie ſo vor mir, Mademoiſelle Cöleſtine?“

fragte er mit einem Muthe, den er einem weiblichen Geſchöpfe gegenüber ſonſt nie gezeigt hatte.

Cöleſtine antwortete nicht, und er fuhr fort: „Ich habe Ihnen etwas zu ſagen, was ich ſeit mehr als einem Jahre auf dem Herzen habe.“

Cöleſtine wandte ſich, um in das Innere des Hauſes zu gehen.

„Bleiben Sie,“ rief er wieder dringender als vorher, „das Gericht hat uns ja freigelaſſen — ich bin kein Mörder.“

In demſelben Augenblicke fiel die Thüre zu und wurde von innen ein Riegel vorgeſchoben, und gleich darauf öffnete ſich das Fenſter und erſchien hinter den verwelkten Blumen das braune Geſicht des alten Veteranen, das mit zuſammengezogenen Augenbrauen düſter auf Denis Mathieu und dann von ihm auf das ferne Kreuz blickte, als ob er auch ſeine Blicke dahin lenken wollte. Denis Mathieu verlor mit einem Male den Muth, mit dem er das Mädchen verfolgt hatte, und ging mit immer raſcher werdenden Schritten nach der Ferme zurück.

Er blieb, wie er aus dem Gefängniſſe zurückgekommen war; Jedermann bemerkte die gewaltige Veränderung. Während Jacques Mathieu, der ältere Bruder, ehemals der Leutſelige, der Jedermann freundlich anredete, jetzt die Geſellſchaft der Menſchen ſcheute und die Schwelle ſeines Hauſes kaum überſchritt, miſchte ſich der ehemals menſchenſcheue Denis überall in die Geſellſchaft. Wo er zwei, drei Menſchen in der Straße, auf dem Felde, vor einer Schenke zuſammen ſah, ſogleich näherte er ſich, um ein Geſpräch anzuknüpfen. Er war jetzt weniger zu Hauſe als auswärts, und ſelbſt daheim verbrachte er ganze Stunden vor der Thüre des Hauſes, um jeden Vorübergehenden anzuſprechen. Bald bemerkte man, daß er, ehemals der häuslichſte aller unverheiratheten Männer der Gegend, ganze Nächte, ja oft die Tage in den Schenken, wenn auch nicht Waterloo's, doch der ferneren Umgegend, verbrachte. Wenn er nach Brüſſel auf den Markt ging, kehrte er oft erſt nach zwei oder drei Tagen zurück.

All dieſes Neue und Ungewohnte an den Brüdern Mathieu verſtärkte im Sinne ihrer Mitbürger den Verdacht, der auf ihnen laſtete, und wie man am zweiten Tage nach dem Morde die Juſtiz zu großen Mißtrauens anklagte, ſo machte man ihr jetzt das Gegentheil zum Vorwurf. Es hieß übrigens, daß die göttliche Gerechtigkeit die Strafe übernommen habe. Im Innern des Hauſes Mathieu ſollte es ſehr traurig ausſehen; die Brüder hatten zwar nach ihrer Heimkehr die Lücken ihres Viehſtandes durch Ankäufe wieder ausgefüllt, das Geſinde war durch Anwerbung neuer Leute, die man gut bezahlte, wieder vervollſtändigt; die Verluſte, die man bei der Vernachläſſigung der Ernte, überhaupt bei der Verwirrung, die im Haushalte nach der Verhaftung eingetreten, erlitt, waren bei der großen Wohlhabenheit der Brüder nur gering anzuſchlagen. Trotzdem wollte es, wie man erzählte und wie das Geſinde beſtätigte, im Innern nicht recht vorwärts. Denis war oft abweſend, und Jacques, wenn er den Verfall des Hausweſens merkte, zuckte nur traurig die Achſel und ſchien ſich über dieſen Zuſtand, als eine unbedeutende Nebenſache, wenig zu härmen. Ebenſo nahm er es leicht, wenn er bei ſeinen Dienern, was jetzt oft vorkam, Widerſpruch oder Ungehorſam fand. Zu all Dem kam, daß man fortwährend eine Kranke im Hauſe hatte. Marion ſiechte dahin trotz aller Aerzte, die man herbeirief und die für ihre Krankheit vergebens nach einem Namen ſuchten.

Alles Das machte, daß man ſich von dem Hauſe der Brüder Mathieu ferne hielt, obwohl dieſe alles Mögliche thaten, um das alte Wohlwollen wieder zu gewinnen. Niemand war ſo raſch bereit, den Nachbarn mit aller Hülfe beizuſpringen, wie ſie. Die Armen bezogen von ihnen mehr als je, und wo es irgend eine öffentliche Wohlthätigkeit betraf, ſtanden ſie immer mit großen Summen an der Spitze. Je mehr ſie der Art thaten, deſto mehr Beweiſe lieferten ſie dem Sinne der Menſchen nach von ihrer Schuld, und als Denis Mathieu, den die Einheimiſchen flohen, in den Schenken ſolche Bekanntſchaften machte, denen es genügte,

daß er ihre Zeche zahlte, und als nach und nach mehrere dieſer Bekannten in der Ferme heimiſch wurden, fand man, daß er ſich jetzt in der ihm natürlichen Geſellſchaft befinde.

So verging der Winter, ſo kam der Frühling heran, und die Saaten begannen wieder zu ſproſſen und am Kreuze hinaufzuwachſen, als ob ſie es, das ſo traurig mahnend in die Gegend ſah, bedecken und damit nach und nach die Erinnerung an die ſchauderhafte That verſchleiern wollten.

Auch auf dem Grabe Edouards wuchs Gras; bald aber auch Blumen, welche in ſtiller Frühlingsnacht zwei Mädchen rings um den Marmorſtein pflanzten, den Graf Belport auf den Hügel hatte ſetzen laſſen.

Sechstes Kapitel.

Das Erntefeſt.

Die Saat, die am Kreuze hinaufwuchs, die Blumen, die den Grabhügel bedeckten, wurden bald geknickt, ein frühes Hagelwetter verwüſtete rings um Waterloo Alles, was der Frühling hervorgebracht hatte, und mit den Saaten und Blumen wurde auch das einfache und ſchwache Kreuz geſtürzt, das ſich unfern dem Löwenmonumente erhoben hatte. Die Hoffnungen der Landleute waren vernichtet, und man hatte ſich von dieſem Unglücke kaum erholt, als in Folge eines Dammbruches ſich die Waſſer des Kanals über die tiefer liegenden Theile der Gegend ergoſſen und fortſchwemmten, was das Hagelwetter übrig gelaſſen. Wir wiſſen nicht, was an den Erzählungen von den raſch auf einander folgenden Unglücksfällen, welche in dieſem Jahre die Gegend heimſuchten, wahr, was von der Phantaſie in ſpäteren Jahren hinzugefügt. So viel iſt gewiß, daß noch heute der Einwohner von Waterloo, wenn man ihm von jener Zeit ſpricht, alle Uebel aufzählt, vor denen vorzugsweiſe der Landmann

erſchrickt. Für uns iſt nur Das von Wichtigkeit, daß man jene Heimſuchungen, die man jedenfalls erfahren, für eine Strafe des Himmels hielt für das auf der Gegend laſtende ungeſühnte Verbrechen. Um das vergoſſene Blut, ſo viel wenigſtens in ihren Kräften ſtand, zu ſühnen, beſchloſſen einige fromme Seelen Waterloo's — man iſt hier, wie im übrigen Belgien, ſehr fromm katholiſch — auf der Stelle des Verbrechens, dort, wo das einfache Kreuz geſtanden hatte, deſſen Urheber Niemand kannte, ein anderes großes und ſchönes Kreuz zu errichten, deſſen Inſchrift das Andenken des unſchuldig Ermordeten erhalten und zum Gebet um Entdeckung des Mörders auffordern ſollte. Der Gedanke fand außerordentlichen Anklang, und die Subſkriptionsliſte, die von Haus zu Haus ging, ergab bald eine ſo bedeutende Summe, daß man mit dem Gelde ein kunſt- und prachtvolles Kreuz errichten konnte. Demgemäß gab man einem Künſtler den Auftrag, eine Zeichnung zu entwerfen, und ſetzte man ſich mit einer Eiſengießerei in der Nähe von Mons in Verbindung. Die Ausführung des Monumentes verlangte jetzt allerdings längere Zeit, und damit war Denjenigen, die mit Errichtung des Kreuzes eine fromme Schuld abtragen wollten, nicht ganz genug gethan; aber man tröſtete ſich mit dem Gedanken, daß die Größe und Schönheit des Kreuzes den allgemein verbreiteten Gefühlen, dem Wunſche, den Todten zu ehren, mit dem größeren und ſchöneren Opfer, mit der größeren Zier des heiligen Zeichens mehr entſprechen werde.

Das Monument war noch lange nicht aufgerichtet, und es hatte ſchon den Anſchein, als ob das Gebet um Entdeckung des Mörders, das man dem Kreuze als Inſchrift anzufügen beabſichtigte, bereits in Erfüllung gehen ſollte.

Graf Belport war im Frühling auf ſein Landhaus wieder zurückgekehrt. Dießmal ohne Alfred, welcher, da er nach Edouard keinen Hofmeiſter mehr haben wollte, in einem Collège der Hauptſtadt untergebracht war. Er folgte ſeiner Familie erſt im Hochſommer, als es ſeine Ferien geſtatteten. Man ſah und hörte

wenig von ihm und ſeiner Familie; das Schloß und ſeine Bewohner ſchienen den Einwohnern jetzt bei Weitem mehr entrückt als vorher. Den alten Grafen ſah man höchſtens ſeine Felder bereiten, und Alfred wurde nur ſelten und dann vielleicht nur von Cöleſtine geſehen, wenn er ſpät am Abend, wie ehemals Edouard, zu dem Monumente wanderte, um dort eine oder zwei Stunden in Gedanken vertieft zu ſitzen. Der früh entwickelte Knabe hatte ſeit dem Tode ſeines Lehrers und Freundes, ſeit dieſer zu frühen und ſchrecklichen Erfahrung ein ernſtes Weſen angenommen, das mit ſeiner Jugend — er war jetzt vierzehn Jahre alt — traurig kontraſtirte. Auf ſeinem Geſichte lag ein Ausdruck von Energie, der Demjenigen, welcher ſein im Grunde mildes Weſen nicht kannte, beinahe unangenehm auffallen mußte, ein Ausdruck, der wie eine fortwährende Kampfbereitſchaft gegen alle Welt ausſah. Er war es auch, der vorzugsweiſe an der Zurückgezogenheit, in der jetzt die Familie lebte, ſchuld war. Er geſtand ſeinem Vater, daß er ſeiner nicht ſicher ſei, daß, wenn er den Mathieu begegnete, er etwas thun oder ſagen müßte, was er vielleicht ſpäter bereuen würde. Dem wollte er ausweichen, weil es ihm war, als hätte er in jener Nacht am Kreuze mit ſeinen Thränen Cöleſtine das Verſprechen gegeben, nichts zur Verfolgung der Mathieu beizutragen; und in Erinnerung an die unglückliche Marion, wie er ſie am Kreuze liegen geſehen, an das Mädchen, das ſeinen unglücklichen Lehrer ſo ſehr liebte und das, wie er wußte, langſam dahinſiechte, nahm er ſich vor, jenes ſchweigende Verſprechen zu halten. Merkwürdigerweiſe ſuchte man von Seiten der Mathieu immer wieder anzuknüpfen und ſich dem Hauſe des Grafen zu nähern. Bei jeder Gelegenheit waren ſie dem Grafen zu Dienſten bereit. Wenn die Arbeiten auf ſeinen Feldern dringend ſchienen, ſofort boten ſie ihre Knechte und Pferde mit Hintanſetzung ihrer eigenen Arbeiten an. Man hörte einmal, daß der Graf einen Hügel in ſeinem Parke mit jungen Bäumen bepflanzen wollte, ſofort wurden im Garten Mathieu's die jungen Bäume entwurzelt und nach dem Schloſſe

geſchickt. Solche Gelegenheiten wußten die Mathieu's mit merkwürdigem Scharfſinne aufzufinden, nur um mit dem Grafen wieder in irgend welche Verbindung zu treten. Aber da war Alfred immer gerüſtet, um ſeinen Vater zur Zurückweiſung dieſer Gefälligkeiten zu beſtimmen.

Indeſſen fand der Graf, daß man ſich im Ganzen ungerecht und unfreundlich gegen die gute Bevölkerung benehme, und als das Erntefeſt herankam, welches in Waterloo immer gefeiert wird, war er entſchloſſen, mit ſeiner ganzen Familie an dem populären Ball Theil zu nehmen. Um die Vernachläſſigung, welche man bisher von ihm erfahren und die ihm im Grunde Niemand übel nahm, wieder gut zu machen, ſchickte er an das Komité des Feſtes ein Faß guten Weines mit der Bitte, ihm und ſeiner Familie Plätze bereit zu halten.

In der That war die Freude groß, als er am Nachmittage des Feſtes an der Seite ſeiner Frau, von ſeinen Kindern gefolgt, in den mit Blumen und Kornähren geſchmückten Saal eintrat. Sofort wurden die beliebten Gäſte von der Menge umgeben und ſtreckte man ihnen, nach der Sitte des Landes, von allen Seiten die Gläſer zum Begrüßungstrunke entgegen. Nur mit Mühe machten die Feſtkommiſſäre Raum, um die Familie an ihre Plätze im obern Theile des Saales zu bringen. Auch dort oben waren ſie vor der freundlichen Zudringlichkeit nicht ſicher; immer wieder drängte ſich Jemand hervor, der mit der Familie Belport noch nicht angeſtoßen hatte. Von einem Halbkreiſe freundlicher Geſichter umgeben, ſaß die Familie ſelber vergnügt da. Man plauderte, und ſelbſt das immer ernſte Geſicht Alfreds hatte ſich aufgeheitert, was von der Gräfin mit beſonderer Freude bemerkt wurde, als ſich die Szene plötzlich änderte.

Die freundliche, aus vergnügten Geſichtern beſtehende Umzäunung, welche den Tiſch umgab, wurde durchbrochen — der vergnügte Ausdruck verſchwand und machte einem mißvergnügten, ja düſtern, Platz; am Tiſche ſtand mit einem Male Denis Mathieu, lächelte verbindlich, zutraulich, und indem er ſagte:

„Mit mir haben Sie noch nicht angeſtoßen," ſtreckte er ſein Glas über den Tiſch hin, mit oder ohne Willen gerade Alfred entgegen. Der Knabe ſah ihn eine Minute lang mit gläſernen Augen an. Er ſaß regungslos da, und regungslos ſtand ihm Denis Mathieu mit dem vorgeſtreckten Arm, das Glas in der Hand, gegenüber. Die ganze Geſellſchaft ſchien in Erſtarrung verfallen zu ſein; das Gelächter und Geplauder verſtummte; es war ſtille rings um den Tiſch. Plötzlich bedeckte eine grünliche Bläſſe Alfreds Geſicht, ſeine etwas ſtarke, vorſpringende Oberlippe zitterte, er erhob ſich, und indem er den Arm und den Zeigefinger gebieteriſch ausſtreckte, im Momente um eine Kopflänge gewachſen, rief er, daß der ganze Saal wiederhallte: „Fort, Mörder, fort!"

Denis Mathieu bog ſich unter dieſen Worten, als ob ihm eine gewaltige Laſt plötzlich auf die Schulter gefallen wäre. Mechaniſch wandte er ſich und folgte der Richtung, nach welcher der ausgeſtreckte Arm Alfreds deutete. Es öffnete ſich eine Gaſſe vor ihm, und er ging unhörbaren Schrittes und ohne ein Wort durch die Reihen der Menſchen, die ſich jetzt nach rückwärts drängten, als ob ſie ſich ſcheuten, von ihm berührt zu werden. Die Gaſſe ſchloß ſich erſt, als er die Thüre des Saales hinter ſich hatte. Noch immer ſtand Alfred mit ausgeſtrecktem Arme. „Wer zweifelt jetzt noch," hörte man eine Stimme in der Menge ausrufen; Das war wie eine Löſung des Zaubers, die erſtarrte Menge fing wieder an, ſich zu bewegen, ein Stimmengewirre erfüllte den Saal, und Alfred ſank auf ſeinen Sitz zurück.

Denis Mathieu war an dem Tag nicht mehr zu ſehen.

Auch am nächſten Tage war er unſichtbar, und man erfuhr, daß er auch aus der Ferme verſchwunden war. Man erfuhr Das von den Gerichtsperſonen, welche auf die Szene beim Erntefeſte hin ins Haus gedrungen waren, um Denis Mathieu aufs Neue zu verhaften. Aber bald wußte man, daß er, in einer Schenke unfern Waterloo's aufgegriffen, nach Brüſſel ins Gefängniß gebracht worden und daß der Prozeß aufs Neue begonnen.

Siebentes Kapitel.

Das neue Kreuz.

Die Wochen, ja die Monate gingen vorüber, man hätte von dem Prozesse nichts gehört, man hätte ihn und Denis Mathieu vielleicht vergessen, wenn nicht manchmal Cölestine oder Jacques Mathieu oder irgend eine der Personen, die am Abend der Ermordung Edouards auf dem Schauplatze der That gewesen, als Zeugen nach Brüssel zitirt worden wären. Die Einwohner von Waterloo ärgerten sich über dieß Verfahren der Justiz; man lud, wie während des ersten Prozesses, Zeugen vor, von denen man doch schon wußte, daß sie nichts aussagen konnten, was zur Ueberführung des Verbrechers dienen konnte. Freilich wurden auch der Graf und seine Familie vorgeladen und andere Zeugen der Szene beim Erntefeste. Diese, meinte man, sollten schon hinreichen, um Denis zu verurtheilen. Ein Mann, der eine solche Anklage, wie sie in den Worten Alfreds lag, so ruhig hinnahm, mußte ein Mörder sein, und man sollte nicht so viel Form und Wesen mit ihm beobachten.

Nach und nach kam man in der Gegend auch von diesen Diskussionen ab. Es war Alles wieder ruhig. Die gräfliche Familie war fort. Aus Mathieu's Hause war Niemand zu sehen, und nichts war da, um die Erinnerung an das Verbrechen wieder aufzufrischen, als das neue Kreuz, welches inzwischen vollendet und im Laufe des Winters aufgerichtet wurde. Aber es stand außerhalb der Stadt zwischen den Feldern, die im Winter verlassen waren.

Es erhob sich prächtig und vielfach verziert mit breitem Stamm und breiten Armen, glänzend schwarz gefärbt und die ganze Gegend beherrschend. In bronzenen Lettern war an beiden Seiten die Inschrift angebracht. Auf der einen Seite las man:

Hier wurde
Edouard Conscience
ermordet.
Friede seiner Asche!
Seiner Seele selige Auferstehung!

Auf der andern Seite, der Ferme Mathieu's zugekehrt, las man:

Betet, dass der Mörder entdeckt werde!

In der That ſah man manchmal einen Betenden am Fuße des Kreuzes; aber das Gebet, wenn es wirklich der Entdeckung des Mörders galt, ſollte zur Zeit noch nicht erfüllt werden. Man hörte in Waterloo, daß Denis Mathieu vor die Geſchwornen geſtellt wurde; man hörte auch, daß die Mitglieder der gräflichen Familie, die als Zeugen vorgeladen waren, von ihrem ermordeten Freunde in einer Weiſe ſprachen, daß den Geſchwornen die Thränen in die Augen traten. Aber weil gerade ſie nicht eine direkte Anklage gegen Denis Mathieu richteten, weil gerade ſie nicht ſeine Verurtheilung zu wünſchen ſchienen, weil der Anwalt den Selbſtmord Auguſtins wieder mit Geſchick benützte und den Knecht als den wahrſcheinlichen Mörder hinſtellte, außerdem geltend machte, daß der unſchuldigſte Menſch vernichtet und keiner Vertheidigung fähig daſtünde, wenn plötzlich, während er ſich freundſchaftlich nähert, ihm, wie Das beim Erntefeſte geſchehen, das Wort „Mörder" entgegengeſchleudert würde: in Folge aller dieſer Urſachen und Erwägungen wurde, wie man in Waterloo noch am Abend deſſelben Tages erfuhr, Denis Mathieu aufs Neue freigeſprochen. Die Entrüſtung war allgemein. Man ging, wie Das in ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt, ſo weit, daß man das Geſetz ſelbſt wegen jener weiſen Vorſicht anklagte, die lieber zehn Schuldige entwiſchen läßt, als einen Unſchuldigen verurtheilt. Man prophezeite, daß, trotz der Blindheit der Geſchwornen, Denis Mathieu doch der Strafe verfallen müſſe, und als er am andern Tage nach ſeiner Freiſprechung, am hellen Mittage, ſtolz durch die Straßen Waterloo's ſeinem Hauſe

entgegenwanderte, wurde ihm manches drohende Wort und mancher Schimpf entgegen geworfen.

Indeſſen war trotz der herausfordernden Art, mit der er am hellen Tage Waterloo durchwanderte, Denis Mathieu doch anders zurückgekommen, als er gegangen. Er verſchwand in ſeiner Ferme und war jetzt eben ſo ſelten ſichtbar als ſein Bruder. Das Leben in den Schenken mit landſtreicheriſchen Geſellen war aufgegeben; ſeine Geſprächigkeit, ſeine Luſt, ſich an Andere zu drängen, war verſchwunden; man ſah ihn nur manchmal gegen Abend vor ſeinem Hauſe ſtehen und unbeweglich nach dem Kreuze hinſtarren, deſſen bronzene Worte: „Betet, daß der Mörder entdeckt werde!“ ihm in der Abendſonne entgegen glänzten. Ja man behauptete, daß er manchmal, als die Saaten wieder höher ſtanden und einen herbeiſchleichenden, gebückten Menſchen decken konnten, beſonders in der Nacht um das Kreuz herumirrte, ſelbſt ſtundenlang an ſeinem Fuße lagerte.

So kam wieder die Zeit heran, daß die Saaten hoch ſtanden und die gräfliche Familie Belport und nach ihr auch Alfred das Schloß bezogen. Alfred hatte jetzt ſchon das Anſehen eines jungen Mannes, und wenn er, ſeiner alten Gewohnheit gemäß, wieder vom Schloſſe herab über die Feldwege dem Monumente zuwanderte, hätte man glauben können, es habe ſich in dieſen Jahren nichts verändert, und der Spaziergänger ſei derſelbe, den man vor Jahren in dieſen Feldern an dieſem Monumente geſehen. Seine Mutter ſah dieſe Spaziergänge ungern, da ſie, wie ſie behauptete, die traurige Stimmung ihres Sohnes nährten und ſie beſorgt machten, daß dieſe dem Charakter ihres Sohnes eine dauernde Färbung gäbe. Den Bitten ſeiner Mutter weichend, gab er dieſe Spaziergänge oft durch mehrere Tage auf, oder unternahm er ſie, um die Mutter nicht zu betrüben, in ſpäter Nacht, wenn ſchon Alles im Hauſe ſchlief.

Es war der Jahrestag der Ermordung Edouards. Die Familie hatte ſein Grab beſucht, dann in der Stadt eine Meſſe leſen laſſen. Die Stimmung der ganzen Familie war den Tag

hindurch eine melancholiſche. Die Mutter forderte am Nachmittage ihren Sohn zu einer Spazierfahrt ins Land auf und verlängerte dieſe bis in die Nacht hinein, um ſeinen Beſuch der traurigen Stelle am Kreuze zu verhindern. Alfred ging zu Bette, ohne gerade heute an dieſem Gedächtnißtage die Erinnerung an ſeinen geliebten Lehrer in der Einſamkeit ſo gefeiert zu haben, wie er es wünſchte. Das Bild Edouards wurde immer lebendiger vor ihm, die glücklichen Stunden ſeiner Kindheit kehrten wieder, eine unendliche Sehnſucht nach dem Verlorenen erfüllte ſein Herz; es war ihm, als müßte er mit ihm ſprechen, und leiſe erhob er ſich aus ſeinem Bette, kleidete ſich an und ſtieg aus dem Fenſter ſeiner Stube in den Garten. Es war ihm eigenthümlich zu Muthe, es ſchien ihm, als ob er eilen müßte. Mitternacht war bald da; wenn er nicht eilte, waren die vierundzwanzig Stunden des Jahrestages dahin, ohne daß er die Stelle beſucht hatte, die das Blut des Freundes eingeſogen. So wenigſtens erklärte er ſich das Gefühl, das ihn zur Eile drängte, obwohl es ihm war, als ob noch etwas in ihm ſpräche und ihm ſagte, daß Eile Noth thue.

Raſch lief er den Rain hinab, raſch, aber unhörbar und unſichtbar, denn ſeine Schritte wiederhallten nicht auf dem bethauten und üppigen Graſe des Raines, und rechts und links waren ſchon die Saaten ſo hoch gewachſen, daß ſie ihn bedeckten.

Mit Eins, da er eben aus dem Raine auf den Platz heraustreten wollte, blieb er athemlos ſtehen. Er hatte ein geſpenſtiſches Schauſpiel. Vor ihm am Kreuze, vom Mond hell beſchienen, ſtand Denis Mathieu, mit einer langen Axt bewaffnet, und mit dieſer hieb er in wahrhafter Wuth auf die Inſchrift:

„Betet, daß der Mörder entdeckt werde!“

Unheimlich erklang und ſeufzte das Metall unter den Schlägen. Mit jedem Hiebe ſchien Denis' Muth zu wachſen. Er ſchlug gewaltig auf die Lettern los, unbedacht, daß der Hall immer ſtärker wurde und aus weiter Ferne gehört werden konnte. So ganz

in ſeine Arbeit verſunken, ſah er Alfred, der nahe vor ihm ſtand, ebenſowenig, als er Jenes zu bedenken ſchien, oder ſelbſt den Klang der eigenen Axt hörte. Die Muskeln ſeines Geſichtes zogen ſich zuſammen, und ſämmtliche Züge waren ſtarr auf ſeine Arbeit gerichtet; nur wenn einer der bronzenen Buchſtaben, die feſt an das Eiſen genietet waren, dem Schlage wich und nach der Seite in das Kornfeld flog oder, auf ein Steinchen fallend, leiſe aufklang, war es, als ob ein Lächeln, ein Zug der Zufriedenheit über dieſes zuſammengezerrte Geſicht ſtriche. Das Kreuz war hoch, und Denis mußte ſich trotz der Länge des Axtſtieles ſtrecken, um die Inſchrift zu erreichen. Deſto unheimlicher ſah es aus, wie er ſich ſo lang ſtreckte, und wie die Axt ſo hoch durch die Luft flog.

Alfred wußte nicht, ob er Wirkliches ſah oder ob er nur träumte. Er war verwirrt, und es war ihm, als ob er darüber lachen müßte, daß der Mörder das Gebet um Entdeckung ſeiner That vernichten wollte. In der That lachte er wie im Fieber laut auf. Denis fuhr zuſammen, und wie er Alfred vor ſich ſtehen ſah, wandte er ſich mit einem Schrei des Entſetzens um und ergriff die Flucht. Ohne zu wiſſen, was er that, ohne zu bedenken, daß er waffenlos einen bewaffneten Mörder verfolgte, ſtürzte ihm Alfred nach, indem er ihm unartikulirte Laute nachſchrie. Wir wiſſen nicht, was in Denis Mathieu's entſetzter Seele vorging, daß er ſich von einem Knaben wie von einer übermächtigen Gewalt jagen ließ; er lief immer weiter, mit der Axt in der Hand, an ſeinem eigenen Hauſe vorbei gegen Waterloo zu, bis er mitten zwiſchen den Häuſern plötzlich inne hielt, mit der eigenen Axt ſich nach der Stirne ſchlug und bewußtlos und im Blut gebadet zuſammenſtürzte. Alfred, der ihn ſo liegen fand, ſchrie unwillkürlich um Hülfe. Die nächſten Häuſer öffneten ſich, die Einwohner eilten herbei, und bei dem Lärm, den ſie erhoben, als ſie Denis Mathieu mit der Axt in der Hand und blutend zu Füßen Alfreds liegen ſahen, öffneten ſich bald andere Häuſer, und nach wenigen Minuten umſtand eine große und

erſchrockene Menge die eigenthümliche Gruppe. Alfred erzählte, was er eben erlebt hatte. Die Leute ſtanden ſprachlos und ſahen in all Dem die Gerichte Gottes. Die Einen erhoben den blutenden Denis und trugen ihn auf die Mairie, die Andern folgten Alfred zum Kreuze, um ſich mit ihm, der ſelber an das Erlebte nicht glaubte, von der Wahrheit ſeiner Erzählung zu überzeugen. Aber es war wirklich und wahr, die Inſchrift war verſtümmelt, und mehrere Buchſtaben des Gebetes lagen am Fuße des Kreuzes.

Achtes Kapitel.

Fanchette.

Die Ermordung Edouards ſelbſt hatte wohl nicht ſo großes Aufſehen gemacht, wie die Entweihung des Kreuzes und die Erzählung von der Selbſtverwundung Denis'. Schon vom frühen Morgen an ſtand die Menge vor der Mairie, in welcher Denis verwundet und gefangen lag. Zwei Gendarmen ſtanden vor der Thüre, um das Volk abzuhalten, welches den Kreuzentweiher, den Mörder, den von Gott Geſchlagenen ſehen wollte. Man betrachtete das Ereigniß von allen Seiten, man wunderte ſich über die geheimnißvollen Fügungen, man ſah in Allem die Hand Gottes, man kam nach und nach aus der Andacht und frommen Betrachtung in eine Art von religiöſer Begeiſterung, und am Ende nannte man das Ereigniß der letzten Nacht ein Wunder, ein Mirakel. Und wahrhaft bibliſch wurde die Szene, als ſich durch das Volk eine alte Frau drängte und mit Einem Male auf den Stufen der Mairie ſtand, über Alle erhöht, und die Arme ausſtreckte, als ob ſie zu ſprechen, zu predigen beginnen wollte. Ein Ruf der Ueberraſchung ging durch die Menge. Alle Welt erkannte die Alte, die arme Fanchette, welche in einem der ſtillſten Häuschen vor Waterloo lebte und die man meiſt an der

Seite ihrer Kuh zu ſehen pflegte; aber die ſtille, ſchweigſame Alte ſtand jetzt wie eine Prophetin da, mit einem Muthe, den man an ihr nicht kannte, vor alles Volk tretend und überhaupt in ihrem ganzen Weſen verändert. Sie ſchien plötzlich gewachſen, ihr gebeugter Nacken erhob ſich, ihre Augen glühten, und das Tuch, das ſonſt die Stirne und das ganze Geſicht beſchattete, war zurückgeſchoben und ließ die Haare ſehen, die grau und ſchlicht an den Schläfen herabfielen. Das Volk verſtummte bei ihrem Anblick, und den Fernſten im Gedränge entging kein Wort, als ſie die Hand gen Himmel erhob und ſo zu ſprechen begann:

„Der Heiland weiß es, und die Heiligen ſind meine Zeugen, wie ich gekämpft habe, wie ich zu ihnen gebetet habe, daß ich nicht auftreten müſſe als Zeugin, als Anklägerin gegen meine Wohlthäter Jacques und Denis Mathieu. Von ihren Feldern habe ich die Kuh ernährt, die mich ernährt; wie ein Engel trat Marion in Zeiten der Noth in meine Hütte, um Hülfe zu bringen; ohne die Mathieu's wäre ich und mein Thier längſt im Elend vergangen. Soll ich ſie anklagen? Soll ich ‚Mörder' rufen gegen Diejenigen, für die ich gebetet und den Segen des Himmels herabgefleht? Aber Gott will es. Sind nicht Wunder geſchehen? Iſt das Kreuz nicht entweiht? Sprechen nicht die Zeichen, rufen ſie nicht, daß ich zeugen ſoll und ſagen, was ich mit dieſen Augen geſehen, und anklagen mit lauter Stimme? So hört! Ich habe es geſehen mit dieſen Augen, wie Denis Mathieu und Auguſtin, ſein Knecht, zwiſchen den Feldern über Edouard Conſcience mit Knitteln und Meſſern herfielen, wie der Unglückliche ſich vertheidigte, wie dann auch Jacques Mathieu herbeieilte, und wie die Dreie ihr armes Opfer mit Meſſern und Knitteln zu Tode brachten. Ich habe es geſehen, da ich an jenem Abend in den Feldern für meine Kuh Gräſer und Unkraut ſammelte. Ich habe geſchwiegen, weil ich nicht Zeugin ſein wollte gegen Diejenigen, auf deren Feld ich eben erntete; ich habe geſündigt, und ich beichte hier vor euch Allen."

Nach dieſen Worten ſtieg die Alte wieder die Treppe hinab,

um ſich durch das Gedränge fortzubegeben. Aber einige Männer faßten ſie und führten ſie in die Mairie, daß ſie dort vor dem Magiſtrate wiederhole, was ſie eben erzählt hatte. Andere, vorausſehend, daß nun auch bald vor der Ferme Mathieu ein Schauſpiel zu ſehen ſein werde, machten ſich auf und eilten dorthin, um ſich vor dem Hofthore wartend aufzuſtellen.

In der Ferme Mathieu war es noch ſtiller als ſonſt, von der Familie war Niemand ſichtbar, das Geſinde ſchlich auf den Zehen durch Haus und Hof. Die Abweſenheit Denis' ſchien Niemand bemerkt zu haben; vielleicht glaubte man, daß er ſeine nächtlichen Wanderungen von ehemals wieder begonnen. An der großen Ruhe, die da herrſchte, konnte man erkennen, daß man in der Ferme von dem nächtlichen Ereigniſſe noch nichts wußte.

Am Stillſten war es oben in der Stube Marions; das arme Mädchen, von deſſen langſamem Hinſterben man viel erzählte, ſchien, wie ſie in ihrem Bette dalag, am Ende ihrer Laufbahn angekommen zu ſein. Tags vorher, als an dem traurigen Jahrestage, wollte ſie ſich aufraffen, um mit Cöleſtinen das Grab Edouards zu beſuchen; aber ſie kam nur bis an die Schwelle ihrer Stube, dort brach ſie bewußtlos zuſammen, und es trat von dem Augenblicke ein Zuſtand ein, der auf das Ende ihrer Leiden deutete. Jacques Mathieu und Cöleſtine ſaßen ſchweigend an ihrem Bette: der Vater, gebrochen und in ſich verſunken, ſah aus, als ob er keiner Theilnahme, keines Gefühles mehr fähig wäre: Cöleſtine betrachtete unausgeſetzt das ſchöne Geſicht der Kranken und lauerte auf jede Bewegung, um raſch beizuſpringen und einem etwaigen Wunſche zu genügen. Die Szene änderte ſich auch nicht, als vom Hofthore ein Gemurmel und Geſumme her drang und endlich ein Diener eintrat und ſeinem Herrn ins Ohr flüſterte, was das Geſinde draußen von dem Volke aus Waterloo erfahren hatte, daß nämlich Denis als Gefangener und ſchwer verwundet auf der Mairie liege. Jacques Mathieu ſchien nur halb zu verſtehen und zuckte gleichgültig mit der Achſel. Der Diener ging

wieder; bald aber ſollte die Szene ſich ändern und Jacques aus ſeinem Brüten mit Gewalt geweckt werden.

Cöleſtine ſprang mit Einem Male von ihrem Sitze auf und eilte der Thüre entgegen, die ſich öffnete, um einige Perſonen, die hereintreten wollten, zurückzudrängen. Es waren die Gerichtsperſonen. „Um Gotteswillen," ſagte ſie leiſe, aber raſch und eindringlich, „um Gotteswillen, treten Sie nicht in eine Sterbeſtube."

Aber ſchon waren zwei Bewaffnete an ihr vorbei und in das Zimmer getreten und hatten ihre Hände auf die Schultern Jacques Mathieu's gelegt. Er fuhr zuſammen und auf von ſeinem Sitze. Doch ſchien er nicht einen Augenblick überraſcht, die Diener des Gerichts vor ſich zu ſehen; aber daß er jetzt eben fort ſollte, Das erfüllte ihn ſichtbar mit Verzweiflung. In demſelben Augenblicke, da er die Gerichtsperſonen geſehen, lag er auch ſchon auf den Knieen, faltete bittend die Hände und flehte: „Jetzt nicht, nur jetzt nicht; laſſen Sie mich erſt mein Kind ſterben ſehen, dann führen Sie mich gleich fort und geraden Weges auf die Guillotine. Ja, ja, ich bin ein Mörder, ich bekenne es, ich habe Edouard Conſcience ermordet; ich bekenne es und werde das Bekenntniß nicht wieder zurücknehmen, aber reißen Sie mich nicht vom Sterbebette meines Kindes."

Das Geräuſch, das die eintretenden Gerichtsperſonen verurſachten, die laut geſprochenen Worte ihres Vaters hatten Marion geweckt. Sie öffnete die Augen und richtete ſich raſcher, als ihr erſchöpfter Zuſtand hätte glauben laſſen, im Bette auf. Jacques Mathieu, als er ſie ſich bewegen ſah, ſtürzte ſich auf das Bett, begrub ſein Geſicht in die Kiſſen, und die Bewegungen ſeines Kopfes verriethen es, daß er in Schluchzen ausbrach. Die Gendarmen griffen, wenn auch zögernd, wieder nach ihm; Cöleſtine faßte den Arm des Einen, um ihn fortzuziehen, und auch Jacques, ohne das Geſicht zu erheben, machte mit dem linken Arm eine heftige Bewegung, um den andern Angreifer von ſich zu ſtoßen. Es ſah aus, als ſollte ſich aus dieſem Vorgange ein

Kampf entwickeln; aber Marion legte ihre Hand auf den Kopf ihres Vaters, und er wurde plötzlich ruhig, nur daß das Schluchzen mit großer Heftigkeit zunahm. „Gehe," lispelte Marion mit schwacher Stimme, indem sie seinen Kopf sanft von sich drückte.

Mathieu erhob sich, als ob er diesem Worte nicht anders als gehorchen könnte, faßte Cöleſtine an der Hand, setzte sie am Bette nieder und ging dann raschen Schrittes aus der Stube. Die Gerichtspersonen folgten ihm. Marion blieb im Bette aufrecht sitzen und horchte, so lange man Schritte im Hofe und vor der Ferme hörte, noch einige Zeit, nachdem die Schritte verhallt waren, dann sank sie aufs Kopfkissen zurück, schloß die Augen und lag so ruhig da wie vorher.

Das Ende dieser Tragödie ist kurz. Denis, den man verwundet nach Brüssel gebracht hatte, versank im dortigen Gefängniß zu wiederholten Malen in eine Art von Raserei. Man konnte ihn nicht verhindern, den Verband von seiner Wunde abzureißen, und diese, die an sich nicht gefährlich war, wurde in Folge Dessen und in Folge des Fiebers, aus dem der Gefangene nicht mehr herauskam, vom Brande ergriffen, und er starb nicht ganz vierzehn Tage nach seiner Verhaftung im Wahnsinne, bis in seine letzten Augenblicke von den schrecklichsten Visionen, von einer Schaar von Todten, von dem blutenden Edouard, dem erwürgten Auguſtin, der hinwelkenden Marion, dem enthaupteten Bruder verfolgt. Der menschlichen Gerechtigkeit blieb nur noch ein Opfer übrig.

Nachdem man noch die alte Fanchette verhört, nachdem man noch eine Kommission nach Waterloo geschickt, die auf dem Schauplatz des Verbrechens, da die Saaten eben so hoch standen wie damals, als das Verbrechen begangen worden, unterſuchte, ob man von der Stelle, welche die Zeugin angab, in der That den Vorgang so beobachten konnte, wie sie ihn beschrieb, wurde Jacques Mathieu vor die Geschwornen gestellt. Er leugnete nichts. Er erzählte, was man bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal erfuhr, daß Denis den unglücklichen Edouard aus Eifer-

ſucht ermordete, und daß er, der Bruder, und Auguſtin, der Milchbruder, ihm bei dieſer That behülflich geweſen und daran ſo viel Theil genommen, wie er ſelbſt. Er, Jacques, habe das Verbrechen begangen, weil er, wie er ſeinen Bruder kannte, wußte, daß er an dieſem Gefühle zu Grunde gegangen wäre. Sein Advokat machte dieſen Umſtand als einen mildernden geltend. Aber die Geſchwornen ſprachen trotzdem ihr „Schuldig" aus. König Leopold, in Anbetracht der vielen Opfer, die in dieſer traurigen Geſchichte gefallen waren, verwandelte die Todesſtrafe in lebenslängliche Haft. Den übrigen Kindern wurde von Gerichts wegen ein Vormund geſetzt, der es aber gerne zugab, daß Cöleſtine, wie ſie es der ſterbenden Marion verſprochen hatte, die Ueberwachung und Erziehung derſelben übernahm. Sie war noch mit ihnen, als man nach einigen Jahren erfuhr, daß Jacques Mathieu im Gefängniſſe geſtorben war.

Marion liegt auf dem Kirchhofe von Waterloo, Dank den Bemühungen Cöleſtinens, neben Edouard Conſcience.

Der alte Richter.

Es war ein alter Mann und ein Freund unſeres Großvaters. Eigentlich hieß er Thomas, aber die Wenigſten im Dorfe kannten ſeinen Namen, und ich ſelbſt erinnere mich ſeines Familiennamens nicht mehr. Man nannte ihn nur den „alten Richter," denn er war Dorfrichter (d. i. Schulze) geweſen, bevor man ihn abſetzte. Nicht das Dorf entſetzte ihn ſeines Amtes, ſondern der Magiſtrat der nahen Stadt, der unſer Dorf gehörte, oder Gott weiß wer? Eines Tages kam eine Schrift, die beſagte, daß Thomas X. nicht mehr Richter ſei; Niemand glaubte, daß Dieß der Magiſtrat gethan habe, denn Jedermann wußte, daß der Richter bei dieſem in hohem Anſehen ſtand. Man fuhr fort, ihn den alten Richter zu nennen, zum Unterſchied von dem neuen, um den man ſich wenig kümmerte; und ſo oft es anging, wandte man ſich in den verſchiedenſten Angelegenheiten nach wie vor an ihn, ſo daß er doch eine Art von Schiedsrichteramt zu führen fortfuhr, wenn er auch nicht mehr an den Tagen des Wochenmarktes in die Stadt und aufs Amt ging. Trotzdem lebte er ſehr einſam in ſeinem weiß und roth angeſtrichenen Bauernhäuschen, das durch einen Hof und durch die Stallungen, die dieſen abſchloſſen, vom Dorfplatze getrennt war und rückwärts durch den Obſtgarten geradenwegs in die Felder und ins Freie führte. An Arbeitstagen war er immer ganz in weiße Leinwand gekleidet, und trotzdem er alle ſeine Arbeit auf ſeinem kleinen Gute ſelbſt verrichtete, immer

eine rein und weiß glänzende Geſtalt. An Feiertagen, oder wenn er in die Stadt ging, um ſeine Feldfrüchte zu verkaufen, trug er ſeinen langen, blauen Tuchrock mit den vielen ſilbernen Knöpfen, gelblederne Beinkleider, die in hohen Stiefeln ſtaken, in der Hand ein hohes ſpaniſches Rohr und nach alter Mode zwei Taſchenuhren, die unter den Weſtenſchößen mit vielen Brelocks zum Vorſchein kamen. Ebenfalls nach alter Art ſtak ein breiter Kamm in ſeinem Haar, das in langen Locken über den Nacken und auf die Schultern herabfiel und das er im Geſpräche mit jenem Kamme hinter die Ohren zurückzuſtreichen pflegte. Eine weiße Schafpelzmütze ſah aus nur geringer Entfernung ſo aus, als gehörte ſie mit zu ſeinem üppigen grauen Haarwuchs. O, es war ein wunderſchöner Greis, trotz des etwas breiten Geſichtes und der derb hervortretenden Backenknochen; nichts an ihm zeigte das Betrübende des Greiſenthums, im Gegentheil wies Alles an ihm jenes Tröſtliche, das mit Reinlichkeit, Kraft und Strammheit, Milde und Weisheit am Greiſe doppelt ſchön anmuthet. Er war nicht reich; er bebaute ſeine wenigen Felder nur mit einem Paar Ochſen, aber ſeine Wirthſchaft war die beſtgeordnete im ganzen Dorfe, und die Bauern behaupteten, daß ſein Grund, obwohl nicht in der beſten Lage, ſelbſt in ſchlechten Jahren ergiebiger ſei, als andere Felder, und daß ſeine Ochſen beim Pflügen ihre Schuldigkeit thun, ohne geſtachelt oder angerufen zu werden. In der That beſaß er weder Peitſche noch Stachel und ging er beim Pflügen eben ſo ſtille übers Feld hin, wie beim Säen. Nur mit dem Raben, der ſich dabei auf den Ochſen ſtellte, hielt er, wie ſich ebenfalls die Bauern erzählten, mancherlei Zwiegeſpräche. Ueberhaupt zeigte ſich bei den Leuten des Dorfes ein eigenthümliches Streben, allerlei Sagenhaftes, Geheimnißvolles, ſelbſt Unheimliches mit Beziehung auf den alten Richter zu erfinden und zu glauben, ohne daß es darum gelungen wäre, ihn zu einer unheimlichen Geſtalt zu machen. Es iſt freilich wahr, daß er nicht ohne Noth aufgeſucht wurde, aber Das war vielleicht mehr ſeine eigene Schuld, als die der Nachbarn, denn er liebte

die Einſamkeit und war oft durch viele Tage unſichtbar. Auch war er unverheirathet, ein greiſer Junggeſelle — etwas ganz Außerordentliches in unſerem böhmiſchen Dorfe, wo ſich die älteſten Söhne, die Erben des Bauerngutes, ſo früh als möglich verheirathen. Daß ein Beſitzer eines Bauernhofes Junggeſelle geblieben, das war wohl ſeit Jahrhunderten nicht vorgekommen.

Zu uns kam der alte Richter oft, um den Großvater zu beſuchen, denn dieſer war ein alter, arger Podagriſt, verließ die Stube oft viele Wochen lang nicht und kam in der ſchönen Jahreszeit ſelten über unſern Hof hinaus. Auf der Bank vor der Thüre ſaßen die beiden Greiſe, und wir Kinder gaben oft unſere Spiele auf, um ihnen zuzuhören, wie ſie von alten Zeiten erzählten, von den Zeiten der Kaiſerin Maria Thereſia, des Kaiſers Joſeph; wie es unter Kaiſer Franz um ſo viel ſchlimmer geworden und wie dann die Koſaken gekommen und ſo viel Unruhe, Schmutz und allerlei Unheil und Unzucht ins Dorf brachten. Der Großvater wurde oft heftig und ſchimpfte gewaltig auf den noch regierenden Kaiſer Franz, den Bankerottirer, auf das Finanzpatent, auf die ſchwarzen Bankozettel, auf die Beamten und auf die Gerichte. Der alte Richter blieb immer ruhig, lächelte und ſagte, obwohl er die Worte des Großvaters beſtätigte, Das mache Alles nichts, es werde doch beſſer, die Leute würden doch klüger — und da es ſchon einmal beſſere Zeiten gegeben habe, ſo müßten auch wieder beſſere Zeiten kommen. — Du, polterte dann der Großvater heraus, haſt am Wenigſten Urſache, dieſe Zeiten zu loben und auf beſſere zu hoffen. — Ich, gerade ich! antwortete dann der alte Richter mit tiefem Ernſte.

Solche Aeußerungen des Großvaters und dieſe Erwiderungen des alten Richters machten mich frühzeitig nachdenklich und verwandelten mir dieſen Letzteren mehr und mehr in eine geheimnißvolle Geſtalt; ich ahnte, daß von ihm viel zu erzählen, über ihn Manches zu erfahren wäre. Seine ausnahmsweiſe Stellung im Dorfe, ſein eigenthümliches Leben, das Ausgezeichnete in ſeinem ganzen Weſen — alles Das dazu gerechnet, machte mich höchſt

neugierig. Der alte Mann erzählte uns oft allerlei ſchöne Sagen und Märchen und manchmal allerlei Ereigniſſe aus der böhmiſchen Geſchichte, die er ſehr gut kannte, von Huß und Zizka, von König Ottokar, von Georg von Podiebrad, von den Statthaltern, die aus den Fenſtern geworfen wurden und die zum Theil auf einen Miſthaufen fielen, zum Theil in einem Hollunderſtrauch hängen blieben; von den verſchiedenſten Herren, Grafen und Baronen, die ehemals in den vielen Schlöſſern der Umgegend, die wir kannten, gehaust und vielerlei Uebelthaten verübt hatten; von unſerem eigenen kleinen Schlößchen, darin ein Erzbiſchof geboren worden — aber all Das genügte mir nicht mehr; ich wollte, daß der alte Richter von ſich ſelbſt erzähle, und Das fiel ihm nicht ein. Fragte ich den Großvater, was denn Das ſei mit dem alten Richter, und ob er mir nicht etwas von ihm ſagen wolle, dann wurde der alte, gichtiſche Mann ſehr böſe, nannte mich einen einfältigen, naſeweiſen Jungen und verbot mir, mich in Dinge, die mich nichts angingen, und in gefährliche Sachen zu miſchen. Wenn die Großmutter dabei war, brachte ne, wie immer, ein Sprüchwort an und ſagte: Viel Wiſſen macht Kopfweh. Solche Antworten waren natürlich am Wenigſten geeignet, meine jugendliche Neugier zum Schweigen zu bringen. Zum Glück hatte ich noch eine andere Geſchichtsquelle, einen anderen „Zeugen alter Zeiten“ im Hauſe, und ich beſchloß, mich an dieſen zu wenden.

Bekanntlich gibt es in Böhmen viele Diebe, und in jener Zeit kamen viele Einbrüche vor. Auch in unſer Haus war vor nicht langer Zeit räuberiſch eingebrochen und vor den Augen meines Vaters eine Kaſſe mit ſechstauſend Gulden und allerlei Prezioſen entführt worden. Seit der Kataſtrophe hatte mein Vater einen Wächter angeſtellt, der unſer frei und außerhalb des Dorfes ſtehendes Haus die ganze Nacht „umwandelte.“ — Wazlaw, der Wächter, war ein geſprächiges, altes Männchen. Als ehemaliger Bergknappe wußte er viele ſchauderhafte Geſchichten von Verſchüttungen, hereinbrechenden Waſſern, böſen Wettern,

großen Schätzen und Berggeiſtern, und er erzählte ſie gerne, wenn er vor unſerem Schlafengehen in kalter Nacht bei uns ſaß, ehe er ſeinen Rundgang antrat. Der Mann, der ſo viel wußte, dachte ich, wird auch etwas vom alten Richter wiſſen, und eines Abends, da er ſich am Ofen wärmte, an dem mein Bett ſtand, ſtreckte ich mich ihm aus den Federn entgegen und ſagte leiſe, daß es der Vater in der andern Stube nicht hören konnte: Alter Wazlaw, jetzt ſage mir einmal etwas vom alten Richter.

Vom alten Richter? wiederholte Wazlaw, Das weißt du nicht? Das iſt eine ſündhafte Geſchichte.

Was für eine Geſchichte?

Der hat irgendwo, liſpelte Wazlaw geheimnißvoll, irgendwo in ſeiner Stube oder in der Scheune oder im Garten — Gott weiß wo — ein Buch und einen Kelch vergraben.

Ein Buch? — was für ein Buch?

Nun, eine Bibel, eine falſche Bibel, eine alte Bibel.

Und — und einen Kelch, ſagſt du?

Freilich einen Kelch, einen Meßkelch nämlich, aber einen falſchen Meßkelch, nämlich einen Kelch für die falſche Meſſe.

Eine falſche Meſſe, Wazlaw, was iſt Das? Was thut der alte Richter mit der falſchen Meſſe, und wo denn?

Stille! — St —, ſagte Wazlaw, indem er ſich zu mir herabbeugte; über dieſe Dinge darf nicht geſprochen werden — es wird Einem die Zunge aus dem Halſe geſchnitten, wenn man davon ſpricht.

Von wem denn, Wazlaw? Wer ſchneidet Einem die Zunge aus dem Halſe?

Der Dechant in der Stadt oder der Probſt auf dem heiligen Berge. Davon darf man nicht ſprechen — gute Nacht.

Ich träumte die ganze Nacht von Bibeln und Kelchen und falſchen Meſſen, bei denen es ſehr geſpenſtiſch herging, und von dem alten Probſt, der ein großes Meſſer in der Hand hielt, immer bereit, Jedem, der nur einen Laut von ſich gäbe, die Zunge aus dem Halſe zu ſchneiden, beſonders aber dem alten

Richter, der im Traume auch nicht ſo freundlich ausſah, wie in der Wirklichkeit, ſondern furchtbar und rieſig groß. Von der Zeit an hatte ich eine gewiſſe Scheu, mich nach den Schickſalen und Geheimniſſen des alten Mannes zu erkundigen, ohne daß darum meine Neugier geringer geworden wäre.

Ich kam dann in die große Stadt aufs Gymnaſium, und aus den Büchern erfuhr ich Manches, was ich mit dem alten Richter zu Hauſe in unſerem Dorfe in Verbindung bringen konnte. In der Geſchichte, wie ſehr gefälſcht man ſie uns auch vortrug, wurde der Kelch viel genannt und wurden die Kämpfe erzählt, die um den Kelch von „Kelchnern" gekämpft worden, und an der großen, alten Teinkirche wurde mir die Niſche gezeigt, in welcher der große Kelch geſtanden hatte, noch lange, nachdem die Kalixtiner oder Kelchner zu Grunde gegangen waren. Ich erfuhr von Huß und über Zizka Ausführlicheres, als man daheim bei uns wußte, wo die Bauern nur von jeder Ruine zu erzählen wußten, daß ſie vom blinden Zizka herrühre. Je mehr ich aber über dieſen Gegenſtand erfuhr, deſto höher wuchs der alte Richter in meiner Schätzung und Phantaſie; er wuchs mir zu einer geſchichtlichen Perſönlichkeit heran, da ich ihn nun mit großen hiſtoriſchen Erſcheinungen in Verbindung bringen mußte. Ernſt und eigenthümlich genug ſah er dazu aus und auch gar nicht wie ein Mann von heutzutage.

Während der Ferien, die ich in meinem Dorfe zubrachte, unterließ ich es nicht, die alte Freundſchaft und Bekanntſchaft mit dem alten Richter zu nähren und zu pflegen. Es war für mich ein ſtolzes Bewußtſein, mit einem Manne zu plaudern, der mir ein Stück Geſchichte war und deſſen Umgang mich mit alten Zeiten in Verbindung ſetzte. Als der Großvater geſtorben und der alte Richter, der ſich ſeines hohen Alters wegen mehr und mehr in ſeine Einſamkeit einſchloß, ſeltener auf unſern Hof kam, verbrachte ich oft viele Stunden, beſonders an Sonntagnachmittagen, bei ihm, in ſeiner niedlichen, dämmerigen Stube oder unter den Apfelbäumen ſeines Gartens. Nur ſelten wagte

ich eine Anſpielung auf ſein Geheimniß, denn ein Reſt der alten, mit dem Kinde verwachſenen Scheu war geblieben, und je älter der Greis geworden, ſo größer wurde ſeine Ehrwürdigkeit, die durch ſich ſelbſt unbeſcheidene Fragen abwies.

Eines Nachmittags — ich war damals ſchon ſo alt, daß man mich im Dorfe den Studenten nannte — lag ich wieder mit ihm unter ſeinen Apfelbäumen, als er nach einigem Stillſchweigen plötzlich begann: Student, dein Großvater iſt nun ſchon vier Jahre todt; er war um ein Jahr älter als ich — du, ſein Enkel, wächst auch ſtark heran, und Das alles ſagt mir, daß ich nicht mehr viele Sommer unter dieſen Apfelbäumen mit dir lagern werde. Nun weiß ich, fügte er lächelnd hinzu, daß du ein neugieriger Junge biſt und daß du ſeit lange darauf warteſt, daß ich dir über gewiſſe geheime Dinge ſpreche — und wenn du einmal wieder heimkehrteſt und es hieße: der alte Richter iſt todt, könnteſt du nachträglich noch recht böſe werden über den alten Richter, der ſich auf und davon gemacht, ohne deine Neugierde zu befriedigen. So will ich dir denn erzählen — Manches, was nicht in deinen Büchern ſteht, weil ſie nicht erlauben, daß es gedruckt werde.

Mein Herz klopfte, als ſollte ich in wichtige Geheimniſſe eingeweiht werden. Der alte Richter ſtreckte die Hand aus und deutete nach dem Walde, der, ziemlich öde und traurig, den Hügelkamm von Thonſchiefer jenſeits des Flüßchens hinter dem Dorfe krönt und mit ſeinen Föhren auf dem Plateau fortläuft, bis wo er bei Bukowan von großen, ſchönen Buchenwäldern abgelöst wird. Heute ſah dieſer ſonſt ſo düſtere Wald freundlich aus, denn die Auguſtſonne vergoldete ſeine Gipfel, und ein feiner Schleier von Düften zitterte ſichtbar zwiſchen ihm und dem blauen Himmel. — In dieſem Walde, ſagte der alte Richter, beginnt meine Geſchichte.

Ich war noch jünger, als du jetzt biſt, als einmal, früh vor Morgengrauen, mein Vater an meinem Bette ſtand, mich weckte und mir befahl, mich anzukleiden und ihm zu folgen. Er hatte

ſeine Feiertagskleider an, und auch vor meinem Bette lag mein Sonntagsanzug, denn es war Oſtermorgen. Die Mutter, ebenfalls geputzt, ging ſtille in der Stube umher, mit feierlichem Geſichte, und ſah mich von Zeit zu Zeit mit fragendem und unruhigem Auge an. Im offenen Kamine brannte ein Kienſpan; die Flamme verbreitete durch die Stube ein flackerndes Licht, welches das Sehen mehr erſchwerte als erleichterte, denn draußen war es noch ganz dunkel. Als ich angekleidet daſtand, hob zu meinem größten Erſtaunen der Vater einen großen Stein aus dem Boden, von dem ich nicht gewußt hatte, daß er beweglich war, und ich blickte in eine kleine ausgemauerte Höhlung, und aus dieſer Höhlung — zu meinem immer mehr wachſenden Staunen — holte er, während die Mutter mit gefalteten Händen am Rande ſtand, einen goldenen Kelch, den das flackernde Licht außerordentlich glänzend und durch die Nacht blitzend erſcheinen ließ, und dann ein Käſtchen, das er öffnete, um ein großes, ſchwarzes, durch Klammern geſchloſſenes Buch herauszunehmen. Dann legte er das Käſtchen wieder in die Höhlung und ſchloß dieſe mit dem Steine, der ſo gut hineinpaßte, daß ihn kein Menſch als eine Thür zu dem kleinen unterirdiſchen Behälter erkannt hätte. Meine Mutter ergriff ſofort den Kelch und verbarg ihn unter dem Tuche, das ſie umwarf, während der Vater das Buch mit dem Mantel bedeckte. Auf den Stein deutend und zu mir gewendet, ſagte dann mein Vater mit gedämpfter, aber ruhiger Stimme: Wenn du je verräthſt, daß hier ein Verſteck iſt und was hier verborgen iſt, der alte heilige Opferkelch unſerer Väter und das heilige Buch, die Bibel, und wenn du je ein Wort von Dem erzählſt, was du heute ſehen und erfahren wirſt, dann biſt du ein Verräther, wie Judas Iſchariot, und haſt deine Brüder und unſern Heiland verrathen; denn du ſtammſt aus dem Blute Derer, die verfolgt werden ihres Gottes halber, und gehörſt zu Denen, die leben und beten müſſen in Verborgenheit.

Mich überlief ein Schauer, und ich fing zu weinen an.

Weine nicht! ſagte mein Vater, denn dir widerfährt heute

eine große Ehre. Dabei legte er ſeine Hand auf meinen Kopf und lächelte voll Liebe und Milde; meine Mutter ſchluchzte. Der Vater erſchien mir da wie ein Heiliger oder Prophet, und mit unbedecktem Kopfe folgte ich ihm und der Mutter, als ſie jetzt aus dem Hauſe traten und die Thüre offen ließen, um die Nachbarn über unſere Abweſenheit zu täuſchen.

Wir gingen durch den Garten, geraden Weges hinaus ins Feld, und über die Felder und Wieſen und über den Bach, den Berg hinauf, ohne ein Wort zu ſprechen. Oben auf dem Berge, hinter einem noch blätterloſen Strauche, ſaß ein junger Menſch, unfern von ihm hinter einem Felſen ein anderer; es waren Das ausgeſtellte Wachen. In dieſen Kreis eingetreten, begegneten wir mehreren Wanderern, die von den verſchiedenen Seiten herankamen, ſich uns anſchloſſen und eben ſo ſchweigend wie wir mit uns in den Wald traten, an deſſen Rande wieder einige Männer als Wachen aufgeſtellt waren.

Oſtern fiel damals ſehr frühe, und die Jahreszeit war ſelbſt für dieſe rauhe Gegend noch ſehr im Rückſtande; wie auf Wieſen und Feldern lag der Schnee noch hie und da auf den Bäumen und auf den Lichtungen, und es ſah noch ſehr traurig aus im Walde. Nach ungefähr halbſtündiger Wanderung hielten wir auf einem ziemlich großen, rings geſchloſſenen Platze, auf deſſen Schneedecke man noch die Spuren des Wildes ſehen konnte, das daſelbſt übernachtet und das die Verſammlung verſcheucht hatte. Dieſe belief ſich wenige Minuten nach unſerer Ankunft wohl auf hundert und mehr Perſonen; bei der Flamme, die in der Mitte des Platzes entzündet wurde und die Verſammlung beleuchtete, ſah ich nur ſehr wenige bekannte Geſichter. Viele mußten aus ſehr weiter Ferne herbeigekommen ſein; aus unſerem Dorfe waren außer uns nicht mehr als fünf Perſonen, drei Männer und zwei Frauen, gegenwärtig. — Es herrſchte eine ſolche Stille, daß man den Schnee von den Bäumen durchs Geäſte fallen hörte.

Mein Vater trat in die Mitte des Platzes in die Nähe des

Feuers, und während ihm ein anderer alter Mann mit einem brennenden Kienholz leuchtete, las er mit lauter Stimme und in unſerer Sprache aus dem Evangelium Markus vom Abendmahl und von der Auferſtehung. Er las ſo laut, als ob er in dieſem Augenblicke keine Späher fürchtete. Nur einmal unterbrach er ſich, als aus einem nicht fernen Dorfe die Glockenklänge von der Kirche der dortigen Kreuzherren, vom Morgenwinde hierher getragen, für einige Minuten hörbar wurden. Es war, als wollte er nicht, daß die Worte des Evangeliums ſich mit den Klängen jener Kirche vermiſchten. Nach der Vorleſung begann die ganze Verſammlung einen frommen Geſang, der mir das Herz erzittern machte. Es war ein uraltes Lied, das ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht heraberbte, und ein Mann ſagte mir, daß es von den Schaaren Zizka's und Prokops des Großen geſungen wurde. Wie die Melodie waren auch die Worte alt und das Ganze ſo fremdartig, wie ich mein Lebtag nichts gehört hatte: ſo wild und ſo traurig, daß man ſich hätte ſchlagen und ſelig ſterben mögen. Doch ſangen ſie nur mit ſo gedämpfter Stimme, daß der Geſang der ganzen Gemeinde wohl kaum hundert Schritte weit vom Platze einem mäßigen Windgeſauſe geglichen haben mag. Auch der Geſang wurde einige Zeit unterbrochen, als ſich jene Glocke aufs Neue hören ließ. Nach dem Geſange nahmen wir Alle das heilige Abendmahl, und zwar in beiderlei Geſtalten, in Wein und Brod, nach dem Geſetze der Alten, die man Huſſiten nannte, und nach der Lehre des Johannes Huß, für die ſo viel Blut gefloſſen. Aber nicht mein Vater allein ertheilte den Kelch; viele Männer, junge und alte, gingen umher mit goldenen Kelchen und ertheilten Brod und Wein und ſagten dazu: dieß bedeutet das Blut und den Leib Jeſu Chriſti — und die Männer und Weiber, ehe ſie aßen und tranken, wiederholten mit Nachdruck: dieß bedeutet. Sobald ſie gegeſſen und getrunken, wandten ſie ſich um und gingen ſtill von dannen, um ſich hinter den Bäumen des Waldes zu verlieren. So wurde die Verſammlung raſch klein und kleiner, bis faſt nur die Männer

mit den Kelchen übrig blieben und ſich in der Mitte des Platzes zuſammenfanden, wo ſie einander gegenſeitig Brod und Wein anboten. Dann gingen auch ſie, und der Platz war ganz leer, als ich ihn mit Vater und Mutter verließ. Lange vor Tagesanbruch waren wir wieder daheim in unſerer Stube und lagen Buch und Kelch wieder in ihrem ſicheren Verſtecke.

Ich ſaß in der dunkelſten Ecke und brütete. Mein Herz war tief ergriffen. Obwohl mir noch Niemand über die Sache geſprochen, obwohl der ganze Gottesdienſt im Walde in der größten Einfachheit abgehalten worden, war es mir doch, als gehörte ich mit ganzer Seele und für immer und ewig jenem Glauben der Verfolgten und Verborgenen. Ich begriff nun manchen räthſelhaften Vorgang im Hauſe meines Vaters und manche ſeiner Worte und Bemerkungen aus früherer Zeit, und die Erinnerung an dieſe mit Dem, was ich den Morgen erlebt hatte, fing in meinem Kopfe zu arbeiten an; ich wagte mich in Gedanken an Dinge, von denen ich Tags zuvor nicht zu träumen gewagt hätte; es war mir, als würde es lichter in meinem Kopfe und als ſpannten ſich zugleich meine Muskeln und alle meine Kräfte zu Trotz und Kampf gegen alle Die, welche die Gemeinde zur Verborgenheit zwangen. Darum war ich wie vom Donner gerührt und war es mir unbegreiflich, als mich mein Vater, da der Tag längſt angebrochen war, aufforderte, ihm, wie jeden andern Sonntag, auf den heiligen Berg und in die Kirche zu folgen. Ich ſah ihn an, ob er etwa ſcherze? Er legte mir die Hand auf die Schulter und ſagte: Mein Kind, dein Vater iſt kein Heuchler! Nur ſo können wir uns vor Verfolgung retten, nur ſo haben wir in Verborgenheit unſern Glauben bewahrt durch Hunderte von Jahren. Wir müſſen! Der Feind iſt zu mächtig, und unſer iſt nur eine kleine Zahl.

Wie zu Oſtern war es zu Pfingſten, nur daß ſich dießmal die Gemeinde anderswo verſammelte. Du kennſt die ſchwarzen Gruben; es ſind Das verſchüttete Schachte, Ueberbleibſel eines alten Bergwerkes, und der Aberglaube meidet ſie beſonders in

der Nacht als den Aufenthalt des Böſen und ſeiner Schaar. Auch ſehen ſie ſchwarz und unheimlich genug aus. Einige derſelben bilden einen großen Trichter und haben mit dem an den Rändern aufgehäuften Schutt eine große Tiefe, eine ſolche Tiefe, daß aus ihrem Grunde jeder noch ſo ſtarke Schall nur ſehr gedämpft und ſchwach auf die Oberfläche der Erde gelangen kann. In einer ſolchen Grube verſammelten wir uns zu Pfingſten, und ſo wechſelte der Ort der Verſammlung bei den verſchiedenen Feſten. Manchmal war er von dieſem Dorfe ſo weit entfernt, daß wir mehr als die halbe Nacht zu wandern hatten, um ihn zu erreichen. An Sonntag-Nachmittagen gingen wir oft, wie luſtwandelnd, in eines der benachbarten Dörfer, wo wir eine kleinere Anzahl von „Altgläubigen" bei einem Freunde verſammelt fanden, und wo man in der Bibel las und ſie nach den alten Ueberlieferungen und neuen Auslegungen erklärte. Solche Verſammlungen wurden manchmal ſelbſt unter dem Vorwande eines Trinkgelages abgehalten.

Da kam eine Zeit, in der, wie es ſchien, alle Heimlichkeit, weil alle Verfolgung, aufhören ſollte. Damals regierte der gute Kaiſer Joſeph, und ſeine Geſetze beſtimmten, daß Jedermann ſeinen Glauben ſollte öffentlich bekennen und auch ausüben dürfen. In der Gemeinde wurde viel darüber berathen, ob man aus der Heimlichkeit heraustreten ſolle oder nicht. Viele waren dagegen, denn ſie ſagten, die Zeit ſei noch nicht reif und die Gewalt der andern, der feindlichen Kirche noch zu groß, um es zu wagen und das Geheimniß offenkundig zu machen, und daß der Kaiſer mit aller Macht und mit dem guten Willen es nicht durchſetzen werde gegen die Geiſtlichkeit. Andere wieder ſagten: da die Jeſuiten vertrieben ſeien, die größten Widerſacher aller Andersgläubigen, und da der Kaiſer Hand legte ſelbſt an die anderen Orden und die Klöſter aufhebe, und da ſelbſt Biſchöfe auf ſeiner Seite ſtänden und manche in öſterreichiſchen Landen und draußen im Reiche ſich ſelbſt gegen die Macht des Papſtes in deutſchen Landen erhöben, wäre es Verrath und Feigheit, ſich länger zu ver-

bergen. Es hieße bei ſolcher Lage der Dinge zu viele Menſchenfurcht zeigen und ſeinen Gott verleugnen. Hätten doch die alten Taboriten ihren Glauben vor aller Welt bekannt und aufrecht erhalten, als der Kaiſer und das ganze Reich gegen ſie ſtanden und der Papſt das Böhmerland mit Bann und Interdikt im Innerſten zerriß. Es ſeien andere Zeiten; Das bewieſen die Vorgänge im Reiche ſelbſt, in Preußen unter König Friedrich und ſelbſt in Frankreich, wo, wie wir ſichere Kunde hatten, der verfolgten Kirche von König Ludwig größere Freiheiten zugeſtanden wurden, als ſeit hundert Jahren und mehr nicht der Fall geweſen. Die Meinung der Männer, die mit ihrem Glauben herausstreten wollten ans Tageslicht, wurde von Holland aus unterſtützt, wo die vor mehr als hundertundfünfzig Jahren, nach der Schlacht am Weißen Berge, ausgewanderten Böhmen eine Gemeinde bildeten und uns mit Zuſpruch und mit Sendung von Büchern, die dort gedruckt wurden, niemals vergeſſen hatten. Sie beglückwünſchten uns, daß wir nunmehr unſern Gott frei bekennen durften, und Das war wie eine Ermahnung, es zu thun und unſern Glauben nicht zu verleugnen.

Es war uns zum Unheil, daß wir unſer Geheimniß preisgaben. Das Volk um uns her ſtaunte zwar, als wir aufhörten, die Kirchen zu beſuchen und an ſeinen Feſten und religiöſen Handlungen theilzunehmen; es betrachtete, da es von Ketzern längſt nichts wußte, unſere Kommunion mehr als ein zauberiſches denn als ein ketzeriſches Werk, aber es ließ uns gewähren. Unſer eigenes friedliches Leben gab ihm ein gutes Beiſpiel, und unſer brüderliches Zuſammenhalten ſagte ihm, daß unſere Lehre doch manches Gute enthalten müſſe. Dazu kam wie eine unbeſtimmte Erinnerung, daß ſeine eigenen Väter einſt unſern Glauben gehabt hatten. Man gab uns die verſchiedenſten Namen: Helviten (Helvetier, von Zwingli und Kalvin), Altgläubige oder Altglauber, wohl auch Huſſiten und Taboriten; die Aemter bezeichneten uns zumeiſt als „Mähriſche Brüder.“ Manche Benennung ſollte auch einen Schimpf enthalten, aber trotzdem

ſtörte man unſere Ruhe nicht. Doch ſollte ſich Das alles bald ändern.

Du weißt es, Student, du weißt es aus den Büchern, daß Kaiſer Joſeph nicht lange regierte und daß viele ſeiner Geſetze vor ihm ſelbſt begraben wurden. Er war nicht ſtark genug, ſie am Leben zu erhalten. Er lebte noch, und er mußte es mit anſehen, wie viele ſeiner Befehle und Anordnungen ſo gedeutet wurden, daß ſie das Gegentheil von Dem, was er damit gewollt, beſagen mußten. Plötzlich wurde uns die Ausübung unſerer Religion bei den ſchwerſten Strafen verboten, und da man nun die Aelteſten und Vorſteher unſerer Gemeinde kannte, erging an dieſe der Befehl, ihre Bibeln an einem gewiſſen Tage den Biſchöfen zu übergeben.

Jetzt will ich dir erzählen, was ſie nicht in die Bücher ſchreiben laſſen, und was doch ſchön iſt.

Die Aelteſten und Vorſteher, zu denen auch mein Vater gehörte, ſollten ſich hier in unſerer Bergſtadt verſammeln und von da aus in die Kreisſtadt begeben, um dort dem Biſchof ſelbſt die Bibeln zu überliefern. An Widerſtand wollten wir nicht denken; auch war unſere Zahl eine ſehr geringe. Als die Aelteſten aus ihren Gemeinden abzogen, war großes Wehklagen, denn allgemein ging die Sage, daß ſie eben ſo wenig wie ihre Bibeln je wieder heimkehren ſollten; man ſagte, daß man ſie des Landes verweiſen oder ins Gefängniß werfen oder in weite Ferne ſchicken und zum „Schiffeziehen“ [1] verurtheilen werde. Das Wehklagen und die Sorgen waren um ſo größer, als die Aelteſten und Vorſteher alle hochbetagte Greiſe waren. Aber muthig, wenn auch trauernd, zogen ſie von dannen; zwölf an der Zahl, waren ſie den zwölf Apoſteln gleich anzuſehen. Als ſie aus dem Rathhauſe

[1] Vom „Schiffeziehen“ war, wenigſtens in meiner Jugendzeit, unter dem Volk als von einer ſehr harten Strafe viel die Rede. Wahrſcheinlich lag Dem eine dunkle Vorſtellung von der Galeerenſtrafe zu Grunde. Man dachte ſich den zum „Schiffeziehen“ Verurtheilten auch immer ſehr weit vom Vaterlande.

der Bergſtadt traten, wo ſie ſich verſammeln mußten, zog mancher Mann vor ihnen die Mütze, der ſie ſonſt auch vor Heiligenbildern zog, obwohl uns Das am Meiſten übel genommen wurde, daß wir die Heiligenbilder nicht verehrten.

Ich zog mit meinem Vater, wie mancher Sohn eines Aelteſten that, um ihn nicht zu verlaſſen und gleich zu ſehen, was mit den Greiſen geſchehen werde. Nach eintägiger Wanderung, auf der uns zwei Bewaffnete begleiteten, kamen wir in der Biſchofsſtadt an, ſpät in der Nacht. Am nächſten Tage, Morgens um zehn Uhr, ſollten die Greiſe vor dem Biſchof erſcheinen.

Um die beſtimmte Stunde machten ſie ſich aus der Herberge, wo wir auf Stroh übernachtet und ausgeruht hatten, auf den verhängnißvollen Weg. Zwei und zwei gingen ſie dahin, ſchweigend und ruhevoll; wir, ihre Söhne, folgten ihnen mit den Bibeln im Arme. Die Lakaien und Kapläne, denen wir im Hofe des Palaſtes, auf den Treppen und in den Vorſälen begegneten, ſahen uns mit ſpöttiſchen Geſichtern an, und da und dort fiel auch ein Wort des Hohnes und des Schimpfes. Was erwartete uns beim Biſchof ſelbſt?!

Der Biſchof, ein noch junger Mann — wenigſtens ſah er den ſehr alten Greiſen gegenüber mit ſeinen Vierziger Jahren noch ſehr jung aus — der Biſchof ſtand im halben Ornate in der Mitte ſeiner prächtigen Stube und ſtützte ſich mit der Hand auf einen mit kleinen Steinen in allen Farben ausgelegten Tiſch. Er hatte offenbar die Abſicht, die Greiſe freundlich zu empfangen, denn im erſten Augenblicke umzog ein Lächeln ſeine Lippen — bei ihrem Anblick aber nahm ſein Geſicht gleich einen andern Ausdruck an und ſah ſehr ernſt und wie erſchrocken drein. Die Alten blieben an der Thüre ſtehen und verneigten ſich. Er machte mit der Hand ein Zeichen, daß ſie näher kommen möchten, kam ihnen aber ſelbſt auf halbem Wege entgegen. Sie nahmen uns Jungen die Bibeln ab. Mein Vater trat mit der ſeinen zuerſt hervor und wollte, indem er ſie dem Biſchof hinhielt, etwas ſagen — aber da verließ ihn ſeine Ruhe und Stärke, und Thränen

floßen über ſein altes Geſicht herab. Da dieß die Andern ſahen, fingen ſie auch ſtill zu weinen an. Mein Vater küßte das Buch und legte es auf den Tiſch, und ſo thaten dann die andern Elf, einer nach dem andern. Kein Wort wurde geſprochen; auch ihr Weinen war ſo ſtill, daß es die Stille nicht unterbrach, nur wir Jungen, die wir an der Thüre ſtanden, ſchluchzten etwas lauter. Der Biſchof blickte unverwandt und mit andächtigem Staunen auf die alten Männer, die ſtill weinend, aber ruhig vor ihm ſtanden.

Mein Vater war der erſte, der wieder des Wortes mächtig wurde, und ſagte mit zitternder Stimme: Hochwürdigſter Herr, wir geben unſer Beſtes her, weil es uns im Namen des guten Fürſten befohlen wird; unſern Rathgeber, unſern Troſt. Wir wollen nicht ſündigen, indem wir uns dem guten Fürſten widerſetzen; aber wir wollen auch nicht ſündigen, indem wir unſern Glauben verleugnen, und ſo ſagen wir es, weil wir das Buch übergeben: wir glauben, daß das Buch dem Laien gegeben iſt wie dem Prieſter, daß die heiligen Symbole in allen Geſtalten gegeben ſind dem Laien wie dem Prieſter zur Erinnerung an den Fürſten der Liebe, und daß Jeder mit liebendem und reinem Herzen ſein eigener Prieſter iſt — und daß die Bruderliebe die einzige und wahre Religion iſt. Und indem wir das heilige Buch ausliefern müſſen, wollen wir nicht ſagen, daß wir uns vom Glauben trennen, bei dem zu verharren uns unſer Gewiſſen befiehlt, was auch über uns verhängt werden möge.

Der Biſchof nickte während dieſer Rede meines Vaters immer zuſtimmend und wie billigend mit dem Kopfe, ſagte aber kein Wort; doch bewegte es ſich in ſeinem Geſichte, als ob er etwas ſagen wollte, es aber vor großer Aufregung und innerem Widerſtreit nicht hervorbringen könnte.

Jetzt horche auf, was geſchah, damit du es immer wiſſeſt, wie ſtark die Wahrheit ſei, ſelbſt wo ſie nur in ſchwachen Greiſen dargeſtellt iſt.

Wie der Biſchof immer nichts ſagte und ſo eine geraume

Zeit verfloſſen war, fragte einer der alten Männer: Und was ſollen wir nun thun?

Mich ſegnen! rief er mit zitternder Stimme, und dabei that er raſch einen Schritt den Greiſen entgegen und neigte ihnen ſeinen Kopf zu, wie überwältigt von einer Laſt.

Wie ein großer Schreck durchfuhr es die Alten, und uns Jungen ſtockten plötzlich die Thränen, und wir ſahen mit ſolchem Staunen auf, als ob ſich vor unſern Augen ein Wunder begeben hätte. Mein Vater faßte ſich zuerſt, legte die Hand auf das Haupt des Biſchofs und ſagte lächelnd: Ein Bruder ſegnet den Bruder aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele und aus allen Kräften! — Dann winkte uns der Biſchof mit der Hand, und wir gingen voll von Heiterkeit, die wir ſo betrübt gekommen waren. Es war uns, als wäre aller Zwieſpalt aus der Welt genommen und wie eine Verheißung einer guten Zeit in der Zukunft.

Siehſt du, Das iſt's, was ſie nicht in die Bücher ſetzen und was doch wahr iſt: daß ſich ein Biſchof von den Ketzern hat ſegnen laſſen.

Du wirſt es begreifen, Student, fuhr der alte Richter nach einiger Zeit fort, daß wir über dieſes merkwürdige Ereigniß ſchwiegen, denn, ruchbar geworden, hätte es dem guten Biſchof viele Feinde gemacht. Auf dieſes Ereigniß folgte eine traurige Zeit, wenn auch keine eigentliche Verfolgung — die kam erſt ſpäter. — Die Geiſtlichen predigten gegen uns, und das Volk mied uns. Wir waren wie Verpeſtete, und den Leuten war das Wort „Ketzer" wieder geläufig geworden. Was mich betrifft, ſo habe ich für meine Religion ein gutes Weib verloren — du haſt ſie noch gekannt — es war die gute Alte, die vor zwei Jahren dort oben, über dem Dorfe, in der Mühle geſtorben. Sie war meine Verlobte, und wir liebten einander herzlich; als die Bibeln abgeliefert werden mußten und wir von allen Kanzeln als Anbeter des Teufels verſchrieen wurden, nahmen die Eltern ihr Wort zurück. Sie ſtarb als Jungfrau, ich bin ein alter Jung-

geſelle — aber was Einzelnen geſchieht, iſt immer eine Kleinigkeit in der großen und weiten Welt, und es iſt leicht zu tragen, wenn man ſich nicht ſelbſt verleugnet hat. Davon will ich weiter nicht ſprechen, wenn es mir auch wohl thäte, heute unter dieſen Apfelbäumen Enkelchen ſpielen zu ſehen, denen ich unſchuldige Geſchichten lieber erzählen würde, als dir dieſe traurigen. Davon genug. Der Kaiſer Joſeph ſtarb, wie man damals ſagte, vergiftet, jedenfalls vergiftet durch das Mißlingen aller ſeiner guten Thaten. Auf dem Todtenbette mußte er ſeine beſten Geſetze zurücknehmen, und nach ihm wurde es ſchlimmer, als es vor ihm geweſen. Kaiſer Leopold, ſein Bruder, regierte nur kurze Zeit, und als Franz zur Regierung kam, mußten wir erfahren, daß man mit der Ablieferung der Bibeln nicht ganz befriedigt war.

Eines Tages — mehrere Jahre nach Uebergabe der Bibeln — wurde mein Vater vor Gericht geladen und kehrte nicht wieder heim. Meine Mutter war längſt geſtorben, ich ſchloß das Haus und ging aus, um nach ihm zu ſuchen; er war damals ein Greis von achtzig Jahren. Ich fand ihn im Gefängniß der Kreisſtadt. In dieſer Stadt verdingte ich mich als Knecht, und mit meinem Lohne und dem Erlöſe vom Verkaufe eines Theils unſerer Habe gelang es mir, den Gefängnißwärter zu beſtechen und in den Hof zu kommen und den greiſen Dulder durch das Gefängnißgitter, das ſich hart am Boden befand — denn er ſaß in einer Kellerzelle — zu ſehen und zu ſprechen. An dieſem Gitter verbrachte ich manche Nacht, und in einer ſtürmiſchen kalten brachte ich mein Bett herbei und ſtopfte es nach und nach durch das Gitter, daß er wenigſtens weich und warm liegen konnte. O, die Nacht! ich werde ſie nicht vergeſſen. Die Herren glaubten damals, daß, wenn ſie die Aelteſten der Gemeinde, die man nun kannte, entfernten, erſchreckten oder bekehrten, die Andern von ſelbſt in den Schooß der Kirche zurückkehren würden. Ich weiß nicht, ob ſie bei meinem Vater die Mühe als vergeblich erkannten oder ob ſie ihn nur nicht im Gefängniß wollten ſterben laſſen, — nachdem er einen Herbſt und einen Winter lang in dem ſchreck-

lichen Keller verbracht, ließen ſie ihn frei, und ich brachte einen ſterbenden Mann in dieſes Haus, das er als ein wunderbar rüſtiger Achtziger verlaſſen hatte. Er überlebte den Frühling nicht, und in einem Winkel des Kirchhofs liegt er bei den Selbſtmördern begraben, wo ſie wahrſcheinlich auch mich begraben werden.

Siehſt du, Student, Das iſt Alles, was ich dir zu erzählen habe, — nun weißt du, warum ſie im Dorfe den alten Richter ſo anſehen — nun weißt du Alles!

Alles? fragte ich mit jugendlicher Naſeweisheit, — du haſt mir nicht geſagt, ob du jetzt der Aelteſte deiner Gemeinde biſt und ob du nicht auch irgendwo einen Kelch und eine Bibel verborgen haſt.

Der alte Richter erhob ſich, ſah mich freundlich lächelnd an und ſagte: Du biſt der Lieblingsenkel meines alten, todten Freundes, der immer treu zu mir hielt und Alles wußte. Ich will dich als ſeinen Erben anſehen, und ich antworte dir: Ja!





